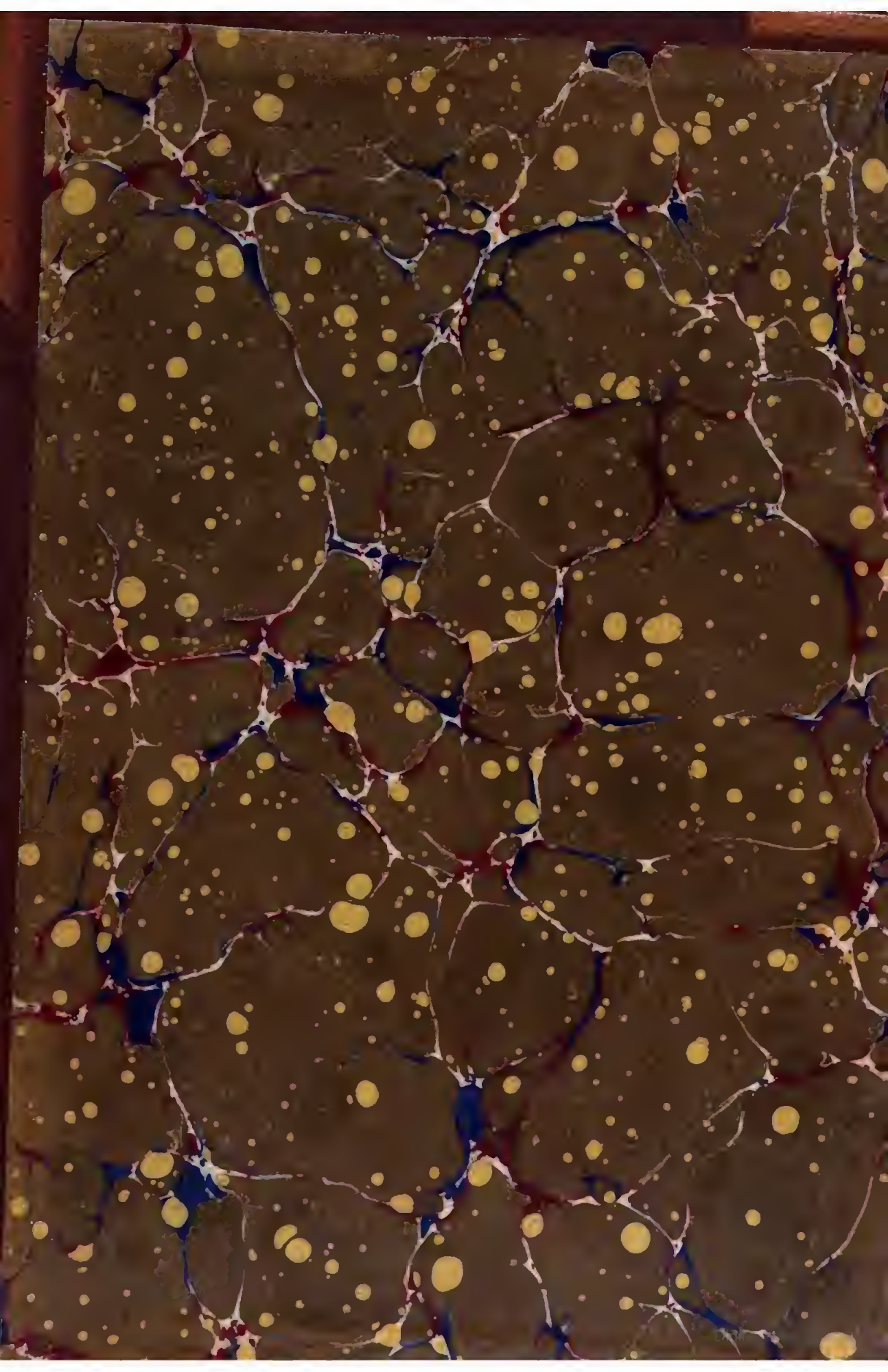
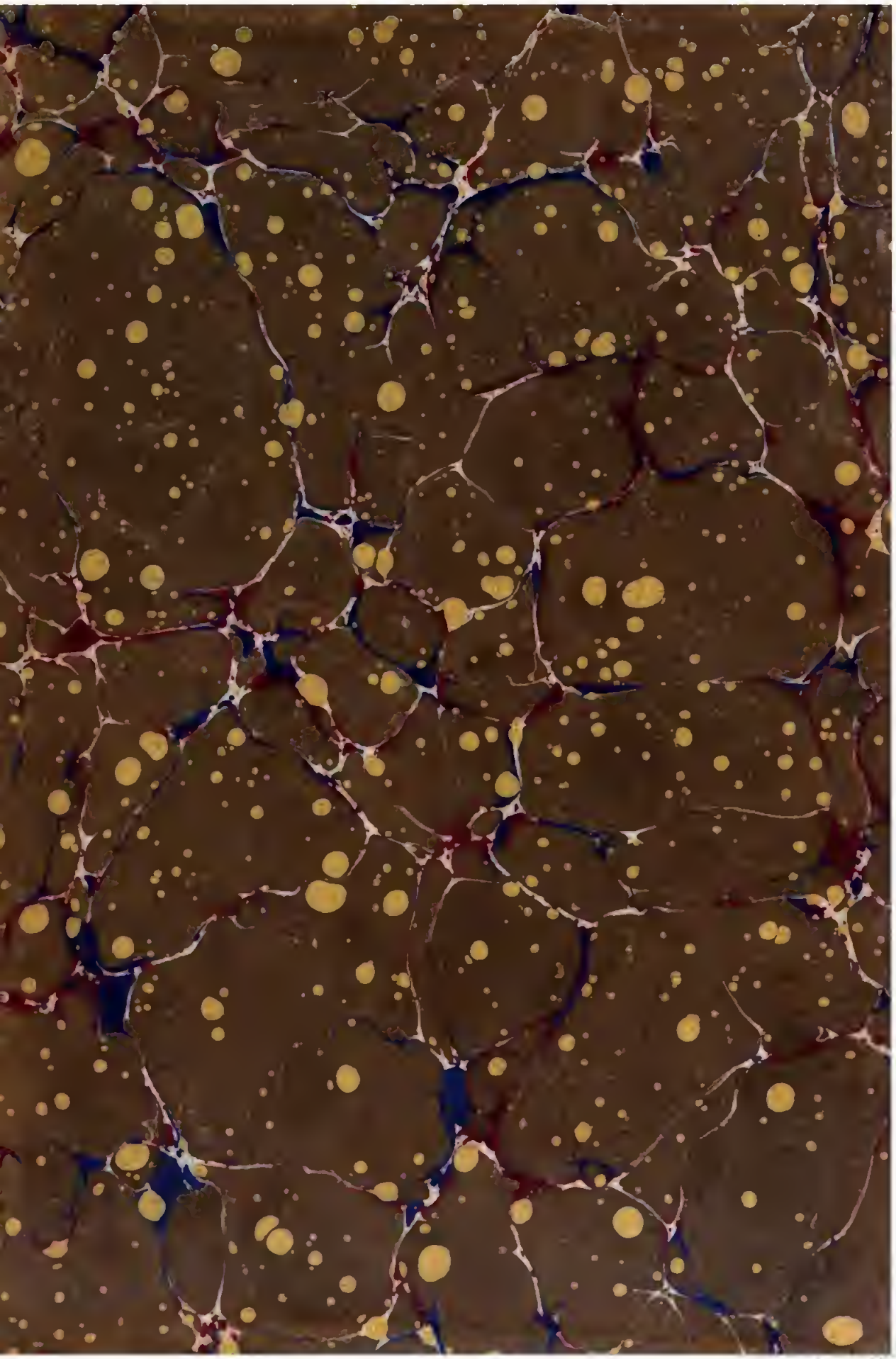
Velhagen & Klasings Roman-Biblio...





053
V436~

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Roman-Bibliothek.

Elfter Band.

Thönerne Füße
von Agnes Harder Seite 1—104

Erloschnes Licht
von Franz Rosen „ 105—306

Brumaire
von Ernst Muellenbach „ 307—395

Beigabe zu Velhagen & Klasings Monatsheften, XV. Jahrgang 1900/1901.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

LIBRARY
Leland Stanford, Jr.
UNIVERSITY
a61602

Velhagen & Klasings
ROMAN-BIBLIOTHEK

Thönerne Füße

Die Geschichte einer Enttäuschung

von Agnes Harder

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Wertvolle Romane

Zwei Männer

Roman von **Ida Boy-Ed.**

Ein starker Band von 400 Seiten. Preis in elegantem Geschenkband 6 M.

Die hohe Meisterschaft der Dichterin, die erstaunliche Schärfe ihrer Beobachtungsgabe, ihre große Gestaltungskraft, die hinreißende Wucht ihrer Darstellung zeigen sich in diesem reifen Werk im glänzendsten Lichte. Jede der Gestalten, die sie zeichnet — von den beiden Herren von Fronhofen, der gelähmten Frau auf dem Krankenlager, der schönen, stolzen Alexandra von Königsegg und der anmutigen Krankenpflegerin bis zu den Dienstboten auf den Gütern herab —, steht lebendig, greifbar vor den Augen des Lesers, und die Geschicke der Menschen, um welche der Roman sich kristallisiert, fesseln, rühren, ergreifen bis zur letzten Wendung der Handlung.

Ferner erschienen:

Ida Boy-Ed:

Die Schuldnerin

Eleg. geb. Preis 6 M.

Nichts

Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

G. v. Berlepsch:

Mutter

Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Ferner erschienen:

Ida Boy-Ed:

Sieben Schwerter

Eleg. geb. Preis 6 M.

„X"

Eleg. geb. Preis 6 M.

Bianca Bobertag:

Sommermärchen

Eleg. geb. Preis 5 M.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Thönerne Füße.

Die Geſchichte einer Enttäuſchung.

Von

Agnes Harder.

053
N436a

Digitized by Google

I.

Esther Donates war keine blendende Schönheit. Sie war frisch und gesund, so biegsam wie eine Weidengerte; aber ihre Züge waren unregelmäßig, der Mund hatte fast zu schmale Lippen, die Haut zu wenig Farbe. Das wellige Aschblond ihrer Haare bauschte sich an den Schläfen auf und ließ in schönem Ansatz die schmale Stirn frei, deren ausgeprägtestes Merkmal Reinheit war. Wirklich schön waren in diesem schmalen, aber gesunden Gesicht nur die Augen. Sie erklärten den Zauber, den Esther auf die Menschen ausübte, die mit ihr zusammenkamen. Diese Augen waren ein Spiegel für Leid und Freud dessen, der ihnen gerade sein Herz erschloß, so daß dem Klagenden sein Leid noch nie so erhaben, dem Glücklichen seine Wonne noch nie so sehr Seligkeit erschienen war. Aus sich selbst gaben diese braunen Sterne dann ein funkelndes Sonnenleuchten, ein Spielen zitternder Lichter, wie sie es eingesogen hatten von der großen Sonne, wenn sie durch die märkischen Kiefern fiel und auf dem Waldboden helle Kreise tanzen ließ. Das Herz, dessen Sendboten diese Augen waren, mußte offen und ehrlich sein, jedem Eindruck hingegeben. Nichts war geheimnisvoll in ihnen, wenn anders nicht die Natur selbst, die ihre Schätze über Berg und Thal streut, geheimnisvoll ist, sobald man tiefer in sie dringen will. Vor allem hätten die nicht ihre Rechnung gefunden, die in diesen braunen Sternen mit den tanzenden Lichtern nach dem Unglück ihrer Geburt gesucht hätten.

Denn Esther war ein nachgeborenes Kind, das seiner Mutter das Leben gekostet hatte. In der kleinen norddeutschen Universitätsstadt hatte man den jungen Privatdozenten noch nicht vergessen, der durch einen Winter hindurch sein blondes Weib mit solchem Stolz in die Kreise der Professoren geführt hatte, die ihm zu dem Glück, das er schon besaß, auch noch den Ruhm weissagten. Statt dessen war der Tod gekommen, ganz schnell, ohne warnendes Klopfen. Er hatte ihm die Feder aus der Hand genommen, und er hatte einige Monate später auch nach dem jungen Weibe gegriffen, man hätte meinen können, aus Barmherzigkeit, wenn er nicht das kleine Mädchen vergessen hätte, unter lauter halbaufgebrochenen Knospen, die der Frühling ausgestreut hatte — aber doch mit dem Duft von Totenkerzen in dem alten Gutshaus, um das in der Nacht die Käuzchen schrieen.

Das alte Haus gehörte der Frau Donates, deren Stolz mit dem Tode des einzigen Sohnes gebrochen war. Sonst war er ihre hervorragende Eigenschaft gewesen, und er hatte gut zu ihrer energischen Persönlichkeit gepaßt, die dem Hausstand mit einer Würde vorstand, der man nicht anmerkte, daß die Jahresabschlüsse mit dem Inspektor schon lange keinen Überschuß mehr ergaben. Solange der junge Herr lebte und zu den Universitätsferien nach Hause kam, war alles so wie in vergangenen Zeiten, das Familiensilber auf der Tafel, der Rest wenigstens, denn der Hauptschatz war 1806 verkauft worden — die langjährige Dienerschaft auf ihrem Platz, und der Hauch des Behagens und der vornehmen Abgeschlossenheit über dem ehemaligen Herrenbesitz, von dem der junge Gelehrte wohl immer noch annahm, daß er seinen Mann ernähre. Er hatte auch gar keinen Grund zu zweifeln, denn bei seinem kostspieligen Studium und den sich daranschließenden Reisen waren ihm nie Beschränkungen auferlegt worden. Er hatte auch, ruhig seiner Neigung folgend, ein armes, wunderschönes Mädchen geheiratet. Seine Mutter hatte nicht widersprochen. Ihr leises Zögern hatte er allein auf die Eifersucht ihrer Liebe zu ihm geschoben. Aber die stolze Frau, die es noch für ihre Pflicht gehalten hatte, sich aufrecht zu halten, bis das Kind ihres Sohnes das Licht der Welt erblickte, war zusammengebrochen, als dieses Kind dann in seiner Vereinsamung als ihr alleiniges Eigentum in ihre Arme gelegt wurde. Vielleicht, daß sie für einen Sohn den Kampf noch einmal aufgenommen hätte — für ein Mädchen nicht.

Seit jenem Tage war sie eine andere geworden, und ein Jahr später hatte sie das Gut verpachtet, auf zwanzig Jahre. Der Inspektor meinte, mehr als eine Last würde es nicht für sie sein, wenn sie darauf bestünde, weiter zu wirtschaften. Nur das Haus und den großen Garten hatte sie für sich behalten. Es war früher immer ein Fehler gewesen, daß der Wirtschaftshof so weit ablag. Jetzt war es ein Vorteil. Frau Donates blieb nun ganz für sich allein.

Von all dem las man nichts in den Augen Esthers. Keine Schatten, keine Vorahnung eines Schicksals, oder was man sonst in ein Kindergesicht hineingeheimnist, wenn man die Vorgeschichte kennt und das Orakel spielen möchte. Esther verlebte eine unendlich glückliche Kindheit. Sie ahnte nicht einmal, daß sie einsam war mit Tieren und Blumen, die sie so gut verstand, und mit den Dorfkindern, die sie zuweilen sah und die sie so liebte, besonders die ganz kleinen, die im Sommer nur ein Hemdchen trugen, und deren Flachsköpfe die Sonne ausbleichte, bis sie schneeweiß wurden. Die Großmutter liebte Esther, wie schließlich jeder den Lebensquell liebt, von dem er sich den letzten Labetrunk verspricht, und so ungefähr wurde Esther auch von ihrer Erzieherin geliebt, einem alten Mädchen, das viel von der Welt gesehen hatte, das heißt viele Schulzimmer in Deutschland und in England, und das hier in Peterswalde in einen bescheidenen Lebenshafen eingelaufen war.

Esther wurde ganz von den beiden Frauen erzogen. Nicht einmal die üblichen Pensionsjahre schlossen sich an die Einsegnung in der kleinen Dorfkirche. Fräulein Fränkel hielt nichts von Pensionen, und Esther verlangte nie hinaus. Es war keine andre Unruhe in ihr als in den alten Ulmen im Garten, wenn der Saft in ihnen zu steigen beginnt. Fräulein Fränkel lebte, wie so viele alte Mädchen, fest verwachsen mit ihren Erinnerungen, in einem ausgebreiteten, ausführlichen Briefwechsel. Esther

war achtzehn Jahre, als die Großmutter sie fragte, ob sie für einige Zeit nach England wolle. In einer der Familien, in denen Fräulein Fränkel unterrichtet hatte, wünsche man eine junge Deutsche zur Gesellschafterin und Freundin der Tochter. Esther fühlte, daß die Großmutter mit einer solchen Trennung, die mindestens auf zwei Jahre berechnet war, ein großes Opfer bringe, aber Frau Donates gab einen Vorschlag schon immer mit einer Entschiedenheit, gegen die sich nichts einwenden ließ. Hatte sie ihn doch mit Fräulein Fränkel lange und sorgfältig überlegt.

Es gab noch einen Menschen, der in solchem Fall der Form wegen gefragt werden mußte. Das war Esthers Vormund, Heinrich Keller, ein jüngerer Vetter ihres Vaters, der bei ihrer Geburt gerade das nötige Alter gehabt hatte, um Frau Donates als Gegenvormund beigegeben zu werden. Er kam zuweilen nach Peterswalde, ziemlich der einzige Besuch, der die Einsamkeit der Frauen unterbrach. Als Esther zehn Jahre alt war, verheiratete er sich. Er war damals vom Teilnehmer der Besitzer einer Verlagshandlung in Berlin geworden, und seine Geschäfte gaben ihn einige Jahre hindurch für längere Zeit nicht frei. Er zeigte in dieser Zeit die Geburt und den Tod von zwei Knaben an. Später hörte Esther, daß seine Frau unheilbar krank und fast beständig an das Bett gefesselt sei. Sie dachte zuweilen an die Arme, wenn sie den Harzduft der märkischen Wälder atmete oder ihr Boot mit kräftigem Ruderschlag über den See trieb, den dieser Wald mit seinen Bäumen wie mit festen grünen Armen umschloß. Gesehen hatte sie des Vormundes Frau nie.

Als sie eingesegnet wurde, kam Keller zum erstenmale wieder nach Peterswalde. Die heilige Handlung fand am Himmelfahrtstage statt. Am Vormittag vorher ging Esther mit dem Vormund ein paar Stunden durch den Wald. Sie hatte ein Körbchen mitgenommen, um die Morcheln hinein zu thun, die sie im Vorübergehen finden würden, denn Esther kannte hier jeden Wildwechsel, jedes Jagen und Gestell, jeden Wachholderstrauch und jede Buche, die sich zwischen die Kiefern verirrt hatte und nun einen Kreis von Erde jährlich mit ihrem trocknen Laub düngte, daß Waldanemonen und Leberblumen hier im Frühling wie in einem Elfenring gepflanzt schienen.

Neben Esther konnte man ruhig schweigen. Sie war vieles Reden nicht gewohnt, und die Stille legte keine Last auf. Sie war kein Zeichen der Entfremdung, sondern der innigsten Nähe, denn das junge Mädchen, das noch halb ein Kind war, hatte eine so zutrauliche, liebe Art im Verkehr mit Menschen, daß sie später selbst solche rührte, die ihr nicht mit reinen Absichten entgegengetreten waren. Dieser Maiabend blieb Heinrich Keller unvergeßlich. Wie alle guten, starken Naturen hatte er ein Gefühl innerlicher Zusammengehörigkeit mit der Natur, die er in Berlin in seinen Büreaus und unter dem Klappern der Druckmaschinen fast schmerzlich entbehrte. Davon sprach er zu Esther. Von dem Druck des Krankenzimmers schwieg er. Sie gingen über das frische Waldgras, das seine feinen, braunen Blütenrispen trug, zwischen denen nur selten eine Frühlingsblume wie ein Stern stand. Die Kiefern ließen die Strahlen der tiefstehenden Sonne wie Gold an ihren rötlichen Stämmen hinabgleiten. Sie trugen alle ihre jungen Triebe, an denen noch der weiße Harzschaum der erst kürzlich gesprengten Knospe klebte. Die Drossel sang, und Esthers Augen schienen mitzusingen, denn die Drossel liebte sie mehr als die Nachtigall. Keller sah in diesen Augen die Sonnenlichter tanzen, geradeso wie sie durch die bläulichen Nadeln der

Bäume in beſtändigem Zucken und Flimmern auf den Waldboden fielen, er ſah an einem freudigen Aufleuchten jedesmal im voraus, wenn ſie wieder einen der braunen, faltigen Schwämme mit der warm leuchtenden Samthaut entdeckt hatte und in ihr Körbchen that. Er fühlte ihre Gegenwart wie die des knoſpenden Waldes um ſich herum, und dennoch ſo perſönlich, daß ihm einen Augenblick der Gedanke kam, dieſem jungen Weſen einen Einblick in ſein zerſtörtes Leben zu gewähren. Freilich nur einen Augenblick lang. Heinrich Keller war kein Mann, der ſich hinreißen ließ.

Sie ruderte ihn dann über den See zurück. Das Waſſer war noch ſehr kalt, aber in einigen Tagen hoffte ſie ſchon wieder das kleine Badehaus benützen zu können, das Großmutter hier für ſie hatte bauen laſſen, und aus dem ſie im Sommer täglich hinausſchwamm, ſicher in ihrer jungen, früh geübten Kraft. Sie erzählte ihm von einem Neſt der Wildente, das ſie behütet habe, bis die Jungen ausgekommen ſeien, und daß es ihr ſogar gelänge, den ſcheuen Taucher zu belauſchen. Dann zog ſie die Ruder ein, ſah ihn ernſt an und faltete die Hände.

„Nun erzähle mir von meinem Vater!“

Die Großmutter ſprach ſehr oft von ihrem Sohn. Eſther wollte aber einmal etwas Menſchlicheres hören. Sie fühlte aus den Reden der alten Frau die Erhabenheit der Mutterliebe heraus, und die entfremdete ihr das teure Bild. Keller dagegen konnte ſie befriedigen. Er hatte als Schüler für den flotten Studenten geſchwärmt, der ſein Ideal geweſen war. Er wußte eine Menge kleiner Züge, von der berühmten Freundſchaft zwiſchen dem Corpshund und dem jungen Fuchs, von ſeiner erſten Menſur, ſeiner furchtbaren Beleidigung eines Nachtwächters, die darin beſtanden hatte, daß er ihn eine politiſche Null genannt hatte. Eſthers Geſichtchen hatte ſich verklärt. Das war ihr junger Vater! In der bewundernden Liebe der Mutter, die dem mit achtundzwanzig Jahren verſtorbenen Sohn ſchon all die Ehren gab, die er ſich vielleicht in einem langen Arbeitsleben verdient hätte, hatte ſie ihn nicht erkannt. Sie reichte Keller ihre ſchmale, bräunliche Hand hin, die einen ſo feſten, freien Druck hatte.

„Ich danke dir!“ —

‚Was wird wohl ihr Schickſal ſein,‘ dachte Keller am folgenden Tage in der kleinen Dorfkirche, während der Prediger ſeine Hand in Eſthers banſchiges, blondes Haar legte. Das Schickſal eines Weibes iſt der Mann. Und Keller kannte ſein Geſchlecht und wußte, daß für ein feinfühliges Weſen mit großer Empfindungskraft und großem Opfermut die Liebe oft Rabenſchwingen hat und den Ruf des Totenengels. Wird er ſie hüten und hegen? Wird er ſie zerbrechen? Es ſchien ihm, als würde die Liebe dieſes Mädchens einmal ein großes Gut ſein, ein Segen für ein ſtarkes Herz, aber eine Laſt für ein ſchwaches, ſelbſtſüchtiges.

Er ſprach Eſther an dieſem Tage noch einen Augenblick allein. Die Großmutter hatte ihr ein köſtliches Geſchenk gemacht, den Schreibtiſch ihres Vaters, und in einem Fach wohlgeordnet und mit Bändern umbunden die Briefe, die ihre Eltern in den drei Monaten ihres Brautſtandes miteinander gewechſelt hatten. Die alte Frau hatte ſie nie geleſen, ſo oft ſie auch heute noch in den an ſie gerichteten blätterte, die in Jahrgängen geordnet waren. Ob aus Eiferſucht, ob aus Zartgefühl? Sie gab ſie jetzt ihrer Enkelin, und Eſther ſagte zu Keller, während ſie mit ihm in dem verwilderten Garten auf einer mooſigen Steinbank unter einem Strauch von Goldregen aß:

„Soll ich sie schon lesen, was meinst du, Heinz? Ich hab' gleich den einen angefangen. Aber —" Ein glühendes Rot bedeckte ihr Gesicht. Seit ihrem Gespräch am andern Tage hatte sie sich dem Vater so nahe gefühlt, in überschäumender Jugendlust, mit dem Cerevis in der Stirn hatte er ihr vor Augen gestanden. Nun hatten die ersten leidenschaftbebenden Worte sie erschreckt und sie ihm wieder entfremdet.

„Wie alt bist du, Esther?"

„Sechzehn."

„Willst du auf deinen Vormund hören?"

Sie nickte ernsthaft. Wenn sie „Ja" sagte, war es wie ein Schwur.

„Warte noch zwei Jahre. Die Briefe gehören dir ja nun. Niemand kann sie dir rauben."

Er wußte, daß sie die Neugier nicht kannte, weil ihr nie etwas verboten gewesen war, und er freute sich, daß er sie noch eine Weile vor der Bekanntschaft mit der Leidenschaft bewahrt hatte.

II.

Heinrich Keller war schon schriftlich zu den Beratungen über den Aufenthalt in England herzugezogen worden. Als schon alles entschieden, kam er zu einer mündlichen Besprechung nach Peterswalde, wo er seit der Einsegnung seines Mündels nicht gewesen war. Es war noch Februar. Der Frost hatte erst nach Weihnachten eingesetzt, und der kleine Strohschlitten holte ihn von der Bahnstation. Aber die Decke aus Fuchsfell hielt köstlich warm, und wie immer überkam ihn ein Gefühl von Heimatsfreudigkeit, als er sich dem Herrenhaus näherte, dessen hohes Ziegeldach eine Last von Schnee trug. Esther kam eben vom Waldsee, wo sie Schlittschuh gelaufen war. Die Pelzmütze saß ihr schief auf dem Köpfchen, sie hatte frische Farben, und als sie Keller die Hand gab — eine zärtlichere Begrüßung ließ sie sich schon lange nicht mehr gefallen — und ihn freundlich ansah, begriff er plötzlich nicht, wie er in seinem harten Leben den Sonnenschein, der von ihr ausging, zwei Jahre hatte entbehren können.

„Nun, Esther, gehst du gern hinüber?"

„Ach," sagte sie lachend, „bei dir ist die Frage genau so Formsache wie bei Großmama. Ihr wollt meinen langen Kleidern schmeicheln. Ihr habt entschieden, und da ich an eure Liebe glaube, so wird es wohl gut sein."

Es war auch wirklich nichs dagegen zu sagen. Mrs. Birch lebte in Windsor, wo ihr Mann Anwalt war. Fräulein Fränkel kannte die Verhältnisse genau, wenn auch die jüngste Tochter, die als Gefährtin für Esther in Frage kam, nicht mehr von ihr erzogen worden war. Sie wollte Esther selbst hinbringen. Das alte Mädchen wurde ganz aufgeregt bei dem Gedanken an die Reise, die sie vor zwanzig Jahren zum erstenmal gemacht hatte, damals schon nicht mehr jung.

Esther war gar nicht ängstlich. Keller versprach, sie im nächsten Frühling zu besuchen. Und er hielt auch Wort. Er hatte in London zu thun und machte sich einen Tag für Windsor frei. Natürlich hätte er sich anmelden können. Aber da er ja keine weitere Gastfreundschaft beanspruchte und im Hotel übernachtete, so wollte er

ſich die Freude nicht verſagen, Eſther zu überraſchen. Er freute ſich auf das Sonnenſpiel in ihren Augen, wenn er ihr plötzlich gegenüberſtehen würde. Es war ſonderbar, wie jung er ſich immer fühlte, wenn er zu ſeinem Mündel fuhr. Er vergaß dann ſein hartes Leben, das ihm nichts gebracht hatte als Enttäuſchungen, ſeine arme, gelähmte Frau und die Gräber ſeiner Kinder, und er vergaß auch, was noch das beſte daran war, die Geſchäftslaſt, die ihm von Tag zu Tag weiterhalf.

Als das herrliche Schloß von Windſor aus dem förmlich aufjubelnden Frühlingsgrün hervortauchte, hoch und herrſchend, mit Zinnen und Türmen, ſo recht ein Schloß im Sinne der mittelalterlichen Dichtung, freute er ſich, daß dieſes graue Gemäuer über Eſther wachte, denn es ſah nach Schutz und Trutz aus und doch auch nach behütender Liebe und Poeſie.

In dem hübſchen Hauſe des Mr. Birch, an dem die mattlila Blütentrauben der Glycinien hingen und lauter Töpfe mit blühenden Maßlieb vor den Fenſtern des Erdgeſchoſſes ſtanden, erwartete ihn nun freilich eine Enttäuſchung. Die jungen Damen waren nicht da. Sie waren in den Playing Fields bei einer Partie Golf. Aber Mrs. Birch, die ſeinen Namen gut kannte, ließ es ſich nicht nehmen, ihn dorthin zu begleiten, um Eſthers Überraſchung zu ſehen. Sie war ſolch ein sweet girl, den ganzen Weg entlang unterhielt ſie ihn von ihren Tugenden und von der feſten Freundſchaft zwiſchen ihr und dear Lucy. Keller, der ein wenig verſtimmt war, hatte die Vermutung, daß die Mutter neben ihm, wie eine deutſche Mutter auch, zu Gunſten eines gewiſſen jungen Mannes ſprach, den er mit einer Zeitung in einem easy-chair unter den Platanen des kleinen Hausgartens hatte liegen ſehen, um ſo mehr da er wußte, daß der sollicitor einen erwachſenen Sohn hatte, der ihm im Geſchäfte half. Aber da waren die Spielfelder, ganz in dieſes unbeſchreibliche engliſche Frühlingsgrün getaucht, und da warf eine weißgekleidete Geſtalt den Golfſtock im Bogen in das Gras und flog auf ihn zu — und da ſah er wirklich in die ſonnigen Augen, in die trotz all des goldnen Flimmerns gleich die Thränen ſtiegen bei der plötzlichen Erinnerung an die Heimat.

Natürlich blieb er zum lunch. Trotz ſeines geheimen Widerwillens gegen Bob ſtellte er ſich ſehr gut mit allen, worüber er ſich im ſtillen wunderte, denn Heinrich Keller war nichts weniger, als ein society-man. Er hatte nie gewußt, daß er irgendwelche geſellſchaftlichen Talente habe, beſonders in einem fremden Lande, noch dazu in einer ihm nicht ganz geläufigen Sprache. Aber er meinte, Eſther ſei daran ſchuld. In ihrer Gegenwart hätte auch eine Wachsfigur die Steifheit vergeſſen. Er fand, daß ſie ſich wundervoll entwickelt habe, die ſichere Offenheit der Engländerin vereinte ſich mit dieſer Zutraulichkeit des reinen Herzens, die auf ihrer Stirn wohnte und aus ihren Augen leuchtete. Er erzählte von ſeinen Londoner Streifzügen, von den Schauern des Detektiv-Muſeums und den unmenſchlichen Grauſamkeiten des auſtraliſchen Gefangenenſchiffs. Man lachte ihn aus. Das waren ja Dinge, die den Engländern ſelbſt fremd waren. Man war in heiterſter Laune, als man aufſtand.

„Das wußte ich nicht, Heinrich, daß du auch dieſen ‚little touch of humour‘ haſt. Du biſt mir immer ſo ſchrecklich ernſt vorgekommen.“ — „Das bin ich auch. Aber was willſt du, Eſther, ich habe eben einmal einen Tag Ferien.“

„Dann wollen wir ihn genießen,“ ſagte ſie heiter. „Bis zum dinner habe ich

uns Urlaub erwirkt. Wenn wir nur um acht Uhr zurück sind. Und Peggy und den dog-cart bekommen wir auch."

Peggy war ein ruhiger Pony, den man Esther ohne Gefahr anvertrauen konnte, und so fuhren die beiden allein nach einem flüchtigen Besuch der Schloßterrasse in den Frühling hinaus.

„Fragst du gar nicht, wohin es geht, Vormund Heinrich?"

„Nein. Wahrscheinlich nach den Virginia Waters. Da hat man ja wohl einige antike Marmorsteine aufgestellt, und das genügt hier, im Lande Lord Elgins, um eine Sehenswürdigkeit daraus zu machen."

„Du bist sehr ungerecht, Vormund Heinrich. Einmal sind die Virginia Waters wirklich bezaubernd, wegen ihrer Bäume und des Rasens, und der herrlichen Alleen, dann hast du aber auch ganz falsch geraten. Ich bringe dich zu meinem Lieblingsort, und ich müßte nicht in Peterswalde erzogen sein, wenn meine Schönheit die Schönheit für alle wäre. Hast du jemals etwas von Burnham Beeches gehört?"

„Nichts. Ich weiß nur, daß Beeches Buchen sind."

„Mehr brauchst du vorläufig auch nicht zu wissen. Sieh lieber nach rechts, da liegt Eton College. Mit einigen von den ältesten Schülern waren wir am Vormittag in den Golfgründen."

„Ihr seid hier wohl viel mit jungen Leuten zusammen?"

Sie nickte nur, denn sie war mit Peggy beschäftigt. Es fiel ihm ein, daß sie außer ihm und dem alten Pastor kaum einen Herren gesehen hatte, ehe sie nach England kam.

„Kommst du gut mit ihnen aus?" fragte er.

Sie sah ihn ganz erstaunt an.

„Sehr gut. Warum meinst du?"

Er antwortete nicht. Diesen Augen gegenüber war er plötzlich ganz ruhig geworden in Bezug auf Bob und dessen etwaige Ansprüche.

„Magst du England eigentlich leiden, Esther?" fragte er nach einer Weile.

Sie sah sich mit strahlenden Augen um.

„Sieh nur, wie grün es ist. Ich meine immer, ich sah nie so viel Grün beisammen in der lieben, alten Mark. Ich weiß natürlich, daß das daher kommt, weil um Peterswalde Ackerland ist und Nadelwald, und du wirst nicht glauben, daß ich die ganze Herrlichkeit hier je mit der Heimat vertauschen möchte. Aber meine Augen können sich gar nicht satt trinken. Lauter Weiden, und überall standen primroses, und jetzt — sieh nur die Blumen! Und alle Wege mit Weißdorn eingefaßt — ist maytree nicht ein hübscher Name dafür? — und fast durch den ganzen Winter war es grün, die Wiesen natürlich. Atme nur die Luft. Die thut gut, nicht wahr?"

„Also hauptsächlich liebst du an England das Grüne. Eine Engländerin aber, etwa Mrs. Bob Birch, möchtest du nicht werden?"

Sie lachte leise vor sich hin.

„Nein, lieber Vormund. Ich möchte doch keinen Mann haben, der nichts vom alten Fritz weiß und von der Schlacht bei Fehrbellin, und dem Bismarck nur ein pommerscher Junker ist. Sei ganz ruhig."

Dann sah sie mit einem verträumten Ausdruck in die Ferne. Keller beobachtete

ſie, und ſchweigend, aber in dem lieben Schweigen feſter Zuſammengehörigkeit fuhren ſie auf den Landwegen dahin, die Eſther vorhin ſo geprieſen. Jetzt, in den erſten Tagen des Mai, waren ſie wirklich nur die umbuſchten Gänge eines Blumengartens. Dann that ſich eine weite Ebene auf, eine Heide, die wohl im Sommer ihren Purpur tragen mochte, wie der heimiſche Kiefernwald. Jetzt aber flammte ſie in dem ſatten Goldgelb des Ginſters.

„Das iſt auch charakteriſtiſch hier, der viele, viele Ginſter. Manchmal thut er meinen Augen weh. Er macht alles tot neben ſich und hat ſo etwas Herrſchendes, gerade wie Gold. Doch da ſind meine Buchen. Erſt wollen wir aber Thee trinken."

Rechts dehnte ſich ein Wald aus, der erſt den zarten Schleier der eben geöffneten Blättchen trug. Eſther aber blieb auf der Heide und fuhr über das trockene Kraut auf einige Landhäuſer zu. Aus dem einen trat ein halbwüchſiger Junge, der ſie zu kennen ſchien. Sie vertraute Peggy und den zweiräderigen Wagen ſeiner Obhut an und ging mit Keller in die Wirtsſtube. Es war ein einfaches Landhaus, aber ſie bekamen zu ihrem Thee prachtvolle Orangenmarmelade und friſche Toaſte, und Eſther bediente ihren Vormund, und er ſaß ſo bequem in ſeinem geflochtenen Rohrſtuhl und ſah ſo andächtig nach den an die Wand genagelten Graphiebildern, er nahm dieſes Stückchen Heimat, das ihm da in einem fremden Lande in einem Gaſthauſe geboten wurde, ſo dankbar hin, daß es ihm faſt leid that, als Eſther aufſtand.

Aber dann war es draußen doch noch ſchöner. Die Buchen waren uralt, nicht hoch und ſchlank, ſondern mehr wie unzähligemal geköpfte, mächtige Weiden. Die Stämme waren von rieſiger Stärke, zerklüftet und zerriſſen, ſo ausgehöhlt, daß ſie beide bequem Schutz in ihnen gefunden hätten, wenn ein Regen gekommen wäre, und zu dieſem faſt zerfallenden Alter ſtand der zarte Schauer junger Blätter in faſt rührendem Gegenſatz. Durch das verwitterte Laub auf dem Boden ſproßten die feinen Lanzen des friſchen Graſes, und in ihnen ſtand das Wunder aller engliſchen Frühlingsblumen, die zierlichen, ſüß duftenden blue-bells. Darüber aber klang die frohe, zuverſichtliche Strophe der Droſſel.

Eſther ſah zu ihrem Begleiter in die Höhe. Sie wollte ein wenig gelobt ſein. Aber ſelbſt in den häßlichen, grobknochigen Zügen, die ſonſt ſo ſchwer den Regungen ſeiner großen Seele nachgaben, für welche die Natur ſie als Maske gewählt hatte, las ſie den Ausdruck faſt wunſchloſer Zufriedenheit.

„Die Buchen ſollen nämlich noch aus der Zeit Alfreds des Großen ſtammen," ſagte ſie ſtolz.

„Das bezweifle ich doch. Aber ſchön iſt es hier. Wenn du genug von den blauen Hyazinthen geſammelt haſt, möchte ich mich einmal lang in das Gras legen. Das thut einem armen Menſchen wohl, der eine Druckerei in der Königgrätzerſtraße in Berlin hat."

„Warte, hier iſt es noch zu feucht. Ich werde dir eine Stelle ausſuchen."

Durch Burnham Beeches geht eine Schlucht, in deren Nähe ſie geraten waren. Sie retteten ſich aus der Näſſe wieder auf feſten Boden, und hier, wo der Raſen ſchon kräftiger war, ſetzte ſich Eſther in einen der hohlen Stämme, der förmlich wie ein ziemlich geräumiges Borkenhaus ausſah. Ein wilder Apfelbaum ſtand daneben und tauchte ſeine roſigen, blütenſchweren Zweige in das Grün der alten Buche. Eſther

hatte den Hut abgenommen und hielt die Hände mit dem großen Strauß von bluebells in dem Schoß. Keller, der im Gras lag und den Kopf in die Hand stützte, dachte, daß man zu König Alfreds Zeiten geglaubt haben würde, sie sei eine Zauberin, und daß auch ihn eigentlich nichts hindere, sie für eine Verkörperung der jungen Natur zu halten.

„Hast du jetzt eigentlich die Briefe deiner Eltern gelesen, Esther?"

Sie wurde ganz rot. Die Augen, die zu ihm hingeschaut hatten, senkten sich auf die Blumen in ihrem Schoß.

„Ich wollte es dich schon damals fragen, ehe du nach England gingst. Ich vergaß es dann aber."

„Damals hatte ich sie auch noch nicht gelesen," sagte sie eifrig. „Du warst ja im Februar bei uns, und die zwei Jahre waren erst am Datum meiner Einsegnung herum, gerade als Fräulein Fränkel wieder abgefahren war und ich mich doch noch fremd fühlte und Heimweh hatte. In vierzehn Tagen wird es ein Jahr sein." Er lächelte, daß sie sich in ihrer Ehrlichkeit so streng an den Tag gebunden hatte. Aber das Lächeln verging ihm, als er den Schmerz hörte, der durch ihre Stimme zitterte: „O Heinrich — ich weiß nicht, ob ich das überhaupt hätte lesen dürfen — ob irgend ein Mensch das Recht hat, andern so mitten ins Herz zu schauen. Ich bin nur froh, daß Großmama sie nicht angerührt hat. Ich denke, sie hätte es nicht ertragen, zu wissen, daß Papa jemand anders so viel, viel mehr geliebt hat, als sie. Ich —"

Sie brach ab. Ein Schluchzen kam von ihren Lippen. Aber Keller richtete sich auf. Ihr Antlitz war so verklärt, so von innen heraus durchleuchtet, daß ihm, verbunden mit dem verträumten Ausdruck von vorhin eine Gewißheit kam.

„Du liebst selber, Esther. Sage es mir. Ich bin ja wie dein Vater."

Wie vorhin während der Fahrt kamen ihre Augen zu ihm, so zutraulich, daß sie sein Herz rührten.

„Nein, Vormund Heinz. Wie kommst du nur darauf? Aber ich will dir ein Geheimnis anvertrauen, etwas, was Großmama nie wissen darf. Ich hab' mich in die Briefe verliebt. Ja, glaub es nur, ganz im Ernst. Ich kann manche ganz auswendig, und ich sage sie vor mich her, des Nachts, wenn ich einmal nicht schlafen kann. Die Briefe haben mich ein Geheimnis gelehrt. Denn die Liebe ist doch ein Geheimnis, nicht wahr? Und wenn meine Eltern so lieben konnten, so werde ich es auch. Ich fühle es ordentlich." Sie legte eine ihrer schlanken Hände auf ihre Brust. „Es ist schon da, Heinz, ich weiß nur noch nicht, was ich damit machen soll. Aber ich werde warten."

Sie sah gerade aus in die weichen, jungen Blätter und die Apfelblüten. Eine irre Angst ergriff ihn.

„O Kind! Weißt du auch, was du thust? Weißt du, daß nichts so gefährlich ist, als goldene Ideale aufstellen? Hast du nie etwas davon gehört, daß sie thönerne Füße haben?"

„Aber die Liebe ist kein Ideal, Heinz. Ich weiß es ja aus den Briefen. Sie ist eine Wirklichkeit. Sie kommt. Man darf sie nur nicht selbst zerstören. Du hast mich vorhin nach Bob Birch gefragt und nach den jungen Etonschülern. Du mußt nicht denken, daß ich ein Spiel meine, wie es Lucy mit einem von ihnen treibt —

gewiß nicht. Ich meine nicht, daß man es ebensogut lassen könnte und heute so sein und morgen so, oder auch einen andern küssen, wenn der eine nicht da ist. Nicht wahr, das glaubst du nicht von mir?"

Sie sah flehend zu ihm hin.

„Nein, Liebling. Aber wenn du dich einer fremden Gewalt so hingeben willst, dich so ausliefern an ein Unbekanntes, wo willst du denn die Sicherheit hernehmen, daß der andre es auch verdient? Nicht alle Männer sind wie dein Vater."

„Mein Herz wird sich nicht irren, Heinrich. Wie könnte man sich irren, wenn es sich um das ganze Leben handelt? Und wie soll man denn Erfahrungen machen in der Liebe, wo es doch kein Handeln gibt — wenn nicht auf solchen Schmugglerwegen, wie Lucy sie geht?"

„Du bist noch sehr jung, Esther," sagte er ernst.

„Ich will ja auch noch warten. Nicht einen Schritt will ich dem Wunderbaren entgegengehen. Ich weiß, es wird mich finden. Habe ich jemals von Peterswalde in die Welt gedrängt? Ich fühl' es, daß mich die Liebe finden würde, und wenn ich immer bei Großmutter bliebe. Es ist das Erbteil meiner Eltern."

Sie schwiegen beide. Heinrich hielt es für gefährlich, daß sie sich noch mehr aussprach. Sie hatte ein Feuer im eignen Herzen angesteckt. Der Brand durfte sie nicht verzehren.

„Versprich mir nur, Esther, daß du mir sagst, wenn du den Mann findest, dem du diesen Schatz geben willst. Versprich es dem Freund, nicht dem Vormund."

Sie gab ihm die Hand, denn sie waren beide aufgestanden. Es war Zeit zur Heimkehr.

„Ich verspreche es dir. Aber suche dann nicht, mir abzuraten. Denke dann an diese Stunde."

Als Heinrich Keller zurückfuhr und während einer stillen, nebligen Überfahrt nach Vlissingen Zeit hatte, die verflossenen Eindrücke zu sichten, blieb trotz aller geschäftlicher Abschlüsse der Nachmittag in Burnham Beeches der wichtigste für ihn. Er war während des dinners noch in der Familie gewesen — für diese Gelegenheit hatte er den Frack nach Windsor mitgebracht, ein Opfer, das Esther nicht einmal bemerkte, da sie seine Abneigung gegen gesellschaftlichen Zwang nicht kannte — aber jener little touch of humour, der allen beim lunch so gefallen hatte, war in seinem Gesicht nicht wieder erschienen. Noch jetzt, in dem Nebel, der ihm die flachen Ufer von Harrich verdeckte, glaubte er Esthers Gestalt zu sehen in dem einfachen Kleid, in dem sie zu Tisch erschienen war, aber mit freien Schultern und Armen. Er hatte sie doch eigentlich noch immer für ein Kind gehalten. Nun hatte sie ihm gezeigt, daß Körper und Geist gereift waren.

Während er sich fröstelnd in seinen Plaid hüllte, fragte er sich, ob sie Wort halten und zu ihm kommen würde, wenn sie den Mann ihrer Wahl gefunden hätte, und ob ihre Augen dann noch dieselben sein würden wie damals, da sie in der hohlen, alten Buche gesessen hatte, scheu und zutraulich zugleich? Und ihm kam plötzlich der Wunsch, die Faust zu ballen und sie jenem Unbekannten entgegenzustrecken, in den zähen, feuchten Nebel hinein, der wie ein klebriger Schleier um das Schiff hing.

Digitized by Google

III.

Als Esther in die heimischen Verhältnisse zurückkehrte, fand sie die Großmutter doch sehr gealtert. Aber der eiserne Wille dieser Frau war derselbe geblieben. Esther war nun zwanzig Jahre alt, und die abgeschlossene Einsamkeit von Peterswalde schien Frau Donates für die Enkelin nicht mehr zu genügen. Zudem war sie, eine männlich angelegte Natur, stärker in einem einmaligen großen Opfer, als im Ertragen täglich wiederkehrender kleiner Anforderungen. Den Verkehr mit den Nachbarn wieder anzuknüpfen war ihr nach ihrer langen Vereinsamung unmöglich, so fügte sie sich lieber in eine zeitweilige Trennung. Esther hatte Mühe, wenigstens den Sommer zu gewinnen und die Einsamkeit der märkischen Heide und des Waldsees für sich zu retten. In England war sie ihrer Meinung nach genug mit Menschen zusammen gewesen, um nicht sofort wieder neue zu brauchen. Ihr Skizzenbuch war ihr Zeitvertreib genug. Sie hörte so gerne zu, wenn die alten Ulmen im Garten rauschten. Ihr Vater hatte unter ihnen gespielt, und die mächtigen Bäume waren mehr als einmal erwähnt in jenen Briefen, denen sie einen solchen Einfluß in ihrem Leben eingeräumt hatte.

In den letzten Universitätsferien vor seiner Vermählung war ihr Vater ganz in Peterswalde gewesen, um noch einmal seiner Mutter zu gehören. Seine Braut hatte ihn für kurze Zeit besucht. Sie schien nie ganz heimisch in der strengen Abgeschlossenheit des alten Herrenhauses geworden zu sein. Wer weiß, ob das Zusammenleben der beiden Frauen ein friedliches geworden wäre, wenn die junge Frau Donates die Geburt ihres Töchterchens überlebt hätte, wer weiß, ob sie sich selbst unter dem Schutz ihres Mannes in den Kreisen der Universitätsprofessoren eingelebt hätte. Sie war die Tochter eines Fabrikanten gewesen, im Wohlstand aufgewachsen, der durch einen schnellen Wechselfall des Geschicks gerade um die Zeit, als sie Donates kennen lernte, sich zu vollständiger Mittellosigkeit verflüchtigte. Beide Gatten hatten noch nicht Zeit gefunden, etwas anders zu denken als ihre Liebe und das berauschende Glück gegenseitigen Besitzes. In Frau Elsens Herzen schliefen noch alle Keime ihres eigentlichen Wesens, und nur die der Leidenschaft waren entwickelt. Was aus diesem Verhältnis im Lauf der Jahre geworden wäre? Die alte Frau Donates mochte andre Gedanken darüber haben als die junge Esther.

Esther fühlte sich unter den Verwandten ihrer Mutter nicht recht heimisch. Seit sie erwachsen war, brachte sie regelmäßig einen Teil des Jahres bei ihnen zu, und die Großmutter leistete den beständigen Einladungen noch Vorschub, denn sie fühlte wohl, daß Esther ihr nach jeder Abwesenheit ein volleres Empfinden entgegenbrachte. Immer mehr wurde sie in ihren Augen die Tochter ihres Sohnes. Esthers Mutter war die jüngste von vier Geschwistern gewesen. Ihr Bruder hatte eine große Weinhandlung am Rhein, die eine Schwester war an einen Kaufmann in Frankfurt a. M., die andere an einen Beamten in Berlin verheiratet. Überall waren Söhne und Töchter. Esther, die so still in ihrer Kiefernheide und unter der Obhut der beiden alten Frauen dahinlebte, hatte also draußen in der Welt viele Hände, die sich nach ihr ausstreckten. Ihre Verwandten konnten sich dem Zauber, der von ihr ausging, nicht entziehen, ja, am Rhein würde die mangelnde Mitgift kein Hindernis gewesen

ſein, wenn es einem der Söhne gelungen wäre, ſie dauernd an das Haus zu feſſeln. In Berlin, wo das im Gegenteil ſehr mitgeſprochen hätte, gab es keine Söhne, nur drei Töchter.

Es machte ſich ganz von ſelbſt, daß Eſther in den Jahren, die ihrem Aufenthalt in England folgten, den Herbſt am Rhein und Main, einen Teil des Winters in Berlin verlebte. Zu Weihnachten kehrte ſie immer wieder nach Peterswalde zurück. Am Rhein hatte ſie auch Lucy Birch wiedergeſehen und war mit ihr und Bob bis nach Heidelberg zuſammen gereiſt. Von dort bekam Heinrich Keller einen langen Brief von ihr. Sie ſchrieben ſich ſonſt nie ohne äußern Anlaß, da ſie ſich ja in Berlin häufig ſahen. Diesmal aber, während ſie getreulich an die Großmutter berichtete, wie ſie äußerlich den Spuren des Vaters gefolgt ſei, ſchrieb ſie noch einen ausführlichen Brief an den Vormund, in dem ſie ausſchüttete, was ihr Herz bewegte.

Keller, der die ſchmale Briefdecke mit den großen, energiſchen Schriftzügen beim Sortieren ſeiner Briefe ſofort beiſeite legte und zuerſt öffnete, ſah nach dem Leſen eine Weile ſtill vor ſich hin. Was für ein Übermaß von Empfindung in ihr lebte, wie warm das Blut in ihr pulſierte! Und dazu als ſo ſeltſame, faſt überraſchende Beigabe der klare, ſchlichte Verſtand dieſes Mädchens, der ſie vor aller Überſchwenglichkeit bewahrte — bis auf den einen Punkt in ihrem Leben, in dem ſich alle Phantaſie, alle Sehnſucht geeint hatte.

„Es iſt mir eigentümlich," ſchrieb ſie unter anderm, „an einem Ort zu weilen, der eine ſo große Rolle in dem Leben meines Vaters ſpielte, obgleich er damals meine Mutter noch nicht kannte. Du haſt mir ſoviel aus ſeiner Studentenzeit erzählt, Heinz, und unwillkürlich ſehe ich jedem Studenten nach, der die Farben ſeines Corps trägt. Bob neckt mich damit und findet, ich hätte mehr Neigung für Saxoborussen, als für Etonſchüler. Aber das iſt es nicht, wie du weißt. Es iſt ſo wunderbar, daß unſer Leben, für den Blick der Menſchen ein unteilbares Ganzes bis zum Tage unſers Todes, in ſich ſo verſchiedene Abſchnitte enthält, die voneinander getrennt ſind wie zwei Leben auf zwei verſchiedenen Himmelskörpern. Gewiß kann ich mir Vater vorſtellen mit dem weißen Stürmer auf dieſer herrlichen Schloßterraſſe, überſchäumend vor Jugendluſt. Aber der Mann, der jene Briefe ſchrieb, hat nichts mehr mit ihm gemein als den Namen. So ändert die Leidenſchaft. Du nüchterner Vormund würdeſt dich wundern, wenn du wüßteſt, welche Träume ich träume, wenn wir ſo am Abend den Rhein herunterfahren, oder wenn ich ein wenig wie ein gefangener Vogel unter den andern bei einem der Maſſenkonzerte im Palmengarten ſitze."

Der nüchterne Vormund ſteckte den Brief in ſeine Bruſttaſche und rückte das Bild ſeines Mündels auf ſeinem Schreibtiſch ins rechte Licht, ehe er in ſein Büreau ging. —

Eſther verlebte ein frohes Winzerfeſt am deutſcheſten der Ströme. Ihre Vettern waren zu den Ferien da, und die Freunde und Freundinnen des Hauſes verſammelten ſich immer wieder zu dieſer quellfriſchen, erquickenden Geſelligkeit, die den Norddeutſchen ſo leicht blendet. Eſther genoß dieſe Tage, die ſoviel Poeſie bargen, in vollen Zügen. Sie paßte gut hinein mit ihren Sonnenaugen, und niemand war zu Kahnfahrten, zu Ausflügen und zum Tanz eine geſuchtere Partnerin, als ſie. Sie legte aber allem Entgegenkommen nicht viel Wert bei. Von England her war ſie ja an einen freien

Umgang der Geschlechter gewöhnt. Ihre treuherzige Art machte sie bald zur Vertrauten ihrer Umgebung, und die Überschätzung, die sie selbst im Geheimen für die Liebe hegte, ließ es ihr ganz natürlich erscheinen, daß es sich bei allen, die zu ihr kamen, auch nur um die Liebe handelte. Niemand konnte das Gefühl haben, nicht genügenden Anteil an seinem Geschick zu erhalten, wenn ihre Augen so tiefernst wurden. Nur mußte er nicht versuchen, sie selbst zum Mittelpunkte der Unterhaltung zu machen. Dann wechselte der Ernst mit einer unwiderstehlichen Heiterkeit.

Einmal, als sie alle nach Rolandseck gestiegen waren und oben neben dem alten Gemäuer lagerten, sprachen sie wie echte Jugend von ihren Idealen.

„Ich habe kein Ideal," sagte Esther.

Niemand wollte ihr glauben. Warum hatte sie denn zuweilen so ein blasses, verträumtes Gesichtchen, wenn sie in den Mond sah? Und man fing an zu raten: einen schneidigen Gardeoffizier, einen gelehrten Professor, einen berühmten Künstler.

„Aber das sind ja gar nicht Ideale, was Ihr da aufzählt, das sind ja Partieen."

Die jungen Männer lachten. Die jungen Mädchen sahen sie verdutzt an. Im Grunde war man am Rhein nicht so harmlos, wie es den Anschein hatte.

Übrigens machte ihre zweite Cousine in Frankfurt jetzt wirklich eine Partie, und diese Hochzeit bildete den Schluß für die diesjährigen Hochsommertage. Obgleich die Festtafel selbst im Palmengarten stattfand, war in dem reichen Hause doch kein Plätzchen unbesetzt, als sich die Verwandten am Tage vorher zusammenfanden. Esther teilte ihre Stube mit Hedda, ihrer ältesten Cousine aus Berlin. Da sie so an Einsamkeit gewöhnt war, war ihr das nicht besonders behaglich.

Am Vorabend der Hochzeit kam Ella, die junge Braut, des Abends noch zu ihnen.

„Ich mache Abschiedsvisiten," sagte sie, sich in ihrem langen, gestickten Frisiermantel auf den Rand eines der Betten setzend, die neben einanderstanden. „Bei euch bleibe ich am längsten, da ich annehme, daß ihr die nächsten seid, die mir auf dem Kriegspfad folgen werden."

„Wie ist dir eigentlich zu Mut," fragte Hedda, neugierig zu Ella hinsehend.

„Wie dem Krieger vor der Schlacht, natürlich. Wenn ich nur selbst sehen könnte, wie die Schleppe meines Brautkleides fallen wird! Der ganze Eindruck hängt davon ab. Mache nicht so entsetzte Augen, Esther! Ich sehe sie im Mondschein und fürchte mich. Natürlich nehme ich meinen Friedrich sehr gerne, beruhige dich nur. Ich wüßte wirklich nicht, weshalb ich sonst Ja gesagt hätte. Ich habe es doch nicht nötig."

Hedda seufzte. Sie gehörte zur armen Linie und hatte es nötig.

„Er ist der ältere Bruder von Malwinens Mann und Haupt der Firma. Na, und was das besagen will, kann dir jeder kleine Junge in Bockenheim sagen. Zudem, einmal muß man doch heiraten, nicht wahr, Esther?"

„Ich weiß nicht."

Ella bog sich nieder und legte ihre Hände auf Esthers Schultern.

„Man sagt so," lachte sie. „O Esther, was hast du für weiche, runde Schultern! Das hätte ich dir ja gar nicht zugetraut. Du —"

Aber Esther war vor den zudringlichen kleinen Händen unter die Bettdecke zurückgewichen. Das Schamgefühl durchzuckte sie wie ein scharfer körperlicher Schmerz.

Digitized by Google

„Und ihr reist wirklich nach Paris," fragte Hedda wieder, die der kleinen Scene, die sich neben ihr abgespielt hatte, keinen besondern Wert beilegte.

„Gewiß, logieren im Grand Hotel, ist alles schon bestellt. Vielleicht geht es noch nach Trouville. Ich nehme auch nur das Allernotwendigste mit. Friedrich hat mir versprochen, dort alle meine Toilettebesorgungen mit mir zu machen. Da bin ich gut aufgehoben. Er versteht etwas davon."

„Du Glückliche," sagte Hedda.

Esther aber fragte naiv:

„Warum versteht er davon mehr als du, Ella?"

„Kind," antwortete die junge Braut, in diesem Augenblick die künftige Weisheit schon im voraus nehmend, die manche junge Frauen wie einen lockenden, durchsichtigen Schleier um sich auszubreiten lieben, „Kind, weil ich wahrscheinlich nicht die erste bin, der er da in Paris Rat erteilt. Er ist ja schon vierzig Jahre. Aber es ist spät. Schwarze Ringe um die Augen möchte ich morgen doch nicht haben."

„Einen Augenblick noch," bat Hedda, die langen, magern Arme nach der Cousine ausstreckend, „wen gibst du mir morgen zu Tisch, den Prokuristen, der im vergangenen Jahr auf Eurem Hausball mit mir tanzte und dann gesagt hat, ich hätte Geist?"

„Denselben. Mama hat darüber schon an deine Mutter geschrieben. Er steht sich jetzt auf zwölftausend Mark Gehalt und Tantieme. Auf dich, Esther, hat Vetter Paul schon gleich bei meiner Verlobung Beschlag gelegt. Hüte dich, ich glaube, er plant einen letzten Angriff. Und nun ernstlich gute Nacht."

Sie bog sich hernieder und legte ihre warmen, weichen Lippen auf Esthers Mund.

„Wie kalt du bist, Esther. Ich sah neulich mit Friedrich zusammen Romeo und Julia, ziemlich unpassend, wenn es nicht zum Glück Klassikervorstellung gewesen wäre. So kalt wie du war Julia vor der Ehe mit dem Grafen, ehe sie den Schlaftrunk nimmt. Geschmackjache. Für Paris hat mir Friedrich übrigens andre Unterhaltung versprochen. Seht morgen so schön aus wie ihr könnt. Niemals sind die Männer so empfänglich gestimmt wie bei Hochzeitsdiners."

Noch ein helles, halb lustiges, halb leichtsinniges Lachen, und die Braut war verschwunden. Die jungen Mädchen lagen ganz still in ihren weißen Betten. Durch die hellen Vorhänge der Fenster fiel gedämpftes Mondlicht.

„Ella ist doch sehr glücklich," flüsterte Hedda nach einiger Zeit. Und als aus dem Bett neben ihr keine Antwort kam, fügte sie hinzu: „Wenn ihr zufällig ein armer Mann gefallen hätte, so hätte sie ihn auch nehmen können, obgleich Tante nicht sehr entzückt gewesen wäre. Nun gefällt ihr aber der Reiche, und sie nimmt nicht einmal ein Bedauern in ihre Ehe mit."

„Du willst doch nicht sagen — Hedda, du meinst doch nicht — dieser Mann, von dem ihr vorhin beide spracht —"

„Der Prokurist Teichert? Ja, Esther, wenn er um mich anhielte, würde Mama sehr glücklich sein."

„Aber er gefällt dir nicht? Du — du liebst ihn nicht?"

„Besinnst du dich auf den jungen Arzt, der im vorigen Jahr ziemlich oft bei uns war?"

„Doktor Helmers? Natürlich. Ich — Hedda, ich dachte, ihr liebtet euch."

„Wir lieben uns auch. Im Frühling, auf einer Fahrt nach Halensee, hat er es mir gesagt. O, Esther, war das eine schöne Stunde, am See, als die andern vorausgegangen waren. Die werde ich nicht vergessen, und wenn ich hundert Jahre alt werde."

„Und nun?"

Zum erstenmale an diesem Abend nahm Esther wirklichen Anteil.

„Nun — wir können uns natürlich nicht heiraten. Er ist ein armer Arzt. In Berlin will er bleiben. Also braucht er eine reiche Frau. Die Rechnung ist einfach genug. Es wäre sehr schön, wenn Herr Teichert morgen Ernst machen würde. Es kommt so selten vor. Bedenke nur, daß ich nicht viel mehr als eine Wäscheausstattung habe."

„Hedda," es klang wie mühsam zurückgehaltene Empörung — „Hedda, mache doch nur nicht so, als ob es eine Herablassung wäre, wenn ein Mann ein armes Mädchen nimmt. Liebe ist doch kein Handel."

„Du bist auch nicht reich, Esther. Aber zur Not hast du doch zu leben. Du weißt nicht, wie knapp es gewöhnlich bei uns zugeht, denn für die Pension, die du zahlst, kann ja alles etwas reichlicher eingerichtet werden. Aber siehst du, Nelly ist jetzt auch zwanzig, und Lolo ist eingesegnet. Besonders hübsch sind wir nicht. Wir haben nur unsre Jugend. Wenn die ungenützt vergeht — nein, ich will gewiß morgen zu Herrn Teichert so freundlich sein wie ich kann. Wenn er nur nicht die häßliche Warze neben der Nase hätte. Ich kann Warzen nicht leiden."

„Und — Doktor Helmers?"

„Im Grunde würde er froh sein, wenn er meine Verlobungsanzeige bekäme. So sind die Männer nun einmal," sagte die nüchterne Berlinerin mit einem Seufzer.

Dann schwiegen sie. Hedda schlief auch wirklich ein, der Wunsch, morgen möglichst frisch auszusehen, war zu dringend. Aber Esther lag noch lange wach.

War das das große Wunder? —

Am nächsten Tage gab es in dem schönen, geschmückten Hause sehr viel laute Freude, aber keine Weihe, keine Mutter, die ihre Tochter noch einmal in die Arme nahm, keine zitternde, zärtliche Braut, nichts, was Esther erwartet hatte, für die diese erste Hochzeit ein innerliches Ereignis war. Da war Frau Malwine, die älteste Tochter, die die Heirat zu stande gebracht hatte und sehr viel Raum für sich beanspruchte. Ihre beiden kleinen Knaben sollten die Schleppe der Braut tragen, was die größten Vorbereitungen verlangte und sich schließlich als die eigentliche Hauptsache bei der Trauung herausstellte. Dann kamen die Sträuße der Brautführer, die von den jungen Damen eingehend geprüft wurden, die Hochzeitsgeschenke und Blumensendungen. — Esther war froh, als sie sich in ihr Zimmer retten konnte, unter dem Vorwande, Toilette zu machen, obgleich sie nicht die Hälfte der Zeit brauchte, die noch vor ihr lag. Aber da stand Hedda, ängstlich bemüht, einige Grieskörner aus dem Kinn zu entfernen, und Esther half ihr nun, sich so schön zu machen, wie es ihre dürftige Figur nur irgend erlaubte. Die Toilette war chic, darauf hielten die Berliner Cousinen, lieber tranken sie dünnen Kaffee und aßen unbelegte Brote. Hedda war in Aufregung. Schließlich fiel sie Esther um den Hals, aber nur so weit, daß sie die Spitzen an ihrem Ausschnitt nicht zerdrückte, und sagte, sie würde am liebsten weinen,

wenn sie nicht fürchtete, rote Augen zu bekommen, und ihre Augen seien so schon matt genug.

In der Kirche, als die schöne Braut beim Wechseln der Ringe versuchte, ihren Zügen weihevollen Ernst an Stelle der triumphierenden Zufriedenheit zu geben, drückte Vetter Paul Esthers Arm fest an sich. Er zog eine leise Hoffnung aus der Thatsache, daß sie ihn gewähren ließ. Sie merkte es nicht einmal. Sie sah nicht die geputzte Menge mit dem etwas gequälten Gesichtsausdruck, nicht die beiden Kinder in den unwahrscheinlichen Pagenanzügen — sie sah ganz gerade aus, über den mächtigen Strauß von Herbstveilchen, den ihr Begleiter ihr geschenkt hatte, nach dem bunten Kirchenfenster, durch das das flimmernde Sonnenlicht fiel.

Bei Tisch war sie stiller als sonst. Das Diner im Palmengarten war natürlich glänzend. Paul trank sich in den Weinen Mut zu dem letzten Anlauf. Er hatte seine Cousine wirklich lieb, und er war noch zu jung, um sich etwas darauf einzubilden und sich selbst in dieser unglaublichen Herablassung zu spiegeln, wie Herr Teichert, der sein Gegenüber war. Wenn Esther nur gewollt hätte. Sie sah ihn so freundlich an.

„Du würdest noch viel hübscher aussehn im Kranz und Schleier als Ella. Willst du denn wie eine verwunschene Prinzessin in deiner Kieferheide am See sitzen bleiben?"

„Wenn es sein muß!"

„Esther, du bist wirklich Fatalist."

„Ja, was willst du, Paul? Kann ich es denn zwingen?"

Er hatte schon zu viel Wein getrunken, um es heute sehr ernst zu nehmen. Aber am nächsten Morgen war er beinahe unglücklich darüber.

Als die Tafel beendet war, verschwand das Brautpaar. Die Herren machten einige Witze, nicht zu leise. Die Damen kicherten, und die verheirateten Frauen flüsterten untereinander. Hedda hielt sich in Esthers Nähe. Aber Esther sah wohl, daß die Cousine jedesmal an die Warze dachte, wenn sie das Schnupftuch aufhob, das Teichert-Pascha ihr zuwarf.

Sie fühlte sich unglücklich und empört zugleich. Ein schöner Traum war ihr zerstört worden. Sie sehnte sich nach der Großmutter und Fräulein Fränkel und Peterswalde. Sie war so froh, als sie das Festkleid abstreifen durfte und unter die Bettdecke schlüpfen konnte. Wie gern hätte sie das Zimmer für sich allein gehabt! Nun mußte sie erst noch hören, daß „er" — aber nicht Doktor Helmers! — ziemlich deutlich gewesen sei, und daß Tante Hedda mit besonderer Wichtigkeit gebeten hatte, noch einige Zeit in Frankfurt zu bleiben, so daß Esther wohl allein nach Berlin müsse — und dann, endlich, wurde es neben ihr still.

Esther weinte, weinte wie ein Kind. Und während dieser stürmischen Thränen litt sie wie ein Weib, verletzt in ihrem Schamgefühl und ihrer Keuschheit.

War das das große Wunder? —

IV.

Es war für Heinrich Keller immer eine ſchöne Stunde, wenn er ſein Mündel von der Bahn abholen konnte. Der Friedrichsbahnhof mit ſeinem Gedränge, den Menſchenfluten, den ſchrillen Pfiffen der beſtändig wechſelnden Züge bei dem Stadt- und Fernverkehr iſt gewiß nichts weniger als ein angenehmer Aufenthaltsort, vor allem nicht, wenn ein trüber Oktoberhimmel den Qualm der Lokomotiven niederdrückt und wie graue Schleier vor den Bogen der Halle hängen läßt. Aber Keller, der ſonſt ein feines Empfinden für jede Stimmung in der Natur hatte, ſah dem einfahrenden Zug ſo fröhlich entgegen, als brächte er den Frühling in Perſon. Für ihn war es wirklich Lenz, als er Eſther aus dem Abteil half, und der erſte Schatten fiel auf ſeine Freude, als er ſie ein wenig blaß und überwacht fand. Eiſenbahnfahrten pflegten ihr ſonſt vorzüglich zu bekommen.

Als er ſie glücklich in einer Droſchke untergebracht hatte und nun neben ihr nach der Wohnung der Tante in Moabit fuhr — zum Glück einen ziemlich langen Weg — kam wieder das Gefühl fröhlichen Alleinbeſitzes über ihn, das dieſe Fahrten nun ſchon ſeit Jahren auszeichnete. Keller holte ſie immer ab und brachte ſie immer zurück. Tante Hedwig Ritter ließ ſich das gerne gefallen, denn es war ſchließlich für ſie eine ziemlich ſparſame Einrichtung.

Zunächſt genoß Keller ein wenig das Alleinſein. Er hatte ſie ſo lange nicht für ſich gehabt. Als ſie nach dem Rhein fuhr, war er in Geſchäften abweſend von Berlin. Eins war ihm klar, es war nicht die ſtrahlende Eſther Donates, bei der alles Licht von innen kam und die matte äußere Hülle belebte. Er hätte gerne gefragt, ob ſie ein innerliches Erlebnis gehabt habe. Seit jenem Tage in Burnham Beeches ließ ihn die Furcht nie ganz los. Statt deſſen ſagte er ſchließlich das denkbar Gleichgültigſte.

„Biſt du mit deinem Reiſegeld ausgekommen, Eſther?“

„Ich komme doch immer aus, Heinz.“

„Ja, aber ich dachte, die Hochzeit in Frankfurt würde dir beſondere Ausgaben gemacht haben. Ich will nur hoffen, Eſther Donates hat nicht an ſich geſpart, als die andern ſich ſchmückten zum Tanze um das goldene Kalb.“

Als er die Hochzeit erwähnte, war ſie ſehr rot geworden. „Alſo doch,“ dachte er, ihren Farbenwechſel falſch deutend.

„Sei ganz ruhig, Herr Vormund. Ich bin zwar nicht eigentlich eine Dekorationspflanze, aber zum Mauerblümchen habe ich auch nicht das mindeſte Talent.“

„Wer war dein Tiſchherr?“

Sie fuhren über die Moltkebrücke, und er beobachtete, während er fragte, ſorgfältig das Treiben auf dem Kanal.

„Vetter Paul. Es war nicht hübſch auf der Hochzeit. Ich freue mich, daß ſie vorbei iſt.“

Die lenzfrohe Stimmung kam wieder über ihn.

„Nun bleibſt du recht lange in Berlin, nicht wahr?“ fragte er.

„Wenn Großmama mir ſoviel Geld geben kann, ſehr gern. Meinſt du, es wäre möglich, die Penſion bei Tante Ritter noch zu erhöhn, ohne ſie zu kränken?“

„Warum? Hat Hedda geklagt? Du zahlst ja ebensoviel, als wenn du bei Fremden wohntest, und die Mädchen haben ja in Peterswalde einen kostenlosen Sommeraufenthalt.“

„Den sie aber nie ausnutzen, die kleine Lola abgerechnet.“

„Weil er ihnen zu einsam ist. Nein, Esther, in der Beziehung brauchst du dir wirklich keine Vorwürfe zu machen. Ich wünschte ja so innig, es sähe bei mir zu Hause anders aus, und ich könnte dich zu mir nehmen. Wie es aber einmal ist, bist du für Frau Ritter eine große pekuniäre Erleichterung und keine Last.“

Der Empfang, der Esther gleich darauf in der Paulstraße zu teil wurde, schien diese Worte zu bestätigen. Es war gleichfalls feststehende Regel, daß der Vormund diesen ersten Abend im Familienkreis verbrachte. Heute schien Tante Hedwig das nicht ganz recht zu sein. Allerlei kleine Andeutungen wurden gemacht, von künftigen Veränderungen gesprochen, und Esthers Müdigkeit so betont, daß Keller früher als sonst Abschied nahm.

Kaum war er aber gegangen, so schien Esthers Müdigkeit ganz vergessen zu sein. Sie sollte erzählen, Teichert und seine Verhältnisse schildern, ob er sich sehr sichtbar um Hedda bemüht habe, und wie lange sich die Sache noch hinausziehn könne? Tante Hedwig, eine sehr stattliche Frau, die die Witwentracht nicht abgelegt hatte, weil sie sparsam und bequem war, Nelly und selbst die kleine Lolo brannten vor Neugierde. Die Geschwister liebten einander sehr, und es war bei der jüngeren und frischern Nelly kein Neidgefühl, als sie die gesicherten Verhältnisse mit Befriedigung betonte, was eigentlich eher der Mutter zugekommen wäre — aber die eine einfache Frage: „Liebt Hedda ihn denn?“ stellte nicht einmal die siebzehnjährige Lolo. Die interessierte sich hauptsächlich für das Aufrücken ihres eignen Persönchens, denn wenn die Älteste verlobt war, konnte sie, die bisher zurückgehaltene Jüngste, auf einen Teil der Winterfreuden für sich selbst zählen.

Endlich hatte Esther auch in den ihr abgenötigten Wiederholungen keine neue Wendung mehr, und Nelly steckte das Licht an, um sie in ihr Stübchen zu bringen. Es war ein winzig kleiner Raum, dessen schmales Fenster auf einen dieser lichtlosen Berliner Höfe ging, aber er war mit dem Geschick zurecht gemacht, das die Familie Ritter überhaupt auszeichnete. Er sah mit seinen Cretonnemöbeln, dem schmalen eisernen Bett, das reine Vorhänge verhüllten, behaglich und einladend aus, und Esther hob seine Vorzüge freundlich hervor.

Nelly setzte sich noch ein Weilchen auf das winzige Sofa, das aus einer Kiste hergestellt, mehr ein Dekorationsstück war, während Esther, die das Kleid mit einem Frisiermantel vertauscht hatte, die hellblonden Haare bürstete, die sich um den kleinen, länglichen Kopf bauschten. Der Farbenmangel ihres Gesichtchens trat jetzt, wo die Augen ganz matt waren, besonders störend hervor. Nelly, die wußte, daß Esther sie in den nächsten Wochen begleitete und sie prüfend daraufhin ansah, hätte ihre Folie nicht gefürchtet, wenn sie nicht gewußt hätte, daß sich dieses matte Gesicht bei jeder Anregung verwandeln konnte zu hinreißender Lieblichkeit.

„Hat Hedda dir von Doktor Helmers gesprochen?“

„Ja.“

„Ich sprach ihn gestern, als ich aus der Musikstunde kam. Ich deutete ihm

an, was hoffentlich bald Thatsache wird. Der arme Mensch. Er that mir eigentlich leid."

„Hedda meint, diese Lösung wird ihm nicht unangenehm sein."

„In Bezug auf die Zukunft natürlich nicht. Aber im Augenblick verliert er doch viel. Hedda und er trafen sich wöchentlich nach ihrer Malstunde — du mußt dir nichts Schlechtes darunter vorstellen, Esther — sie hätten sich ja gerne geheiratet, wenn es irgend gegangen wäre. Ich sage dir das auch nur, damit du orientiert bist, denn natürlich wird Helmers in der ersten Zeit noch zu uns kommen, schon um ein auffälliges Zurückziehn zu vermeiden."

„Aber — glaubst du denn bei all dem an ein Glück für Hedda?"

„Glück? Auch das kann schließlich noch ebenso gut dabei herauskommen, wie bei einer Liebesheirat, eher sogar wie bei einer solchen mit Helmers. Vorläufig aber, das gestehe ich dir ganz offen, denken wir alle dabei eher an eine Versorgung." —

Die Hochzeit Ellas mit der sich daranschließenden Vorgeschichte der Verlobung ihrer Cousine war die erste wirkliche Lebenserfahrung, die Esther machte. Zum erstenmal hob sich vor ihren Augen der Vorhang, der sonst Beweggründe zu verschleiern pflegt und nur Thatsachen zeigt. Ihr Verstand sagte ihr, daß ihre Verwandten, die sie sonst als tüchtige, gute Menschen kannte, in diesen Dingen nicht anders urteilen würden als die meisten andern Menschen, die das Wohl ihrer Kinder wünschen. Aber es war ihr unmöglich zu denken, daß ihre Mutter ähnliche Erwägungen mit ihrem eignen Schicksal hätte verknüpfen können, wenn sie leben geblieben wäre. Die Briefe ihrer Eltern hatten ihr eine ganz andre Welt erschlossen. Die erste Berührung mit der Wirklichkeit war zu rauh, um sie nicht zu verschüchtern. Sie sprach sich gegen niemand aus, auch nicht gegen Keller. Es war so, als müsse sie ihre Seele verschließen und die heilige Knospe in sich bewahren. Sie, die damals unter den alten Buchen so offen gewesen war, war nun in diesem Punkt wie verwandelt.

Allmählich beruhigte sie sich. Das Bewußtsein ging ihr auf, wie fest jeder Mensch in sich beruhen müsse, um unabhängig von seiner Umgebung zu sein. Gerade ihre Tante Hedwig und deren Töchter waren ihr sonst so sympathisch gewesen. Hedwig hatte ihrer eignen Mutter im Alter am nächsten gestanden und einige Jahre vor dieser noch als vermögendes Mädchen, wie man annahm, einen jungen Richter geheiratet. Als dann der Zuschuß später ausblieb, waren schwere Zeiten für den Haushalt gekommen. Beide Eheleute hatten getreulich zusammen getragen. Ritter hatte neben seiner amtlichen Thätigkeit noch ein Repetitorium für junge Juristen gehabt. Aber er hatte seine Kraft früh verbraucht und war gestorben, ein abgearbeiteter, vom Lebenskampf verbrauchter Mann. Er hatte seine Frau mit einer ziemlich bedeutenden Summe in eine Lebensversicherung eingekauft. Die Zinsen davon und die schmale Pension bildeten die ganzen Existenzmittel der Frau Rat, seit die Erziehungsgelder für die Kinder aufhörten. Einen Sohn, den erstgebornen ihrer Ehe, das begabte Kind einer leidenschaftlichen Zuneigung, hatten sie verloren. Das Verhältnis zwischen Mutter und Töchtern war ein sehr herzliches. Wenn man den Schein der Behaglichkeit erhalten wollte, mußte jeder tüchtig arbeiten. Davor scheute sich keiner. Man sah es den gepflegten Händen nicht an, daß sie stundenlang das Plätteisen handhabten, um die hübschen, hellen Sommertoiletten zu ermöglichen, und es

war nicht Mode bei Ritters, auf einem der netten, kleinen Theeabende zu erklären, daß die Salate und Mayonnaisen von den Töchtern selbst zubereitet seien, wenn es auch die Wahrheit war. Daß der Verstand in der Wahl der Gäste mitsprach, war natürlich. Doktor Helmers war eine Episode geblieben. Aber Frau Ritter war zu klug, um nicht auch einer solchen in Zukunft vorzubeugen.

Dann langte eines Tages der schon so sehnsüchtig erwartete Brief Teicherts aus Frankfurt an, die Karten wurden versandt, und Frau Ritter empfing die Glückwünschenden. Doktor Helmers war der erste. Er bedauerte nur, daß die junge Braut noch einige Wochen in Frankfurt bliebe, und er ihr nicht persönlich seine Wünsche aussprechen konnte. Er war so tadellos, daß die glückliche Mutter nicht umhin konnte, ihm dankbar die Hand zu drücken. Andre folgten. Verlobungen sind nun einmal gewohnheitsmäßig „glückliche Ereignisse", bei denen sich der Freundeskreis zu verdreifachen scheint.

„Wer war denn der stille Herr mit den müden Augen?" fragte Esther Nelly, als wieder einige Gratulanten gingen.

„Der in dem tadellos sitzenden Anzug mit der besonders schönen Wäsche und der grauen Perle in der Kravatte?"

Esther lachte.

„Wahrscheinlich derselbe. Er sah aus wie ein Gentleman."

„Das ist er auch. Im übrigen ein Schwärmer. Utopien ist seine Heimat. Die Welt glücklich zu machen seine Sehnsucht."

„Also ein Charakter?"

„Da fragst du mich zu viel. Ich glaube nicht, daß es ein besonderes Zeichen von Charakter ist, kein Examen zu machen. Er hat auf den Assessor verzichtet und sich endgültig mit dem Dr. jur. begnügt, obgleich selbst seine Feinde zugeben, daß es nicht Mangel an Befähigung ist."

„Vielleicht Mangel an Ausdauer."

Nelly zuckte ein wenig verächtlich die Achseln.

„Die Ausdauer würde wohl kommen, wenn er nicht zufällig achttausend Mark Rente hätte. Übrigens ein schöner Mann, wie man zu sagen pflegt."

„Darauf habe ich nicht geachtet. Er schien mir anders als die andern."

„Das ist er auch. Aber mir sind die andern doch lieber. Du siehst, ich bin nicht ganz so materiell wie du vielleicht meinst. Vor van der Breden warnt mich etwas. Er kommt auch nur sehr selten zu uns. Ich glaube, wir sind ihm zu einfach, geistig genommen." —

Als sie einmal mit Keller bei Schulte war, sah sie ihn vor einem sehr schönen Leistikow stehen, ganz versunken. Er erkannte sie nicht und grüßte nicht. Er ging offenbar nicht hin, um dort „tout Berlin" zu sehen. Sein Kopf fiel ihr wieder auf, die tiefliegenden Augen, die fast etwas zu Weiches hatten, der spitze, dunkelblonde Bart, der das Gesicht noch länger und noch schmäler machte, die weiße, ungesunde Farbe. Seine Hände zerdrückten nervös einen weichen Filzhut. Sie hätte ihn für einen Künstler gehalten, nicht für einen Sohn der Jurisprudenz. Der Widerspruch, in dem er offenbar zu seiner Umgebung, zu seinem Leben stand, interessierte sie.

Dann kam Hedda zurück, ordentlich aufgeblüht durch den Erfolg, ein wenig

verwöhnt von der Familie, die den Ausgang wohl als Gottesurteil ansah. Teichert wollte die ganze Wohnung ausstatten, da er sich gern nach englischen Sitten und Gebräuchen richtete, es blieb nur eine kleine Aussteuer an Wäsche und Kleidern zu besorgen, das Allernotwendigste, denn die junge Frau konnte ja sehr bald ergänzen. Die Stimmung in der Familie war eine sehr glückliche. Esther, die sich nun in sich selbst wieder zurechtgefunden hatte, empfand das besonders angenehm.

„Ich werde ihm eine gute Frau sein," sagte Hedda eines Tages zu ihr. „Siehst du, wenn man sich erst verlobt hat, und die gemeinsame Zukunft stellt ihre Anforderungen, dann macht sich das ganz von selbst."

Frau Ritter gab bald nach Heddas Ankunft einen ihrer ersten Empfänge. Sie fanden im Winter regelmäßig am ersten Sonntag im Monat statt, und das Gewohnheitsmäßige erlaubte eine große Einfachheit in Speisen und Getränken. Diese Familienabende waren trotzdem sehr beliebt, junge Herren und junge Mädchen, der ganze Umgangskreis der Töchter des Hauses, fanden sich bei ihnen ein, und obgleich in den beschränkten Räumen nie getanzt wurde, unterhielt man sich vortrefflich.

Wenn Esther da war, pflegte auch Keller an diesen Unterhaltungen teilzunehmen. Er fand immer den richtigen Ton mit der Jugend, und Frau Ritter, die anfangs seinetwegen irgend einen Bekannten ihres Mannes eingeladen hatte, that das nicht mehr, sondern ließ ihn ruhig seine Rolle des treuen Eckard durchführen. Esther selbst hatte ihm den Namen beigelegt, und er verdiente ihn wirklich, wenn er so in der Fensternische lehnte und teilnahmsvoll dem Treiben der Jugend zusah.

Heute, als er eingetreten war, hatte ihm Esther besonders gefallen. Der trübe Ausdruck der letzten Wochen war verschwunden. Ihre Augen strahlten ihn neckisch an, als er ihr beide Hände reichte.

„Nun, treuer Eckard, kommst du aufpassen, daß nur gute Geister in den Bierkrügen sitzen?"

Er sah an ihrem weißen Kleid herunter, das ihm sehr hübsch und kostbar vorkam, weil er nur den Geschmack beurteilen konnte, nicht den Wert.

„Ist das das Hochzeitskleid aus Frankfurt, Esther?"

Sie lachte. Wie oft hatte sie ihn nicht schon ausgelacht, wenn er eine seiner schwerfälligen Bemerkungen gemacht hatte.

„Nein, Vormund Heinz. Das ist keine große Toilette. Das ist ein einfaches Theekleidchen, daß du es weißt."

„Es gefällt mir sehr."

„So? Nur das Kleid?"

„Nein, auch die übermütige Fragerin."

„Ich bin auch übermütig. Seit den Tagen am Rhein war ich nicht so froh. Wie findest du Hedda?"

„Etwas frischer. Die gute Küche in Frankfurt ist ihr bekommen. Sie lassen dich doch hier nicht hungern, Kind? Ich werde dir wieder einmal ein kleines Essen im Rüdesheimer geben."

„Wie du geistreich bist, treuer Eckard. Nein, ich glaube wirklich, Hedda ist glücklich. Glück macht schön."

„Willst du denn noch schöner werden?"

Ihre Augen ſtrahlten ihn an. Er beſann ſich ſpäter darauf, daß es das letzte Mal geweſen war, daß dieſe Fülle von Sonnenlichtern ihm gegolten hatte, ihm allein, weil der Vormund Heinz ihr eben doch am nächſten ſtand auf der Welt. —

Dann, im Lauf desſelben Abends noch ſah er in ihren Augen das neue, fremde Licht aufgehen, das er noch nicht kannte, auf das er gewartet hatte, ſeit jenem Tage in England. Aber jetzt traf ihn kein Strahl. —

In einer Fenſterniſche lehnte van der Breden. Räumlich trennte ihn eine kleine Entfernung von den andern, und auch innerlich ſchien er gerade in einen Gegenſatz zu ihnen getreten zu ſein. Keller hatte nicht zugehört, wovon die andern geſprochen hatten. Bei Frau Ritter verſammelten ſich nicht die „Jüngſten“, die immer mit kraftgenialiſchen Schlagwörtern um ſich warfen. Der Theetiſch der Frau Rat war kein Mittelpunkt für die Jünger der Moderne. So unmodern ſind ihre Anhänger nicht, um ſich für das titaniſche Ringen mit dem Leben ein armes Mädchen zur Gehilfin zur erwählen. Das mußte man aber im Grunde einem jeden zutrauen können, der hier ſein Glas Bier trank, ſeinen Kalbsbraten aß und Nellys hübſchen, anſprechenden Muſikvorträgen lauſchte. Nelly war recht muſikaliſch und verſtand auch ein Kunſtwerk mit Verſtändnis vorzutragen. Wenn ſie aber bei den Theeabenden ihrer Mutter nie höher ſtieg als bis zum Prolog der Bajazzi und nichts Schwereres ſang, als Laſſen und Mayer-Hellmund, ſo wußte dieſes kluge Mädchen wohl, was es that.

Van der Breden war durch ſeine Freundſchaft mit einem jungen Rechtsanwalt zufällig in dieſen Kreis geraten, in dem er ſich vereinſamt fühlte oder fühlen wollte, denn er wies jede Annäherung mit einer Art von geiſtigem Hochmut ab und ſchien die „Allzuvielen“ nur zur Folie zu gebrauchen. Keller hatte ihn noch nie hier getroffen. Der dunkle Kopf mit den weichen Augen fiel ihm auf, die abgebrochene, ſcheinbar ungewandte, aber feſſelnde Sprechweiſe, mit der er jetzt in die Unterhaltung eingriff.

„Die Überhebung von uns, die wir die ſogenannten gebildeten Stände vorſtellen, über das Volk iſt mir ganz unbegreiflich.“ Er legte ſeine Zigarre vorſichtig auf den Topf der hohen Fächerpalme, neben der er ſtand. „Es iſt doch unſre Wurzel, wie ſtolz der Baum ſich auch immer entwickelt haben mag, und die Wurzel führt uns noch immer die Kräfte zu. Was Sie eben ausſprachen, haben Sie zweiter Hand doch nur aus Nietzſche, oder vielleicht nicht einmal aus zweiter, ſondern aus hundertſter Hand. Das iſt die Reaktion gegen den Sozialismus. Aber ſie iſt falſch und krank. Wer wirklich ſeinen Bruder im Nächſten ſieht und ernſten Willen in ſich hat, der wird nie in dieſe Schlinge der Selbſtherrlichkeit fallen.“

„Wie ſie lauſcht,“ dachte Keller. „Sie weiß wahrſcheinlich nicht, daß Herr von Egidy das geſtern in einer Verſammlung geſagt hat, der der junge Mann zufällig beiwohnte.“

In der That hingen Eſthers Augen in ſtiller Verklärung an dem Geſicht van der Bredens. Er hatte ihr bei der Vorſtellung weiter keine Beachtung gezeigt. Jetzt fing er den Blick begeiſterter Zuſtimmung auf, und ſeine Worte erhitzten ſich an ihm.

„Gerade der Juriſt behandelt das Volk ſo gern wie ein unmündiges Kind. Es iſt aber nicht unmündig, vor allem nicht in ſeinem Rechtsbewußtſein. Es muß

ein herrlicher Beruf sein, im Dienst des Volkes zu stehen, nicht angehalftert an der Staatskrippe, sondern aus freien Stücken ihm dienend und für dasselbe lebend."

„Etwa als Winkelkonsulent," fragte eine ironische Stimme.

Breden strich das dunkle Haar aus der Stirn. Seine Erscheinung war so viel vornehmer als die der andern, die modern, vielleicht mit einem Strich ins Gigerlhafte auftraten, daß sie den Gegensatz der Ansichten noch verschärfte. Bei dem Einwurf hatte Esther, die in einem tiefen Stuhl Breden gegenüber fast zu seinen Füßen saß, eine ungeduldige kleine Bewegung mit der Hand gemacht. Er lächelte, als er es bemerkte. Seine Augen ließen die ihren nun nicht mehr los, und von jetzt an sprach er nur noch für sie.

„Als was bleibt sich ja ganz gleich. Braucht es denn immer einen Titel und nach fünfundzwanzig Jahren einen Orden? Man kann im Dienst der Menschheit stehen ohne beides. Wir können uns doch unmöglich abfinden durch ein Almosen an einen Bettler, dessen hungrige Augen uns beim Genuß einer vorzüglichen Speisefolge stören, bildlich genommen. Wir sollen ihn einfach teilnehmen lassen an unsrer Mahlzeit. Da redet man immer von der Kunst, die nach dem Beispiele der Antike helfen soll, das Volk zu erziehen. Und was ist der Erfolg? Als Hans Thoma seine billigen Steindruckblätter einem Verleger zu Spottpreisen anbot, wurde die Annahme verweigert, und dieselben Blätter wurden dann zu höherem Preise ein neuer Sport der Reichen, der Sport der Einfachheit. Das Volk aber behielt seine Jahrmarktbilder. Ernstes Wollen, das ist es. Unermüdlich mit diesem sybaritischen Hang zur Verfeinerung kämpfen, der in jeder Decadence liegt. Ein freier Mann werden, von Innen heraus — ob auch ein paar Vorurteile dabei über den Haufen geworfen werden."

Eine Pause trat ein. Die jungen Herren, die teilweise verwundert, teilweise spöttisch ausgesehen hatten, tauschten einige leise Redensarten. Niemand hatte Lust zu antworten. Helmers hatte schon vorher sich einen Stuhl neben Lolo gerückt und ein eifriges, neckisches Gespräch mit ihr angefangen. Er entschuldigte sich bei Hedda, die mit einem vorwurfsvollen Blick zu ihm trat, damit, daß er eine Abneigung gegen jeden Jungfernspeech habe. Nelly schlug ein paar Akkorde an, die wie eine Schlußfanfare klangen, und nur Esther erhob sich und reichte van der Breden die Hand. Sie blieb bei ihm neben der Palme stehen, und beide waren bald in ein eifriges Gespräch versponnen. Keller, der seinen Platz ebenfalls behalten hatte, erschrocken, wie es auch der Tapfere ist, der einen wohl erwarteten aber noch ferne geglaubten Feind mit Übermacht auf sich zurücken sieht, hörte über dem Pochen seines Herzens nur undeutliche Bruchstücke ihrer Unterhaltung. Sie schienen von Reisen zu sprechen, von fremden Ländern. Als er zu ihnen trat, sagte Breden gerade:

„Damals, im Genuß dieser paradiesischen Natur, hätte ich es vorgezogen, Kaffetier auf Korfu zu sein, als Amtsrichter in Alt-Preußen. Nicht wahr, Sie begreifen das?"

Nach dem Ausdruck in Esthers Augen begriff sie. ‚Sonderbar', dachte Keller wieder, ‚es ist doch ein Widerspruch zu seiner Aufopferung, von der er vorhin predigte. Allzu große sociale Forderungen werden an einen Kaffetier auf Korfu schwerlich gestellt.'

Esther sagte ihrem Vormund sehr zerstreut gute Nacht. Keller, der beim Nach-

hausegehen neben Breden blieb, konnte auch mit ihm in kein Gespräch kommen. Es war sternklar, und die weichen Augen des jungen Mannes suchten träumerisch nach dem Orion.

V.

Es war wirklich nichts besonders Geistvolles gewesen, was van der Breden gesagt hatte. Er hatte äußerlich und innerlich zu einer Umgebung im Gegensatz gestanden, gegen die Esther jetzt Mißtrauen hatte, das war alles. Offenbar dachte er anders, als dieser Doktor Helmers, der sich mit einem Mädchen heimlich traf, das er doch nicht heiraten wollte, anders auch als die lustigen Studenten am Rhein und die gründlichen Golf- und Tennisspieler in Eton. Und wenn bekanntlich das Senfkorn eines der kleinsten Samenkörner ist, so wächst es doch sehr rasch zu einem sehr hohen Baum. Esther hatte sich im Geist viel, fast ausschließlich mit Breden beschäftigt, als sie wieder mit ihm zusammentraf. Sie stand am Schaufenster von Amsler und Ruthardt, als er neben sie trat. Sie erkannte ihn sofort und wollte weiter gehen. Aber als sie eine Bewegung machte, erkannte er sie ebenfalls und sprach sie an. Die Auslage von sehr schönen Photographien gab ihnen Gesprächsstoff, und schließlich gingen beide hinein, stiegen die Treppe nach den oberen Räumen empor und ließen sich verschiedene Kunstmappen vorlegen. Die freie, offene Art, mit der Esther ihm ohne jede Ziererei folgte, gefiel van der Breden. Noch mehr vielleicht wieder die strahlende Versunkenheit, mit der sie seinen Erklärungen lauschte. Er war sehr viel gereist, und offenbar nicht nur zum Genuß der Gasthäuser, sondern mit ästhetischen Ansprüchen, und er zog eine Mappe mit Veduten und eine andre mit Photographien von Kunstwerken als Belege für einige Fragen heran, die sie schon bei ihrem ersten Zusammensein gestreift hatten. Esthers Erziehung hatte sie wohl zur Natur, nicht aber zur Kunst geführt, wenngleich Liebe zur ersten die wahre Mutter für die Liebe zur zweiten ist. Breden war also bei diesem Gespräch vollständig der Gebende, und Esther genoß den Zauber, von dem Manne, dessen Wesen ebenso zu ihrem Herzen sprach, wie sein Äußeres unbewußt zu ihren Sinnen, sich losgelöst von aller Konvenienz zu den Stufen der Pyramiden und über die Ebene der Kampagna führen zu lassen. Als sie nach der Uhr sah, erschrak sie. Breden selbst besann sich, lange nicht eine so anregende Stunde verlebt zu haben, wie hier unter den ausgewählten Bildern von einigen Jahrhunderten höchster künstlerischer Kultur. Sie waren allein geblieben, während man im Nebenzimmer eine neue Ausstellung ordnete und durch Hin- und Hergehen diesem Alleinsein den lästigen Zwang nahm.

Er fragte sie, als er sie an die Pferdebahn brachte, ob sie ihm nicht öfters die Freude solcher Zusammenkünfte machen möchte. Seine Zeit stände ihr vollständig zur Verfügung.

„Ich muß meinen Vormund fragen, ob er nichts dagegen hat."

„Den auffallend häßlichen Herrn, der neulich an unsrer Unterhaltung teil nahm?"

Sie stutzte einen Augenblick. Es war ihr noch nie aufgefallen, daß Keller so häßlich war. Vormund Heinz war eben immer derselbe für sie gewesen, von Kindheit

an, weder ſchön noch häßlich. Aber als ſie jetzt an die groben Züge dachte und die ſchlechte Haltung der knochigen Geſtalt, gab ſie Breden recht. Heinz war häßlich.

„Das ſchadet doch nichts. Er iſt nicht nur ein guter, er iſt ein edler Menſch.“

Er ſah ſie lächelnd an.

„Gewiß, es ſchadet nicht. Aber deshalb iſt es doch verzeihlich, wenn wir doppelt glücklich da ſind, wo goldene Äpfel in ſilbernen Schalen geboten werden.“

Sie fühlte an ſeinem Blick, der langſam prüfend über ſie hinging, daß er ihr mit dieſen Worten etwas Angenehmes ſagen wollte, und ablenkend meinte ſie:

„Vormund Heinz wird wohl kaum etwas dagegen haben. Man hat mich ſo ſelbſtändig gemacht.“

„Ich werde ihn perſönlich bitten,“ ſagte Breden, indem er mit ſeiner läſſigen Art zu ſpät kam, um ihr auf das Trittbrett ihrer Tram zu helfen.

Keller wunderte ſich, als Eſther am nächſten Tage bei dem ihr verſprochenen kleinen Mittageſſen im Rüdesheimer davon ſprach. Er ſah es ihrem Geſicht an, daß ſchon ſein Zögern ihr Unbehagen, faſt Kummer verurſachte. So ſchnell durfte das nicht vorwärts gehen. Und doch fühlte er, daß er unendlich vorſichtig ſein mußte, um ſie nicht zu verſchüchtern.

„Ich habe dir ja eigentlich nichts mehr zu ſagen, Eſther, du biſt ja mündig.“

Sie ſah ihn traurig an.

„So bitter haſt du mich noch nie zurückgewieſen.“

„Kind“ — ſeine Stimme, ſonſt hart und wenig biegſam, war jetzt weich und zärtlich, — „das will ich ja gar nicht. Daß ich in der Thatſache ſelbſt nichts Unpaſſendes ſehe, weißt du ja ohnehin. Warten wir, bis Breden perſönlich zu mir kommt. Es iſt mir lieb, daß er ſelbſt davon geſprochen hat. Bis jetzt weiß ich nur, daß er ein ſchöner Mann iſt.“

‚Wunderbar‘, dachte Eſther, ‚jeder betont beim andern das Äußere.‘ Aber wie geſtern dem einen gab ſie nun dem andern recht. Es überraſchte ſie nur, daß Keller ſolche Außendinge beobachtete.

Van der Breden fand Keller nicht zu Hauſe, deſto angenehmer war es dieſem, als er bei ſeinem Gegenbeſuch angenommen wurde. Junge Herren ſind ſonſt ſelten zu ſprechen. Das Heim Bredens aber machte eine Ausnahme von dem üblichen Chambre garnie und ſeinen geſchmackloſen Ungeheuerlichkeiten. Keller wurde in ein ſchön eingerichtetes, ziemlich großes Zimmer geführt, deſſen ausgeprägter Geſchmack den Gedanken an geliehene Sachen gar nicht aufkommen ließ. Wirklich hatte Breden den großen Teppich ſelbſt aus Konſtantinopel mitgebracht, wo er ihn als Unterlage in einer Kalkbarke gefunden hatte, und auch die ſchönen Waffen an den Wänden waren an Ort und Stelle geſammelt. Über der Thür, die zu einem kleinen Nebenzimmer führte, hing eine Nachbildung der Jagd der Diana von Mackart. Dieſer kleinere Raum, in den van Breden Keller vielleicht nicht ohne Abſicht führte, hätte den Namen eines Boudoirs verdient, wenn man in der Wohnung einer Dame geweſen wäre. Er war mit Divans, eingelegten Tiſchchen und koſtbaren Nippes gefüllt, und nur das Rauchgerät, unter anderm auch eine Waſſerpfeife, zeigten den männlichen Bewohner. An den Wänden hingen Rubenſche Frauengeſtalten in ihrer herausfordernden Sinnlichkeit, und in einer Ecke ſtand die mediciäiſche Venus, mehr gefällig als erhaben.

‚Der Kerl ist so weichlich, daß er ihr beim dritten Mal ungenießbar wird‘, kritisierte Keller, der trotz der ausgezeichneten Höflichkeit Bredens in sehr schlechter Laune war, ‚und wenn die molligen, entgegenkommenden Damen um ihn herum sein Genre sind — und was hätten sie sonst hier zu suchen? — dann kann ich ruhig sein. Esther ist zum Glück nur ein Kleiderständer, mit Helene Fourment verglichen.‘

Als er Keller dann noch einmal um den Vorzug bat, seinem Mündel einige seiner freien Stunden widmen zu dürfen, mußte dieser einwilligen. Er konnte eine Gefälligkeit nicht versagen, die meistens für den Berliner durchaus kein Vergnügen ist.

Der arme treue Eckardt! Als er die elegante Wohnung verließ und seinem verödeten Hause wieder zuschritt, kamen ihm zu allem andern auch noch Zweifel, ob seine Abneigung berechtigt sei? Er mußte sich doch ganz ehrlich sagen, daß er am heiligen Georg selbst Mängel gefunden haben würde, wenn Esther diesen Heiligen zufällig so strahlend angesehen hätte. Kurz entschlossen wandte er sich an ein Vermittelungsbureau. Die Antwort sagte, Herr Dr. jur. Harry van der Breden sei nach einem sonderbar verwickelten Testament nicht im Besitz seines Vermögens, sondern nur einer Leibrente von achttausend Mark. Zeitweilig befände er sich in großen pekuniären Schwierigkeiten. Im vergangenen Jahr sei eine Dame der Pariser Halbwelt einige Wochen bei ihm gewesen, auch ginge das Gerücht eines Verhältnisses zu einer verheirateten Frau, das aber jetzt abgebrochen sei. Alles in allem ein durchaus anständiger Charakter.

Keller starrte den Schlußsatz an und brach dann in ein bitteres Lachen aus. Er sprach die Tagesmoral so deutlich aus. Vom pekuniären Standpunkt war nichts einzuwenden. Achttausend Mark Rente waren ein anständiger Zuschuß, wenn es zum Schlimmsten kommen sollte. Und in Bezug auf die Moral? Vielleicht konnte Esthers Enkelin einmal mit Bewußtsein nach dem reinen Mann suchen. Für Esther selbst war noch immer am besten, was schon seit tausend Jahren galt, sie glaubte an ihn, ohne Beweise zu verlangen. Wenn Keller sie nicht zum Cölibat verurteilen wollte, würde die Antwort wohl in den meisten Fällen nicht viel besser lauten.

Was sollte er nun thun? Sollte er sich eine Probe von Bredens Handschrift verschaffen und sie an einen berühmten Graphologen senden, um seinen Charakter zu erfahren — und zu verzögern, was er in seiner Angst für unvermeidlich hielt? Sein Herz wünschte es. Aber dieses Herz hatte wirklich kein Recht, mit andern zu rechten, wie er sich grimmig sagte, und so schrieb er an Esther, daß er ihr vollständig freie Hand lasse und nur immer weiter um ihr Vertrauen bitte. Er hätte augenblicklich sehr viel zu thun und könne nicht nach Moabit herauskommen, sie fände ihn ja aber jederzeit in seinem Bureau.

Dahin kam sie denn auch kurze Zeit später. Er saß zwischen Korrekturen und Manuskripten vergraben. Im Nebenzimmer flogen die Federn der Beamten über das Papier, und eine Treppe tiefer arbeiteten die Setzer und stampften die Maschinen. Aus den Walzen kamen auf den weißen Bogen die Gedanken und Willensäußerungen der ringenden Menschheit tausendfach vervielfältigt hervor, all jene Stimmen, die hinausgehen und Samen streuen und beeinflussen, die aufbauen und zerstören. Und in diese Atmosphäre trat sie mit der ganzen Lebensfülle im Herzen, die sich immer wieder aus sich selbst erneuert. Neben seinem Pult stehend, in einen Streifen

Sonnenlicht getaucht, der durch die grünen Vorhänge brach, aber so viel Sonne in den Augen, daß jene tanzenden Stäubchen wie ein Schatten gegen das Innenlicht erschienen, sagte sie weich und fest:

„Ich komme dir mein Wort halten, Heinz. Ich liebe Breden."

Sie hatten sich noch einige Male gesehen, nicht zu oft, in den Kunstsalons der Stadt, in den neueingerichteten Sälen der Nationalgalerie. Er hatte ihr einige Bücher gegeben, über deren Inhalt sie zusammen sprachen, und während er sie nach Hause begleitete, hatte er ihr von seinen Plänen vorgeschwärmt, von dem, was er für sein Volk zu leisten hoffte, von dem Volksrecht, dessen Züge er im Großen entwarf, und von seinen sozialen Bestrebungen. Er sprach mehr von sich als von ihr. Sie schien ihm nur das Gefäß, in das er seine Seele schüttete. Bei seinem Schönheitsgefühl war es selbstverständlich, daß dieses Gefäß von edler, reiner Form war.

Als Esther Donates zu ihrem Vormund kam, hatte sie noch kein Geständnis seiner Neigung empfangen, sondern sie war sich nur der eignen bewußt geworden und hielt das Versprechen, das sie Keller unter den Buchen von Burnham gegeben hatte. Am nächsten Tage war ein kleinerer Kreis bei Ritters vereinigt, zu dem man Breden hinzugezogen hatte, da man nun nicht mehr umhin konnte, ihn einzuladen. Man besprach Aufführungen zu Heddas Polterabend. Die Hochzeit sollte zwischen Weihnachten und Neujahr gefeiert werden, und da Esther um diese Zeit ihre Großmutter nie verließ, so hatte sie schon abgesagt und war nicht besonders eifrig bei den Beratungen. Van der Breden, dem aller Dilettantismus ein Greuel war, wie er ruhig sagte, begnügte sich ebenfalls mit einigen etwas hochfahrenden Ratschlägen und gesellte sich Esther für ein Sondergespräch zu. Es war nicht eigentlich er, der Esther suchte, sondern seine weiche Natur ließ sich von der ihm offen entgegengebrachten Neigung beinahe willenlos anziehen. Esther war nicht unweiblich, und nichts lag ihr gerade jetzt ferner als Koketterie. Aber die Liebe hatte so vollständig von ihrem ganzen Wesen Besitz ergriffen, daß sie förmlich von ihr ausstrahlte. Sie hätte sie nicht verbergen können, auch wenn sie wirklich gewollt hätte. Aber sie dachte gar nicht an das sonst so beliebte Versteckspiel. Sie dachte an nichts. Sie empfand nur, daß eine warme Flut des Lebens ihr ganzes Sein durchströmte, und ihr Herz, nicht ihr Verstand glaubte, den Würdigsten erwählt zu haben. Sie war schön geworden in diesen Tagen. Wenn die Liebe schon das bescheidene kleine Mädchen erblühen läßt und verklärt in der Ahnung seiner weiblichen Bestimmung, so wirkte sie in Esther wie die Sonne selber. Die schmalen Lippen in ihrem tiefen Rot lächelten, und unter dem blonden, bauschigen Haar lachten die leuchtenden Augen. Ihm allein. Breden hätte blind sein müssen, wenn er es nicht gesehen hätte. Der Duft keuscher, hingebender Leidenschaft, der ihm entgegenwehte, hätte auch einen Stärkern berauscht.

Er hatte ihr das einfache Plakat mitgebracht, das man in Paris nach den Fresken des Puvis de Chavannes im Pantheon gemacht hatte, um es als Gegengewicht gegen die gewagten Scenen der Maueranschläge wirken zu lassen, die noch kindliche heilige Genoseva, die in der ländlichen Einsamkeit betet. Es war das erste Geschenk, das er ihr machte, feinsinnig gewählt, nicht kostbar und für sie doch eine wertvolle Gabe, denn es knüpfte unmittelbar an jenes erste Gespräch über die Kunst im Volk an, bei dem sie sich kennen gelernt hatten. Verstand er sie nicht wie kein

andrer? Es war alſo doch wahr, daß es eine Liebe gab, anders als jene, von der die Anſichtskarten ſprachen, die Ella aus Paris und Trouville geſchickt hatte. Der Talisman, den ſie in den Briefen ihrer Eltern beſaß, hatte ſie nicht getäuſcht. Niemand beteiligte ſich an den Beſprechungen für Heddas Polterabend eifriger, als Doktor Helmers. In der Nacht vor Ellas Hochzeit, als in Hedda ſchon der Wunſch, Teicherts Frau zu werden, beſtimmte Form angenommen hatte, hatte ſie ihrem Jugendtraum doch noch ſoviel Thränen und Seufzer gewidmet, als ſich mit ihrem gefährdeten Äußern irgend vertrugen. — Helmers hatte vielleicht nicht einmal eine trübe Stunde gehabt. Er war raſch und ohne das geringſte Zögern zu dem Backfiſch Lolo abgeſchwenkt und ſuchte auch in dem geplanten Theaterſtück für ſich und ſie den Löwenanteil der Rollen heraus. Eſther ſah das alles. Und mit ausſchließlicher Leidenſchaft wendete ſie ſich dem Manne zu, der ſie vom erſten Augenblick ihrer Bekanntſchaft an von dem rauhen Boden einer groben Wirklichkeit in das Land der Schönheit und der Träume geführt hatte.

Und doch hatte ſie mit dieſem Manne noch nie von den realen Forderungen des Lebens geſprochen. Ebenſogut hätte ſie den Sommernebel greifen können, der vor dem erſten Schnitt über den blumigen Wieſen ſchwebt, als ſeinen Lebenszielen Geſtalt geben, deren Gemeinſamkeit allein, mehr als gleiche Vermögensverhältniſſe und gleiche Geſchmacksrichtung, die Ehe friedlich und ſegensreich macht. Sie trat in das dunkle, geheimnisvolle Land, aus dem die Seele des Weibes verklärt oder gefoltert hervorgeht — und ihre einzige Leuchte war die Flamme der Leidenſchaft.

Noch hatten ſie nie über Liebe geſprochen. Aber an dieſem Tage lag ſie ihnen ſo nahe! Frau Ritter und Hedda ſaßen im Wohnzimmer, in Stoffproben vergraben. Die Jugend im Salon lachte und flirtete, und alle Vorſchläge zu lebenden Bildern und Aufführungen zeigten einen heißen Hauch, eine Hinneigung zum Erotiſchen. Die Wangen brannten und die Augen leuchteten. Zwiſchen den beiden Zimmern lag das eigentliche Entree, ein kleiner Raum, der von den geſchickten Schweſtern zu einer Art von Schmollwinkel umgeſchaffen war. Ein ſehr großer japaneſiſcher Schirm an der Decke verlieh ihm etwas Zeltartiges. Eine Papierlaterne, die an dem Stock hing, ergab die ganze Beleuchtung.

Breden und Eſther waren hereingekommen, weil er das Plakat bei ſeinem Eintritt dort ſtehen gelaſſen hatte. Verführt durch den phantaſtiſchen Reiz des Winkels blieben ſie. In ihr träumeriſches Geplauder, das ſchon die verhängnisvollen Pauſen zeigte, die angeſammelten Zündſtoff verraten, fielen die Vorſchläge der Beratenden, die, verführt durch den Reiz des Stoffes, zuweilen ſchon von dem gegebenen Thema abwichen. Es war Helmers, der jetzt den Vorſchlag machte, eine Reihe von geflügelten Worten in lebenden Bildern zu verherrlichen, und vielleicht mit leiſer Ironie im Gedanken an das Brautpaar deklamierte er mit ſeiner ſchnarrenden Stimme:

„Das iſt der Liebe heiliger Götterſtrahl,
Der in die Seelen fällt und blitzt und zündet,
Wenn ſich Verwandtes zu Verwandtem findet,
Da hilft kein —“

Er wurde unterbrochen. Man lachte ihn aus und nannte ihn altmodiſch. Citate waren ſelbſt für die dort Verſammelten etwas Überwundenes. Aber die Augen

von Breden und Esther hatten sich getroffen. Es schien, als hätte es nicht der junge Arzt nebenan gesagt, sondern nur die laute Stimme ihres Herzens war plötzlich vernehmbar geworden. Sie beugten sich zueinander. Wer flüsterte:

„Glaubst du das?“

Wer breitete zuerst die Arme, bot dem andern die Lippen?

Die Arme und die Lippen fanden sich, und die Herzen, die gegeneinander schlugen, hatten das Ich oder Du vergessen.

VI.

Als Harry van der Breden seiner Wohnung zuschritt, war er verlobt. Er hatte sich gleich nach jenem Augenblick des Überschwangs und einer hastig geflüsterten Verabredung über die nächsten Schritte empfohlen, und Esther, die sich nicht stark genug fühlte zu den Übrigen zu gehen, hatte Migräne vorgeschützt und sich in ihr Stübchen zurückgezogen. Nellys Augen waren ihr mit dem Ausdruck spöttischer Verwunderung gefolgt, dann fuhr sie fort, ihren Nachbar geschickt nach einem ältern Vetter auszufragen, der Weihnachten nach Berlin kam und die Hochzeit mitmachen sollte, denn durch die Festzeit entstanden natürlich einige unangenehme Lücken in dem Kreise der befreundeten Herren.

Es war noch nicht spät, und Breden ging langsam von der Paulstraße nach seiner Wohnung, die in der Kurfürstenstraße lag. Das altgewohnte Treiben der Großstadt umwogte ihn. Aber er achtete nicht darauf. Es schien ihm, als sei etwas Großes mit ihm geschehen, als hätte man ihm einen Königsmantel umgebunden und ihm einen hohen Platz angewiesen, abseits der Menge. In seiner Wohnung machte er kein Licht. Die Straßenbeleuchtung verbreitete ein mattes Dämmern. Er warf sich auf den Diwan und zündete sich eine Zigarette an.

Ja, er liebte Esther Donates. Nie hatte ein Weib ein reineres Gefühl in ihm erregt. Und doch hatten die Frauen eine große Rolle in seinem Leben gespielt. Das hatte schon auf der Universität in München angefangen, wo er im Verkehr mit jungen Künstlern seine ästhetischen Neigungen ausgebildet hatte und im Umgang mit den Modellen — nun, das war schließlich alles lange vorbei. Dann waren die Jahre gekommen, die er zur Ausbildung, wie er es nannte, auf Reisen verlebt hatte. Er wollte ja alles gründlich kennen lernen, vor allem das Volk. War es seine Schuld, daß die Frauen im Süden so gefällig waren? Als er dann zurück kam, war er übersättigt. Das Laster im Norden, das sich in so roher Form zeigt, widerte ihn an. Er zog sich von den Vergnügungen der Altersgenossen zurück unter dem Vorwand: „sein Material zu sichten.“ Auf seinem Schreibtisch häuften sich Broschüren und soziale Werke. Sein eignes Manuskript blieb recht schwindsüchtig, vor allem, seit er sein Verhältnis zu der Frau löste, die seine Muse gewesen war. Die gemeinsame Arbeit, das Interesse an ihr, war das Mäntelchen, das beide der nackten sittlichen Forderung umgeworfen hatten. Es war eine hübsche Abwechslung, als eine kleine Bekannte aus Paris auf dem großen Zug nach Rußland ihn aufsuchte und einige Zeit

bei ihm blieb. Vor allem lag ihm immer an der Form. Aber dann fühlte er später eine Leere in seinem Leben. Eine große Müdigkeit ergriff ihn, immer mehr sonderte er sich ab, ohne doch stark genug zu sein, in der Einsamkeit die erlösende Kraft zu finden.

Er war nicht schlecht. Nur schwach und vom Leben verwöhnt. Wäre sein Wechsel nicht so groß gewesen und hätte er arbeiten müssen, wie seine andern Altersgenossen, er hätte schlecht und recht seinen Weg gemacht, wie jene. Nun hatte ihn die Notwendigkeit nie getrieben, und eine plötzliche Enttäuschung, die Reaktion übermäßiger Erwartung in seinem Beruf, hatte ihm sein künftiges Amt verleidet. Da es kein Brotstudium für ihn war, so betrieb er das, was gewissermaßen nach dem Waffenhandwerk die Verkörperung des Praktischen und nüchtern Nützlichen ist, die Jurisprudenz, als freie Kunst. Natürlich war diese Kunst vorläufig brotlos, wenn ein bekannter Redakteur ihm auch hin und wieder einen kleinen Artikel abgenommen hatte. Er war dreißig Jahre alt geworden und hatte noch nie eine Mark verdient. Dabei hatte er, es war reine Ironie, eine Arbeit über den Mißbrauch, den der Staat mit jugendlichen Arbeitern treiben läßt, unter der Feder.

Als er jetzt an Esther dachte, sah er nur ihre Augen deutlich vor sich. Sie tauchten aus der Dunkelheit vor ihm auf, wie damals, als er sie bei Ritters plötzlich vor sich gesehen hatte, ein Spiegel, aus dem ihm sein eignes Selbst so verklärt entgegen geleuchtet hatte, daß er immer wieder hinschauen mußte, um sich selbst von neuem zu finden. An diesem Bilde hatte er sich berauscht. Esther war dadurch, daß sie ihn ganz in sich aufnahm, der Mittelpunkt in seinem Leben geworden, und da beide zu jung waren, um Liebe ohne Leidenschaft zu empfinden, so war der heutige Schluß ihrer kurzen Bekanntschaft nur natürlich. Berechnung lag Breden ganz fern, eher war er leichtsinnig in Geldsachen. Diese unhaltbaren Zustände mit seiner Jahresrente würden doch einmal ein Ende nehmen. Im Notfall würde er prozessieren, um in den Besitz seines Kapitals zu gelangen. Seine schriftstellerischen Arbeiten würde er von nun an natürlich bezahlt nehmen, und einige kostbare Angewohnheiten würde er lassen. Er würde sie Esther zum Opfer bringen. Das Abonnement auf den „Pan“ würde er gleich morgen aufheben, und bei Wein und Zigarren konnte er auch zu einer geringern Marke herabsteigen. Selbst den Schneider konnte er wechseln, was allerdings schwer sein würde, so lange die letzten hohen Rechnungen unbeglichen waren. Ein wahrer Rausch der Aufopferung ergriff ihn, während er da auf seinem Diwan lag. Alles für Esther! Und dabei das beseligende Grundgefühl, daß sie wahrscheinlich ihr Leben für ihn hingegeben haben würde in ihrer unschuldigen Reinheit. —

Diesmal war der Weg nach Peterswalde noch nicht verschneit, und statt des kleinen Strohschlittens stand die alte Kalesche am Bahnhof, ein unmoderner Halbwagen, den man gegen Sturm und Regen vorn durch verschiebbare Glasfenster schützen konnte. Esther wartete wieder, wie damals, als sie Keller zu der Besprechung abholte, die ihrer Reise nach England voranging. Obgleich der Novembersturm um das kleine Stationsgebäude brauste, saß sie nicht in dem Warteraum, sondern ging auf dem Bahnsteig auf und ab. Der Wind drückte ihr die Kleider an den schlanken, biegsamen Körper. Sie war voller geworden, und die frischen Farben rührten nicht nur von der scharfen Luft her. Aber aus ihrem Gesicht sprach Sorge und Entschlossenheit.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Wertvolle Romane

Bernhardine Schulze-Smidt:

Eiserne Zeit
Eleg. geb. Preis 6 M.

In Moor und Marsch
2. Aufl. Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Ernst Remin:

Die polnische Braut
Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Neue Bahnen
Preis 3 M. 50 Pf.

Joachim v. Dürow:

Die Herrin von Rotenstein
Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Alex. v. Roberts:

Majestät
Eleg. geb. Preis 7 M.

Hall Caine:

Der Sündenbock
Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Ad. Schmitthenner:

Psyche
2. Aufl. Eleg. geb. Preis 5 M.

Friedrich Jacobsen:

Im Weltwinkel
Eleg. geb. Preis 5 M.

C. Schroeder:

Sonnenblume
Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Nationales Kartenwerk für das deutsche Haus

Neuester Abdruck:

Andrees Allgemeiner

HANDATLAS

126 Haupt- und 137 Nebenkarten

auf 186 Kartenseiten nebst alphabetischem Namenverzeichnis.

Vierte, völlig neubearbeitete und vermehrte **Auflage.**

Herausgegeben von A. Scobel.

Preis 28 M. komplett — in Leder gebunden 32 M

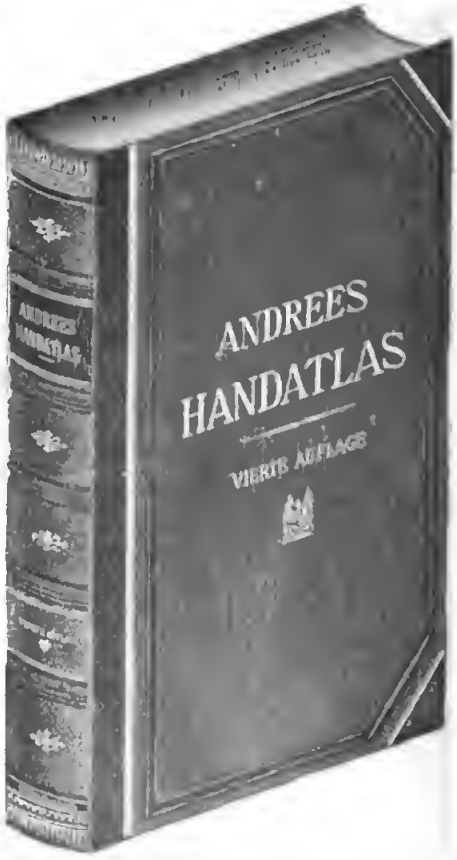
Unsere Zeit steht im Zeichen

des **Weltverkehrs,** des **Welthandels,** der **Weltpolitik**

und in solcher Zeit ist es Bedürfnis jedes Gebildeten, der die Ereignisse des Tages nur halbwegs verfolgt und mit seiner Zeit fortschreiten will,

einen grofsen Hand- und Spezialatlas

zu besitzen. Treten doch täglich an den Staatsbürger politische Fragen, wissenschaftliche und Handelsinteressen heran, die seinen Blick über die engen Schranken der Heimat hinaus in fremde Länder und Erdteile lenken, ihn Rat und Aufschluss in guten Spezialkarten suchen lassen und den Besitz eines zuverlässigen grossen Handatlas mindestens ebenso zur Notwendigkeit machen, wie den eines guten Konversationslexikons.



Apart für die Besitzer der zweiten und dritten Auflage ist erschienen:

Supplement zur zweiten und dritten Auflage von **Andrees Handatlas,** enthaltend die 53 neuen Kartenseiten der vierten Auflage (komplett in 4 Abteilungen zu 2 M. = 8 M.)

In eleganter Mappe 10 M.

Verlag von Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Elfter Band. Nr. 2.

Velhagen & Klasings ROMAN-BIBLIOTHEK

Thönerne Füße

Die Geschichte einer Enttäuschung

von Agnes Harder

(Fortsetzung)

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Th. H. Pantenius

Gesammelte Romane.

Vollständig in 9 Bänden,

elegant in Halbfranz eingebunden 36 M.

Einzel-Ausgaben der gesammelten Romane:

Allein und Frei. 2 Bände.
Im Banne der Vergangenheit. 1 Band.
Im Gottesländchen. 1 Band.

Die von Kellea. 2 Bände.
Das rote Gold. 1 Band.
Wilhelm Wolfschild. 2 Bände.

Preis jedes Bandes in elegantem Kalikoband 4 Mark.

Wenn man die ersten deutschen Erzähler unsrer Zeit nennt, gehört der Name Theodor Hermann Pantenius in die vorderste Reihe. Die litterarische Bedeutung seiner Dichtungen ist längst festgestellt, und hoch über der seichten Marktware des Tages stehend, gehören sie unmittelbar neben das Beste, was unsre moderne Litteratur unserm Volke schenkte.

Jugenderinnerungen

von **Karl Gerok.**

6. Auflage. Elegant geb. Preis 6 Mark.

Von dem greisen Verfasser kurz vor seinem Tode noch einmal mit Liebe und Sorgfalt ergänzt, gleichsam als ein Vermächtnis an seine zahllosen Verehrer.

Die Tragödien des Sophokles.
In neuer Übersetzung von Dr. O. Hubatsch. Eleg. geb. Pr. 5.50 M.

Homers Ilias.
In neuer Übersetzung von Oskar Hubatsch. Eleg. geb. Preis 3.50 M.

Homers Odyssee.
In neuer Übersetzung von Oskar Hubatsch. Eleg. geb. Preis 3.50 M.

Das Nibelungenlied.
Neu übertragen von Dr. Gustav Legerlotz. Eleg. geb. Preis 3 M.

Gudrun.
Neu übertragen von Dr. Gustav Legerlotz. Eleg. geb. Preis 3 M.

Daheim-Bibliothek.

Wohlfeile gute Romane,
elegant gebunden.

1. (3 M.) **Fremdes Blut.**
Roman von D. Frsiin von Spasttgen.
2. (2 M.) **Um jeden Preis.**
Novelle von Germanis.
3. (3 M.) **Der Geiger von Thun.**
Roman von A. v. Freydorf.
4. (4 M.) **Gepa.** Zwei Bände.
Roman von Carl Böhmers.
5. (Vergriffen.) **Der Sternburger Kreis.**
Roman von Germanis.
6. (2 M.) **Auf der Dobenen.**
Roman von E. v. Wellnitz.
7. (3 M.) **Pfadfinder.**
Von Bernhardine Schulze-Smidt.
8. (2 M.) **Er lebt!**
Von Bernhardine Schulze-Smidt.
9. (2 M.) **Die zweite Mutter.**
Von Henry Gréville.
10. (3 M.) **Das Fritzche.**
Von Gräfin M. Keyserling.
11. (1.50 M.) **Ein tapferes Herz.**
Roman von Jaques Vincent.
12. (3 M.) **Onkel Piper von Pipersberg.**
Ein australischer Roman von Tasma.
13. (3 M.) **Und dennoch!**
Erzählung von C. v. Hellen.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Breden hatte bei der alten Frau Donates schriftlich um die Hand ihrer Enkelin angehalten, aber die Großmutter wollte ohne Rücksprache mit Keller ihre Einwilligung nicht geben.

Da war endlich der Zug. Hinter dem Fenster des Abteils kam ihr Kellers Gesicht alt und verfallen vor. Aber als er dann heraussprang und ihre Hände ergriff, dachte sie nicht mehr an ihn, nur noch an das, was er ihr geben sollte.

„Denn ich kann die Großmutter nicht kränken, Heinz. Ich kann nicht ohne ihren Segen aus Peterswalde fortgehen. Nicht daß es an unsrer Liebe etwas ändern könnte, gewiß nicht. Aber sieh nur, wie verfallen sie ist. Wenn Fräulein Fränkel nicht wäre, könnte ich gar nicht daran denken, sie zu verlassen. Wenn sie nicht einwilligt, müssen wir warten und —"

Sie brach ab. Der Wagen fuhr zwischen den entlaubten Linden der Chaussee dahin. Der Sturm rüttelte an den Ästen, und die Fenster, die sie hinabgelassen hatten, damit er sich nicht in dem aufgeschlagenen Verdeck verfangen könne, klapperten. Keller sah zu ihr hin, auf die bebenden Lippen, die unruhig auf der Reisedecke sich hin und her bewegenden Hände. Der Tag fiel ihm ein, da er sie vor wenig Wochen an dem Friedrichsbahnhof erwartet und der Herbst ihm um ihretwillen die Brust mit Frühlingsahnung erfüllt hatte. Jetzt hatte der Sturm sie erfaßt. Wohin würde er sie treiben? Und mußte er denn zusehen mit gebundenen Händen?

Die alte Frau Donates war durch immer zunehmende Gicht fast beständig an den Rollstuhl gefesselt. Die gekrümmten Finger mußten meistens ruhig im Schoß liegen. Aber die lebhaften, klugen Augen schienen sich immer noch zu bemühen, die Fragen des Daseins zu erforschen. Sie sahen noch sehr scharf, und als sie nach dem Nachtessen mit Keller allein in dem Wohnzimmer blieb und er ihren Stuhl in den Lichtkreis der Lampe gerückt hatte, sagte sie ruhig:

„Du siehst sehr schlecht aus, Heinz."

Er fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Ich habe viel gearbeitet und auch Unannehmlichkeiten im Geschäft gehabt."

„Und Charlotte?"

„Wie immer. Ich glaube nicht, daß sie sehr leidet. Sie ist allmählich ganz blöde geworden. Die Pflegerin ist ausgezeichnet, und es geschieht alles, was Hilfe und Erleichterung giebt."

Frau Donates schwieg eine Weile. Diese Erkundigungen, die ihr sonst von Herzen kamen, waren heute mehr Höflichkeit gewesen. Sogar der Ton ihrer Stimme änderte sich, als sie jetzt fragte:

„Was weißt du von diesem Harry van der Breden?"

In der Art, wie sie den fremden Namen aussprach, zeigte sich ihre Abneigung, und Keller lächelte. Sein Gesicht sah erschreckend müde aus.

„Du fragst mich, weil Esther mich zuweilen den treuen Eckardt nennt, nicht wahr?"

„Ich frage dich, weil du der nächste Verwandte meines Sohnes bist, und ich weiß, daß du ihn geliebt hast."

„Zuerst will ich dir auf das antworten, was du nicht fragst. Ich war bei der ersten Begegnung Esthers mit ihm anwesend, und ich habe sofort diese Leidenschaft gefürchtet" — er unterbrach sich bei ihrer fragenden Kopfbewegung und wiederholte mit Nachdruck: „Ja, gefürchtet. Breden ist mir nicht sympathisch, das war mir

Grund genug, doppelt vorsichtig in meinem Urteil zu sein. Ich hatte nun darauf zu achten, daß ich nicht zu nachsichtig war, um mein eignes Gewissen zu überlisten. Du verstehst mich, nicht wahr?"

„Ja. Ich weiß, daß du Esther liebst."

Die Worte klangen selbstverständlich. Ob die kluge alte Frau ihnen noch einen andern Sinn unterlegte, blieb zweifelhaft.

„Ich erkundigte mich, so gut ich konnte. Daß er bei Ritters nicht sonderlich gut angeschrieben war, sprach nur insofern mit, als man dort einer anscheinend guten Partie immer Sympathie entgegenzubringen pflegte. Aber ich merkte, daß er die Mädchen fast mit Geringschätzung behandelte. Daß er unter den Herren dort keine Freunde hatte, war auch nicht maßgebend, denn sie vertraten das gebildete Philistertum mit seinem in Standesgrenzen gezüchteten Vorurteil. Er konnte seinen eignen Weg gehen und doch ein ganzer Mann sein. Aber —"

Die alte Frau, die seinen Auseinandersetzungen aufmerksam folgte und nur bei Erwähnung der Ritterschen Familie durch ein Achselzucken ihre Verachtung für alles bekundet hatte, was mit ihrer Schwiegertochter zusammenhing, sah ihn erwartungsvoll an.

„Aber ich habe nicht finden können, daß Breden bisher schon für jemand anders als für sich gelebt hat. Er hat noch nicht gearbeitet. Und ein Selbstling ist in meinen Augen kein ganzer Mann."

Keller sprach die Worte schwer wie eine Anklage.

„Er ist noch jung. Er kann die Arbeit noch lernen."

„Er kann! Esther würde ihm eine Hilfe sein. Aber er ist ein weicher Schöngeist, darin sehe ich die größte Gefahr. Du kennst diese Männer nicht. Sie sind erst ein Produkt unsrer Überkultur."

„Ist er gesund?"

„Er sieht nicht so aus. Er hat sicherlich mit seinen Nerven schlecht gewirtschaftet. Das wird die Ehe bessern."

„Und — die Frauen?"

„Urteilst du darin sehr strenge? Dann kann er nicht bestehen. Er hat gelebt wie die meisten andern, nur daß er nicht so tief zu steigen brauchte, da er nicht sehr zu sparen hatte. Augenblicklich hat er keine Verpflichtungen."

„Du sagst das sehr verächtlich."

„Ich habe darin die Härte der Selbstgerechtigkeit. Aber der schwere Weg, der mich zur Entsagung führte, entschuldigt vielleicht die andern. Ich glaube auch wirklich, daß die Frauen es Breden immer sehr leicht gemacht haben."

„In der Beziehung können wir Esther nicht schützen. Ihr Mann soll nur nicht öffentliches Ärgernis gegeben haben."

Keller kannte die vornehme, alte Frau, die in ihrem Leben so viel Ungerechtigkeit gesehen hatte, daß sie zu diesem kühlen Schluß kam, obgleich sie ihre Enkelin zärtlich liebte. Er empfand diese Gleichgültigkeit als eine größere Beleidigung seines Geschlechtes, als die übertriebenen Forderungen der Frauenrechtlerinnen. Wenn Frau Donates überhaupt jemals von ihnen gehört hatte, so hatte sie wohl nur über sie gelächelt wie über eine Modethorheit. Nur auf das gemeinsame Leben hatte die Frau ein Recht,

und auch da mußte sie sich mit ihrem eignen Körper und ihrer eignen Ehre schützend vor eine Blöße stellen, die vielleicht der Außenwelt sichtbar werden konnte.

„Du giebst dir viel Mühe, Heinz," sagte sie, die Betrachtungen Kellers unterbrechend, „aber ein warmes Wort für Breden hast du doch noch nicht gefunden. Glaubst du denn, daß Esther ihn wirklich liebt, oder daß es eine vorübergehende Neigung ist?"

„Sie liebt ihn wirklich. So schnell das Gefühl auch in ihr entstanden, so fest und ehrlich ist es. Um ihretwillen möchte ich so gerne wärmer für van der Breden eintreten können. Du wirst mir ja glauben, daß mir die Sache nahe geht. Aber wenn du ihn ihr verweigerst, so machst du es noch schlimmer. Esther ist eine so große, reine Natur, daß sie vielleicht durch ihren Einfluß vollständig besiegt, was mir allein maßgebend ist: seine weichliche Unentschlossenheit im Ergreifen einer Lebensarbeit. Entsagen wird sie nicht. Sie hat zu sehnsüchtig auf die Liebe gewartet."

Frau Donates sah erstaunt auf.

„Esther? Wie meinst du das, Heinz?"

„Hat sie dir nie von den Briefen ihrer Eltern gesprochen?"

„Ich gab sie ihr am Einsegnungstage."

„Auf meine Bitte las sie sie aber erst zwei Jahre später — vielleicht noch zu früh. Aus diesen Briefen nun hat sie sich ihr Leitbild einer Neigungsheirat aufgebaut, und da ihr Breden gerade entgegentrat, als die Sehnsucht nach einem eignen, reinen Leben durch den Gegensatz ihrer Umgebung besonders stark in ihr geworden war, so verkörpert sie nun in der Liebe zu ihm auch die immer nur innerlich bethätigte Liebe zu den Eltern."

Frau Donates blickte nach dem altmodischen Cylinderbureau, das ihr als Schreibtisch und als Verschluß für ihre Papiere diente. Darüber hing ein großes Bild ihres Sohnes. Ein kühnes, kluges Auge, um den Mund ein Zug bewußten Wollens. Das Bild der Schwiegertochter hing in der sogenannten guten Stube, die in Peterswalde recht wenig benutzt wurde.

„Wenn sie sich nur nicht täuscht, wie er sich getäuscht hätte."

„Wie meinst du, Tante?"

„Ich meine, daß diese Idealehe — nur fünf Monate dauerte. Ich habe dann mit Else noch die gleiche Zeit hier in Peterswalde zusammengelebt, mit einer unglücklichen, gebrochenen Frau. Man soll nicht richten über die Toten, vor allem nicht, wenn man selbst ihnen schon wieder so nahe ist. Aber wenn ihm diese Frau auf die Dauer genügt hätte, dann habe ich eben meinen eignen Sohn nicht gekannt."

„Muttereitelkeit," dachte Keller. Und es that ihm weh, daß die letzte Wendung ihres Gesprächs sie mehr erregt hatte, als die Entscheidung über das Schicksal der Enkelin. Sie hatte doch auf der Welt nichts so geliebt als ihren Sohn, aus Eitelkeit vielleicht, denn auch ihre Ehe war solch eine Schattenexistenz gewesen, in der sie sich selbst zum Schilde ihrer Ehre machen mußte.

Sie sprachen dann noch von geschäftlichen Dingen, und Keller sah die Pachtverträge durch. Sie liefen im folgenden Jahre ab, und er sollte seinen Rat erteilen wegen einer Erneuerung. Man hatte guten Lehmboden gefunden, und der Plan lag nahe, die kleine Ziegelei mit einem Ringofen zu versehen und zu erweitern. Der

Pächter, der sich von dem Unternehmen etwas versprach, wollte gerne Eigentümer werden und Peterswalde käuflich an sich bringen, Frau Donates aber Wohnhaus und Garten bis an ihr Lebensende mietweise überlassen.

„Wenn Esther in pekuniär ganz sichere Verhältnisse gekommen wäre, so wäre mir das auch recht gewesen. Viel mehr als ihre Aussteuer und ein ganz kleines Nadelgeld wäre freilich von der Kaufsumme nicht geblieben, denn die Möglichkeit einer Fabrikanlage spricht noch nicht bedeutend mit. Nun mißtraue ich aber allen wunderbaren Testamenten und Jahresrenten, vor allem bei einem Juristen, der kein zweites Examen gemacht hat und von seiner Feder leben will. Ich möchte daher Peterswalde wieder selbst bewirtschaften und einen Inspektor nehmen. Dann möchte ich für eigne Kosten den Ringofen bauen. So giebt es doch die Möglichkeit eines künftigen Gewinnes. Ich müßte eine neue Hypothek aufnehmen. Das wird Schwierigkeiten machen. Aber es wird nicht unmöglich sein."

Keller staunte über diese Frau, die von der Gicht gekrümmt war und die letzten Jahre ihres Lebens mit neuen Sorgen beladen wollte, da sie sich doch vor zwanzig Jahren, nach dem Tode ihres Sohnes, zu schwach gefühlt hatte, die alten zu tragen. Hatte er ihr eben unrecht gethan? Liebte sie Esther doch inniger, als er gemeint hatte, oder war auch das nur wieder Pflichtgefühl, die fast krankhafte Sucht, allen Forderungen des Lebens gerecht zu werden bis zum letzten Atemzuge?

„Die Einleitungen werden mir Schwierigkeiten machen. Aber ich habe immer tüchtige Beamte gehabt in meinem Leben. Ich werde sie auch jetzt finden. Seit der Brief dieses Herrn van der Breden angekommen ist, geht mir der Gedanke mit der Ziegelei nicht aus dem Kopf. Kannst du mir versprechen, Heinz, über dem allen zu wachen, wenn ich sterbe? Ich meine natürlich nicht, daß du dich hier in Peterswalde festsetzen sollst. Aber du bist Geschäftsmann. Du würdest Esthers Erbteil nicht verschleudern lassen?"

„Nein, Tante."

Die klaren, scharfen Augen sahen ihn an. Er hielt den Blick aus. Mochte sie in seiner Seele lesen und ihren vorhin gesprochenen Worten „Du liebst Esther" noch einen tiefern Sinn beilegen — um so ruhiger würde sie sein. Sie trennten sich wie zwei Freunde. Keller war einer der wenigen Menschen, die Frau Donates hochachtete.

„Und nun rufe die Fränkel, Heinz. Sie sitzt im Eßzimmer und legt Patience, und ihrer Meinung nach wenigstens hängt Esthers Glück allein von ihren Karten ab."

Keller nahm im Flur sein Licht vom Tisch und ging nach oben. Dort lagen an einem langen Gang die wenigen eingerichteten Fremdenzimmer. Die andern Stuben standen leer oder wurden als Vorratsräume benutzt. Er hatte immer dasselbe Zimmer, und es war eigentlich nicht nötig, daß man seinetwegen eine kleine Wandlampe angezündet hatte, die die Treppe und den Gang nur mäßig erhellte. Aber als er nach oben kam, sah er, daß Esther dort auf- und abging. Sie wartete auf ihn, den Oberkörper in einen dunkeln Shawl gewickelt. Sie mochte wohl schon eine Stunde hier oben sein, während der Sturm die Äste der alten Ulmen unten im Garten an das eine Giebelfenster schlug, auf das der Gang mündete. Als sie seinen Tritt auf der Treppe hörte, war sie horchend stehen geblieben. Nun flog sie ihm entgegen, blaß vor

Aufregung. Nur ihre Augen fragten und die ſchlanken, weißen Hände, die ſie aus dem Shawl hervorwickelte und ihm mit einer Bewegung kindlicher Bitte entgegenhielt.

Er ſtellte das Licht auf die wurmſtichige Brüſtung der Treppe und nahm dieſe Hände in die ſeinen. Sie waren ganz kalt.

„Es iſt alles gut," ſagte er weich, und als er ſah, wie das Licht in ihren Augen groß und ſtrahlend wurde, fügte er mit einem ſchwachen Verſuch zu ſcherzen hinzu:

„Die Grete wird ihren Hans kriegen."

Sie ſah ihn noch immer an, aber ſie dachte ſchon nicht mehr an ihn, ſondern nur noch an den andern. Nach einer Weile beſann ſie ſich. Sie neigte ihm ihr Geſicht zu, daß die weichen Haare ihn faſt berührten. Es war, als ſuchten ihre zitternden Lippen, die kein Wort des Dankes fanden, nach den ſeinen. Aber dann ſtieg eine Erinnerung oder ein ſehnſüchtiges Verlangen nach einem andern Kuß in ihr auf. Eine brennende Röte übergoß ihr Geſicht. Sie bog es plötzlich weit zurück, entzog ihm ihre Hände und eilte, ohne ein Wort zu ſagen, die Treppe hinab.

Am nächſten Morgen verließ Keller Peterswalde. —

In den Wochen, die nun folgten, blieben die vergilbten Brautbriefe der Eltern unberührt in ihrem Fach liegen. Eſther bekam eigne Briefe, die ihr Herz klopfen machten und ihre Augen überſtrömen ließen. Breden war ein vorzüglicher Briefſchreiber, einer von denen, die ſich an ihrem eignen Stil berauſchen. Er machte auch ſehr hübſche Verſe. Eſther, die in ihre Schreiben nichts legen konnte, als das Gefühl ihres Herzens, die Erinnerung einer einſamen Kindheit und Jugend, durch die nur märkiſches Fichtenrauſchen klang, kam ſich oft arm vor, wenn ſie zur Feder griff, aber immer reich wie eine Königin, wenn ſie der Poſttaſche einen Brief an ihre Adreſſe entnahm. Und das geſchah faſt täglich. Breden hatte viel Zeit zum Briefſchreiben, und wenn er doch die Nächte zu Hilfe nahm, ſo geſchah das nur, um die poetiſche Stimmung zu erhöhen. Zum Weihnachtsfeſt kam er nach Peterswalde. Was er auch über die große Einfachheit dort denken mochte, für die wenigen Tage ſeines Aufenthaltes fand er ſich vollſtändig in die Verhältniſſe, und wenn Frau Donates ihn auch nur mit kalter Höflichkeit behandelte, ſo verletzte ſie doch nie die Pflichten des Gaſtgebers. Weihnachten auf dem Lande iſt zudem eine rührend einfache und heilige Zeit. Es mochte ja unbequem ſein, am erſten Feiertag ſchon ſo früh aufzuſtehen und mit all den vermummten Geſtalten, die Laternen trugen, zum Frühgottesdienſt in die Kirche zu gehen. Eigenartig ſtimmungsvoll war es jedenfalls in dem kleinen Gotteshaus. Breden konnte dort Studien machen über den blinden Glauben der märkiſchen Landbevölkerung, während ſich neben ihm das reine Antlitz ſeiner Braut über das Geſangbuch beugte. Er hatte den Glauben für ſich lange abgeſchworen. Aber er liebte ihn an andern, beſonders wenn er, wie in dieſem Augenblick, ſo gut zum Ganzen paßte.

Und dann, hatte ſich jemals ein Kind ſo über ein Chriſtgeſchenk gefreut, wie Eſther über die Böcklinmappe, die er ihr mitbrachte? Was ſich Frau Donates dachte, als ſie am erſten Feiertag die Mappe öffnete, zufällig die beiden herrlichen Faune in ihrer naiven Sinnlichkeit vor der ſchlafenden Nymphe ſah und wortlos das Buch wieder ſchloß, das ging ihn ja nichts an, obgleich er die kleine Scene mit dem Appetit des Feinſchmeckers aus dem Nebenzimmer in ſich aufnahm. Frau Donates ſtörte die

Liebenden überhaupt wenig. In allem, was Breden betraf, entwickelte Esther einen ihr sonst ganz fremden Egoismus. Fräulein Fränkel aber brachte beide in eine gelinde Verzweiflung. Sie hielt es für selbstverständlich, daß sie das Brautpaar auf Schritt und Tritt begleitete und ihr Erzieherinnenamt mit der Elefantenrolle würdig krönte. Sie waren froh, wenn der kleine Strohschlitten vorfuhr, und sie, in Pelze gepackt, hinausflogen in die Kiefernwälder, die breite Schneelasten auf ihren Zweigen trugen. Esther lenkte das kleine Gefährt selbst. Sie liebte keine Glocken, die das Wild verscheuchten, und sie fuhr ihren Verlobten zu den Futterstellen im Wald, um die sich Hirsche und Rehe drängten, zu dem See, den die weiße Decke verhüllte, über die unzählige Spuren gingen, und hin nach den benachbarten Dörfern, deren Häuser sich wie ein Volk von Rebhühnern in den Schnee zu ducken schienen, und deren Kirchtürme sich dunkel gegen die Abenddämmerung eines Winterhimmels abzeichneten, der mit rosiger Glut das Schneeland und die schwarzen Wälder, den weiten, flachen Horizont eines märkischen Landschaftsbildes bekränzte.

So einfache, schlichte Freuden, daß Breden, als er nach kaum einer Woche abfuhr, mindestens meinte, eine Milchkur hinter sich zu haben. Aber sie war ihm bekommen. Jeden Abend, wenn das Hausmädchen seine unzähligen Toilettenutensilien wieder in Unordnung gebracht hatte, jeden Morgen, wenn er im stillen den Thee zu dünn fand und seine englische Marmelade vermißte, und das Ei eine Idee zu weich war, hatte er das Gefühl, Esther ein Opfer zu bringen. Das hob ihn in seinen eignen Augen und machte ihn glücklich.

„Wie wunderbar," sagte er eines Tages, als Esther am Fenster lehnte und ihre schlanke Gestalt sich in der Silhouette scharf abhob, „du bist eigentlich gar nicht mein Genre. Ich habe immer für volle Frauen geschwärmt."

Sie sah sich erstaunt um und wußte nicht, was sie sagen sollte.

„Gefalle ich dir denn nicht," fragte sie ängstlich.

Er bat sie mit den Augen, sich ihm zu nähern. Gehorsam kam sie heran.

„Du weißt doch, daß du mir gefällst, nicht wahr?"

Sie lächelte schon wieder. Sie wußte, daß er immer sagte, was er gerade dachte, und dabei zuweilen den Zwang der Höflichkeit vergaß.

„Ich weiß es, denn du liebst mich. Aber," fügte sie nach einer Pause neckisch und triumphierend hinzu, „ich habe dich doch zuerst geliebt."

Es ist die alte Streitfrage zweier Liebenden, die so oft zum Spiel hin und her geworfen wird. Wer hat angefangen, wer liebt mehr?

Breden dachte ein wenig nach.

„Ja," sagte er dann ruhig, „es ist wahr, du hast mich zuerst geliebt."

Das Wort ging spurlos an Esther vorbei: Die Zeit war noch nicht da, wo es einen Stachel bekommen sollte. —

Das heilige Dämmern der Brautzeit verging. Der nordische Vorfrühling kam, dieser herbe Geselle, der soviel zu kämpfen hat, daß um seinen endlichen Sieg die Schwermut flattert. Die Furchen der Flugschar sahen aus wie aufgerissene Wunden, und wenn auch in der Mark Anfang März nichts grün war, als die Kiefern und die Wintersaat, so sang doch die Lerche, und am Abend und in den noch kalten, klaren Nächten tönte aus der Luft der Schrei der Wandergänse.

Es war eine ganz kleine, sehr stille Hochzeit. Breden hatte keine nahen Verwandten. Er gehörte einem aussterbenden Geschlecht an, und sein letzter Angehörige, ein Bruder seines Vaters, der zur katholischen Kirche übergetreten war, lebte in Brüssel in einem rein geistlichen Umgang. Der Neffe hatte sich an ihn gewendet, um eine Änderung des Testaments zu bewirken, sich mit der Hälfte der Summe einverstanden erklärt, wenn ihm das Kapital ausgeliefert würde. Vergebens. Da Breden eine Protestantin heiratete, war der alte Sonderling noch weniger zu einer Vergünstigung zu bewegen. Entziehen konnte er dem Neffen das Erbteil nicht, da das Geld aus Pflanzungen in Sumatra stammte, die der Familie gemeinsam gehört hatten, auch dem deutschen Zweige. Er schrieb ihm, daß er zu seinem eignen Besten handle, wenn das Ganze als freie Summe erst seinen Kindern zufiele, andernfalls aber bestimmten Stiftungen, die er in seinem Testament erwähnt hatte. Und er hielt es wohl schon für ein ungeheures Opfer, das er den Manen der Familie brachte, wenn er dem Sohn seines Bruders, mit dem er nicht in Einigkeit gelebt hatte, zehntausend Mark zur Regelung seiner Verpflichtungen übersandte. Aus diesem Akt der Wohlthätigkeit — als solchen rechnete ihn sich der fromme Greis an — war deutlich zu erkennen, daß die segensreiche Einrichtung der Auskunftsbüreaus auch in Brüssel bekannt war.

Von Esthers Verwandten kam Vetter Paul — mit gebrochenem Herzen, wie er an Esther schrieb — und Nelly. Nelly hielt die Reise zwar für eine ganz unnötige Ausgabe, machte sie aber, um von Anfang an auf gutem Fuß mit der jungen Familie zu stehen, was später von Nutzen sein konnte. Bei Heddas Hochzeit hatte sie in dem zugezogenen fremden Gast, einem Kapitän zur See, der heißhungrig wie ein Oger nach drei Jahren Seeeinsamkeit in die civilisierten Damenkreise zurückkehrte, einen sehr angenehmen Menschen kennen gelernt. Ein verlorenes Vielliebchen hatte Gelegenheit zu einem Briefwechsel gegeben, der in ein vielversprechendes Stadium getreten war, und es war Nelly eigentlich kaum zu verdenken, wenn sie ein wenig maulte, als sie den Koffer packte. Vetter Paul zählte gar nicht mit und konnte höchstens in einem der folgenden Briefe als Statist figurieren, der in Wilhelmshaven Eifersucht erregte.

Da Keller, Nelly und Paul, die einzigen fremden Gäste, in dem großen Peterswalde gut unterzubringen waren, so herrschte nicht diese Unruhe, dies Thürenschlagen und die Enge, die Esther in Frankfurt so entsetzt hatte. Der Morgen ihres Hochzeitstages ging so klar auf über den Ulmen im Garten, deren kleine Blattknospen kaum zu schwellen begannen, daß er noch einmal all die stille Reinheit und Ruhe ihres Mädchenlebens auszudrücken schien.

Es war nicht ihr Verlobter, der ihr an diesem Tage zuerst entgegentrat, sondern Keller. Er hatte in dem untern Flur auf sie gewartet, wie sie damals vor einem Vierteljahr auf ihn. Als sie die Thür ihres Schlafzimmers öffnete, ging er ihr entgegen und gab ihr einen Veilchenstrauß.

Die Märzsonne fiel auf die roten Ziegelsteine, die den Flur pflasterten. Dicke Tannenkränze hingen um die Thüren. Alles war klar und frisch und paßte so gut zu dem lieben Geschöpf, das da vor ihm stand im einfachen Hauskleid, und doch eine so bräutliche Erscheinung mit dem hoffnungsvollen Strahlen in den großen Augen. So wollte er von ihr Abschied nehmen. Wenn sie den Kranz und den Schleier trug, und Breden ihre Hand hielt, dann war sie für ihn schon fern.

„Du wirſt nie vergeſſen, daß ich der Stellvertreter deines verſtorbenen Vaters bin?“

„Nie, Heinz. Ich danke dir für alles, was du mir gegeben haſt. Ich denke, du kannſt mich ruhigen Herzens in Harrys Hände geben, du treuer Eckardt.“

Sollte er ihr ſagen, daß gerade gegen ihren Mann er ihr Schutz ſein wollte, wenn ſie ihn brauchte? Sich ihr Vertrauen zu erhalten, war ſein innigſter Wunſch. Und als er die wirkliche Bewegung ſah, mit der Breden ſie aus den Händen ihrer Großmutter empfing, mißtraute er wieder ſeiner eiferſüchtigen Liebe, die ihm die Gefahr vielleicht vergrößerte, und hoffte.

Als ſie abfuhren, bellte der Hofhund, riß an ſeiner Kette und wollte ſich nicht beruhigen. Er ging zu dem Tier hin, das hier das Gnadenbrot erhielt und ſtreichelte ſeinen Kopf.

Im Grunde — was konnte er denn ſelber anders thun als wachen?

VII.

„Du lieblich Bild! Es rauſcht der Quell
Durch Veilchenblau und Minte;
Die Berge winken wunderhell,
Wohin den Blick ich wende.
Der Lerche Jubellied erwacht,
Denn Frühling ward es über Nacht.

Ein immergrüner Eichenhain,
Um den die Schafe graſen,
Zerſtreut umher viel Marmorſtein,
Zu Füßen kurzer Raſen;
Und ernſt und ſchwer in alter Macht
Des Aquäduktes Trümmerpracht.

Ein Tempel, deſſen Götter lang
Geſtürzt ſind und vertrieben,
Rings Hirtenlied und Lerchenklang,
Das alte Lied vom Lieben.
Auf totem Stein im Sonnenglanz
Des neuen Lebens Jubeltanz.

Und eine Epheulaube winkt,
Geheimnisvoll und dunkel,
Vom warmen Marmorſteine blinkt
Der Eidechſe Geſunkel.
Wie märchenhaft die Dämmerung,
Und unſer Herz, mein Gott, wie jung!“

Die Frühlingsherrlichkeit der römiſchen Campagna war unbeſchreiblich. Es ſchien ein Meer von Blüten, das ſich überſchäumend an den alten Mauern der ewigen Roma brach. Der kleine Hain der Egeria ſah in dieſer überſchwänglichen Herrlichkeit mit ſeinen ſchwarzen Steineichen wie ein Schatten aus, aber der plätſchernde Anio war faſt verwachſen mit Münze, Minte und Veilchen — und darüber eine Wolke ſchmet-

ternder Lerchen. Die Hirten waren noch ebenso mager, hohläugig und vom Fieber geschüttelt wie sonst. Aber mehr als je schienen sie in der weiten Landschaft in ihr Schaffell gewickelt jene Halbgötter wieder zu beleben, die nichts sind als eine Verkörperung der Natur selbst. Und was konnte, für das oberflächliche Auge des Beschauers, Menschen fehlen, die in den von Sonne strahlenden Travertinbogen der alten Aquädukte saßen und ihr Haupt, wenn sie wollten, auf Veilchenkissen legen konnten?

Es war bezeichnend für Breden, daß das Allergrößte, was die Natur mit grausenerregender Unerbittlichkeit von der Kultur zurückgefordert hat, ein Feld, das abwechselnd Paradies und Hölle gewesen war, ihm gerade nur genügte als unermeßlicher Hintergrund für seine kleine Verliebtheit. In der Zeit, wo das innere Empfinden im stande ist, eine Hütte in ein Feenschloß zu wandeln und unter einem blühenden Holunderbaum am Rand eines weltverlorenen Dorfes die Burg des heiligen Gral zu ahnen, war es ihm ein exquisiter Feingeschmack, den er mit Bewußtsein genoß, seine Braut zu umarmen auf den Stufen des alten Theaters des Cicero in Tuskulum oder auf den Grundquadern des alten Jupitertempels auf dem Monte Cavo. Ja, er hatte nichts weniger beabsichtigt, als in der Villa d'Este selbst abzusteigen, da es ihm durch einige geschickt ausgenützte Verbindungen wohl gelungen wäre, sich für einige Zeit zwei der unzähligen unbenutzten Zimmer geben zu lassen. Aber Esther hatte ein Grauen vor der verfallenen Pracht dieses Ortes und wollte weder die Schatten der Lucrezia Borgia noch die von Liszt und seiner polnischen Freundin zu Zeugen ihres Liebesglückes haben. Schritt doch ihr Fuß in diesen Wochen überhaupt nur über Ruinen. Und selbst die Fülle der Blüten, die diesen Verfall deckte, legte sich oft schwül und ängstlich auf ihre Sinne.

Aber sie grübelte nicht und zog keine Vergleiche. Sie genoß naiv die Schönheit rings umher, deren düstere Bedeutung sie mehr ahnte als verstand. Fräulein Fränkel war gewiß eine sehr tüchtige Lehrerin gewesen. Aber es war kein Wunder, daß ihre Schülerin hier mehr die Stätte großer Schlachten, politischer Staatsumwälzungen zu sehen meinte, als den Teppich der raffiniertesten Lust. Sie dachte nicht an die Gebräuche des Adonisfestes, wenn er ihr heute einen Kranz von Veilchen, morgen einen von Narzissen in die lichten Haare drückte, und wenn sie in dem lichtgrünen Laubwald der Albaner Berge saßen, den stillen See von Nemi zu ihren Füßen, so blickte sie andächtig hinab in den keuschen Spiegel der Diana, und der Gedanke an jenes wilde Opfer Tibers, jenes sagenhafte Schiff voll Jugend und Schönheit, das der kranke, wollüstige Kaiser hier versenkt haben soll, trübte nicht die strahlende Sonne ihrer Augen. Aus einem dunkeln Drange heraus hing sie wohl solch einen Kranz, den sie einige Stunden hindurch getragen hatte, vor einem der vielen Marienbilder auf, oder sie faltete unwillkürlich die Hände, wenn sie unter dem Kreuz von Tuskulum stand und ihr Blick vom Meer bis zu den Mauern Roms eine Welt der Herrlichkeit umspannte, die ihr Furcht machte. Im Grunde wäre sie mit ihm lieber in Peterswalde gewesen, in der herben Luft der Mark, unter den Fichten, die so metallen rauschten, wenn der Frühlingswind durch sie strich. Aber das sagte sie ihm nicht.

Er dachte anders. Sein reines Weib über diese Stätten zu führen, die wiederaufzubauen und zu beleben ihm ein willkommenes Spiel der Phantasie war, berauschte

ihn immer von neuem. Er nannte sie nur Psyche in dieser Zeit und versicherte ihr, er wolle den Namen für sie behalten. Er liebte es unbeschreiblich, sie auf den alten Säulenstümpfen sitzen zu sehen, wie sie ihre feinen Finger in die Kaneluren legte, den schlanken Oberkörper vorgebeugt und den Veilchenkranz in dem bauschigen, locker gesteckten Blondhaar. Er konnte sie dann quälen mit seinen despotischen Wünschen.

„Nicht bewegen. Bleib so, bitte, bleib."

Und er lag zu ihren Füßen und genoß das süße Bild, kritisierte vielleicht auch und rückte zurecht, bis ihr die Thränen in die Augen stiegen und sie klagend sagte:

„Ich kann nicht mehr, Harry, die Arme sterben mir ab."

Sie wohnten in Tivoli in der Nähe des kleinen Sybillentempels über den Wasserfällen. Man hörte ihr Rauschen bei Tag und bei Nacht. Es bildete vereint mit dem Lerchengesang die Melodie, die in der Erinnerung von dieser Zeit ihres Lebens untrennbar blieb. Und die Blume dieser Wochen war die Narzisse. Aber nicht in langen Beeten, hinter Buchsbaumeinfassungen, in steifer Regelmäßigkeit, nein, sie kam gleich den andringenden Wassern einer Überschwemmung. Sie bedeckte die Wiesen mit ihren weißen Sternen, sie sickerte hindurch in die Wälder und stand einzeln zwischen der gelben Iris, sie erstieg die Berge; Kinder pflasterten den Boden der Kirchen mit ihren weißen Köpfen, Frauen trugen Lasten davon zu den Heiligenbildern — und man sah kaum eine Lücke. Man trat über die gebrochenen Stiele hinweg, und wie Wasser schlugen die Wellen wieder zusammen.

„Der Duft tötet mich," rief Esther. Sie gingen nach dem alten Rocca di Papa, um in einer schmutzigen Trattoria neben dem Marktplatz und seinem monumentalen Springbrunnen — ein fast lächerlicher Gegensatz zu dem verkommenen Nest — berühmte Maccaroni zu essen. Esthers Gesicht war ganz weiß. Sie hatte Mühe, sich auf den Füßen zu halten und zog halb mechanisch den Strauß aus dem Gürtel, den sie in der ersten Freude hineingesteckt hatte.

Er nahm ihren Arm in den seinen. Er empfand im Gegenteil eine gesteigerte Empfänglichkeit der Nerven.

„Ja, es liegt etwas Faules in diesem Duft. Sünde, würde der Fromme sagen. Und in der That erinnern mich diese weißen Blumengesichter mit dem anklagenden Augenstern, dem geneigten Haupte und den leicht aufgerollten Blättern auch immer an die gefallene Unschuld, die sich am liebsten hinter Klostermauern verbergen möchte. Dich auch?"

„Ich weiß nicht. Ich hab' die Narzissen immer sehr geliebt. Warum sollen sie nicht lieber reinen Mädchen gleichen?"

„Dieser Duft! Schwüle Sehnsucht und extatische Reue."

Sie schwieg. Die kleine Stadt war erreicht, und in das Gemach der Signora Nanina kam der Narzissenduft nicht mit. Er hätte dort einen Kampf mit Öl, Tomaten, Zwiebeln und hundert andern Dingen aufnehmen müssen, dem er nicht gewachsen gewesen wäre.

Vier Wochen waren vergangen wie ein heißer Traum. Sie rüsteten zur Abreise. Zum letztenmal hatten sie den Nachmittag unter den Cypressen der Villa d'Este verbracht, zum letztenmal nahmen sie das Pranzo draußen, neben dem Rundtempel der Sybille, der so dicht am Abhang steht neben der dahinstürmenden, schäumenden,

zerstäubenden Wucht des Teverone. Die Forellen waren so zart und rosig wie sonst. Der Falerner ebenso feurig. Aber der Ausdruck im Gesicht der jungen Gatten war noch nie so verschieden gewesen. In Esthers Zügen eine kaum unterdrückte Fröhlichkeit, ein sonniges Leuchten. Van der Breden ganz Schwermut.

„Ich glaube wirklich, Esther, du freust dich," sagte er vorwurfsvoll.

Sie sah ein wenig schuldbewußt aus.

„Wir gehen ja zusammen, Harry. Und Deutschland ist auch schön."

„Auch!"

Ihm schien der süßeste Duft dieser Liebe nun dahin zu sein.

Als sie ihren Koffer schloß, fiel ihr etwas ein.

„Nun war ich gar nicht in Rom!"

Es lag auch nicht der Schatten eines Vorwurfs in den Worten, nur Verwunderung. Sie waren am Abend in Rom angekommen, im Hotel Quirinal abgestiegen und am Morgen nach Tivoli gefahren. Jetzt sollte sie ein Wagen sofort zum Zug bringen.

„Du hast nie den Wunsch geäußert."

Sie sah ihn an und lachte. Es war so wunderbar, daß sie einen Wunsch äußern sollte, etwas thun, was er nicht zuerst angeregt hatte. Sie antwortete nicht einmal darauf. Wenn er es nicht gewollt hatte, so sah sie Rom eben nicht. Es war durchaus kein Opfer für sie.

„Barbarin," sagte er und zog sie an sich. „Zu denken, daß ich eine Frau habe, die so vandalisch empfindet!"

Das Lächeln in ihren Augen blieb.

Als sie am nächsten Tage in der Bahn saßen und am Tempel der Minerva Medica vorbei rollten, dachte er noch einmal, daß sie doch eine Vandalin sei. Er hielt Rom für einen der größten Eindrücke, den der Mensch in sich aufnehmen kann; aber er machte sich keinen Vorwurf, seinem jungen Weibe diesen Eindruck entzogen zu haben. Für den Genuß der Flitterwochen wäre Rom zu anstrengend gewesen. Er kannte es ja so gut. Von jetzt an stand es übrigens in ihm fest, Esther habe Rom nicht sehen wollen, weil ihr das Interesse gefehlt habe.

VIII.

In seinen Briefen aus der Brautzeit hatte er ihr immer die Versicherung gegeben, daß sie so recht eigentlich die Muse seines Schaffens sein würde. Ihre klare Ruhe, ihr immer gleiches, sonniges Wesen würden ihn begeistern. Er versprach sich Großes von der ersten Zeit seiner Ehe. Wenn er nur erst sein Material gesichtet haben würde!

Berlin mochte doch wohl nicht der rechte Ort für ihn sein. Seine Nerven vibrierten zu stark in dem rastlosen Getriebe der Großstadt. Jede neue Erscheinung riß ihn mit, jede Richtung zog ihn nach. Er kam dort nicht zur innern Ruhe. Es giebt eben so differenzierte Naturen, daß sie sich in sich selbst zerfasern können. Van

der Breden bildete ſich ein, der Großſtadt für immer ſatt zu ſein. Er hatte zuweilen einen vagen Traum geträumt von roten, ſpitzen Dächern hinter grünen Linden, von Brunnenrauſchen und hellblinkenden Fenſterſcheiben, ſo etwa nach dem Schubertſchen Liede „Wie freundlich haſt du mich empfangen, du Stadt der Unbeſtändigkeit.“ Eine Kleinſtadt. Das würde das Richtigſte für ſie beide ſein. Er fühlte ordentlich, wie von dem ſatten Behagen der Spießbürger etwas auf ihn übergehen würde. Nicht viel natürlich, nur dieſe kleine Doſis ſelbſtgerechter Zufriedenheit mit ſeinem Schickſal und ſeiner Arbeit, von der er glaubte, daß ſie ihm fehle.

Er hatte lange geſucht, ehe er fand, was er wünſchte. Der Norden oder Oſten durfte es nicht ſein. Den vertrug ſeine Geſundheit gar nicht. Die kleine Stadt ſollte außer ihren roten Dächern und grünen Bäumen auch noch etwas anders haben, eine Art von geiſtigem Mittelpunkt, mindeſtens ein Gymnaſium, und in der Nähe Wälder und Berge und wenn möglich eine Univerſitätsſtadt.

Das deutſche Vaterland iſt ſo reich, daß er fand, was er ſuchte, mehr ſogar. In Heſſen lag ein kleines, winzig kleines Landſtädtchen, das früher einmal einem der reichsunmittelbaren Grafen gehört hatte. Noch ſtand das herrliche Schloß, drei mächtige Flügel, von zwei ſtolzen Türmen flankiert. Auf dem Hof rauſchte Tag und Nacht ein Röhrenbrunnen. Das Waſſer floß aus alten, gotiſchen Fratzen in ein Steinbecken. Ringsum ſchatteten breite Platanen, und auf ihren Zweigen und auf dem Brunnenrand ſaßen eitle, ſchläfrige Pfauen. Die Herrſchaften waren ſelten daheim. Die Söhne hatten hohe Stellen in der Armee, die beiden Töchter waren verheiratet, eine an einen ruſſiſchen Fürſten, der in Cannes wohnte, die andere an einen andern Mediatiſierten. Vorher aber hatte der Graf in dem kleinen Städtchen eines dieſer Gymnaſien gegründet, die in Alumnaten eine Anzahl von Schülern zu einem Examen vorbereiten, das ſie ſonſt wohl nur mit Schwierigkeiten überwunden hätten. Die Leute nannten es die Grafenſchule, auch nachdem die jungen Grafen ſeine Bänke lange nicht mehr drückten.

Es beſtand nur aus den obern Klaſſen. Die Lehrer hatten gleichzeitig eine Anzahl Schüler in Penſion. Viele, beſonders Primaner, die nur für die letzten zwei Jahre zugereiſt waren und ſchon einige Erfahrungen auf andern Schulanſtalten geſammelt hatten, lebten ſelbſtändig bei den Ackerbürgern zur Miete, beſuchten natürlich auch fleißig das eine freigegebene Lokal, was dem Ton in dem Städtchen einen kleinen Stich ins Studentiſche gab. Die Lage war herrlich, am Fuße der Vogelsberge. Eine kleine Univerſität mit einiger Schwierigkeit zu erreichen, kurz, das erſehnte Paradies ſchien gefunden.

Während der Suche hatten ſich Bredens in Wiesbaden aufgehalten. Der Kurort ſollte ihnen den Übergang zum nordiſchen Lenz erleichtern. Sie kamen in Wiesbaden in die Hochſaiſon zu Ende April. Die wunderbare Ruhe der Campagna, dieſe Totenſtarre unter Blumen, war plötzlich vertauſcht mit überfüllten Hotels, Feſtſpielen, einem Kaiſerbeſuch, ſchreienden Toiletten und lärmenden Kundgebungen zur Unterhaltung der erholungsbedürftigen Menge. Bredens wohnten im Hotel Metropole in der Wilhelmſtraße, und Eſther fühlte ſich am dritten Tage in dem Lärm und in der anſpruchsvollen Buntheit des Getriebes ſchon ganz unbehaglich. Sie entflohen nach Biebrich. Doch die Flut ſtieg bis unter die blühenden Kaſtanien des ſtillen Parks.

Zudem kamen die Verwandten. Der Onkel aus Neuwied lud Breden zu einer Besichtigung seiner Weinkeller ein, und Vetter Paul, der es vorgezogen hatte, leben zu bleiben, fand es jetzt noch amüsanter, Frau Esther den Hof zu machen. Am meisten störte Esther aber, daß ihre Cousine Ella auch in Wiesbaden war, im Hotel zur Rose wohnte und starke Ansprüche an sie beide machte. Ella war eine schöne, strahlende Frau, die die Toilette zu ihrem Lebensberuf erwählt hatte und sich ihr mit Geschick und dem Eifer eines großen Talentes hingab. Ihr Gatte kam für jeden Sonntag von Bockenheim herüber, und ihre vielen Courmacher sorgten für die Unterhaltung der Wochentage.

„Ich denke, wir siedeln lieber nach Homburg über. Da ist es noch still. Hier kommen wir gar nicht zur Besinnung."

Esther sagte es. Sie waren eben aus dem Theater nach Hause gekommen, wo sie mit Ella und einem ihrer Bekannten in einer Loge der Festvorstellung beigewohnt hatten. Esther war sehr müde. Aber sie hatte reizend ausgesehen an diesem Abend und sich mit ihren matten Farben neben dem Tizianblond der Cousine mit Ehren behauptet. Breden war stolz auf sie, vor allem auf ihre Toilette, die er ihr in Frankfurt selbst besorgt hatte. Abweichend von der Mode des Augenblicks, die ja jede Extravaganz gestattete, vor allem im Bade, hatte er ihr ein Kleid à la Lavallière arbeiten lassen, aus einer unbestimmt getönten Seide, mit vielen Spitzen und einigen großen, mattlila Samtschleifen. In solchen Dingen hatte er einen raffinierteren Geschmack als sie. Er öffnete jetzt auch den verzwickten Taillenschluß mit der Sicherheit und der leichten Hand einer erfahrenen Jungfer. Der weiche Stoff, die rieselnden Spitzen gaben ihm ein prickelndes Wohlbehagen.

„Warum, Esther? Nach der großen Einsamkeit thut diese Menschenwoge doch wohl. Natürlich führt sie viel Schlamm mit sich. Aber das thut uns doch nichts."

„Wir müssen doch endlich in Ruhe kommen, Harry. Es ist hier auch sehr teuer. Viel, viel teurer als in Tivoli."

„Das stimmt."

„Und — und du verstehst es so wundervoll, noch viel mehr Geld auszugeben als nötig ist."

Sie hüllte mit spitzen Fingern die kostbare Toilette in Seidenpapier und verwahrte sie. Er lachte, als hätte sie ihm eine Schmeichelei gesagt.

„Liebes Kind, Geld ausgeben ist eine Gabe, die kleinen Geistern meistens vollständig abgeht. Nur nie einem Goldstück nachtrauern! Es ist das die Eigenart der Philister. Und übrigens thut es mir leid, daß ich nicht auch den Jüpon zu der Toilette und alles andre mitgebracht habe. Du bist viel zu schlicht in deinen Ansprüchen. Wenn man so schlank ist wie du, muß man sich in Spitzen förmlich vergraben, sonst wirkt man dürftig. Du siehst jetzt aus, wie Aschenbrödel, als es sich auf dem Ball verspätet hatte und die Feenkleider plötzlich von ihm abfielen. Niemand konnte es erkennen."

Esther sah erschrocken in den hohen Spiegel. Es war alles sehr hübsch und eigen, aber allerdings weit entfernt von dem Luxus, den jetzt die Schaufenster der Modemagazine zeigen. Es wallte etwas in ihr auf, fast wie Trotz. Warum nahmen diese Dinge einen so breiten Platz in seinem Leben ein?

„Warum ſiehſt du das überhaupt, Harry? Und woher weißt du das alles?“

„Närrchen! Das iſt doch auch Schönheitsdienſt.“

Sie ſchwieg. Sie verſtand das nicht. Aber ſie war ſich zum Glück noch nicht klar darüber, daß ſein und ihr Empfinden ſich nicht gleichen konnten, weil das eine nur nach außen, das andere nur nach innen gerichtet war. Sie band ſchweigend den weiten Friſiermantel über und zog die Schildpattnadeln aus dem lichten Haarknoten.

„Pſyche,“ flüſterte er zärtlich.

Sie ſah ſein ſchönes, weiches Geſicht über ſich im Spiegel. Ein Wort aus ſeinen Briefen fiel ihr ein: „Und wenn ich um Dich zum Bettler würde, was thäte es? Das Silber Deiner Haare iſt der Schatz, der für mich, für mich allein vom Himmel fiel, und wenn ich untergehen müßte, und ich würde im letzten Augenblick wähnen, in den Tiefen Deiner Augen zu verſinken, ſo wäre Sterben Wolluſt.“

Aber ſeit dieſem Tage kümmerte ſie ſich energiſcher um die Einrichtung der kleinen Villa, die ſie in dem Landſtädchen gemietet hatten. Sie fuhr ſelbſt hin, trieb die Arbeiter an, beſtimmte, ordnete, und acht Tage ſpäter konnte ſie ſtrahlend ſagen, daß alles fertig ſei.

„Ich kann gut begreifen, wie du dich nach deinem Schreibtiſch ſehnſt, Harry.“

Sie hatte, als ſie zurück kam, beſchriebene Blätter auf dem Tiſch im Hotel gefunden, und ihr Gewiſſen, das ein wenig geſchlagen hatte, als ſie ihn allein ließ, war beruhigt.

„Schade, daß ihr fortgeht,“ ſagte Ella am Abend desſelben Tages. Man hatte gemeinſam eine Fahrt nach der Platte gemacht und ſaß nun im Kurgarten. „An deinen Mann hatte ich mich in deiner Abweſenheit ganz gewöhnt. Weißt du ſchon, daß er ein Gedicht auf meine kleinen Füße gemacht hat?“

Sie ſtreckte ihren kleinen Fuß vor, der in einem ſehr eleganten violetten Schuh ſteckte, der zu ihrer Toilette paßte. Breden, der mit einem Bekannten vor den Tiſchen auf- und abging, lächelte ihr zu.

„Er war eines Nachmittags bei mir. Es war ſo langweilig, daß ich ein wenig heiliger Petrus ſpielte. Ich muß ſagen, nach ſeinem Kuß zu urteilen, iſt er ein frommer Gläubiger.“

Eſther ſchwieg. Das alſo waren die Papiere geweſen!

„Du biſt doch nicht eiferſüchtig?“

Eſther ſah der Couſine ehrlich in die Augen.

„Ich? Gewiß nicht, Ella.“

„Ich beneide dich eigentlich um die Zeit, in der Breden um dich geworben hat. Himmel, muß der einen Schwung gehabt haben!“

Die junge Frau lächelte ſtill vor ſich hin. Die Zeit, in der er um ſie geworben hatte! Nun ja, man konnte es auch ſo auffaſſen. Jede andre Frau hätte es ſo aufgefaßt. Sie ſagte ſich noch immer mit dem Stolz beglückter Liebe: aber ich zuerſt!

„Hedda hat mir natürlich davon erzählt. Auf ſie ſcheint Breden allerdings wenig Eindruck gemacht zu haben. Aber Hedda iſt jetzt wirklich nicht ganz zurechnungsfähig. Lächerlich, dieſe Verhimmelung ihres Mannes. Das gute Rhinozeros von Teichert kommt ſich dabei offenbar ſelbſt komiſch vor. Er iſt der Spott der ganzen Familie.

Hedda war doch noch nicht alt genug, um durch die Seligkeit, unter der Haube zu sein, so aus der Contenance gebracht zu werden."

Mit der magern Hedda, die so leicht eine rote Nase bekam und solche Sorge für ihren Teint trug, war nämlich als Frau eine große Veränderung vorgegangen. Von dem Augenblick, da Teichert ihr Mann war, war er auch ihr Abgott. Sie sah nicht mehr seine etwas robuste Gestalt, nicht die Warze, die sie früher so entsetzt hatte, und seine Art, sich zu geben, die leicht vulgär werden konnte, wenn er sich gehen ließ. Sie hatte alle Kritik verloren. Er war ihr Mann, und in ihren Augen trug er einen Strahlenschein der Vollkommenheit. Es war nicht allein Dankbarkeit, daß er sie geheiratet hatte und ihr ein sorgenloses Dasein versprach. Sie war von seinen Vorzügen wirklich durchdrungen, so vollständig, daß sie andern in ihrer beständigen Begeisterung leicht ein Gegenstand des Spottes werden konnte. „Mein Mann sagt," „mein Mann meint," war die immer wiederholte Einleitung ihrer Reden. Für sich selbst meinte und sagte sie gar nichts mehr.

Esther hatte ihr mit Breden in Frankfurt einen Besuch gemacht. Da Teichert in dieser Zeit viel zu thun hatte, kam sie nicht nach Wiesbaden, nicht einmal für einen Nachmittag.

„Ohne meinen Mann? Aber das würde mir kein Vergnügen machen. Kommt ihr doch einmal. Ihr müßt ihn doch kennen lernen. Kommt Sonntag zu Tisch."

Bredens kamen. Aber Harry erklärte, als sie kaum das Haus verlassen hatten: nie wieder. Seine Nerven seien diesen Zärtlichkeiten denn doch nicht gewachsen, so gut auch die Weine gewesen seien.

„Und dann verlange ich von einer Frau doch Haltung, selbst im engsten Familienkreise. Der ganze Kampf um Bildung und Freiheit ist ja ein Kampf um des Kaisers Bart, wenn ihr immer wieder beweist, daß jeder Esel eine Titania in seiner Umarmung glücklich machen kann, selbst ohne Zaubertrank."

Esther verteidigte Hedda. Aber nur mit halbem Herzen. Sie dachte an Doktor Helmers, an die Nacht vor Ellas Hochzeit und an das Schluchzen, das so herzzerreißend aus dem schmalen Bett neben ihr hervorgedrungen war. Und die verschönte, erblühte Frau stand vor ihr, die sich oben eben über ihren Mann geneigt hatte, um ihn auf die kahle Platte zu küssen. Höchst unappetitlich, gewiß, darin hatte Harry recht. Aber wie verschieden waren doch die Wege des Herzens!

Auch jetzt, gegen Ella, ergriff sie die Partei der Angeklagten. Hedda erwartete ein Kind. Übermäßig gesteigerte Liebe zum Mann war da so oft der natürliche Rückschlag.

Ella rümpfte das hübsche Näschen.

„Das finde ich auch höchst vulgär. Diese Eile! Und jetzt schon davon zu sprechen, nach vier Monaten!"

„Sie thut es doch aber nur in der Familie. Und Teichert ist so glücklich."

„Natürlich, die Männer sind immer glücklich. Vor allem, wenn sie schon älter sind. Es ist lächerliche Eitelkeit bei ihnen, aber es ist so. Ich glaube, Fred würde mir die Saphire schenken, die ich so gerne haben möchte, und die ich nicht bekomme, wenn ich ihm eine ähnliche Freude machen würde. Wie denkst du denn darüber?"

„Gar nicht. Das ist Gottes Gabe."

Ella ſchwieg. Sie ſchämte ſich plötzlich vor Eſther. Als Mädchen hatten ſie ſich recht lieb gehabt. Sie wollte ſich rechtfertigen, und ſo ſagte ſie in verändertem Ton:

„Nicht wahr, Eſther, du hältſt mich für recht oberflächlich?“

„Ja,“ ſagte Eſther ehrlich. „Ich meine, Ella, dir iſt die Ehe doch noch ſchlechter bekommen, als der verſpotteten Hedda.“

„Und doch war es bei uns beiden dasſelbe Experiment. Nur daß es bei mir nicht ſo gut geglückt iſt.“

Eſther ſah ſie verſtändnislos an.

„Sieh, wir heirateten doch beide ohne das, was du Liebe nennſt. Beſinnſt du dich noch auf den letzten Abend, als ich von euch Abſchied nehmen kam? Fred gefiel mir ja, gewiß. Im Grund aber wollte ich es in der Ehe noch beſſer haben, als zu Hauſe, gerade wie die arme Hedda auch. Nun, und —“ ſie zögerte ein wenig — „und — es geht nicht beſonders gut mit Fred und mir.“

„Arme Ella,“ ſagte Eſther weich. Und nach einer Weile fügte ſie ſchüchtern hinzu: „Biſt du nicht ein wenig ſchuld, Ella?“

„Du meinſt, weil ich mir ſoviel den Hof machen laſſe? Das ſtört ihn gar nicht, im Gegenteil; ſeiner Meinung nach gehört das eben dazu, wenn man eine elegante Frau iſt. Aber weißt du noch, wie ſicher ich damals darüber ſprach, daß ein Mann von vierzig Jahren kein Engel ſein könne? Ich habe ſchon in Paris und ſpäter in Trouville eingeſehen, daß es für mich doch beſſer geweſen wäre, wenn —“

Sie brach ab. Offenbar wunderte ſie ſich ſelbſt über ihr Vertrauen.

„Du biſt ſo gut, Eſther. Ich habe das noch niemals geſagt. Ich ſehe ja, wie glücklich du biſt, und doch weiß ich, du haſt noch Teilnahme für andre übrig.“

Der Ausdruck in Ellas Geſicht hatte ſich verändert, während ſie ſprach. Eine ihr fremde, faſt wehmütige Schönheit war in ihre Züge gekommen. Breden näherte ſich ihnen wieder, und ſie ſprachen von gleichgültigen Dingen.

Eſther war ſehr nachdenklich, als ſie nach Hauſe gingen. Ihr Mann, der ſie verſtohlen beobachtete, fühlte leiſe Gewiſſensbiſſe. Sollte ſie Anlage zur Eiferſucht haben? Das wäre fatal!

„Ella hat dir die Geſchichte von dem Kuß auf ihren Schuh erzählt, ich erriet es aus ihren Bewegungen. Daß doch auch eine wirklich gefeierte Frau keinen kleinen Triumph ihrer Eitelkeit für ſich behalten kann!“

„Ach Harry, das iſt doch verzeihlich. Zu Hauſe giebſt du mir das Gedicht.“

Er las es ihr vor. Sie ſaß ihm gegenüber und freute ſich an jeder ſeiner Wendung. In ſolchen Kleinigkeiten war er groß.

„Reizend,“ ſagte ſie überzeugt und flog ihm an den Hals.

Er nahm den Kuß, den ihm ſeine Gattin für die Verſe gab, die er auf eine andre geſchrieben hatte, und geſtand ſich mit Verwunderung, daß es Frauen gebe, die auch in perſönlichen Fragen groß denken konnten.

IX.

Sie lebten nun schon einige Zeit in ihrem Weltwinkel, wie sie das kleine Landstädtchen nannten. Es hatte sich ihnen, als sie einzogen, so wunderhübsch gezeigt, daß Breden überzeugt war, hier das Gesuchte endlich, endlich gefunden zu haben. Ihr Häuschen lag auf halber Bergeshöhe, und von der Veranda, um die jetzt die lila Blütentrauben der Glycinien hingen, sah man gerade hinein in den kleinen Ort. Wirklich lauter spitze, rote Dächer, ein kleiner Kirchturm, und alles eingehüllt in die weißen Schleier der Obstblüte. Im Hintergrund die Kuppen der Vogelsberge, von denen schwarze Tannenwälder bis dicht an das Städtchen herantraten. Die Landstraßen, die nach allen Seiten ausstrahlten und ebenfalls mit Kirschbäumen bepflanzt waren, verliefen wie helle Silberfäden in diesem großen, dunkeln Gewebe.

Das Hübscheste in diesem Bilde waren die mächtigen Rundtürme des Schlosses. Es sah so aus, als nähmen sie den kleinen Ort in ihre Hut, und so gaben sie dem Auge noch einmal die Illusion einer Vergangenheit, in der die starken Mauern allerdings kein zu verachtender Schutz gewesen sein mußten.

Das Bredensche Häuschen war gerade ausreichend für zwei Menschen, die behaglich für sich leben wollten. Es hatte oben im Giebel zwei große, luftige Zimmer, von denen eines als Schlafzimmer benutzt wurde, das andre Vorratsstube war, und unten auf jeder Seite des Flurs ebenfalls zwei Räume. Davon gehörten Breden ein schönes, kühles Arbeitszimmer und das Rauchzimmer, dessen Einrichtung aus Berlin hergeschickt war, während auf der andern Seite das Eßzimmer und das gemeinsame Wohnzimmer lagen. Die große, mit englischen Korbmöbeln hübsch und praktisch eingerichtete Veranda ergänzte das reizende Heim, in dem nichts von Neuheit glänzte, und doch alles den Stempel eines verfeinerten Geschmacks und künstlerischen Behagens trug.

Wenn Esther zuweilen auf der Veranda stand und ihre Blicke umherschweifen ließ, dann klopfte ihr das Herz in stürmischem Glück. Erst jetzt, erst hier hatte sie empfunden, was sie erträumt hatte. Die Campagna hatte sie mit ihrer Größe erdrückt. Die Ansprüche ihrer jungen Leidenschaft, wo um sie herum alles von Verfall sprach, machten sie erzittern gleich einer Blume, die auf einem Grab erblüht ist, über das der Scirocco streicht. War jenes Empfinden halb unbewußt gewesen, so war ihre Abneigung gegen das Treiben in Wiesbaden bewußt. Aber hier im Weltwinkel atmete sie frei auf. Wohin sie sah, arbeiteten die Leute, und immer in Berührung mit der Mutter Erde, und immer auf eignem Grund und Boden. Die Abhänge der Berge, die Wiesen, die sich bis an den Rand der Wälder zogen, gehörten den Ackerbürgern, die sie meistens selbst bebauten. Fast bis an ihr kleines Haus kamen die schmalen Streifen grüner, wogender Saat, das Rankengewirr von Erbsen oder die derben Stauden der Kartoffeln. Obstbäume standen dazwischen, und um die Vesperzeit lagen der Herr und der Knecht in ihrem Schatten nebeneinander und verzehrten das gesunde Brot ehrlicher Arbeit. Zuweilen nahm Esther „Hermann und Dorothea“ aus ihrem kleinen Bücherschränkchen, ging einen der schmalen Fußpfade am Korn entlang, setzte sich auf eine Holzbank vor einer Weißdornhecke und las die behagliche Kleinmalerei, die ihr ein Abbild der eignen Umgebung zu sein schien, und hinter der doch, wie hier, die reichen, ewigen Quellen des Lebens flossen.

Das wonnigſte Bewußtſein war für Eſther die Arbeitsluſt ihres Gatten. Harry Breden hatte mit wahrem Feuereifer ſeine Papiere geordnet. Geradeſo hatte er es ſich einmal gedacht, das hatte ſie getroffen, bis auf die grünen Vorhänge, die gegen Mittag eine kurze Zeit die Sonne ausſchloſſen. Das war Poeſie. Nicht die entnervende der modernen Überkultur, nein, dieſe Umgebung wirkte wie ein Volkslied, erfriſchend und beruhigend. Hier ſchaffen würde eine Luſt ſein. Breden wurde ſogar zum Frühaufſteher. Er, der ſonſt am liebſten in den Tag hineinträumte, ſtand um ſieben Uhr auf und ſaß bald nach acht an ſeinem Schreibtiſch. Sie nahmen ihr Mittageſſen hier früher als in der Stadt, ungefähr um drei Uhr, und am Nachmittag gingen ſie einen dieſer leuchtenden, lockenden Wege hinab nach den geheimnisvollen, ſchwarzen Wäldern, oder ſie ſtiegen in die Berge, und meiſtens, wenn ſie ein Stückchen gegangen waren, fanden ſie, daß ſie ſich an der Hand hielten gleich Kindern.

Jetzt ſtand Eſther auf der Höhe ihres Liebesglücks. Keine Unruhe mehr, kein Bangen. Auf dem Boden, der ihr von Kindheit auf vertraut war, denn ſie war nicht engherzig genug, ſich nur an ihre Heimatprovinz zu binden, entwickelte ſich ihre Liebe zu der ſtrahlenden Sicherheit des Beſitzes, der innigen Hingabe, die ihre ganze Seele zu füllen ſchien und für die ihr zarter Körper nur die Hülle war. Als ob ein Licht in ihr brannte und ſeine Helle durch ihre Augen wie die Sonne ſelbſt auf ihre Umgebung fiel.

Zuerſt hatte ſie Breden wenigſtens an einem Abend in der Woche ins Städtchen ſchicken wollen. Es mußte doch ſo etwas wie ein Herrenſtübchen dort unten in der Goldnen Traube geben. Da waren die Oberlehrer, der Arzt, der Apotheker. Durch dieſen Weltwinkel floß ja doch ein kleiner Nebenſtrom der Gelehrſamkeit. Er war auch gegangen, aber die Berichte, die er brachte, waren wenig ermutigend. Natürlich hatten die kleinen Honoratioren es ihnen bitter verdacht, daß ſie keinen Beſuch gemacht hatten. Nun hatte man Breden dieſe vermeintliche Taktloſigkeit entgelten laſſen. Man war ſehr zugeknöpft geweſen und hatte ihn ſogar Herr Referendar genannt.

„Wie findeſt du das, Eſther? Als Menſch verſtanden ſie offenbar nichts mit mir anzufangen; was der Dr. jur. im Weltwinkel wolle, war ihnen auch nicht klar, und ſo verſuchten ſie es mit dem Juriſten, der nicht ſein zweites Examen gemacht hat, denn mehr als die Futterkrippe, an die man ſich binden läßt, iſt ihnen ja nicht verſtändlich.“

Sie begriff nicht, daß er offenbar ein wenig gekränkt war. Als ob die Beurteilung andrer irgend etwas mit der Selbſtſchätzung zu thun haben könnte.

„Wovon ſprachen ſie denn?“

„Sie kannegießerten natürlich. Mir zuliebe gab es auch einige ſpitze Bemerkungen gegen Norddeutſchland, obgleich man meinen Namen nicht recht unterbringen konnte. Und dann ſcheint es hier im Weltwinkel ein unerſchöpfliches Thema zu geben: die Erlauchten.“

Breden ſprach den Titel ſo feierlich, daß Eſther anfing zu lachen.

Sie hatte auf der Veranda gewartet, bis er den Steig zu ihrem Häuschen emporſtieg. Jetzt ſaßen ſie da und ſahen in die warme Juninacht. Die Häuſer des Weltwinkels zeichneten ſich nur undeutlich gegen die Bäume, wenn nicht hie und da ein Licht ſie von innen erhellte. Aber die Kirche und das Schloß ſtiegen ganz klar

in der Silhouette gegen den Horizont auf. Ein Duft wie von blühendem Korn wurde vom Nachtwind mitgetragen, und Glühwürmchen hingen sich in die rankenden Rosen, die die Glycinien abgelöst hatten. Es war eigentlich zu schön, um von dumpfen Weinstuben und den Ansichten beschränkter Spießbürger zu sprechen. Aber Esther wußte, daß all diese Dinge zum Leben gehören, daß man nicht nur träumen dürfe, sondern Stellung zu ihnen nehmen müsse.

„Die Erlauchten sind ja nicht da. Im Schloß haust der alte Verwalter und die ausgediente Kammerjungfer der Gräfin. Ich wollte dir schon immer sagen, daß wir es uns einmal ansehen sollten."

„Nach den Gesprächen, die ich heute anhören mußte, habe ich dazu nicht besondere Lust. Im Sommer kommen nämlich die Herrschaften immer für mehrere Monate her, und dann, werden die Herren Lehrer ‚befohlen'. Du hättest nur hören sollen, wie sie sich damit thaten. Ich fragte sie, ob sie in Escarpins erschienen, und sie nahmen meine Frage für ernst und sagten nein, der Frack und die etwaigen Ordenszeichen genügten."

Er spottete dann noch eine Weile über die Kriecherei und den Byzantinismus, und wie immer legte sie ein gutes Wort ein für die Angegriffenen.

„Bedenke, daß es eine Privatanstalt ist und ihr Verhältnis zu dem Patron derselben ein persönliches. Sie mögen ihm auch wirklich dankbar sein. Der alte Graf mag ein guter Herr sein."

„Ja, das kennt man. Mit einem Lächeln wirken diese Herren Wunder."

Sie strich mit ihrer weichen Hand über seine Stirn.

„Bitte, verschlinge nicht noch einige Potentaten vor dem Schlafengehen. Sie könnten dir Alpdrücken verursachen."

„Kind, du redest, wie du es verstehst. Ich bin neulich bei dem alten Volkslehrer eingekehrt, bei dem abgedankten. Er sitzt im letzten Hause auf seiner Bank vor der Thür und sonnt sich. Wir sprachen so allerlei; auch von vergangenen Zeiten. Von solchen, die für das Volk schon fast Sage geworden sind, wo man den Wilddieb, der auch Passion hatte, auf den Hirsch schmiedete und den in die Wälder jagte. Aber auch von Zeiten, auf die sich der alte Mann noch sehr gut besann, von Zehnten und Frone. Wenn man die Sichel ins Gras werfen mußte und die Sense ins Korn und aufs Schloß laufen mußte — und wenn man heimkehrte, war ein Gewitter niedergegangen, und die Ernte, die ihnen schon so nur zum Teil gehörte, war dahin."

„Volksschullehrer sind immer unzufrieden, Harry, das weiß ich von Peterswalde."

„Ja, ich fürchte auch oft, im Grunde bist du so eine Junkerin, wie deine Großmutter."

Sie lehnte sich weit in den Stuhl zurück und lachte.

„Ich? Das ist eigentlich eine Beleidigung. Aber jetzt sind die Leute im Weltwinkel sehr zufrieden. Ich beobachte sie so oft auf meinen Gängen, komme ja bei den primitiven Einkäufen hier auch in ihre Häuser. Die Gegenwart ist doch die Hauptsache, nicht wahr?"

Er war zerstreut geworden, während sie sprach. Ansichten von ihr nahm er nie ganz ernst. Als sie ihn aber fragte, ob sie ins Haus gehen wollten, verneinte er. Es war eine so wunderbare blasse Nacht, schon eine Johannisnacht, obgleich man erst

in den ersten Tagen des Juni stand. Er sammelte aus dem Laub der Veranda einige Glühwürmchen und setzte sie ihr ins Haar. Nun kamen die beflügelten Männchen herein und kreisten wie Funken um die flügellosen Gattinnen. Das helle Haar Esthers schien große, flammende Edelsteine zu tragen, und auf ihr Gesichtchen, das hier viel frischer und rosiger geworden war, fiel ein heller Schein.

„Meine Psyche," flüsterte er zärtlich. „Was wohl die Banausen da unten von solchem Märchenglück wissen? Und wozu über die socialen Verhältnisse rechten, wenn wir bei einander sind?"

So endete der mißglückte Versuch einer Geselligkeit im Weltwinkel. Er kniete neben ihr und sah nach ihren Augen, denen das bläuliche Phosphoreszieren der Glühwürmchen ein weiches Licht gab, wie es die großen Sterne hatten, die mit mattem Leuchten über den blassen Abendhimmel gingen.

Am nächsten Morgen fand Esther neben ihrer Kaffeetasse folgende Verse:

Still gehn die großen Sterne
Durch blasse Juninacht,
Das Mondharn hält von ferne
Die treue Erdenwacht.
In Blüten stehn die Ähren,
Ein Duften steigt vom Klee —
Kannst meinem Kuß du wehren,
Wenn ich ins Aug' dir seh'?
Da flammt's von Blick zu Blicken,
Da pocht's von Brust zu Brust —
Du mußt dich in mich schicken
In Leid und auch in Lust,
Du bist mein Trautgeselle
Geliebte, du allein,
Du mußt allzeit die Quelle
Vom Lebensstrom mir sein.

Ja, das war dieses große Verstummen im Glück, dieses Versunkensein, davon Esther geträumt hatte über den Briefen ihrer Eltern, lange, ehe sie Breden kennen gelernt hatte. Damals hatte sie sich vorgenommen, das heilige Feuer zu hüten. Aber je mehr sie zur Ruhe kam in ihrem Liebesglück, desto stärker wurde auch ihr Pflichtgefühl. Sie sagte sich, daß was für sie genügt hätte bis an ihr Lebensende, das ungestörte Zusammensein mit ihm, Breden nicht gut sein konnte, und mit der Geschicklichkeit, die die Liebe auch in der einfachsten Frau entwickelt, brachte sie es dahin, daß er nach der Universität fuhr, um Fühlung mit einigen Professoren zu bekommen.

„Gewiß brauchst du Anregung für deine Arbeit, vielleicht auch die Bibliothek. Ich werde ganz gut einmal drei Tage allein fertig."

Er neckte sie damit, daß sie wohl hinter seinem Rücken einen Flirt anfangen wolle. Aber als sie ihn recht innig gebeten hatte, gab er nach, ihr zuliebe.

Als er wiederkam, war er in vorzüglicher Stimmung. Sie hatte wieder recht gehabt, er war gerade im Begriff gewesen, ein wenig Tannhäuser zu spielen. Er meldete ihr auch gleich Besuch an. Einer der Privatdozenten, der sich für seine Arbeit interessierte, wollte Sonntag über kommen und sich seine Notizen ansehen.

Esther freute sich und machte aus der Vorratsstube ein Fremdenzimmer. Alles in der Wirtschaft ging ihr leicht und glücklich von der Hand. Ärger mit den Leuten, eines der Gespenste, die für Breden früher hinter der Ehe gestanden hatten, gab es bei ihr nicht.

Der Privatdozent enttäuschte Esther ein wenig. Sie verband mit diesem Titel immer die Erinnerung an ihren Vater. Dr. Wilke war klein, mit einem zu markierten Gesicht, dessen spitzer Schnurrbart und stechende Augen ihr ordentlich weh thaten, mit schnarrender Stimme, und würde von jedermann für einen Leutnant in Civil genommen sein. Es gab kaum einen größern Gegensatz, als den zwischen ihm und Breden, und auch die geistigen Meinungsverschiedenheiten schienen so beträchtlich zu sein, daß sich Esther schon beim Frühstück wunderte, warum Harry sich gerade diesen Herrn ausgesucht hatte. Flüchtig schoß ihr dabei der Gedanke durch den Kopf, daß er doch überhaupt wenig Freunde hatte, trotz unzähliger sogenannter Reisebekanntschaften. Auch die Freundschaft, wie Eltern- und Schwesternliebe, mußte sie ihm zu ersetzen suchen.

Esther selbst schlug vor, Herrn Wilke ihren Weltwinkel zu zeigen, über den er nach einem Blick von der Veranda recht absprechend urteilte.

„Scheint ja ein schauderöses Nest zu sein," sagte er. Als er aber das wirklich schlechte Pflaster der Hauptstraße unter seinen dünnsohligen Stiefeln fühlte, erklärte er, daß das über seine Kraft ginge.

„Und in solch einem Nest leben sie freiwillig, lieber Doktor? Ich gebe zu, daß sie durch die Flitterwochen entschuldigt sind, sonst —"

Ein sehr galanter Blick an Esthers Adresse beendete die Rede, und jetzt hatte die Straße sie bis an die Thore des Schloßhofes geführt, und Dr. Wilke schwieg bewundernd.

Durch die zartgrünen Blättermassen der Platanen, die leicht übereinander geschichtet waren, fielen die Sonnenstrahlen in einem beständig wechselnden Hell und Dunkel auf die glatten, grauen Stämme, von denen sich hie und da die feine Rinde schälte. Der Brunnen rauschte wie in einem Volkslied, und die Pfauen, die Wappenvögel des Grafen und stolzen Wächter ihres Schlosses, marschierten gemessen umher. Einer saß auf dem Rand des Steinbeckens, hatte ein Rad geschlagen und brüstete sich vor der gotischen Teufelsfratze, die den Wasserstrahl ruhig an ihm vorbeigleiten ließ. Der Hof war ganz leer. Vor den unzähligen Fenstern der beiden Hauptflügel lagen die Holzläden. Nur im Erdgeschoß des dritten leuchteten unten hinter weißen Gardinen einige Geranienstöcke und Fuchsien.

Dorthin lenkten die Besucher ihre Schritte. Der Verwalter und die ausgediente Kammerjungfer, die dort wohnten, hatten sich in frühern Zeiten, als jeder noch seinen Einfluß geltend machen wollte, wie Katz und Hund gestanden. Dann, als sie ihr Asyl hier antraten, hatten gegenseitige Erinnerungen, Klatschereien, die angestammte Treue zu den Herrschaften und das festgewurzelte Gefühl der Repräsentation, denn dem Weltwinkel gegenüber vertraten sie doch nun einmal „das Schloß", die beiden Leutchen zusammengeführt. Es bestand sogar eine immer wachsende zarte Neigung, ein altjungferliches Wehren und etwas groteskes Begehren zwischen dem spinösen Fräulein Amanda und Herrn Schulze, und nur die Abneigung der Dame gegen einen

ſo vulgären Namen, nachdem ſie doch Paris geſehen hatte und an den Corſo von Nizza gewöhnt war, hielt noch die Schranke zwiſchen den beiden Altſitzern aufrecht.

Herr Schulze führte die Beſucher nach dem verſchloſſenen Hauptportal. Sein Schlüſſelbund raſſelte vorwurfsvoll. So ſpät ſollten ordentliche Bewohner des Weltwinkels nicht kommen. Er nahm es übel im Namen des Grafen, und er war herablaſſend und ließ ſie es fühlen. Aber dann ſiegte doch ſeine eigne Teilnahme an den Dingen. Lieber Gott, gar zu oft hatte er in dieſer Abgeſchiedenheit nicht den Cicerone zu machen, und zu dem leierhaften, papageiartigen Herunterſagen andrer Kaſtellane hatte ſich ſein Vortrag nicht abgeſchliffen. Und es gab doch noch etwas zu ſehen, wenigſtens in den Hallen und auf den Treppenfluren. Die Zimmerreihen waren zum Teil natürlich unbenutzt, wenigſtens der Mittelflügel. In jedem Raum ſtieß er einen Fenſterflügel auf. Dann krochen die flinken Sonnenſtrahlen herein, ließen die Stäubchen in ihrem Lichte tanzen und zeigten in dem ſonnigen Dämmern die alten Rüſtungen der Halle, die zur Zeit der Kreuzzüge getragen waren, die mächtigen Geweihe, wie ſie Hirſche nur in Wäldern anſetzen, die noch nicht durchforſtet ſind — damals vielleicht, als man den Wilddieb zu Tode hetzte — und die durchſchoſſenen, zerfetzten Banner von verblichenem Damaſt, die eignen Fahnen der reichsunmittelbaren Grafen, die in manchem Strauß geweht hatten, unter Bernhard von Weimar und ſpäter, im ſpaniſchen Erbfolgekrieg, unter Leopold von Deſſau. Auch die Kugel war da, die bei einer Belagerung des Schloſſes in den dicken Mauern ſtecken geblieben, und damit das Grauſen nicht fehle, das einen ſo wichtigen Beſtandteil des Intereſſes an alten, feudalen Burgen ausmacht, fanden ſich auch einige Folterwerkzeuge vor, die aus den unterirdiſchen Kellern hier aufgeſtellt waren. Von den Wänden ſahen die bekannten Bilder herab, Herren in Purpur, im Panzer und in der Allongeperrücke, zuweilen auch einer im geiſtlichen Ornat, Damen in den Modetrachten der verſchiedenen Zeiten mit den ſtarren Augen und den verzierten Händen. Von einigen gab es galante Geſchichten zu erzählen, und natürlich fehlte auch die weiße Frau nicht, oder es war vielmehr nur ein weißer Schleier, der aus dem Turmfenſter wehte, wenn ſich der Tod anmeldete, der es nicht wagte, einen aus dem erlauchten Geſchlecht ohne Vorbereitung zu entführen.

Die Privatzimmer waren weniger intereſſant. In einigen ſtanden noch alte Prachtſtücke, aber verblichen und zerſchliſſen. Was bewohnt wurde, war mit moderner Eleganz eingerichtet, und die einzelnen alten Schränke, Kredenzen und Kamine ſtachen ab gegen den Durchſchnitt. Die Grafen waren allerdings reich, aber um einen ſolchen Beſitz im Stand zu halten, hätten ſie Börſenbarone ſein müſſen. Der Weltwinkel war für ſie der Sommeraufenthalt, in dem ſie jährlich einige Wochen der Familie lebten und die fehlende Pracht gerade hier, in dem wirlich vornehmen Milieu am wenigſten vermißten.

Entzückend war der Blick aus den Turmfenſtern in das blühende Land, das für die Reife des Sommers wie ein Garten ausgebreitet lag. Vor der Mittelfront ging der Schloßgarten, der nur in einem Altan und einigen Baumgruppen beſtand, in eine Wieſe über, die zu dem kleinen Flüßchen führte. Zwei alte Donnerbüchſen lagen dort, faſt unſichtbar unter Zittergras und Maßlieben.

„Morgen fängt das Lüften und Reinmachen an. Die Herrſchaften kommen in acht Tagen," ſagte der Kaſtellan.

„Die alten Herrschaften?“

„Seine Erlaucht der Herr Graf und Ihre Erlaucht die Frau Gräfin,“ verbesserte Schulze mißbilligend, „und auch die Frau Prinzessin kommt aus Cannes mit der durchlauchtigsten kleinen Familie.“

„Die andre Tochter wohnt in der Nähe, nicht wahr?“

„Die Gräfin Mechtilde wohnt nur sechs Meilen von hier. Aber es ist keine gute Verbindung, die Herrschaften müssen mit dem Wagen fahren.“

Er wurde ganz gesprächig. Er erzählte aus der Zeit, als die jungen Herren Grafen noch unten in der Halle ihre Fechtübungen machten, und er schilderte die Glanzpunkte seines Lebens, als er seinen Grafen zum neunzigsten Geburtstag des Kaisers Wilhelm nach Berlin begleitet habe, und die Hochzeit der ältesten Komtesse Hildegard, die er so oft er konnte Frau Prinzessin, zuweilen auch Madame la Princesse nannte. In aller schuldigen Ehrfurcht erlaubte er sich aber einen Tadel über einige der russischen Gäste, während er die russische Dienerschaft, soweit sie nicht aus Franzosen bestanden hatte, mit vollster Verachtung behandelte.

Bei dem hübschen kleinen Mittagessen in ihrem kühlen Speisezimmer kam Esther noch einmal auf all diese Dinge zurück.

„Begreiflich ist der Stolz dieser Leute auf ihre Zusammengehörigkeit zu einem so alten Herrenhause doch. Und ich kann auch sehr gut verstehen, wie weltenfern die Abkömmlinge dieser Geschlechter selbst noch den meisten Zeitfragen gegenüberstehen, trotz aller Gleichmachung. Denke nur, Harry, wie du fühlen würdest, wenn du von Kind auf in der großen Halle gespielt hättest, und alles Land, was du vom Turm aus gesehen hättest, hätte früher dir gehört.“

„Das war nie der Fall, Esther. So groß waren diese Herrschaften gar nicht. Du hörst ja, sechs Meilen weiter fing schon wieder eine neue Unmittelbarkeit an.“

„Ihre Ansichten überraschen mich, gnädige Frau,“ warf jetzt Wilke ein. „Ich dachte, Sie seien eine Mitarbeiterin Ihres Herrn Gemahls. Dessen Anschauungen sind aber durchaus nicht so konservativ wie die Ihren.“

„Meine Frau ist vom Lande. Da hat sie zuweilen trotz aller Liebe zum Volk selbstherrliche Rückfälle zu überwinden.“

„Peterswalde ist erst seit drei Generationen in unsrer Familie, aber ich gestehe, daß es mir sehr schwer würde, es in andern Händen zu wissen, obgleich es uns fast nichts mehr einbringt. Aber gerade weil ich vom Lande bin, liebe ich das Volk. Der Städter kennt ja nur den Fabrikarbeiter. Von dem weiß ich nichts. Ich denke mir immer, er muß sehr unglücklich sein. Aber der Landmann ist sehr glücklich.“

„Sie setzen mich wirklich in Erstaunen, meine gnädigste Frau. Ihre Ehe ist eine überirdische Harmonie, Sie leben nur für einander in einem Ort, den Sie selber den Weltwinkel nennen, und in dem der weiße Schleier einer poetischen Schloßsage über geradezu ungenießbaren Zuständen der Gegenwart schwebt — und Ihre Ansichten, das innigste Band zwischen Ihnen, wie ich vermutete, müssen Ihre geistige Ehe in zwei feindliche Lager teilen.“

Breden beschäftigte sich ruhig mit seinen Spargeln. Esther aber sah Wilke fragend an. „Mein Mann will ja gerade sein ganzes Leben an das Glück seiner Nebenmenschen setzen. Wie können unsre Ansichten da auseinander gehen? Oder ver-

ſtehen Sie ihn falſch und ſchieben Sie ihm etwa ſocialdemokratiſche Abſichten zu? Vielleicht ſind ſeine Träume zu ſchön, um ſchon jetzt in Erfüllung zu gehen. Jedenfalls ſind ſie edel und groß."

„So helfen Sie ihm alſo bei ſeiner Broſchüre über die Forderungen der ländlichen Arbeiter?"

Eſther wurde glühend rot. Im Grunde hatte Breden ja nie mit ihr über die Einzelheiten ſeiner Arbeit geſprochen, immer abgelenkt, wenn ſie eingehend ſeine Lebenspläne mit ihm ordnen wollte. Bisher hatte die Verliebtheit immer das letzte Wort behalten. Wie ein Schatten zog es durch ihre Seele. Wie, wenn er gar keine feſten Anſichten hatte, kein bewußtes Wollen, wenn er nur mit großen Worten ſpielte und ſich an Utopien berauſchte? Was Wilke da ſagte, daß er über die Forderungen der ländlichen Arbeiter ſchrieb, war ja unmöglich. Sie wußte ja, daß er von den Zuſtänden auf dem Lande keine Ahnung hatte. In Peterswalde hatte ihm alles die kindliche Bewunderung des Neulings abgenötigt. Er war ja Großſtädter durch und durch, Weltbummler, der die Lage der Schwefelarbeiter in Sizilien vielleicht richtiger beurteilen konnte, als die der Sachſengänger, denn mit jenen armen Teufeln hatte er aus menſchlichem Intereſſe vielleicht öfters geſprochen und ihnen ein paar Lireſcheine geſchenkt. Eſther war aber ſo ehrlich, daß ſie eine Arbeit ohne ihre notwendigſte Vorbedingung, einfache Sachkenntnis, nur für eine Spielerei hielt.

Wie dem auch war, ſie war zu zartfühlend, um vor dem Fremden dieſen Gegenſtand weiter zu verfolgen und lenkte ab. Der Beſuch verlief durchaus nicht erquicklich, zwiſchen den Herren ſchien es dann in Bredens Zimmer ſogar zu einem Disput zu kommen. Als Wilke ſich Abſchied nehmend über Eſthers Hand beugte, ſagte er nichts von Wiederkommen, und niemand forderte ihn dazu auf.

„Das war kein netter Menſch, Harry. Warum haſt du dir denn gerade den ausgeſucht?"

„Ausgeſucht! Als ob ich die Wahl hatte! Da komme ich in eine fremde Stadt, ohne Namen, ohne Verbindungen, nur mit einem vollen Herzen in einen Kreis, wo jeder meint, den Stein der Weiſen in der Taſche zu tragen. Ironiſches Schweigen, wenn man eine Anſicht äußert, die von der der Hochmögenden verſchieden iſt. In dieſen Kreiſen wird ja der geiſtige Hochmut mit abſoluter Reinheit gezüchtet, obgleich die Herren wiſſen müßten, daß Inzucht ſchließlich im Blödſinn endet. Man möchte ſich ausſprechen, denn natürlich hat ſich allmählich alles mögliche im Herzen angehäuft. Da nimmt man nun mit dem erſten beſten vorlieb. Ja, mit dem erſten beſten! Das war eben dieſer Wilke."

Er war ſehr gereizt. Sie beſann ſich eine Weile. Dann ſagte ſie faſt ſchüchtern:

„Hätteſt du nicht mit mir über manches ſprechen können? Wenn auch nur, um dir ſelbſt klar zu werden. Dafür iſt es ein gutes Mittel. Ich wußte gar nicht, daß du über landwirtſchaftliche Fragen nachdenkſt. Da könnte ich dir vielleicht wirklich manches ſagen. Ich bin ja auf dem Lande groß geworden, und Großmama iſt aus einer alten Landfamilie und verwaltet das Gut nun ſchon dreißig Jahre allein."

„Doktor Wilke hat dir wohl Luſt gemacht, mir ins Handwerk zu pfuſchen?"

Sie war verletzt durch ſeinen Ton. Aber ſie überwand ſich.

„Darf ich morgen zu dir kommen, wenn du arbeiteſt?"

Er gab ſich Mühe, nicht unfreundlich zu ſein.

„Du weißt ja, daß ich erſt ſichten muß und meine Notizen ſammle. Sollte ich ſpäter auf etwas ſtoßen, worüber du ein Urteil haſt, ſo werde ich dich rufen. Aber ihr Junker tragt eure eigne Brille, wenn es ſich um die Not des Volkes handelt.“

Sie haßte Schlagworte, hinter denen Unſicherheit und Unwiſſenheit ſich ſo gern verſtecken. Ihr Herz wurde ſchwer. Nein, es that ihrer jungen Ehe nicht gut, wenn ſich Fremde hineinmiſchten.

Einige Tage ſpäter, die kleine Verſtimmung war ſchon vergeſſen, gingen ſie in den Wäldern umher, und Eſther ſammelte die erſten Erdbeeren in einem kleinen Körbchen, das ſie mit Blättern ausgelegt hatte. Die reifſten ſtanden im Chauſſeegraben, wo die Sonne am wärmſten geweſen war. Wie ſie nun beide ſo eifrig ſuchten, fuhren plötzlich einige Wagen an ihnen vorbei. In dem erſten, den edle Pferde zogen, ſaß ein vornehm ausſchauendes altes Paar. In dem zweiten einfachern ein Mann mit dem raſierten, unbeweglichen Geſicht des gräflichen Kammerdieners, während die Dame neben ihm, wahrſcheinlich die Jungfer, viel geputzter war als ihre Herrin. Ein Gepäckwagen folgte. Die Pferde griffen tüchtig aus, eine Staubwolke verhüllte die Wagen.

„Das waren die Herrſchaften. Da haben ſie uns in einem ſchönen Aufzug erblickt!“

Eſther wendete ſich ſchon wieder den Beeren zu.

„Was ſchadet es! Aber ſieh nur, Harry, wieviel Staub ſie in unſern Weltwinkel ſchleppen!“

X.

Es wurde noch viel mehr Staub aufgewirbelt auf der Chauſſee, auf der ſonſt ſo friedlich die breitſtirnigen Ochſen die langen Leiterwagen zogen nach den Wieſen, auf denen das Heu lag, oder auch die Planwagen, in denen eine Art von Güterbeförderung mit den Nachbardörfern ſtattfand. Die Prinzeſſin mit der kleinen Familie kam aus Cannes, mit Bonne und Amme und einer Jungfer, gegen deren Pariſer Chick die Jungfer der alten Gräfin nicht aufkam, wie Fräulein Amanda hinter ihren Fuchſien hervor mit Genugthuung bemerkte. Es kam auch die Gräfin Mechtild aus dem benachbarten Städtchen, wo ſie ſich aufhielt, während ihr Gatte Generalſtabsreiſen machte, und hin und wieder raſſelte ſogar ein Kavallerieſäbel über das Pflaſter des Weltwinkels, wenn auch die jungen Grafen und ihre Freunde meiſtens in Civil kamen. Sie blieben immer nur einige Tage, und es war nichts Ungewöhnliches mehr, Wagengeraſſel zu hören und eine Staubwolke auf der Chauſſee zu ſehen. Das Zittergras und die Maßlieben um die alten Kanonen war gemäht, und die Kinder der Prinzeſſin Hildegard ſpielten dort und ſprachen franzöſiſch und ermahnten ſich, ja nicht zu vergeſſen, daß die Großmutter immer einen deutſchen Morgengruß von ihnen verlange. Das Schloß war aufgewacht aus ſeinem Schlaf. Sonnenlicht flutete durch die Halle, und der Schrei der Pfauen, der ſonſt ſo häßlich und aufreizend durch die Stille getönt hatte, klang jetzt wie eitel Triumph.

Die warmen Sommernächte aber deckten ihre weichen Schatten gleichmäßig über die spitzen Dächer des Weltwinkels und über den Herrensitz. Das Heu duftete, und die Grillen zirpten, und die großen Sterne waren noch immer ganz blaß, so hell war der Himmel, über den sie langsam ihre Bahn zogen.

„Jetzt wird sich der Schwarm der Banausen wohl ein wenig verlaufen haben," sagte Breden eines Tages zu seiner Frau. „Jetzt wäre es Zeit für uns, unsern Besuch im Schloß zu machen."

Sie war erstaunt. Er hatte nie von der Absicht gesprochen, und nach allem, was er über seine Ansichten gesagt hatte, mußte ihm dieser Besuch fernliegen.

„Es ist doch nun einmal ein persönliches Verhältnis zwischen den Reichsgrafen und den Bewohnern des Weltwinkels, wenn wir unser Häuschen auch nicht zum Lehen von ihnen haben. Mit den Wölfen soll man ja heulen. Versuchen wir es!"

Es war das sonst nicht Bredens Grundsatz gewesen, sich durch seine Umgebung beeinflussen zu lassen. Er hatte sich immer den einsamen Schwimmer gegen den Strom genannt. Aber der Besuch hinterließ ihnen beiden einen angenehmen Eindruck. Die alten Herrschaften waren sehr freundlich zu ihnen. Natürlich hatten sie schon erfahren, daß ein junges Paar am Berg wohne, das eigentlich gar nicht hergehöre, denn die verschiedenen Jungfern und Kammerdiener waren ebensoviel Neuigkeitskanäle, und die Quelle, aus der sie schöpften, waren Schulze und Fräulein Amanda.

„Ich bilde mir etwas darauf ein, Herr Doktor, daß Sie sich mein altes Städtchen ausgesucht haben, besonders da Sie ja die Welt kennen, wie Sie sagen. Und wenn es vielleicht auch nur für die Flitterwochen ist —"

Der alte Graf unterbrach sich und sah zu Esther hin. Aber sie schüttelte lachend den Kopf.

„Nein, wirklich für lange Zeit, Erlaucht. Mein Mann will hier in Ruhe arbeiten. Wir haben unsre Flitterwochen in der Campagna verlebt. Es war dort aber nicht so schön, wie im Weltwinkel."

„Und meine Frau hat vier Wochen vor den Thoren Roms gelegen und keine Sehnsucht gehabt, hineinzukommen. Fast auf den Campi Annibali, die Kuppel von Sankt Peter immer vor Augen!"

Esther war es nun schon gewohnt, daß er mit ihrer Unempfindlichkeit gegen die ewige Stadt sich einige Pointen im Gespräch verschaffte, und störte ihn nicht. Sie nahm von diesem ersten Besuch im Schloß den Eindruck mit, zwei geklärten, im innersten Wesen vornehmen alten Menschen begegnet zu sein, und als sie sich abschiednehmend über die Hand der alten Gräfin beugte, that sie es mit wirklicher Verehrung.

Die Beziehungen zum Schloß gestalteten sich bald sehr lebhaft. Die alten Herrschaften machten schon in den nächsten Tagen ihren Gegenbesuch, und noch vor dem allgemeinen Empfang wurden Bredens einmal zum Thee gebeten. Da beide gute Tennisspieler waren, es der Prinzessin aber an Partnern fehlte, so gingen sie schließlich fast täglich hin. Dem anstrengenden Spiel, das mit der ganzen Gründlichkeit getrieben wurde, die Menschen auszeichnet, deren einzige Beschäftigung der Sport ist, folgte eine gemütliche Plauderstunde in der Halle, unter dem Kronleuchter aus uralten Geweihen. Die Sonne machte den großen Raum nie hell. Den Rüstungen, den verblichenen

Fahnen, den Ahnenbildern blieb immer ein Hauch ferner, geheimnisvoller Vergangenheit. Auch das Theesilber mit seinen schweren, altertümlichen Formen, ja sogar die Damastdecke des kleinen Tischchens gehörte jener Zeit an. Der Diener servierte vollkommen geräuschlos. Schwiegen die plaudernden Stimmen, so hörte man nur das Rauschen des Röhrenbrunnens. Die Thüren nach dem Hof standen bei Windstille ebenso offen, wie die Thüren nach dem Garten. Die Platanen warfen weite, zitternde Schattenkreise auf das Pflaster, zwischen dem lustig das Gras wuchs, die Pfauen zeigten stolz ihre Räder oder schleppten die langen Schweife mit vornehmer Nachlässigkeit hinter sich her.

Es war das denkbar vornehmste Milieu. Das Schloß mit dem weiten Hofraum, der es von dem Städtchen trennte, lag wie eine Oase in dieser ruhelosen, nivellierenden Zeit. Es war nicht tot, gleich jenen Palästen, die Esther in Fraskati und Tivoli wie stolze, einbalsamierte Leichen unter Blumen gesehen hatte, es erwachte im Sommer immer wieder für einige Wochen zu seinem alten Leben, und in der Zwischenzeit, wenn seine langen Fensterreihen schliefen, hielt angestammte Treue Wacht gleich einem zwar lendenmüden, aber noch schlaflosen Hofhund. Die alten Herrschaften waren ganz Güte. Die Jahre gaben ihnen eine Überlegenheit, die sich vielleicht mit Herablassung deckte, diese aber nie fühlbar werden ließ. Die beiden Töchter, sehr große, schöne Erscheinungen, zeigten in jeder Einzelheit ihres Äußern die verfeinerte Rasse, die sogar schon zur Degeneration neigte. Beide waren schwachsichtig und wären über jedes Hindernis gefallen, wenn es je in ihrem Leben ein solches gegeben hätte. Sonst hatte die Verschiedenheit ihrer Lose auch ihre Entwicklung beeinflußt. Gräfin Mechtild, die jüngere, eine sehr schöne Frau, brauchte den Sommeraufenthalt auf ihrem altersgrauen Schloß in Hessen, um die Kosten eines Winteraufenthaltes in Berlin decken zu können. Sie verwand es nie, daß sie dort kein eignes Palais hatten, sondern sich damit begnügen mußten, ein Haus in der Wilhelmstraße, nahe den Linden zu mieten. Sie war namenlos hochmütig, und man sagte von ihr, daß sie für Verkehr mit Bürgerlichen, der manchmal nicht zu umgehen war, nur den Ausdruck hatte „dritter Klasse fahren“. Sie kam ziemlich selten nach dem Weltwinkel, denn sie beneidete ihre Schwester um ihren Reichtum und ihren Titel, obgleich sie einen russischen Fürsten weit unter einen Reichsgrafen stellte. Sie war sehr kirchlich und sehr wohlthätig. Sie hatte eine sonderbare Passion für Charpiezupfen, eine Passion, die mit der modernen Heilkunst keinen Zusammenhang hatte. Keine Truhe mit altem Leinen war vor ihr sicher, und die kostbaren alten Gedecke mit eingewebtem Jagd- oder Krönungsmuster, die stopfen zu lassen in den letzten Generationen ein Vermögen gekostet hatte, wurden von ihren feinen, nervösen Fingern unbarmherzig zerzupft. Sie war offenbar keine Anhängerin der Friedensliga, denn mit der Leinenwatte, die sie im Lauf der Jahre fertigstellte, und die regelmäßig in Zehnpfundpaketen an den Vorstand des Roten Kreuzes abging, hätte man ein Heer versorgen können.

Madame la Princesse war vielleicht ebenso hochmütig wie ihre Schwester, aber sie hätte schlechter Laune sein müssen, um von der tödlich kalten Gesichtsmaske, den blinzelnden Augen, die dann nichts sahen, und den herabgezogenen Mundwinkeln Gebrauch zu machen. Da ihr das Leben alles bot, womit es seine Lieblinge überschütten

kann, war sie fast immer guter Laune und liebenswürdig aus Egoismus. Sie lebte in einer Internationale und fand die Ausschließlichkeit ihrer Schwester lächerlich und beschränkt. Man konnte doch mit einem jeden verkehren, solange es amüsant war. Später ließ man den Betreffenden eben laufen. Und Prinzessin Hildegard brauchte viel, sehr viel Unterhaltung. Da sich bei ihr die Frömmigkeit mehr in ein Gefühl der Pietät gegen die Eltern und das Schloß ihrer Kindheit umgesetzt hatte, so hing sie an ihrem Aufenthalt im Weltwinkel. Aber mit einem leisen Schauder dachte sie jedesmal an die dortige Langeweile. Es half zwar ein wenig, daß ein Empfangstag Stoff gab, um ganze Meter von Papierstreifen voll Karrikaturen zu zeichnen, ein Talent, das die Prinzessin trotz ihrer schlechten Augen ausgebildet hatte, und bei dessen Ausübung sie sogar eine Brille trug, was ihr sonst ihre Eitelkeit untersagte. Wem sollte sie aber diese herrlichen Bildchen zeigen? Die Eltern waren zu gütig für die beißende Satire, die darin saß, die Schwester begriff nicht, wie man an schlechtsitzenden Leibröcken, schiefgetretenen Hacken, monströsen Kravatten und einer übertrieben demütigen oder verschämt stolzen Haltung von so untergeordneten Lebewesen genug Interesse nehmen konnte, um sie zu fixieren, und so kam es, daß die Prinzessin sich im Weltwinkel langweilte, und, da sie nicht einmal Tennis spielen konnte, nach sechs Wochen immer vulgär gesund aussah, wie sie fand.

Diesmal war das ganz anders. Mit diesem Dr. van der Breden konnte man ja reden! Ja, nach Verlauf einiger Tage gestand sich Prinzessin Hildegard, während sie blinzelnd vor ihrem Toilettenspiegel die Wirkung eines tea-gowns aus weicher, matter Seide prüfte, daß man mit ihm sogar flirten könne. Van der Breden — natürlich kein Adel, wie fast immer bei diesem van, das aus Holland stammte. Aber man konnte doch wenigstens so thun, als sei alles in Ordnung, auch in dieser Beziehung. Er sprach mit gutem Accent französisch, er war viel gereist, und er lebte von seinen Renten — drei Eigenschaften, die ihn über das gewöhnliche Niveau des Weltwinkels hoch erhoben. Zudem aber hatte er weiche, müde Augen, in denen sich doch blitzgleich ein heißes Feuer entzünden konnte, Augen, von denen die Prinzessin gerne mehr fühlte als sah, daß sie jeder ihrer nachlässigen, vornehmen Bewegungen folgten, und sie verzieh ihm sogar, daß er die Antwort auf eine ihrer Fragen vergaß, während seine Hand, eine Frauenhand, weiß und schlaff, langsam und wie in Nachdenken verloren, durch den dunkeln Bart strich.

Esther fing in dieser Zeit an zu ahnen, daß man einen Mann deshalb noch nicht kennt, weil man sein Weib ist und vier Monate sich eingebildet hat, jeden Gedanken mit ihm zu teilen, da man jedes Stammeln der Leidenschaft geteilt hat. Er schien ihr überhaupt ein ganz andrer geworden. Freilich hatte sie ihn nur in jenem Berliner Kreis gesehen, der sich um ihre Tante Ritter zu versammeln pflegte. Zu den jungen Herren dort hatte er sich in einen absichtlichen Gegensatz gestellt. Er war nicht liebenswürdig gewesen, sondern hart und ironisierend. Er aß den zurechtgemachten Brei der Tagesmeinung aus dem gemeinsamen Napf nicht mit und wollte seine Sonderstellung geachtet haben, mochte sie auch heimlich verspottet werden. Strebten jene nach mittelmäßig besoldeten Staatsämtern, gut, so wollte er lieber stolzer Republikaner sein.

Hier, in dem Schloß, dessen Besitzer einmal ihren eignen bunten Flecken auf dem Allerleirauhmantel des mittelalterlichen Deutschlands gehabt hatten, war er plötzlich zu

einem geſchulten Weltmann geworden. Er überſchritt nie die Grenzen der Zurückhaltung, wozu Herablaſſung einfache Naturen ſo leicht verführt, aber er zeigte auch nie, daß er ſich die erwieſenen Freundlichkeiten als Ehre anrechnete. Scheinbar bewegte er ſich unter Gleichberechtigten, und nicht nur Madame la Princesse, auch die alten Herrſchaften vermißten ihn bald, wenn er einmal nicht erſchien. Der Graf fand in ihm einen aufmerkſamen Zuhörer, wenn er mit der Geſchwätzigkeit des Alters ihm ſeine Anſichten über die agrariſche Bewegung auseinanderſetzte, die ja in die Kreiſe ſeiner Standesgenoſſen am tiefſten eingegriffen hatte. Eſther hätte ihren Augen nicht getraut, wenn ſie ſein beiſtimmendes Kopfnicken geſehen hätte.

Es war gut für die arme Eſther, daß ſie dann meiſtens neben der alten Gräfin ſaß, die ſehr ſchwer hörte, und zu der man ſehr laut ſprechen mußte. Sie ſah noch genug, um an dem Charakter ihres Mannes wankend zu werden. Er drängte ſie förmlich ins Schloß.

„Geh allein," bat ſie eines Tages. „Wir ſind nie mehr zu Hauſe. Was haben wir denn noch von unſerm Weltwinkel?"

„Eigentlich ein dummes Wort, nur gut, um Rätſel daraus zu machen. Wir wollen froh ſein, daß der Weltwinkel einmal für einige Wochen das erſte iſt, und nicht das zweite. Er könnte ſonſt doch leicht langweilig werden."

Sie ſah ihn erſchrocken an. Er war jetzt immer in ausgezeichneter Stimmung. Er liebte nicht dieſen Schatten in ihren Augen.

„Iſt Pſyche eiferſüchtig?"

„Weil du der Prinzeſſin den Hof machſt? Iſt ſie denn ſo gefährlich?"

„Nein, dazu iſt ſie viel zu kurzſichtig. Aber du glaubſt gar nicht, wie mich der Verkehr mit dieſer Frau anregt."

„Iſt ſie gut?"

„Eſther! In dieſer Frage liegt mehr Bosheit, als ich dir zugetraut hätte! Du willſt dich offenbar durch dieſe ſcheinbare Unkenntnis rächen, da ſie ſich wenig um dich bekümmert."

„Warum ſollte ſie?" Eſther ſprach ganz ruhig. „Und eiferſüchtig werde ich nie ſein, Harry. Dazu habe ich dich doch viel zu lieb. Wenn ich jemals eiferſüchtig ſein müßte — aber nein."

Ein ſeltſamer, harter Ausdruck trat in ihr Geſicht.

„Was dann?" fragte er ein wenig geniert.

„Dann wäre es eben zu Ende mit unſrer Ehe. In der Liebe nichts Halbes."

„Du biſt ein Kind. Sei wenigſtens ein folgſames, mach' dich hübſch und komm ins Schloß."

Sie blieb noch vor ihm ſtehen, und es fiel ihm auf, daß ſie blaſſer war, als vor einigen Wochen.

„Stört dich denn die viele Zerſtreuung nicht in deiner Arbeitsſtimmung, Harry? Du biſt jetzt am Morgen meiſtens müde und —"

Aber nun war er wirklich ärgerlich und unterbrach ſie.

„Sag's doch lieber gerade heraus! Immer dieſe kleinlichen Schleichwege. Echt weibiſch! Meinſt du, ich merke es nicht, daß du mich für geſinnungslos hältſt, weil ich die Belehrung nehme, wo ich ſie finde? Aber das verſtehſt du natürlich nicht,

daß ich meine Studien mache, wo sie sich mir bieten, ob bei dem alten Schulmeister oder im Schloß! Da sollte ich als Prinzipienreiter natürlich einen steifen Nacken zur Schau tragen und mich lächerlich machen. Ich entwickle mich eben. Wer etwas werden will, kann mit dreißig Jahren nicht still stehen. Ich denke, ich bin überdies gebunden genug."

Der letzte Satz mochte ihm leid thun. Sie war so blaß geworden, und ihre Hände hatten so achtlos in die Ranken der Kletterrosen gegriffen, daß sie sich weh thun mußte. Aber warum reizte sie ihn. Er war doch gewiß ein aufmerksamer Ehemann, der nur für seine Frau lebte. Wenn er dafür Verständnis verlangte, so war das wenig genug.

Er ging in sein Zimmer und setzte sich vor den Schreibtisch. Marx, Lassalle und Engels lagen in dem Bücherfach, das bequem zur Hand gerückt neben dem Arbeitsstuhl stand. Er hatte sie schon immer fortschließen wollen. Es war immerhin möglich, daß jemand aus dem Schloß in sein Arbeitszimmer kam. Er konnte ja seine Überzeugungen immer vertreten, aber im Augenblick kam es ihm wirklich so vor, als ob er nur Studien mache, als könne er sich noch ebensogut für die Rechte wie für die Linke entscheiden. Und höflich wäre es jedenfalls nicht gewesen, dem Reichsgrafen diese Bücher so gewissermaßen vor die Nase zu legen. Er stellte sie hinter die grüne Gardine des Bücherbretts und schnitt sich eine Gänsefeder zurecht. Er hatte der Prinzessin Hildegard ein paar Verse versprochen, und es war eine Gewohnheit von ihm, nur mit der altmodischen, selbstgeschnittenen Feder zu dichten. Er hatte kleine Eigenheiten, auf die er hielt. Vielleicht meinte er sich so allem Äußerlichen, Konventionellen fern zu halten.

Esther kam ins Zimmer.

„Der Diener vom Schloß ist da. Ob wir nicht zum Tennis kommen möchten?"

Sie sagte es nicht unfreundlich. Offenbar gab sie sich Mühe, ganz unbefangen zu sein. Das rührte ihn.

„Aber du bist ja so blaß, Liebling. Wenn du Kopfschmerzen hast, sagen wir ab. Wir sind ja nicht ihre Sklaven."

„Geh allein, bitte, Harry. Mir ist wirklich nicht ganz gut. Aber einige Stunden Ruhe, und wenn du zurückkommst, bin ich die Alte."

Sie war doch wirklich rührend! Vielleicht hatte sie nicht viel Geist, er war wohl immer der Gebende gewesen. Aber ihr Herz machte alles wieder gut. Er nahm sie in die Arme und küßte sie. Sie zitterte ein wenig, aber sie hielt still.

Dann hatte er seinen Anzug gewechselt und war den Berg hinuntergestürmt. Mit dem Schläger hatte er ihr von unten noch einmal zugewinkt.

Esther setzte sich halb liegend in einen der großen Verandastühle. Die Junitage mit ihrem Heuduft und ihren Feldern voll roten Klees hatten längst der schwülen Hitze des Hochsommers weichen müssen. Unten, durch die Gassen des Weltwinkels, die dem Blick offen lagen, schwankten hohe Erntewagen. Wie ein leichter Staubschleier lag es in der Luft. Der Wind trieb ihn auf, er setzte sich in alle Poren, in die Schleimhäute der Atmungsorgane. Es war ein Wetter, das an die Nerven ging. Nun, auf dem guten Rasenplatz des Schlosses würden sie diese Unannehmlichkeiten nicht fühlen.

Esthers Kopf brannte, und ihre Pulse flogen. Aber jetzt wollte sie nicht nachdenken. Noch nicht. Sie war viel zu aufgeregt, um gerecht zu sein. Erst mochte das Gewitter kommen, das in einer stahlgrauen Wand über den Vogelsbergen stand. Sie sah so angestrengt in die Natur, als fürchte sie sich, die Augen zu schließen und den Blick nach innen zu richten. Die graue Wand stieg höher, und in ihrer gleichmäßigen Färbung setzten sich Wolkenzüge gleich Gebirgskuppen ab. Der leichte Staub in der Luft geriet in eine wirbelnde Bewegung. Für einige Augenblicke verschoben sich die festen, klaren Linien des Weltwinkels, die Bäume zeigten die Unterseite ihrer Blätter, und alle Farben schienen stumpf und ausgelöscht. Dann zuckten in den Wolken die ersten Blitze, und zugleich mit ihnen fielen große Tropfen. Jetzt prasselte der Regen auf das Dach der Veranda, die Welt war hinter dichten, nassen Streifen verborgen. Eine wohlige Frische zog herein und löste die starren Glieder der jungen Frau. Sie schloß die Augen. Als sie sie nach einer halben Stunde wieder öffnete, war die Luft rein. Die Sonne schien nicht, sie mußte auch schon tief am Horizont stehen. Aber das Gebirge war greifbar nahe gerückt. Man sah die Berge und ihre schwarzen Wälder ganz deutlich. Das Gewitter würde wiederkommen, es hatte nur eine Ruhepause gemacht.

Ein Wort war an ihr Ohr geklungen, das ihr Furcht machte. „Ich denke, ich bin bereits gebunden genug." Hatte er es ohne Überlegung gesagt, ohne daß etwas laut wurde, was bis daher leise im Innern geklungen hatte? Esther war groß genug, um mit der Aufwallung nicht zu rechten. Sie wußte, daß schon die Gewitterluft genügte, um ihn zu reizen. Sie konnte ihn auch falsch verstanden haben. Wie oft nannte er nicht das Testament, das ihn band, den Knüppel an seinem Fuß! Wenn er anstatt der Zinsen das Kapital hätte, dann, ja dann! Eigentlich war die kleine Scene ja auch nur der Anstoß gewesen, daß sie die Gedanken zusammenfaßte, die in der letzten Zeit ihr immer wieder gekommen waren. Mußte sie es sich sagen? Man kann soviel unausgesprochen mit sich herumtragen. Aber sie nicht. Nein, sie war zu ehrlich dazu.

Ihr Gatte war kein fester Charakter. Er war überhaupt kein bedeutender Mann. Sie hatte sich darüber getäuscht, weil sie ihn in einer Umgebung kennen gelernt hatte, die in einem künstlich vertieften Gegensatz zu ihm stand. Seine Arbeit war nichts wert. Sie war nur eine Spielerei mit bedeutenden Zielen. Das letzte anzuerkennen, wurde ihr sehr schwer. Ein paar bittere Thränen flossen über ihr blasses Gesichtchen. Der Wert des Mannes, der noch immer im äußern Lebenskampf seine Klinge führen muß, hat seinen Maßstab an seiner moralischen Tüchtigkeit. Esther sah das alles ein. Wie jedes Weib hatte auch sie vielleicht unbewußt den Ehrgeiz gehabt, nur dem Würdigsten zu gehören. Dieser Traum war vorbei, und mit der ganzen sanften Kraft ihrer reinen Seele trauerte sie um ihn.

Dann aber siegte noch einmal das Ideal, das sie als Leitbild mitgenommen hatte in die Ehe. Nicht auf den Klügsten oder den Geistvollsten oder den Größten hatte sie gewartet. Nein, einfach auf den Mann ihrer Liebe. Daß sie alles andre in diesem einen Begriff umfaßt hatte, schien ihr nun kindisch und thöricht. Auch sie gab doch nur sich selbst. Sie durfte von ihm nicht mehr verlangen, als er geben konnte. Wenn er nur ein Woller war und kein Vollbringer — sie hatte sich darein

zu finden. Es ſchien ihr, während ſie ſo angeſtrengt nachdachte, daß ihr das ſogar leicht werden würde. Es kam auf die Liebe an, ganz allein auf ſie. Wenn er das Volk nicht beglückte — hier lächelte Eſther ſchon ein wenig — ſo würde der Schaden nicht groß ſein. „Da iſt wieder die Junkerin," ſagte ſie zu ſich ſelbſt. Aber wenn ſie ihn durch übelangebrachten Ehrgeiz, durch Eitelkeit auf ihn, dahin trieb, ſich geiſtig auf Stelzen zu ſtellen, dann ſchadete ſie ſich und ihm.

Zwiſchen ihnen beiden handelte es ſich nur um Liebe und Vertrauen, oder, da dies beides ihrer Meinung nach eins war, allein um die Liebe. Solange ſie an der nicht zweifelte, hatte ſie kein Recht zu einer Klage. In der Liebe hatte ſie glücklich ſein wollen. Es gab edle Frauen, die Verbrecher geliebt hatten, und ſie wollte zurückſchrecken, weil ein Mann, der mit allen Inſtinkten in der ſinngefälligen Schönheit wurzelte, ſich von dem vornehmen, diskreten Duft berauſchen ließ, der aus dem Umgang mit Abkömmlingen eines uralten Hauſes kam und ihm ein wenig zu Kopfe ſtieg? Gab es überhaupt Menſchen ohne Zwieſpalt, die Geiſtigarmen ausgenommen?

Nein, nein. Deshalb brauchte ſie ſich nicht zu fürchten. Vielleicht war ſie doch eitel geweſen, und Eſther Donates hatte ſich als Eſther van der Breden einen beſcheidenen Platz an der Seite ihres Gatten in einem Konverſationslexikon der Zukunft ſuchen wollen.

Einen Augenblick hatte das goldene Ideal in ihrem Herzen geſchwankt. Aber ſie hatte ſich getäuſcht. Ihr eigenes Herz hatte gezittert. Das Leitbild ſtand.

XI.

„Wie finden Sie es?"

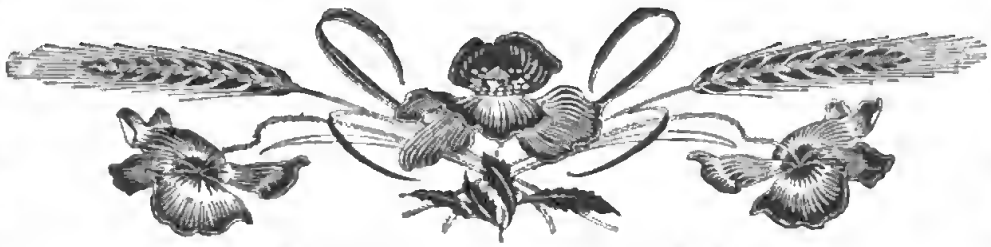
Breden und die Prinzeſſin ſaßen in der Halle neben dem kleinen Theetiſch, und ſie zeigte ihm verſchiedene loſe Blätter. Da waren die Herren vom Stammtiſch der Goldenen Traube, natürlich nicht, wie ſie ſich damals Breden gezeigt hatten, ſcheinbar in allerengſter Intimität mit den Erlauchten, ſondern ſo, wie ſie in Wirklichkeit im Schloß auftraten, nur daß all die kleinen Ecken und Häkchen übernatürlich vergrößert wurden. Da war der berühmte Diener des Apothekers, der ganz als zuſammenknickendes Taſchenmeſſer aufgefaßt war, da war der joviale Landarzt, der den „freien Mann" vertrat und auf deſſen Taſchentuch anſtatt eines Namens die Zahl 48 eingeſtickt war. Der Direktor des Gymnaſiums und ſeine Lehrer erſchienen in einer Gruppe, die dem Leben der Schafe entnommen war, einige der Offiziere, die ſporadiſch im Weltwinkel aufgetaucht waren, als ſtymphaliſche Vögel.

„Und wir, meine Frau und ich," fragte Breden lachend. „Wir entgehen Ihrem witzigen Stift doch nicht!"

„Warum ſagen Sie: ‚meine Frau und ich'? Bildet die Ehe denn eine ſo unzertrennliche Einheit?"

Sie ſchlug ihre kurzſichtigen Augen mit jener eigentümlichen Beredſamkeit zu ihm auf, die in dieſer Schwäche ihre Erklärung findet. Dann blinzelte ſie wieder, griff

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Dichtungen von Frida Schanz

Unter dem Eschenbaum.

Neue Dichtungen von Frida Schanz.

1 Bändchen, kl. 8°. 126 S. In elegantem Kalikoband. 3 M.

Diese neue Sammlung Schanz'scher Dichtungen, welche sich durch tiefe Empfindung und vollendete Form auszeichnen, bildet in der vornehmen Ausstattung ein zierliches und geschmackvolles Buch für jede Bibliothek, besonders der deutschen Frauen und jungen Mädchen. Ein neues Buch von Frida Schanz wird stets für die vielen Verehrerinnen der geistvollen und beliebten Dichterin ein hochwillkommenes Ereignis sein.

Ährenlese.

Neue Sprüche
von
Frida Schanz.
Vierte Aufl. Eleg. mit Goldschn. M. 1.20.

Vierblätter.

Zweihundert Spruchstrophen
von
Frida Schanz.
Sechste Aufl. Eleg. m. Goldschn. M. 1.20.

Das liebenswürdige Talent der reichbegabten Dichterin eignet sich ganz besonders für die Spruchweisheit, deren ethischer Wert durch eine schöne Form zweifach eindringlich zur Geltung kommt.

Poetische Erzählungen **Filigran** von Frida Schanz.

Zweite Auflage. In elegantem Geschenkbande. Preis 4 M.

Maria Krummacher:

Heinrich IV.
Ein Lebensbild aus deutscher Vergangenheit.
Elegant gebunden Preis 6 M

Unser Grossvater.
Dritte Auflage.
Mit dem Porträt Fr. A. Krummachers.
Elegant gebunden Preis 6 M.

Himmelschlüsselchen.
Fünfte Auflage
Elegant gebunden Preis M. 5.50

Zu den Bergen.
Dritte Auflage.
Elegant gebunden Preis M 4.50

Unsre Mutter.
Achte Auflage.
Elegant gebunden Preis 4 M.

Haman von Holzhausen.
Sechste Auflage.
Elegant gebunden Preis 6 M.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Henriette Davidis

Praktisches

Kochbuch

Neubearbeitet und herausgegeben von Luise Holle.

Siebenunddreissigste vermehrte und verbesserte Auflage.

Preis broschiert M. 3.50, elegant gebunden M. 4.50.

Der Wert eines guten Kochbuches

ist für jede Haushaltung, sei dieselbe gross oder klein, sparsam oder reich eingerichtet, gleichbedeutend; das Kochbuch ist heutzutage kein Luxusartikel mehr, sondern das unentbehrlichste Küchengerät zur Führung eines nahrhaften und wohlschmeckenden und — was besonders wichtig — zugleich sparsamen Tisches. Ein gutes Kochbuch ersetzt der angehenden Hausfrau die Erfahrung vieljähriger Übung, der bereits geübten gibt es stets neue Anregung und wertvolle Winke, in allen Fällen dient es zur Erleichterung, Vereinfachung und Veredelung der Kochkunst.

Davidis-Holle's Kochbuch

das schon **zum 37. Male** in neuer verbesserter Auflage erscheint, vereinigt in vollendeter Weise alle Vorzüge, die es einem guten Kochbuche gehören. Dasselbe enthält über

1900 zuverlässige und selbstgeprüfte Rezepte

und hat sich wie kein anderes, den Ruf eines **Musterkochbuches** erworben; es sollte in keiner Küche fehlen.

Es zeichnet sich besonders aus: 1) durch seine Zuverlässigkeit, die es der unermüdlichen Sorgfalt der Herausgeberin in Durchprüfung der Rezepte verdankt; 2) durch die Genauigkeit seiner Angaben, wonach es selbst der Anfängerin nicht schwer wird, ihre Gerichte tadelfrei herzustellen; 3) durch seine Reichhaltigkeit, von den feinsten Gerichten bis zur einfachen Schüssel des bürgerlichen Tisches; 4) durch die Sparsamkeit, die in allen Gerichten vorwaltet und alles Überflüssige vermeidet. Für Küche und Keller, Hauswesen etc. enthält das Davidis'sche Kochbuch zugleich die wertvollsten Ratschläge, es gibt allgemeine Vorbereitungsregeln, Arrangements zu Gesellschaften, Küchenzettel, lehrt den zweckmässige Verwenden der Reste etc. etc.

Es dürfte demnach nicht leicht ein nützlicheres Geschenk für junge Frauen und Mädchen, nicht wohl eine zweckmässigere Anschaffung für das Hauswesen geben, als das Davidis'sche Kochbuch, das in jeder neuen Auflage auch in der äusseren Ausstattung, in Druck, Papier und Einband wesentlich bereichert und verschönert ist, so dass es sich als Geschenkwerk ganz besonders eignet.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Elfter Band. Nr. 3.

Velhagen & Klasings
ROMAN-BIBLIOTHEK

Thönerne Füße

Die Geschichte einer Enttäuschung

von Agnes Harder

(Fortsetzung)

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing.

-‡- *Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.* -‡-

Deutsche Litteraturgeschichte

von **Robert Koenig.**

27. durchgesehene und vermehrte Auflage.

Zwei Bände.

Mit 126 zum Teil farbigen Beilagen, 2 Lichtdrucken

und

443 Abbildungen im Text.

In feinsten reichvergoldeten Halbfranzeinbänden Preis 20 M.

Ulrike von Levezow.
Nach der im Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. befindlichen Kopie eines Pastellgemäldes von 1822.

Wohl eines der trefflichsten Standwerke des deutschen Hauses, das ihm den Ehrenplatz eines „Erbbuches" in vielen tausend Büchereien eingeräumt hat.

In 27 Auflagen und damit in

über

100 000 Exemplaren

ist das schöne Werk immer wieder neu gedruckt, von Auflage zu Auflage mit liebevoller Sorgfalt bis auf die neueste Zeit fortgeführt und besonders in der letzten Auflage durch eine umfassende Neubearbeitung sowohl des Textes wie der Illustrierung verjüngt und wesentlich bereichert worden, so dass jeder Litteraturfreund von neuem seine Freude an dem gediegenen, unvergleichlich reich ausgestatteten Werke haben wird.

-‡- *Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.* -‡-

nach der langstieligen Lorgnette und sah nach Esther hin, die mit der alten Gräfin zu den Kindern gegangen war. Die Wiese um die Kanonen war zum zweitenmal geschnitten, ein Haufen Grummet stand dort, und die Kinder konnten nicht aufhören, sich in dem duftigen Heu zu vergraben.

„Sie beide auf einem Bild, das wäre wirklich schwierig. Gretchen am Spinnrocken, oder einen Pelikan im Nest, wenn Sie einmal Familie haben werden —"

„Sie unterschätzen Esther, Prinzessin," unterbrach er sie warm.

„Noch so verliebt?" Sie blinzelte wieder, um dann die Augen fest und lange auf ihn zu richten. „Beneidenswert!"

Er schämte sich plötzlich seiner eifrigen Parteinahme. Ein Schweigen entstand zwischen ihnen, dann griff sie hastig nach einem langen, schmalen Papierstreifen.

„Der Brautzug von neulich! Philemon und Baucis."

Schulze und Fräulein Amanda hatten in vergangener Woche Hochzeit gemacht. Es war das große Ereignis des diesjährigen Sommeraufenthaltes gewesen. Die Eifersucht auf Erneste und Louison, die gegenwärtigen Treppensterne, hatte den Ausschlag gegeben. Amanda hatte feierlich, im Capothut und in Handschuhen, um eine Audienz nachgesucht, obgleich sie sonst ganz ungeniert bei der alten Gräfin ein- und ausging, und hatte unter zartem Erröten ihren Entschluß kundgegeben, obgleich es ihr wohl nie gelingen würde, sich mit dem gewöhnlichen „Frau Schulze" auszusöhnen, und die Herrschaften selbst hatten die Hochzeit ausgerichtet. Auch Bredens waren in der Kirche gewesen. Die Gans in der Myrtenkrone, den Kopf schämig gesenkt, aber den Schwanz stolz erhoben, war vielleicht die beste Zeichnung der Prinzessin Hildegard. Leider kam die alte Gräfin dazu und schüttelte unwillig den Kopf.

„Es ist zu häßlich von dir, Hilda. Wie kann man ein gutes Herz haben, wenn man Karrikaturen zeichnet!"

„Ich habe vielleicht kein gutes Herz, Mama. Und im übrigen — unsre Kaiserin thut's auch."

„Meine nicht," sagte die Gräfin etwas scharf.

Sie liebte es nicht, wenn sich die Tochter zu den Russen zählte.

„Haben Sie wirklich kein gutes Herz," fragte Breden, als sie nun zu den andern gingen.

Sie lachte übermütig.

„Das ist ein Geheimnis. Raten Sie — mein Freund."

Die letzten Worte klangen weich und verführerisch, und Breden strich im Laufe des Abends öfters träumerisch seinen Bart. —

Der Sommer im Weltwinkel dauerte auch nur seine Zeit. Er gab seine Schätze reicher, als in der Großstadt, weil seine Herrlichkeit bis dicht an die Häuser heranging und zu allen Fenstern hereinsah, aber dann, als er lange genug gezögert hatte, schien es, als rüste er zum Abschied. Anfang September schloß sich auch die gastliche Halle des alten Schlosses wieder, vorher aber pflegten die Herrschaften statt der kleinen Theeabende ein großes Abschiedsfest zu geben.

Esther suchte das Lavalliérekleid hervor. Sie sah blaß aus, die Sommerhitze, sagte sie, bekäme ihr nie. Sie fürchtete im stillen, er würde eine abfällige Bemerkung über ihr Äußeres machen. Aber er kümmerte sich nicht um sie. Als sie ihn bat, die

Haken zu ſchließen, meinte er ungeduldig, ſie möchte ſich an das Mädchen wenden, er würde ſelbſt nicht fertig. Er lag im Krieg mit ſeiner Kravatte, und ſie war lange vor ihm bereit.

Sie freute ſich auf dieſes Feſt, weil es den Abſchluß der gräflichen Sommerherrlichkeit bedeutete. Wenn die vielen Fenſter im Schloß erſt wieder verhängt ſein würden, dann würde ihr der Weltwinkel ſein altes Geſicht wieder zeigen, und ſie ihm das ihrige, trotz der ſeinen Linie einer erſten Enttäuſchung auf ihrer jungen Stirn. Harry würde dann wohl anfangs ſehr verſtimmt ſein. Es würde ihre Aufgabe ſein, ihn wieder fröhlich zu machen. Soviel mitleidige Liebe war in ihr ſeit jenem Gewitterabend, daß ihr das kinderleicht dünkte.

Nur für ſich allein mußte ſie ihn wieder haben. Dann würde alles wieder ſo werden wie früher, nur mit dem Unterſchied, daß ihre Liebe jetzt etwas Beſchützendes bekommen hatte.

Sie gingen ſchweigend nach dem Schloß. Es war Abendempfang. Obgleich die Sonne kaum untergegangen war, ſchimmerten doch die Fenſter mit fahlem Licht in die Dämmerung draußen. Die Kerzen konnten ſich gegen die Abendröte noch nicht behaupten.

In der Garderobe warf Breden einen haſtigen Blick auf ſeine Frau.

„Es iſt doch eine tadelloſe Toilette," ſagte er befriedigt.

Eſther atmete auf, obgleich das Lob nicht ihr gegolten hatte.

Als ſie die Treppe erſtiegen und an den zerſchliſſenen Fahnen vorbeigingen, dachten beide an jene erſte Beſichtigung. Aber keiner war innerlich ſo frei, dem andern ſeine Gedanken mitzuteilen.

Oben in dem großen Saal trennten ſie ſich nach der Begrüßung. Man ſtand in Gruppen zuſammen und trank eine Taſſe Thee, eine Art von Tantalusqual für die Lehrersfrauen, die Taſchentuch und Fächer nicht losließen und bei dieſem embarras de richesse ihre Taſſen ſo ungeſchickt balancierten, bis endlich der gefürchtete Moment eintrat und eine von ihnen die Vorderbahn ihres Brautkleides begoß, das nur zu dieſer Gelegenheit ſeit zehn Jahren aus ſeinen Mullſäcken befreit wurde.

„Das mußte kommen," flüſterte Prinzeß Hildegard Breden zu. „Ich werde nun im nächſten Jahr hoffentlich von dieſem weißen Ungeheuer befreit ſein."

„Oder Sie bekommen dieſelbe Sache in grün oder blau über Spindler zurück."

„Sie ſind, wie es ſcheint, ſogar über einen kleinbürgerlichen Toilettenſchrank orientiert. Übrigens, nicht wahr, das iſt Ihr Geſchmack?"

Sie ſah mit der Lorgnette nach Eſther hin.

Er nickte.

„Sie haben einige Übung, vermute ich. Jedenfalls ſind Sie hier der einzige, für den es ſich der Mühe lohnt, Toilette zu machen."

„Und doch bin ich zu diskret zu bewundern."

Sie ließ die Lorgnette fallen.

„Laut zu bewundern, wollen Sie ſagen."

Er nahm ihr die Theetaſſe aus den Händen. Ihre Fingerſpitzen ſtreiften ſich. Sie ſahen ſich nicht an, und doch hatte jeder von ihnen eine erhöhte Daſeinsempfindung.

Esther versuchte indessen, sich den Frauen zu nähern. Aber sie stieß auf eisige Kälte. Sie war täglich im Schloß gewesen, und sie war elegant angezogen. Sie hatte hier nur Todfeindinnen, und man nannte sie mindestens mit derselben Freude Frau Referendar, mit der man den hohen Gastgebern so oft wie möglich den Titel „Erlaucht" gab. Es war eine sonderbare Gesellschaft. Gräfin Mechtild, die so schön und so stolz aussah wie ein Marmorbild, sprach nur mit einigen Offizieren, die einen ihrer Brüder begleitet hatten, und es gehörte wirklich die Güte und die Personenkenntnis der alten Herrschaften dazu, um wenigstens äußerlich die klaffenden Gegensätze zu überbrücken.

Esther hatte einen Gefährten gefunden, einen altadeligen Zögling der Grafenschule, der seinem Abiturientenexamen bisher überall sehr geschickt aus dem Wege gegangen war, nun aber von dem Weltwinkel das beste hoffte. Er unterhielt sie sehr eifrig und fühlte sich, da er etwas schüchtern war, bei ihr so geborgen, daß er sie auch zum Buffet führte. Breden hatte wohl die Absicht gehabt, der Prinzessin seinen Arm zu bieten, aber einer der jungen Offiziere war ihm zuvorgekommen, mit einer selbstverständlichen Sicherheit, die Breden verletzte. Er setzte sich nun zu seiner Frau und ihrem jungen Verehrer. Man aß an kleinen Tischen. Der alte Graf ging von einem zu dem andern und plauderte einige Minuten.

„Ob ich Sie im nächsten Sommer noch hier finde?" sagte er zu Esther.

„Sie zweifeln immer daran, Erlaucht. Warum nur?"

„Sehen Sie meine lieben Schildbürger hier an, auf die ich übrigens nichts kommen lasse, und dann Ihren Mann. Sehr warm scheint er hier doch nicht geworden zu sein."

Esther sah zu Breden hinüber, als überließe sie ihm die Antwort. Aber er schwieg, und der alte Graf, der heute keine Ruhe hatte, hob sein Glas gegen beide.

„Auf Wiedersehen also, wenn ein so alter Mann das sagen darf;" dann, sich zu dem Primaner wendend, fügte er lachend hinzu: „Und dir, lieber Günther, im Gegenteil ein pereat, wenn ich dich hier noch antreffen sollte. Ich habe übrigens eben mit dem Direktor gesprochen. Die Sache wird sich machen."

Nach der Tafel wurde getanzt. Die alten Herrschaften liebten das. Es mochte gerade in diesem Saal manche Erinnerung in ihnen wecken, und dann meinten sie auch, so ein wenig Leben in die steife Versammlung zu bringen. Gräfin Mechtild setzte sich sofort neben die Mutter. Sie hätte in Gegenwart ihrer Eltern nicht wagen dürfen, nur mit den Offizieren zu tanzen, den andern Herren aber einen Korb zu geben. Sie zog aus einem kostbaren Pompadour eine leinene Serviette und eine kleine Schere und begann Charpie zu zupfen mit einem Eifer, als tönten feindliche Kanonen bis zu ihr. Sie warf keinen Blick auf die Tanzenden. Die schöne, hochmütige Frau war ein lebender Protest gegen ihre Umgebung.

Prinzessin Hildegard tanzte mit Leidenschaft. Unter der nachlässigen, schleppenden Grazie, die sie für gewöhnlich zu zeigen liebte, kam ein wildes Temperament zum Vorschein. Breden, der sie nur lose in den Armen hielt, obgleich er sie sicher führte, fühlte den heftigen Schlag ihres Herzens.

„Genug," sagte sie, als sie in der Nähe des Balkons aufhörten, und hastig atmend trat sie hinaus in die laue Nacht. Er folgte ihr. Es war dunkel, kein

Stern drang durch die Wolken. Man ſah nur undeutlich unten die abgezäunten courts der Tennisplätze.

„Wieviel Erinnerungen," flüſterte er.

Sie hatte die Handſchuhe abgezogen. Ihre feinen Hände lagen auf der ſteinernen Brüſtung. Der Lichtſchein, der aus dem Saale herausfiel, zog lange Funken aus den Ringen an ihrem Finger.

„Erinnerungen? Für wie lange?"

„Für immer," flüſterte er. Und er bog ſich nieder und küßte leidenſchaftlich die ſchlanken Hände.

Als er an Eſther vorüberging, die eben von einem Herrn an ihren Platz zurück gebracht wurde, hielt ſie ihn an.

„Du ſiehſt blaß aus, Harry. Du ſollteſt nicht tanzen."

Ein Mitleid mit ſeinem Weibe ergriff ihn, das ihm in dieſem Augenblick wohl that und jedes Unbehagen in ihm verwiſchte.

„Ich tanze heute auch nicht mehr."

Er ging zu den Herren in das Rauchzimmer. Es war lieb von ihm, daß er ihr nachgegeben hatte. Aber einmal hätte ſie doch gern mit ihm getanzt. Sie hatte noch nie Gelegenheit dazu gehabt. Er hatte den modernen Tanz auch ſtets unäſthetiſch und albern genannt, ein Vergnügen, in dem ſogar die Wilden den Kulturvölkern überlegen ſeien. Warum hatte er ſie nicht aufgefordert?

Eine Stunde ſpäter gingen beide nebeneinander zum letztenmal die Treppe hinab, über den Hof, an dem rauſchenden Röhrenbrunnen vorüber. Ein Pfau kreiſchte ſchlaftrunken. Sie wußten beide, daß ein Abſchnitt ihres gemeinſamen Lebens hinter ihnen lag. —

Aber es wurde doch nicht wieder wie es geweſen war. Die Ruhe kam nicht wieder. Sie fehlte nicht draußen in der Natur, in den Wäldern und Feldern, bis hin zum Gebirge. Da rüſtete man ab, und der Herbſt ſchickte ſeine blauſchimmernde Klarheit, feine weichen, ſilbernen Fäden, und auf den Wieſen blühten die blaſſen Herbſtzeitloſen, die nur die Form mit dem Crokus gemeinſam haben und ſo Anfang und Ende im Ringe des Sommers ſcheinbar verbinden. Nein, in der Natur war Ruhe. Auch im Weltwinkel ſelbſt war man ganz daran gewöhnt, daß die herrſchaftlichen Wagen mit den Koffern über das holprige Pflaſter davon raſſelten, daß die weißen Staubwölkchen der Chauſſee von dem Tiefgrün der Wälder verſchlungen wurden und dann nach einem großen Reinmachen das Schloß wieder ſtill und ſchweigend daſtand, bis auf den Röhrenbrunnen und die Pfauen natürlich. Am Stammtiſch in der goldenen Traube beſprach man nun zehn Monate die großen Ereigniſſe, diesmal vielleicht ein wenig eifriger als ſonſt, und die Frauen gaben einen Kaffee mehr und verlängerten ihn durch eine ſüße Speiſe, denn gewiſſe Vermutungen, die im Munde der Damen recht bitter klangen, bedurften dieſer äußerlichen Auffriſchung. Sonſt war alles unverändert, nur Herr und Frau Schulze, née Veilchenbinder, wie auf Frau Amandas Viſitenkarten ſtand, gingen untergefaßt durch die Straßen, und der junge Graf, Eſthers Partner vom Feſt, tauchte ganz unvermutet in der Umgegend des kleinen weißen Hauſes auf. In den beiden Menſchen, die dort wohnten, lag die Unruhe, und um ſo ſchlimmer war ſie, weil nichts Äußeres ihre Urſache war.

Breden war zuerſt davon ergriffen. Er konnte nicht ſchlafen, wie er ſagte, und infolgedeſſen konnte er natürlich am Vormittag nicht arbeiten. Das Eſſen ſchmeckte ihm nicht, auf der Veranda zog es, und in den Stuben war verbrauchte Luft. Auf den Straßen machte ihm der ironiſche Gruß der Herren vom Stammtiſch übel, die Chauſſeen aber waren langweilig, und in den Wäldern ſtanden zu viel Bäume. Eines Tages fiel ihm ein, daß die Ehe, wenn man ſie richtig erfaſſe, geiſtig, nicht nur äußerlich, vollſtändige Wahrheit verlange, und daß es feige ſei, den Partner zu ſchonen auf Koſten des eignen Gewiſſens. Das beruhigte ihn etwas. Seiner Meinung nach hatte er nun lange genug ſelbſtquäleriſch vor ſeinem Seelenſpiegel geſeſſen.

Er geſtand Eſther alſo, daß er ſich für die Prinzeſſin lebhaft intereſſiert habe, mehr als es ſich eigentlich mit ſeiner Pflicht vertrüge. Er zergliederte, was ihn an der vornehmen Frau angezogen hatte, die Sicherheit, der verfeinerte Geſchmack, ſelbſt die ruhig zugeſtandene Selbſtüberhebung. Eſther machte nicht viel Weſens davon, und das enttäuſchte ihn.

Da die Kritik einmal in ihr erwacht war, wollte ſie ihm eigentlich ſagen: Solche Dinge überwindet man ſtillſchweigend und wühlt nicht in ihnen.“ Aber ſie war zu rückſichtsvoll, um ihn an das alte Wort der Frau Rat Goethe zu erinnern, daß man den Teufel unbeſehen verſchlucken müſſe.

„Wirſt du auch den Mut haben, ſo offen zu mir zu ſein,“ fragte er nun, ihre Handgelenke umfaſſend. „Wenn die Verſuchung einmal an dich herantritt, wirſt du kommen und um meine Hilfe bitten?“

Sie dachte daran, daß er ihre Hilfe in der Zeit der Gefahr wenig geſucht hatte.

„Für mich wird es dieſe Verſuchung nie geben, Harry,“ ſagte ſie einfach.

Er war verletzt.

„Warum? Glaubſt du, ich liebe dich weniger.“

„Gewiß nicht. Aber du liebſt mich anders. Ich kann es dir nicht ſo erklären, aber ich fühle es ganz deutlich. Ich bin eine ſo viel einfachere Natur. Du biſt meine ganze Welt. Das iſt ſo wie — wie einfaches, weißes Sonnenlicht. Bei dir ſchillert auch die Liebe in allen Farben des Regenbogens. Und wenn die Strahlen einmal gebrochen ſind, können ſie auch wieder und wieder abgelenkt werden. Es ſchadet nichts, wenn ſie ſich nur wieder ſammeln zu reinem Licht.“

„Du wirſt geiſtreich.“

„Spotte nur! Es wird noch mehr als eine Prinzeſſin Hildegard kommen, ich weiß es. Ich habe es ja auch dieſes Mal geſehen. Da iſt meine Art zu lieben ein Glück, Harry. Kindiſche Eiferſucht würde mir ſchlecht ſtehen. Ich glaube an die Sonne, wenn ſie auch zufällig auf ein Prisma fällt und ich das reine Licht nicht ſehe.“

„Ich hätte es ihr nicht ſagen ſollen,“ dachte er. „Sie hat nicht die geiſtige Vertiefung dafür. Sie nimmt die Dinge, wie ſie ſind. Aber die Irrgänge einer Mannesſeele zu durchwandeln iſt ihr verſagt. Wie ruhig war ſie nicht damals in Wiesbaden, bei meiner Huldigung für Ella! So ſind dieſe ſchlichten Naturen. Der Eid am Altar iſt für ſie ein Zaubermittel wider alle Verſuchung. Und bei andern meinen ſie, müßte es auch ſo ſein. Sie fühlt ſich offenbar ganz ſicher. Daß es beſtändige Wandlungen gibt, das ahnt ſie nicht!“

Er selbst empfand diese Wandlungen kurze Zeit nach dem Gespräch mit seiner Frau. Er hatte, als er am Schloßthor vorbeiging, das junge Ehepaar getroffen und war mit ihnen bis zum Brunnen gegangen. Frau Schulze, née Veilchenbinder, bat ihn, einen Augenblick mitzukommen, im Schloßgarten blühten noch so schöne Rosen, sie wolle ihm für die Frau Doktor einen Strauß mitgeben. Bei allen diesen Leuten stand Esther in hoher Gunst. Der junge Ehemann holte das rasselnde Schlüsselbund und öffnete die Thür zur Halle. Breden folgte ihm mit geschlossenen Augen zur Gartenthür. Er wollte die Veränderungen nicht sehen, er wollte die Erinnerung auf sich wirken lassen. Auch im Garten war er so in ihrem Bann, daß er die Wahl der Rosen dem Verwalter und Frau Amanda überließ. Er ging zu der kleinen Wiese, auf der die alten Donnerbüchsen standen, und setzte sich auf eins der Rohre. Seine Hand, die die Öffnung umschloß, fühlte ein zusammengeballtes Blatt Papier. Er nahm es heraus und glättete es. Es war eine der Zeichnungen der Prinzessin. Mit einem träumerischen Lächeln betrachtete er sie, als er plötzlich aufsprang und Poesie und Stimmung vor der gedemütigten Eitelkeit fliehen mußten.

Die Zeichnung stellte ihn selbst dar. So auffallend war die Ähnlichkeit, daß er auch nicht einen Augenblick zweifeln konnte. Er selbst war der Frosch, der aufgeblasen, mit gestielten Augen, in denen Sehnsucht und Begehren grotesk zu lesen war, auf dem Grunde eines schmutzigen Sumpfes saß, die eine Hand in lächerlicher Pose auf das Herz gelegt, während oben im goldenen Sonnenschein die Prinzessin gaukelte, eine schlanke, graziöse Libelle, der ihr Verehrer da unten offenbar nur Spaß machte und dem sie sogar ungeniert eine Nase drehte.

Die Prinzessin pflegte mit ihren Zeichnungen, die ihr nach der Vollendung keinen Spaß mehr machten, sehr leichtsinnig umzugehen, ja, zur Entrüstung ihrer Mutter bekamen sie zuweilen die Kinder zum Spielen. So mochte es auch diesmal gewesen sein. Die Kleinen hatten das Papier dann in das Kanonenrohr gesteckt. Aber vorher mochte es die Bonne lächelnd betrachtet haben, und auch Erneste und Louison, wenn sie es ihnen zeigte, würden die Moral verstanden haben.

Während Breden das Blatt in kleine Fetzen zerriß, war gekränkte Eitelkeit stärker als enttäuschte Neigung. Esther hatte an diesem Abend keinen Grund, die Rosen, die er ihr brachte, für ein Geschenk der Venus anzusehen. Sie erfuhr auch nie etwas von dem Schluß jener Schloßidylle. Harry van der Bredens so empfindliches Gewissen zwang ihn nicht, die erlittene Demütigung zu beichten, nachdem er die Neigung der Prinzessin wie einen auf dem Grunde eines Wassers verborgenen Edelstein hatte durch seine Worte schimmern lassen.

Aber lieber wurde ihm der Weltwinkel nach dieser Erfahrung nicht.

Auf ihrem Tische prangte das herrlichste Obst, mit dem Flaum der Reife auf der weichen Haut. Die Berge lockten mit immer klaren Gipfeln, so nah, so herrlich, daß Esther ihn mehr als einmal zu den frühern Wanderungen bewog. Die Brombeerranken krochen leuchtend rot am Rande des Waldes dahin. Schwarze Beeren und verspätete zarte Blüten schmückten sie, und rot schimmerten auch die Blätter der Erdbeeren im Graben. Alles stand in flammenden Farben, in fast südlicher Schönheit. Die Buchen trugen Gold anstatt der Blätter, und die Fernsicht war wunderbar. Zeigten sich von irgend einer Höhe die spitzen Dächer des Weltwinkels und die statt

lichen Türme des Schloſſes, ſo lag es wie ein Stückchen Mittelalter in ſeiner Mulde, und die Augen ſuchten nach dem Häuflein Reiſiger, die von den Bergen zu ihm herniederſteigen mochten. Still, ganz ſtill lag die Welt da. Nur die Spinnen zogen zwiſchen den Bäumen ihre Netze.

Aber die jungen Gatten fanden auf dieſen Gängen nicht die Erholung, die ihnen der Frühſommer hier geboten hatte. Sie fanden nicht die Hoffnungen, die doch ſchon in jedem neuen Trieb eng eingeſchloſſen im Blattwinkel ruhten. Bredens Unruhe hatte ſich auch Eſther mitgeteilt. Er arbeitete gar nicht mehr. Es war nur zu deutlich zu ſehen, daß mit der fehlenden Anregung auch ſeine Zufriedenheit dahin war.

Noch einmal fuhr er nach der Univerſitätsſtadt. Aber erbittert und verdüſtert kam er zurück. Wilke hatte über ihn geſprochen, nicht zu ſeinen Gunſten, wie er annahm. Man hatte ihn mit Zurückhaltung empfangen. Die einen ſahen in ihm den Lauen, den Kompromißler, die andern den Streber. Keinen befriedigte er, keinem hatte er im Grunde etwas zu geben. Wilke hielt ſich ganz zurück.

Aber ſo ging es ihm ja immer. Wann fand er je Ermutigung, Verſtändnis? Immer gegen den Strom, immer allein! Und zu denken, daß jeder Hohlkopf ſeinen Weg machte! Ohne Anregung konnte er nun einmal nicht ſchaffen. Anregung — im Weltwinkel.

Eſther war ganz machtlos. Sie konnte nichts thun, als ihn lieben. Aber auch ihr Gefühl wagte ſie ihm nicht mehr offen zu zeigen. Er war zu reizbar geworden. So litt ſie um ihn, litt um ſeiner Schwäche willen die tauſend großen Schmerzen eines Frauenherzens.

Und dann löſte ſich der ſonnige Herbſt in Regen auf. Wahre Waſſerfluten. Der Weltwinkel bekam ein häßliches, faltiges Wichtelmanngeſicht. Nur Liebe, ſonnige Zufriedenheit und Arbeitsfreudigkeit konnten ihn ſchön finden. Aber Breden, der einen Überſchuh verloren hatte in dem unergründlichen Schmutz, ſchalt ihn ein erbärmliches, menſchenunwürdiges Neſt.

Eines Tages ſagte er Eſther, er hielte es nicht mehr aus. Er brauche zu ſeiner Arbeit die Univerſitätsbibliotheken.

„Es iſt ja ein Unſinn von uns, uns hier zu vergraben. Eine verliebte Laune. Es war ja auch ſehr ſchön, aber ich denke wirklich, nun haben wir genug davon. Denke doch an den Winter in dieſer Einöde! Der Herbſt hat mich ſchon melancholiſch gemacht. Wir gehen nach Berlin zurück. Ich glaube ich bin nicht mehr im ſtande, einen Leiſtikow von einem Liebermann zu unterſcheiden. Man iſt es ſich ſchließlich ſchuldig, nicht zu verſumpfen.“

„Wann willſt du umziehen?“

„Sofort natürlich. Ich denke, es iſt am beſten, ich fahre vor und miete eine Wohnung. Du beſorgſt dann den Umzug und kommſt nach. Das Winterſemeſter hat eben begonnen. Ich möchte gern noch einige ſocialökonomiſche Kollegs belegen.“

Damit hatte er den Schein für ſich gerettet.

Am nächſten Tage fuhr er fort. Der Regen ließ gerade ein wenig nach, als Eſther von der Bahnſtation zurückkehrte. Zerriſſene Wolken jagten über den Himmel. Sie hingen tief herab wie naſſe Schleier, und verhüllten die Berge. Die goldenen Blätter, die in der Sonne ſo warm geleuchtet hatten, jagten gleich braunen Fetzen

durch die Luft. Esther hüllte sich fröstelnd in ihren Mantel. Als sie das Haus erreicht hatte, blieb sie auf der Veranda stehen. Die Korbmöbel waren schon hereingenommen.

Sie liebte den Weltwinkel, und wenn er hundertmal aussah wie ein verregnetes Huzzelmännchen. Und doch wollte sie ihn in dieser Stunde anklagen, denn er hatte nicht gehalten, was er versprochen hatte.

XII.

Wieder war es Hochsommer. Auf der kleinen Bahnstation von Peterswalde stand Esther und sah dem Zug nach, der sich eben nicht zu eilig in Bewegung setzte, denn die Sekundärbahn bereitete ihre Insassen nur allmählich auf die schnellere Beförderung der D-Züge vor. Noch konnte sie deutlich Harrys hübsches Gesicht erkennen, wie es sich aus dem Fenster des Abteils ihr zuneigte. Er sah gut aus, heiter und erwartungsvoll, wie jemand, der sich auf eine Reise freut, wie jemand, der gern geht und dem der Abschied kein Schmerz ist. Er winkte mit der Hand, dann, im plötzlichen Impulse, zog er die Rose, die sie ihm angesteckt hatte, aus dem Knopfloch und warf sie ihr zu. Es war nur die Andeutung einer Huldigung. Die Blume erreichte sie natürlich nicht, sondern blieb draußen, vor dem Güterschuppen liegen. Esther stürzte auch nicht hin, um sie zu holen, wie es vielleicht ein verliebtes Mädchen gethan hätte. Sie schloß nur ihren Schirm und hob ihn grüßend noch einmal, als der Zug eine Biegung machte.

So stehen oft die Frauen der Bahnwärter in Vertretung ihrer Männer vor den kleinen Häuschen, an denen der Zug vorbeirast. Sie halten die aufgerollte rote Fahne hoch. Der Reisende, dem das kleine, freundliche Idyll, das weinumrankte Häuschen mit dem Garten, durch dessen Bretterzaun bunte Wicke und Gucküberdenzaun kriecht, einen flüchtigen Augenblicksgenuß gewährt, sieht aus dieser Fahne, daß die Bahn für ihn frei ist.

Auch Breden schien diesen letzten Gruß seines Weibes so aufzufassen, denn befriedigt lehnte er sich in die Polster zurück.

Esther stand noch still und sah zu, wie die kleine, weiße Rauchsäule höher stieg, wie ein Wölkchen über dem Grün der Bäume lag und sich dann in dem blauen Himmel auflöste. Sie hatte den Schirm noch nicht wieder aufgespannt. Die blendende Sonne schien sie nicht zu stören, obgleich die braunen Augen, in angestrengtes Sinnen verloren, geradeaus starrten. Jetzt, wo die rote Seide nicht mehr ihre trügerische Glut warf, sah sie elend und abgespannt aus. Die Haut war nicht verbrannt wie früher, sondern von ungesunder Weiße, um die Augen lagen dunkle Ringe, und das Gesichtchen war schmal. Sie sah nicht gut aus, obgleich sie mit großer Sorgfalt gekleidet war in ein Jackenkleid aus hellem Leinen mit kleinem Strohhütchen, dessen Schleier jetzt zurückgeschlagen war. Ihre Bewegungen, als sie jetzt zu dem wartenden Wagen ging, waren sehr müde. Die alte Elastizität, vielleicht ihre größte Schönheit, war verschwunden.

Als der Wagen auf die Grenze von Peterswalde kam, ließ sie halten und schlug einen Fußweg ein. Sie kam noch früh genug zur Großmutter zurück. Sie wußte es, daß die alte Frau Donates die Reise ihres Gatten nicht billigte. Eine Studienfahrt, wenn man weder Gelehrter noch Künstler ist, war in ihren Augen ein Unsinn. Wegen der Baudenkmäler Tirols auf acht Wochen in die Berge zu gehen! Warum nicht lieber sagen, daß man sich in Peterswalde langweile und zu seinem Vergnügen reisen wolle? Aber es schickte sich nicht für einen jungen Ehemann, allein Vergnügungsreisen zu machen, wenn die Gattin nicht mit kann, weil sie sich schonen soll und das erste Kind erwartet wird. Deshalb mußten die kunstgeschichtlichen Studien als Deckmantel herhalten.

Alle diese Gedanken hatte Esther der Großmutter von den strengen Augen abgelesen. Gelegentlich hatte sie auf diese stummen Vorwürfe auch geantwortet, nicht direkt, denn eine eingehende Erörterung wollte sie vermeiden, aber doch so, daß die Großmutter denken sollte, sie selbst finde das ganz natürlich.

„Es ist so hübsch für Harry, daß er sich diese Reise gönnen kann. Du weißt doch, daß ihm Keller seine Broschüre abgekauft hat und sie in Verlag nehmen will?"

Nein, Frau Donates wußte das nicht.

„Heinz kann sie noch nicht bald erscheinen lassen, er sagt, für solche Sachen müsse man den rechten Augenblick abwarten. Aber Harry kann doch nun ohne Gewissensbisse fortgehen. Er macht jetzt ganz ernste kunstgeschichtliche Studien. Ich freue mich darüber. Ich glaube bestimmt, daß das mehr seine eigentliche Begabung ist, als Nationalökonomie."

„Nein," sagte Frau Donates trocken, „irgend welche Begabung für Ökonomie traue ich ihm auch nicht zu."

Jetzt, wie Esther auf dem schmalen Pfad zwischen den Haferfeldern einherschritt — dem Konfirmandenpfad, wie ihn die Dorfkinder nannten, die auf ihm in ihre Religionsstunden zum Pfarrer des Nachbardorfes gingen — jetzt sah sie viel weniger zuversichtlich aus, als vor drei Tagen, als sie die Großmutter darauf vorbereitet hatte, daß ihr Mann schon nach drei Wochen auf die Gastfreundschaft von Peterswalde verzichtete, „weil man ja in der alten Bude und in dem märkischen Sand und den einförmigen Kiefern einfach verrückt werden könne." Sie hatte auch das Honorar für die Broschüre mit Absicht erwähnt, denn im Grunde mußten sie ja für den Sommeraufenthalt in Peterswalde so dankbar sein. Er half ihren Geldverhältnissen auf, die in Berlin ihnen viel Schwierigkeiten machten, oder vielmehr Esther, denn Breden konnte nun einmal mit Geld nicht umgehen.

Esther wurde auch jetzt, in der Einsamkeit des von Mohn und Kornblumen durchsetzten Haferfeldes glühend rot, als sie an die Broschüre dachte. Sie war die Frucht seiner Arbeiten im Weltwinkel. Die namhaften Verleger hatten sie alle zurückgewiesen, und bittere Stunden waren die jedesmalige Folge einer neuen Enttäuschung gewesen. Esther hatte die Broschüre gelesen, in der Geist und ein aufwallendes Mitgefühl für die Ungerechtigkeit in der Verteilung der Lebenslose vollständige Unkenntnis des Stoffs nicht verdeckte. Die Einleitung, eine hübsch geschriebene Übersicht über das Los der Arbeiter in Latifundien, mit besonderer Berücksichtigung der campagna di Roma war noch das Beste. Die Schlußfolgerung, die Expropriation aller Besitzer über

viertausend Morgen, schien ihrem einfachen Sinn ungeheuerlich. Er hatte ihr eine heftige Scene gemacht, ihr Teilnahmlosigkeit und einen beschränkten Horizont vorgeworfen, als sie das offen sagte, er hatte tagelang nur das Notwendigste mit ihr gesprochen, eine Form seiner Verstimmung, die ihr ganz besonders quälend war. Seitdem hatte sie immer gefürchtet, er würde sich an Keller wenden. Anfangs, als er seiner Arbeit noch mit übertriebenen Hoffnungen gegenüberstand, hatte er von selbst gesagt, daß er Kellers befangenes Urteil nicht wünsche. Er hatte von Anfang an Abneigung gegen Esthers Vormund empfunden. Dann aber, als Esther zu Pfingsten auf dringenden Wunsch ihrer Großmutter nach Peterswalde gekommen war, hatte er ihr geschrieben, er sei doch zu Keller gegangen, und schon acht Tage später war ein Brief gekommen, der ganz in dem alten, weltstürmenden Ton der Brautzeit klang. Keller hatte die Broschüre für seinen Verlag erworben und sofort honoriert, nur die Zeit der Veröffentlichung wolle er selbst bestimmen. Als Esther den Brief las, war zum erstenmal dieses brennende Gefühl der Scham in ihre Wangen gestiegen. Es kam ihr vor, als hätte Keller ihnen ein Almosen gereicht.

Schon im Winter hatte Breden gelegentlich einen Aufsatz über neue Kunsterscheinungen an ein großes Provinzblatt geschickt. Die Arbeiten, flüssig geschrieben, von gutem Geschmack und der Leichtigkeit der Auffassung, die dem Lesepublikum einer Tageszeitung zusagt, waren gedruckt und hatten gefallen. Breden war sehr stolz auf sein Honorar gewesen. Es hatte ihnen immer eine Extrafreude machen müssen. Er hatte Esther dafür eine feingetönte Vase der Kopenhagener Fabrik gebracht, oder eine Loge im Theater genommen, für die sie Toilette machen mußte, oder sie in ein vornehmes Restaurant eingeladen. Sie mußte dann natürlich strahlen und dankbar und glücklich sein. Sie kannte nun schon lange genau alles, was er von ihr verlangte, wenig genug im Grunde, und sie gab ihm nie Gelegenheit zur Unzufriedenheit. Diese kleinen Arbeiten, die ihren Zweck vollständig erfüllten, konnte sie mit gutem Gewissen loben, und sie legte alles aus der Hand, wenn das dicke Paket gedruckter Zeitungen ankam, um sofort unterrichtet zu sein und bei Tisch mit ihm darüber sprechen zu können.

„Du machst Fortschritte, kleine Vandalin," sagte er dann lobend. Und zuweilen, wenn er sehr guter Laune war, erwähnte er noch ihre Gleichgültigkeit gegen Rom.

Es kamen selten Scenen vor in ihrer Ehe. Und doch blieb Esther plötzlich stehen und preßte die Hände auf ihr Herz. Sie hatte das Gefühl gehabt, als finge eine Ferienzeit für sie an, ein kindisches, ihr unbekanntes Gefühl, das Fräulein Fränkel ihr früher nie erregt hatte, wenn sie die Bücher für einige Zeit in den Schulschrank schloß. Sie mußte an die Rose denken, die er ihr zugeworfen, und die nun in der Sonne da draußen welkte, und daß sie ihm mit dem Winken des Schirmes angezeigt hatte, sie gebe ihm freie Fahrt. Sie mußte sich eine Weile ausruhen, so erschrocken war sie über den Gedanken, daß die Abwesenheit ihres Mannes ihr Freude einflößen könne. Das Haferfeld endigte hier auf den Landweg, und sie lehnte sich an einen der Kirschbäume, die ihn einfaßten. Eine ganze Weile stand sie so still. Dann kam der Pächter der Obstallee aus seiner Strohhütte, von wo er etwaige Näscher beobachtete. Sie wollte ihm nicht begegnen und schritt den Weg hinunter auf den Hof zu.

Es war jetzt schon ein ganzes Jahr her, daß der hohe, rote Schornstein der Ziegelei über die alten Schindeldächer der Hofgebäude aufragte. Als Esther ihn

Pfingsten zum erstenmal gesehen hatte, die schwarze, qualmende Rauchwolke über den alten Ulmen des Gartens, hatte er für sie eine Veränderung in Peterswalde bedeutet. Sie hatte nie begriffen, daß die Großmutter in ihrem Alter das Pachtverhältnis gelöst hatte und wieder die Selbstbewirtschaftung übernommen, zwanzig Jahre nachdem sie dieselbe als eine zu schwere Last abgegeben hatte. Jetzt sah sie, daß die Großmutter wirklich sich eine Last damit aufgeladen hatte. Frau Donates, die jetzt ihren Rollstuhl nie mehr verließ, leitete aus ihrem Zimmer die Bewirtschaftung von Peterswalde und das neue industrielle Unternehmen. Wie sie damals zu Keller gesagt, hatte sie wieder Glück in der Wahl ihres Inspektors gehabt. Vielleicht hätte niemand gewagt, seinen Pflichten nicht nachzukommen unter diesen strengen Augen, vielleicht war sie wirklich unbestechlich bei der Wahl ihrer Leute. Natürlich warf die Ziegelei noch nichts ab. Die neue Hypothek mußte verzinst, für die Ziegel Absatzstellen geschaffen werden. Frau Donates saß täglich stundenlang vor ihrem Pult und rechnete. Das vornehme Gesicht mit den vielen feinen Runzeln beugte sich über die Kontobücher, sie verglich und überlegte. Als sie mit Keller zusammen den ersten Jahresabschluß machte, war sie zufrieden. Es war nichts gewonnen, aber das Unternehmen schien lebenskräftig zu sein. Im Sande der Mark hatte eine Ziegelei, wenn der Lehmboden ausreichte, immerhin eine Zukunft. Dem alten Peterswalde war eine neue Lebensader zugefügt worden.

„Wenn Esther im nächsten Sommer kommt, muß sie die Buchführung übernehmen; sie muß Bescheid wissen. Sie hat einen klaren Verstand und Blick für das Praktische. Es wird ihr einmal eine erwünschte Lebensaufgabe sein, auf festem Boden zu stehen."

„Du meinst also noch immer —"

Eine verächtliche Handbewegung unterbrach ihn.

„Ich meine, daß diese Ehe sich lösen wird, so oder so. Und darum sorge ich vor."

„Du hast Esther als Frau noch nicht gesehen?"

„Nein. Und in ihren Briefen steht natürlich nichts davon. Sie meint vielleicht, ich bin zu alt, um mich in sie hineindenken zu können. Aber sie irrt sich."

Sie sah zu dem Bilde ihres Sohnes hin. Keller begriff, daß sie die Ehe Esthers mit der ihres Sohnes identifiziert hatte, daß sie einen Triumph empfinden würde, wenn sich ihre Worte, daß auch jene Ehe nicht glücklich geworden wäre, hier wie im Spiegelbild bewahrheiten würden.

„Du bist oft bei Bredens?"

„Nein, eher selten."

„Nun, und wie findest du Esther?"

„Sie ist gegen mich die Alte. In ihre Ehe läßt sie mich natürlich auch nicht hineinsehen. Er würde wahrscheinlich offener sein, wenn ich ihn fragen wollte, aber dazu habe ich keine Lust."

„Und?"

„Ich weiß nichts, Tante," sagte er unruhig. „Wirklich nichts. Daß Esther finden würde, was sie suchte, habe ich ja auch nicht erwartet. Es war die einzige

Überspanntheit in ihrem sonst so klaren Wesen, die genährt wurde durch die Erinnerung an die zu früh verstorbenen Eltern."

Frau Donates nickte mit dem Kopf.

„Daß eine solche Ehe möglich ist, wie sie es sich vorstellte, bezweifelst du also auch," sagte sie, befriedigt in ihrer Skepsis.

Keller stand auf.

„Das will ich nicht sagen. Überhaupt, all diese Vermutungen haben keinen Zweck. Ich würde nie in das eindringen wollen, was Esther vielleicht vor uns verschlossen hält. Braucht sie mich, so bin ich immer für sie da. Ich bin ihr Freund, nicht ihr Spion."

„Du bist eben solch ein Idealist wie das thörichte Mädchen," dachte Frau Donates. Aber sie sprach es nicht aus, denn trotz seines Idealismus vertraute sie auf Keller. —

Als Esther kam, mußte sie wirklich die Morgenstunden ihrer Großmutter widmen. Sie wunderte sich ein wenig, denn früher hatte Frau Donates sie nie an ihren Geschäften teilnehmen lassen, aber sie hielt es für ein Zeichen von Überbürdung und orientierte sich schnell und leicht, in dem guten Glauben, zu helfen. In der That war ihr eine praktische Arbeit, in der sie mit wirklichen Werten rechnete, sehr lieb. Ihr Mann schalt das ja immer an ihr, daß sie den Flug ins Blaue nicht unternehmen könne.

„Dann, Großmutter, wenn sich das neue Unternehmen bewährt, wird Peterswalde einmal im Preise steigen."

„Gedenkst du es zu verkaufen?"

„Ich? Es gehört mir ja gar nicht."

„Noch nicht."

„Ich würde nie gegen deinen Wunsch handeln."

„Ich habe dir ja gesagt, daß so gut wie nichts übrig bleiben würde, wenn wir es jetzt verkauften. Einige Jahre muß es noch gehalten werden. Hast du denn Pietät?"

„Großmutter!"

„Warum wundert dich die Frage? Deiner Mutter wäre es schwer gewesen, hier auszuhalten. Dein Mann hat bewiesen, daß es ihm unmöglich wäre. Und das Weib gehört zum Manne."

„Liebst du Peterswalde sehr?"

Frau Donates antwortete nicht sogleich auf diese Frage. Sie sah sich hier als junge Frau wieder die schwersten Demütigungen durchkämpfen. Sie hörte den Lärm aus dem Eßzimmer bis zu sich dringen und erzitterte in ihrer Vereinsamung vor dem Augenblick, in dem ihr Mann, wenn die Freunde abgefahren waren, angetrunken ins Schlafzimmer kommen würde. Sie fürchtete für das Erbteil ihres Kindes. Nein, sie hatte eigentlich keinen Grund, Peterswalde zu lieben. Wenn sie sentimental gewesen wäre, so hätte sich mehr als ein Skelett in seinen dunkeln Winkeln verbergen können. Nun sagte sie nur ruhig:

„Hier ist mein Sohn geboren."

Esther begriff die Beweiskraft, die diese wenigen Worte bargen.

„Ich wünschte, auch mein Kind könnte hier geboren werden."

„So bleibe hier."

„Nein. Du haſt recht, das Weib gehört zum Manne."

Aber ſie empfand es nach wie vor als eine Erleichterung, daß ſie den ganzen Sommer in Peterswalde ſein durfte. Sie meinte, es könne gar keinen beſſern Einfluß geben auf das junge Leben in ihr, als den der heimatlichen Natur. Den ganzen Tag verbrachte ſie draußen. Sie lag in der Hängematte unter den alten Ulmen und ſah in das grüne Blätterdach, ſie ging unter den Kiefern dahin, die die Luft mit Harzduft füllten, und hinter deren Stämmen die Sonne ſo glutrot unterging, und ſie ſaß ſtundenlang im roten Heidekraut, umflattert von den kleinen, blauen Faltern. Sie las nichts, als die Briefe ihres Mannes. Die kamen unregelmäßig, manchmal lang, voll Zufriedenheit über das, was er in ſich aufnahm, voll Heiterkeit über ſeine Reiſebekanntſchaften, manchmal verſtimmt, weil er vielleicht ein ſchlechtes Bett oder ungenügende Koſt vorgefunden hatte. Sie wußte ja, wie abhängig er von ſolchen Zufälligkeiten war. Einmal hatte er eine Anwandlung von Weltflucht, ſtieg hoch in die Berge und lebte eine Woche in einer Sennhütte. Von hier ſchickte er ihr Verſe, die er zu dem Böcklinſchen Bilde der Freiheit gemacht hatte, der Geſtalt, die mit der phrygiſchen Mütze, den Adler zur Seite, auf ſchroffen Felsſpitzen thront.

„Auf höchſter Spitze throneſt du,
Freiheit, in Wolken dein Fuß;
Unter dir liegen ſchneeſchimmernde Ketten,
Sanft nur leuchten zackige Grate —
Doch von der Tiefe, doch von den Menſchen
Scheidet dich Nebel und Dunſt.
Nimmer erſchauen können dich, Hohe,
Jene im Thale, nimmer dir nahn.
Nur der mit ſtarkem Fittich zur Sonne
Strebet, der Adler nur darf bei dir raſten,
Er nur darf ruhn auf deiner Hand.
Doch in der andern hältſt du die Palme,
Köſtlichen Preis — wem willſt du ſie reichen,
Wenn du allein thronſt auf felſigem Grat?

Warteſt du, Freiheit? Hofft du, es werden,
Die jetzt ſo niedrig im Thale ſich mäſten
Noch gleich dem Tier nur, die ſäumigen Menſchen,
Hofft du, ſie werden ihre Gedanken
Dann gleich dem Adler zu dir erheben,
Daß ſie dich ſuchen, nahe der Sonne,
Über dem Eiſe kalter Berechnung,
Über den Klippen ruhmloſer Ehren,
Dich, die Göttliche, Freiheit, dich ſelbſt? —

Hoffe! — Wir ſelber, die wir noch klimmen,
Einzeln ſtrebend, an Felſen geklammert,
Siehe, Freiheit, wir hoffen mit dir!
Und wenn die Stunde lange noch zögert,
Da die brauenden Nebel ſinken —
Teile ſie, Hohe, daß die Kühnſten,
Sie, die dich ſuchen mit blutenden Füßen,

Einen Strahl deines Auges erhaſchen,
Daß ſie die Palme, die zu erreichen
Nimmer ihr Schickſal, winken ſehen,
Segnend ſich neigen in deinen Händen,
Ehe der Nebel dich wieder verhüllt."

Die Verſe waren mit Überzeugung geſchrieben. Sie fühlte ſeine Begeiſterung aus ihnen heraus, ſie ſah, wie er in Gedanken ſelber nach der Palme griff, hoch über „jenen ſäumigen Menſchen, die niedrig im Thale ſich mäſteten."

Ein mildes Lächeln ſpielte um ihren Mund. Daneben ſah ſie den Mann, der im vergangenen Jahr in dem reichsgräflichen Schloß für einige Wochen ſo gern die Rolle des Blitzableiters für fürſtliche Langweile übernommen hatte und den Feinſchmecker, der ſein Honorar für einen Aufſatz über „die darbende Sehnſucht nach Volkskunſt" in einem Diner bei Uhl anlegte.

Sie fühlte ſich ſo alt neben ihm. Was war ſie ihm denn ſchließlich noch anders, als der immer klare Spiegel für ſein Selbſt, die Frau, vor der er geiſtig Toilette machte, jede Stimmung zerfaſerte und zerlegte, um dann, wenn der letzte Bürſtenſtrich gethan war, angeregt, mit ſich zufrieden in dieſer beſtechenden Sicherheit ſeines ſtillen Übermenſchentums zu andern zu gehen.

Liebte die Frau noch, die mit ſo wachen Augen neben dem Gatten einherſchritt? —

Breden hatte es übrigens in der erhabenen Einſamkeit trotz ihrer ſchrankenloſen Freiheit nur eine Woche ausgehalten, dann war er hinabgeſtiegen in die üppigen, lachenden Gefilde von Bozen und Meran. Da hingen jetzt die ſchwellenden Trauben zwiſchen dem Gitterwerk der Lauben, da rauſchten die Waſſer um das Marmorbild Walthers von der Vogelweide. Von den Bergen ſahen die Burgen; die kleinen Höfe der mittelalterlichen Schlöſſer waren altdeutſche Erinnerungen. Im Batzenhäuschen aber, bei dem guten Magdalener, kamen Stimmungen und Verſe ganz von ſelber. Die erhabene Poeſie freilich wandelte in ſtolzer Höhe über die roſig ſtrahlenden Steinfelder des Schlern und des Roſengartens. Hier unten im Thal jedoch ließ es ſich leben. Mehr als ein feiner, künſtleriſch abgeſchliffener Aufſatz ging an einige norddeutſche Zeitungen, und Eſther empfing Briefe, in denen die Sehnſucht nach ihr, von der zu ſchreiben er nie vergaß, nur noch in der Nachſchrift Platz fand.

Eines Tages zeigte Keller in einem kurzen Brief den Tod ſeiner Frau an.

„So iſt ſie endlich erlöſt," ſagte Eſther mit warmer Teilnahme.

„Und er auch," fügte Frau Donates hinzu. „Aber ſie ſtarb zu ſpät."

„Wie meinſt du das, Großmama?"

„Du biſt ſeltſam, Eſther. Haſt du je darüber nachgedacht, was es für einen Mann heißt, zehn Jahre lang an einen lebenden Leichnam gefeſſelt zu ſein? Haſt du Charlotte Keller je geſehen?"

„Nein. Heinz wollte es nicht. Wir ſind ja einigemal bei ihm geweſen — als Mädchen ging ich immer in ſein Bureau, wenn ich etwas von ihm wiſſen wollte — und natürlich habe ich ihn gefragt, ob ich nicht zu ſeiner Frau gehen dürfte. Er hat es mir aber verboten. Ich denke, er wollte nicht, daß ich etwas ſo Trauriges ſehen ſollte."

„Ja, er hat dich ſehr lieb."

„Natürlich," sagte Esther selbstverständlich. „Weißt du, ich meine auch, der Schmerz jetzt ist nur eine sanfte Trauer. Sein eigentliches Leben ist damals mit den beiden Knaben gestorben."

„Hat er dir einmal davon gesprochen?"

„Nein. Ich kenne nur ihre Bilder. Aber solchen Kummer kann doch nichts im Leben wieder ausgleichen."

„Sagt die Jugend."

„Großmutter!"

„Sag, Esther, glaubst du noch immer an die unvergänglichen Schmerzen und Freuden?"

Die junge Frau hielt den Blick der alten Augen aus.

„Ich glaube noch immer an die Liebe, wenn auch anders als früher. Wie sollte ich es nicht gerade jetzt, wo mir der Glaube so not thut?"

In der That war das Mütterliche so stark in ihr, daß auch das Gefühl für den Gatten damit in eins verschmolz.

„Mein großes und mein kleines Kind," pflegte sie zu sich selbst zu sagen, „ich werde viel zu thun haben, um beiden gerecht zu werden."

Frau Donates schrieb an Keller und bat ihn, sich in Peterswalde von den Anstrengungen der letzten Wochen zu erholen. Aber er lehnte ab. Es sei zu viel zu ordnen, er könne nicht kommen. Keller war einer der wenigen Menschen, die gar kein Bedürfnis nach Ortsveränderung empfinden. Berlin selbst war ihm ganz gleichgültig. Er hatte auch keinen Widerwillen dagegen. Wenn er ein Gärtchen gehabt hätte, einen Waldwinkel, in dem er das Kommen und Gehen der Jahreszeiten täglich hätte verfolgen können, wäre er ganz glücklich gewesen. Er hatte immer gewünscht, in einem der entferntern Vororte wohnen zu können, in Halensee oder der Grunewaldkolonie. Aber die Krankheit seiner Frau hatte das verhindert. Nicht, daß er gleichgültig gewesen wäre der Schönheit der Natur und Kunst gegenüber. Aber sein Leben hatte ihn so gewaltsam zur Verinnerlichung gezwungen, daß ihm eine Mappe mit Stichen, eine Reisebeschreibung schließlich genügten. Die Pflicht hatte ihn von jeher von allen Seiten eingeengt. Aber sie hatte ihre Bretterarme nur um den festen Stamm legen können. Die Krone hatte sich doch entfaltet. —

So blieb Esther bis in den Spätsommer mit den beiden alten Damen allein in Peterswalde. Fräulein Fränkel, die der gelähmten Freundin so nötig geworden war, ob sie gleich vom Lehnstuhl aus fast mit noch mehr Herablassung behandelt wurde, als in gesunden Tagen, hatte alles gethan, um sie zu pflegen, aber sie mußte sich am letzten Abend sagen, daß sie wenig genug erreicht habe, denn Esther, die vor dem Gutenachtsagen noch im Wohnzimmer zögerte und sich an dem Fahrstuhl zu schaffen machte, sah sehr schlecht aus.

„Lassen Sie mich Großmutter heute zu Bett bringen, es ist der letzte Abend," sagte sie endlich hastig.

„Willst du mir noch etwas sagen, Kind?" fragte Frau Donates, als sie allein waren.

Esther bezwang offenbar eine heftige Verlegenheit.

„Wir haben heute den 10. Oktober, Großmutter, und — und —"

„Richtig, und ich habe dir noch nicht dein Nadelgeld ausgezahlt," rief sie in scheinbarer Überraschung. „Aber Kind, du hast doch hier in Peterswalde nichts ausgegeben, hätte es denn wirklich nicht mehr bis Berlin gereicht?"

Esther empfand ganz deutlich, daß die Großmutter, die in Geldsachen peinlich genau war, ihr absichtlich diese Prüfung auferlegt hatte. Sie erhielt vierteljährlich zweihundertundfünfzig Mark, und noch nie war die Summe auch nur einen Tag zu spät in ihre Hände gelangt. Sie wurde trotzig. Wenn Großmutter ihr auch das Geld aus Güte gab, nicht aus ihrem Überfluß, sondern sicher vom Notwendigsten, so hatte sie doch kein Recht, nach seiner Verwendung zu fragen.

„Eben weil ich hier nichts brauche, gab ich es Harry."

Die alte Frau hatte sich von ihr zum Schreibtisch fahren lassen und das Mittelfach geöffnet. Sie sagte kein Wort, aber sie wußte, was sie wissen wollte. Breden hatte sich seine Rente wahrscheinlich nach Bozen schicken lassen und Esther sicher nicht einmal gefragt, ob sie etwas brauche.

Als Esther die Papierscheine in ihre Tasche steckte, zitterten ihre Hände. Der Abschied zwischen den beiden Frauen, von denen die jüngere noch nicht ahnte, wieviel von der unbeugsamen Energie der Alten auch in ihr steckte, wäre kühl gewesen, wenn nicht die Gebrechlichkeit der Großmutter gewesen wäre, die wie die Hilfsbedürftigkeit eines Kindes zum Herzen der jungen Frau sprach. Als sie sie gebettet hatte, beugte sie sich auf die runzelige Hand hernieder. Da legten sich die von Gicht verzogenen Finger in das lockere Haar, das mit den Augen zusammen jetzt den Rest von Esthers Jugendschönheit ausmachte.

„Gott segne dich, mein geliebtes Kind. Es schadet nichts, daß du rot wirst vor den Augen deiner alten Großmutter. Aber laß es nie dahin kommen, daß du vor dir selbst erröten mußt."

XIII.

Breden hatte auf seiner Reise einige einflußreiche Bekanntschaften gemacht, große Kritiker, die sich erholten, denen er sich anschloß, und die ihm den Vorschlag machten, gelegentlich doch auch über das Theater zu schreiben, denn die Schaubühne sei und bleibe doch nun einmal der Spiegel der Zeit. Er hatte den ganzen Kopf voll Pläne und machte eine Unmenge von Besuchen, auch in den Boudoirs der gefeierten Schauspielerinnen. In diesem Semester belegte er überhaupt keine Collegs. Dazu hatte er keine Zeit. Die Volkswirtschaft war nun endgültig an den Nagel gehängt. Die Bühne war seine Zukunft. Warum sollte er nicht Dramaturg werden.

Seine Frau sah er jetzt sehr selten. Er kam nicht einmal mehr regelmäßig zu Tisch. Man traf den einen oder den andern und frühstückte auswärts, und zu der späten Mittagsstunde war es ebenso. Dann ging man gleich ins Theater. Schade, daß Esther nicht mitkommen konnte! Gerade in diesem Jahr gab es so interessante Novitäten. Aber in ihrem Zustand! Nein, sie sollte ihm kein Opfer bringen, er verlangte das nicht.

Esther hatte den Blick fast des Widerwillens nicht vergessen, mit dem er bei der Rückkehr ihre Gestalt gestreift hatte. Sie ging nie mit ihm aus. Wenn er zu der bestimmten Stunde nicht da war, aß sie allein an dem zierlich gedeckten Tisch, auf dem das Blumenarrangement, das er liebte, nie fehlte.

Sie nähte die kleine Ausstattung und dachte viel nach. Es war doch anders hier in den eignen vier Wänden, als in Peterswalde. Sie hatte am hellen Tage Furcht, sie wußte nicht wovor. Aber es schien ihr immer, als drohe ihr etwas Schreckliches. Es war nicht der Tod. O nein. Den Tod fürchtete sie gar nicht. Sie dachte in dieser Zeit gern an ihn, nicht an den grotesken Knochenmann mit der Sense, sondern an den stillen Freund, der an einer Biegung des Lebensweges wartend steht und die Hand ausstreckt. Diese Hand ergreifen war ein Leichtes. Aber das Dunkle, Drohende über sich zu fühlen, wie es sich allmählich herabsenkte, und es nicht greifen zu können, war entsetzlich.

Eines Tages traf sie Keller in einer Lethargie, die ihm Angst machte. Daß er jedesmal mit den Zähnen knirschte, wenn das Mädchen, das ihm öffnete, die Antwort gab, der Herr Doktor sei nicht zu Hause, aber die gnädige Frau sei in ihrem Zimmer, ließ er sich nicht merken.

„Du gehst zu wenig aus, Esther."

„Ich bewege mich viel im Hause."

„Du thust nicht deine Pflicht!"

Sie sah ihn an. Ihre Augen kamen ihm seltsam vor. Ihr ganzes Sein schien im Starrkrampf zu liegen.

„Muß man immer seine Pflicht thun?"

„Immer, Esther."

Er nahm sich einen Stuhl und wollte sich neben sie setzen. Dabei stieß er mit einer seiner ungeschickten Bewegungen an ein Tischchen, auf dem eine kleine, hölzerne Truhe stand. Sie sprang auf und einige Bündel zerlesener Briefe fielen auf die Erde. Er wußte, daß Esther in dieser kleinen Truhe die Briefe ihrer Eltern aufbewahrte. Hastig bückte er sich und hob sie auf. Sie war aufgestanden und nahm sie aus seinen Händen. Neben ihr brannte im Kaminofen ein offenes Feuer, da sie immer fror. Mit gleichgültiger Bewegung warf sie die Briefe in die Flammen.

„Esther," schrie er auf.

Sie sah nicht einmal zu, wie das Feuer sein Werk vollendete. Sie ging wieder zu dem tiefen Stuhl, in dem er sie gefunden hatte.

Er starrte zum Fenster hinaus in den Novembernebel. Unmöglich hätte sie den Zusammenbruch ihres Innenlebens deutlicher zeigen können. Er sah sie unter den jungen Buchen in Burnham, wie eine Waldfrau in den hohlen Stamm gedrückt, die Hände voll Apfelblüten, mit ihren großen, strahlenden Augen in der Ferne das Glück suchen. Er hätte Breden in diesem Augenblick ruhig erwürgen können.

Aber das durfte ja nicht so enden!

„Esther!"

Sein Ton klang wie ein harter Befehl. Unwillkürlich zuckte sie zusammen und sah auf.

„Du wirst dich sofort ankleiden und mit mir auskommen. Sofort, verstehst du?

Und morgen um dieſe Stunde wieder, jeden Tag. Wenn du dich weigerſt, thue ich zweierlei, ich ſchreibe an die Großmutter und ſchicke dir Tante Ritter."

Sie erſchrak. Zehn Minuten ſpäter ſchritt ſie an Kellers Arm dem Tiergarten zu.

Acht Tage hindurch hörte ſie von ihrem Vormund kaum ein weiches Wort. Dafür mutete er ihr Anſtrengungen zu und unternahm, wenn die Sonne vorkam, mit ihr Ausflüge in den Grunewald. Nach acht Tagen, als er ſie wieder mit ſich fortſchleppen wollte, ohne irgend eine Meinung von ihr zu erfragen, zog ſie ihren Arm aus dem ſeinen und lachte ihn aus. In ihren Augen war Leben. Sie war aufgewacht.

„Du Tyrann," ſagte ſie trotzig. „Ich thue nicht mehr, was du willſt. Ich gehe heut zu Tante Ritter."

Er nahm ihre beiden Hände und küßte ſie und ließ ſich ſchelten.

„Ja, aber der Kaffee bei Tante Hedwig war nie mein Fall, Eſther. Was meinſt du, wenn du Hut und Cape noch einmal ablegteſt, und mir in deinem Zimmer höchſt eigenhändig eine Taſſe zurechtmachſt? Haſt du Luſt?"

Im Augenblick war ſie bereit.

„Wir wollen es uns aber hübſch machen."

„Natürlich."

Er half ihr eine Decke auf den kleinen Tiſch breiten und holte die zierlichſten Taſſen aus dem Büffet. Sie ſteckte die Spirituslampe an, und dann ſtrich ſie ſich über die Stirn.

„Ich bin aufgewacht. Ich glaube, ich war zu dumm."

„Das ſchien mir auch ſo."

„Weißt du, was ich dachte?"

„Zuviel verlangt, liebes Kind."

„Ich dachte, Harry und ich gehörten gar nicht mehr zuſammen. Nur weil er jetzt mit den Vorbereitungen zu der Première ſo viel zu thun hat. Dabei iſt er ſo rückſichtsvoll gegen mich, ich habe mich wirklich geſchämt, wenn ich die Blumen, die er mir gebracht hatte, am nächſten Tag verwelkt fand, weil ich ſie nicht ins Waſſer geſtellt hatte. Natürlich wird nun alles anders, ſeit er einen Beruf hat, der ihn ſoviel aus dem Hauſe führt. Ich bin ſo verwöhnt durch dieſe Zeit, in der er nur für ſich lebte. Aber es iſt beſſer für ihn, meinſt du nicht auch?"

„Natürlich," ſagte Keller. „Der Mann gehört ins Leben."

Es war die platteſte Phraſe. Jungen Schauſpielerinnen den Hof zu machen, konnte in Heinz Kellers Augen überhaupt kein Beruf ſein.

„Und dann — in dieſer Zeit kann ich ihm auch wirklich zu wenig ſein."

Heinz Keller, der heute den Lügenzoll ſeines Lebens zu entrichten ſchien, machte ſo, als ſei es ganz natürlich, daß in dieſer Zeit junge Frauen nur eine Laſt für ihre Männer wären und gar keinen Anſpruch auf Schonung hätten.

Als ſie ein Stündchen gemütlich geplaudert hatten, fragte er ſie, ob ſie nun zu Tante Ritter gehen wolle.

„Ja, ich muß hin. Vor acht Tagen iſt ſie mit Lolo erſt aus Wilhelmshaven gekommen. Sie hat mich bei ihrem erſten Beſuch verfehlt, und ich muß mich doch nach Nellys Häuslichkeit erkundigen. Weihnachten gehen ſie nach Frankfurt. Bringſt

du mich hin? Harry ißt heute nun ſechs auswärts und kommt nur noch her, um ſich umzuziehen."

Er ſah nach der Uhr. Es war halb fünf.

„Ja, ich komme mit. Aber ich kann nicht da bleiben, ich habe zu thun."

„Du biſt dort auch ganz überflüſſig. Es werden doch nur Frauenſachen beſprochen. Heddas Kind und Nellys Mann und Ellas Kleine — du haſt doch auch eine Anzeige bekommen? — ich glaube, das hält kein Mann aus."

Sie war wirklich ganz heiter, ihre Wangen hatten Farbe bekommen und Keller wollte ſich gerade zu dem Erfolg der rauhen Kur, der er ſie unterzogen hatte, gratulieren, als ſie, im Begriff die Zuckerdoſe auf den jetzt leeren kleinen Tiſch zu ſtellen, plötzlich blaß wurde und ſcheu zu ihm aufſah.

„Die Briefe," flüſterte ſie.

„Ja, Eſther, die ſind nun dahin. Aber meinſt du nicht, daß ſie im Grunde lange genug gelebt haben? Oder wollteſt du ſie auf dein Kind vererben?"

Sie ſchüttelte erſchrocken den Kopf.

„Nein, nie. Ich denke oft, ich hätte ſie ſelber nicht leſen ſollen. Jeder Menſch muß doch ſein eignes Leben leben. Findeſt du nicht auch, daß uns fremde Erfahrungen nie etwas nützen? Und nun gar fremde Seligkeiten! Es iſt indiskret, da den Schleier wegzuziehen. Es rächt ſich auch. Kann es zwei verſchiedenere Männer geben als Harry und meinen Vater? Aber mir ſcheint, ich wollte mir eine Schablone von einer glücklichen Ehe machen!"

„Es iſt noch nicht alles verloren," ſagte Keller zu ſich, als er die Thür des Ritterſchen Hauſes hinter Eſther geſchloſſen hatte. „Das Kind kann viel gut machen." Er winkte einem vorbeifahrenden Taxameter und gab die Adreſſe der Bredenſchen Wohnung. „Nun aber noch ein ernſtes Wort mit dem Herrn Gemahl!"

Das klang wie Befriedigung. Dieſem Menſchen *einmal* die Wahrheit ſagen! Als der Wagen an dem Ausſtellungspalaſt vorbeirollte, war Keller eben dabei, den langaufgeſpeicherten Zorn in donnernden Tiraden dieſem Weichling ins Geſicht zu ſchleudern, ihm zu zeigen, wie er in ſeinen Augen überhaupt nicht wert ſei, ſeiner Frau die Schuhriemen aufzulöſen, wie er dieſes ganze äſthetiſche Unweſen verachte, das neben der Lebensarbeit eines echten Mannes zuſammenbreche gleich Kartenhäuſern, und wie er jetzt gerade auf dem beſten Wege ſei, einen Mord zu begehen.

Ja, das wollte er! Er atmete ordentlich auf vor Erleichterung.

Aber ſchon an der großen, roten Bude vor der Moltkebrücke kam ihm die Beſinnung. Anhören würde ihn Breden ja wohl müſſen. Wenn *das* losbrach, was in ihm gärte, dann hätte er den einmal ſehen wollen, der ihm Stillſchweigen auferlegte. Aber dann? Eſthers Vormund war er nicht mehr, als ſolcher hatte ihn Breden überhaupt nie angeſehen. Brach er mit ihm, ſo hatte er heute zum letztenmal neben Eſther in ihrem Zimmerchen geſeſſen. Was hatte er dann für ſie gewonnen?

Als der Wagen durch den Tiergarten fuhr, um dann in eine der billigern Straßen des Weſtens einzulenken, in der Bredens wohnten, war es Keller ſchon klar, daß gerade die Sorte von Menſchen, zu der Breden gehörte, nicht mit rauhen Händen angefaßt werden kann, wenn man ſich irgend einen Einfluß auf ſie ſichern will, und als er ausſtieg und wieder an der Thür ſtand, die ſich vor kaum einer Stunde hinter ihm

und Esther geschlossen hatte, wußte er, daß er Esther selbst, die er liebte, noch nie mit der Rücksicht behandelt hatte, die er jetzt für ihren verwöhnten Gemahl hervorsuchen würde.

Der Herr Doktor sei in seinem Schlafzimmer und kleide sich um. Wenn Herr Keller ihn aber dringend zu sprechen wünsche —

Ja, die Sache war dringend. Einen Augenblick später stand Keller in dem mit Luxus ausgestatteten Raum, wo vor dem Spiegel zwei Kerzen brannten, während die vielen Büchschen und Döschen des Toilettentisches geöffnet waren. Breden entschuldigte sich. Er war in Hemdärmeln und trug die Bartbinde. Aber um dreiviertel sechs mußte er fortfahren, und es war gleich halb.

„Bitte, lassen Sie sich meinetwegen nicht stören. Die Sache ist dringend, sonst wäre ich morgen wiedergekommen."

„Mein Manuskript? Wissen Sie, lieber Keller, ich mache mir aus dem Ding eigentlich gar nichts mehr, seit es aus meinen Händen ist. Die Arbeit wird natürlich ihre Freunde finden, daran zweifle ich nicht. Aber im Grunde sind diese trocknen Betrachtungen, die an vielen Stellen sogar die Statistik streifen, doch nichts für mich. Ich bin jetzt in ganz anderm Fahrwasser. Lesen Sie zuweilen meine Aufsätze?"

Keller bejahte, und Breden erging sich einige Zeit in seinen Plänen. Er stand mit dem Rücken gegen seinen Besucher vor dem Spiegel, und Keller mußte sich gestehen, daß die zwei Jahre, die seit Bredens erster Bekanntschaft mit Esther vergangen waren, ihm äußerlich vorzüglich bekommen waren. Die große Gestalt war nicht mehr so überschlank, ohne doch an Eleganz verloren zu haben. Das Gesicht, soweit es ihm da aus dem Spiegel in der lächerlichen Entstellung der Bartbinde entgegensah, nicht mehr so ungesund weiß, sondern mit den kräftigen Anzeichen der Gebirgsluft, in der er sich so lange aufgehalten hatte. Die Augen blickten jetzt, wo es sich um den tadellosen Chik der Krawatte handelte, nicht müde, sondern lebhaft.

Der Unterschied zwischen ihnen beiden, dem eleganten Mann dort und seiner plumpen, grobknochigen Gestalt mit dem bartlosen, scharfkantigen Gesicht sprang Keller so in die Augen, daß er sich unwillkürlich aus dem Lichtkreis des hellen Spiegels zurückzog.

„Suchen Sie sich doch einen Stuhl, Keller. Sie sehen, ich bin hier Alleinherrscher. Wir haben uns schon getrennt, in ein paar Wochen hätte es ja doch sein müssen. Kindergeschrei in der Nacht — das wäre meiner Tagesarbeit schlecht bekommen."

Keller hatte es beim ersten Blick gesehen. Diese üppige Schlafzimmereinrichtung war wahrscheinlich die aus Bredens Junggesellenzeit, und hatte als Ergänzung das dritte Zimmer der Garçonwohnung gefüllt, das er damals bei seinem ersten Besuch vor zwei Jahren nicht gesehen hatte. Auf ein Himmelbett hatte er Breden aber schon damals taxiert. Er machte eine Ecke des Ruhebettes von Kleidungsstücken frei und setzte sich. Der Kampf mit der Krawatte am Spiegel war beendet, und Breden, der die Binde gelöst hatte, gab seinem spitzen, kurz gehaltenen Vollbart die letzten Bürstenstriche.

„Also das Manuskript —"

„Ach, es ist gar nicht das Manuskript. Dazu komme ich sobald noch nicht. Wir haben wieder einmal Hochflut in der Druckerei. Es ist Esther."

„Esther?"

Breden nahm den eleganten Jackettrock auf und schlüpfte langsam in die Seide des Futters.

„Finden Sie sie nicht erschreckend elend?"

„Ja, sie sieht sehr schlecht aus. Aber das liegt in ihrem Zustand. Scheußlich, daß der so verändert."

„Ich wüßte nicht, warum der sie hindern sollte, auszusehen wie eine glückliche Frau."

Breden, der wieder vor den Spiegel getreten war und die auf der Konsole liegende weiße Gardenie aus dem Seidenpapier wickelte, wich förmlich zurück, so trocken und brüsk klangen die Worte.

„Sie meinen doch nicht, Esther sei keine glückliche Frau? Hat sie geklagt?"

„Das glauben Sie ja selbst nicht, Breden."

„Ich bin viel aus, es ist wahr. Mein Beruf verlangt das. Es ist die Hauptsache, daß ich Fühlung gewinne. Aber Esther kann doch nicht im Ernst verlangen, daß ich sie jetzt mitnehme."

„Sprich dich nur aus," dachte Keller, als er sah, daß der andre sich ereiferte. „So erleichterst du mir die Sache."

„Sie wissen ja am besten, Keller, wie ich Esther liebe. Ich habe ihr doch meine ganze Zukunft geopfert. Ich bin jetzt zweiunddreißig Jahre —" ein kleiner Blick in den Spiegel — „die Welt stünde mir eigentlich offen. Ich sage nicht, daß ich mich in Esther getäuscht habe, gewiß nicht. Für den kleinen Kreis, in dem sich ihre Anschauungen bewegen, kann nicht sie, sondern ihre Erziehung. Die Zeit in England hat sie ganz vergessen. Diese beiden alten Frauen in Peterswalde — entsetzlich! Ich muß gähnen, wenn ich an sie denke. Da ist natürlich an Esther viel haften geblieben, was ich mir an meiner Frau anders gewünscht hätte. Aber dabei ein Herz wie Gold, ich weiß. Ja, aber so sprechen Sie doch, Keller. Was soll ich denn da machen? Der Arzt —"

„Ein Arzt hilft gar nichts. Sonnenschein hilft. Liebe. Zeigen Sie ihr, daß Sie sich auf das Kind freuen. Sie freuen sich doch?"

Breden warf sich ein wenig in die Brust.

„Ich begreife Sie heute gar nicht, Keller. Das hebt doch immer unser Selbstgefühl. Aber das gestehe ich schon, daß es mir lieber wäre, das Ammenmärchen hätte recht, und man holte sich die Kinder aus dem Mummelteich. Sie haben mich ganz unruhig gemacht. Und gerade heute — ich war in so vorzüglicher Stimmung — muß auch eine Rede halten."

„Wenn er jetzt nicht bald aufhört, dann geschieht doch noch ein Unglück," dachte Keller, der indessen mit Erstickungsanfällen kämpfte und dem andern die Wonne dieser Empfindung durch ein paar derbe Fäuste gerne vermittelt hätte. Laut aber sagte er nur:

„Ich stehe der Familie ihrer Frau so nahe, daß ich Sie aufmerksam machen wollte. Der tägliche Umgang schwächt gegen äußere Eindrücke leicht ab. Esther muß

durchaus in guter Stimmung erhalten werden. Die Folgen können zu gefährlich sein. Glauben Sie mir, wer gleich mir zehn Jahre lang eine Frau auf dem Krankenbett hat liegen sehen, ist vorsichtig."

Das saß.

„Um Gotteswillen!" Breden war wirklich bekümmert. „Sie sind ja ein entsetzlicher Schwarzseher! Ich werde Esther mehr beobachten. Eigentlich Unrecht von ihr, daß sie nicht selbst auf sich achtet. Das sind doch heilige Pflichten. Ich danke Ihnen, Keller, Sie sind ein Freund. Es hat mich gefreut, daß Sie sie zuweilen abholen. Sie können nicht oft genug kommen, versichere ich Ihnen. Ich selbst muß festen Fuß fassen in meinem neuen Beruf. Schon aus pekuniären Gründen. Wir brauchen zu viel Geld, viel zu viel. Es liegt doch schließlich alles auf mir." —

Als Keller aus der schwülen Luft des eleganten Zimmers hinaus war und draußen auf der Straße stand, wo die Droschke erster Klasse auf Breden schon wartete, hatte er seinem Zorn zwar nicht Luft gemacht, aber seinen Zweck erreicht. Das mit der langen Krankheit war sogar ein diplomatischer Kniff gewesen, den er sich gar nicht zugetraut hatte. Er schickte einen Gedanken reiner Wehmut zu dem Grabe der Jugend geliebten. Breden würde sich aus selbstsüchtiger Angst um Esther sorgen. Sie aber würde das für zarte Rücksicht nehmen. Und wenn die Aussprache mit dem Herrn Gemahl nun auch etwas anders ausgefallen war, als er gedacht hatte — der Zweck heiligte zuweilen wirklich die Mittel.

Breden aber, der den Mantel vorsichtig über der kostbaren Gardenie schloß, hatte eine tiefe Falte auf der Stirn. Zum erstenmal schien sich in seinem Leben nicht alles so glatt lösen zu wollen, wie er es gewohnt war. Erst gestern hatte er Ulla seine freie Zeit zur Verfügung gestellt. Sie war so empfindlich, so verwöhnt. Und wie sollte er ihr den Grund sagen? Weil seine Frau — einfach lächerlich! Es fiel ihm gar nicht ein, mit einer ähnlichen Würde vor der jungen Schauspielerin kokettieren zu wollen.

„Ich hätte nicht heiraten sollen. Mein Künstlerblut hätte mich warnen müssen. Die Fesseln sind nicht für unsereinen. Ja — wollte ich denn eigentlich heiraten? Das ist doch nicht gleich die notwendige Folge, wenn man zusammen eine Mappe Klinger besieht!" —

Indessen saß Esther in dem bequemsten Stuhl der Ritterschen Wohnung, warm zugedeckt, von Liebe umgeben. Auch wo es bergab geht im Leben, kommen immer wieder Ruhepausen, von denen man noch einmal hineinsieht in die friedlichen Thäler in warmer Sonne. Auch bei heftigen Schmerzen gibt es stets Augenblicke, ja Stunden und Tage der Stille.

Bei Ritters hatte sich viel verändert, seit Esther in dem winzigen Hinterstübchen mit der drapierten Kiste gewohnt hatte. Damals hatte es doch sehr großer Geschicklichkeit bedurft, um dem ganzen Hauswesen diesen Anstrich der Behaglichkeit zu geben. Es hatte manche kleine Entbehrungen gegeben, manchen weiten Gang in die Vorstädte zu „billigen Quellen". Aber im ganzen hatte die Taktik, ein klein wenig schiefe Schlachtordnung, nach der hier um die Lebenserfolge gekämpft worden war, ihren Lohn getragen. Hedda war ja mit Teichert wirklich glücklich geworden. Und der Einfall, diesen Kapitän zur See zur Hochzeit zu laden, den man gar nicht einmal

kannte und der nur zufällig mit einem der Hausfreunde entfernt verwandt war, war geradezu genial gewesen. Nach drei Jahren Seeeinsamkeit war er gar nicht im stande gewesen, der Rührung einer solchen Familienfeierlichkeit zu widerstehen, und sein mädchenhungriges Herz war der hübschen Nelly rettungslos zum Opfer gefallen. Die Sache hatte sich noch eine Weile hingezogen, dann war vor einem Jahr Hochzeit gewesen, gerade als Bredens aus dem Weltwinkel nach Berlin zurückkamen; und jetzt konnten Frau Ritter und Lolo nach dem ersten Sommeraufenthalt in Wilhelmshaven nicht genug von dem hübschen Heim der jungen Frau, ihrem natürlich ganz militärischen Umgangskreis, Tennispartien und Yachtfahrten — Frau Ritter sagte yotting mit dem o wie eine perfekte Engländerin — erzählen.

„Nun, Lolo, da ist dein Herz wohl in Wilhelmshaven geblieben?“ fragte Esther lachend.

Lolo warf den hübschen Kopf ein wenig verächtlich zurück.

„Ich könnte mich mit Lieutenants nur amüsieren,“ sagte sie etwas von oben, „aber dazu eignen sie sich wirklich prächtig.“

Lolo hatte es besser als ihre Schwestern. Durch die gute Art, auf welche jene sich versorgt hatten, war Lolo die Möglichkeit der freien Wahl gegeben. Sie hatte sich daher auch ganz anders entwickelt, durchaus nicht nur zu sanfter Häuslichkeit, Gesellschaftsspielen und den Trompeterliedern. Das war noch immer eine ziemlich sichere Methode für arme Mädchen, die sich um jeden Preis versorgen mußten. Aber wenn man ein wenig mehr Ellbogenfreiheit hatte, dann war eine Individualität nicht vom Übel. Lolo war auch hübscher als die Schwestern, runder und frischer, wozu vielleicht auch die nun verbesserte Kost beitrug. Sie war ein wenig burschikos, sehr schlagfertig und nicht für jeden zu haben, wie sie gelegentlich merken ließ.

Jetzt rührte sie während des Plauderns eine Sauce zu Fischsalat, die bei Ritters berühmt war. Das Rezept in seiner sehr einfachen Zusammensetzung war Familiengeheimnis. Aber für Esther, die mit den Gewohnheiten des Hauses vertraut war, bedeutete es eine Vorbereitung für einen Gast, von dem man etwas erwartete.

„Bekommt ihr Besuch, Tante? Dann störe ich wohl.“

„Nur Doktor Helmers,“ sagte die Mutter, und Lolo fügte mit einem Blick auf die Uhr hinzu:

„Er kommt erst nach acht. Er hat immer so lange in den Kliniken zu thun.“

Ob die pikante Sauce zu dem Fischsalat Helmers dauernd an das Ritterſche Haus gefesſelt hatte? Thatsache war, daß er der kleinen Courmacherei mit Lolo, die er nach Heddas Verlobung par dépit angefangen hatte, treu geblieben war. Und nun hatten sich die Dinge ja auch so geändert, daß nichts dagegen zu sagen war. Für Lolo war soviel Platz da, daß sie ruhig noch zwei oder drei Jahre auf das große Ereignis der Ehe warten konnte. Dann aber war Helmers sogar ein sehr erwünschter Schwiegersohn. Er hatte das Glück gehabt, Assistenzarzt bei einem berühmten Professor zu werden, und man prophezeite ihm eine große Zukunft. Lolo würde sich mittlerweile nicht langweilen. Für hinreißende Leidenschaft war auch sie nicht gestimmt, gleich den Schwestern. Sie würde sich noch zwei Sommer in Wilhelmshaven den Hof machen lassen, und dann würde sie ihrem Herzen folgen. Denn daß die Sauce nicht

wie in frühern Jahren mit Berechnung, sondern wirklich mit Liebe eingerührt wurde, war offenbar.

Esther, von der Wärme der vorhergegangenen Aufregung und der seit Wochen endlich wieder bei ihr eingekehrten Ruhe in einen Traumzustand versponnen, dachte an diesen Doktor Helmers, um den Hedda geweint hatte, an das, was ihre Cousinen „Liebe" genannt hatten, und womit sie wirklich glücklich geworden waren. Und dann sah sie in das Zimmer nebenan, zu dem die Thür offen stand, damit sich die Wärme des Füllofens gleichmäßig verteile. Sie sah ein junges Mädchen mit erwartungsvollen Augen an dem Munde eines Mannes hängen, der anders sprach als die übrigen, aus Widerspruchsgeist vielleicht, und den eben dieses junge Mädchen sofort zum Träger ihrer Ideale machte, eben um dieser Ideale willen.

Und sie lächelte ihr mildes, gutes Lächeln.

„Und nun, was sagst du zu Ellas Töchterchen?"

Esther fuhr aus ihren Träumen auf.

„Ich freue mich so sehr, Tante Hedwig. Möchte das Kleine ein Band des Friedens werden."

Frau Ritter seufzte. Bei Ella hatte sich das Prinzip der Ehe ohne Leidenschaft nicht so gut bewährt, wie bei ihren Töchtern, vielleicht, weil Ella den Zwang der Verhältnisse nie kennen gelernt hatte. Die Uneinigkeiten, die sie Esther schon in Wiesbaden angedeutet hatte, waren immer schlimmer geworden. Zu Nellys Hochzeit war die junge Frau allein gekommen, ohne ihren Gatten, und in einem der großen Berliner Pensionate abgestiegen. Hedda, die ihren Kleinen nährte und darum zu Hause bleiben mußte, hatte geschrieben, Ella wolle ihre Ehe lösen, und die Reise nach Berlin sei eigentlich eine Flucht gewesen. In der That machte Ella nach der Hochzeitsfeier auch keine Anstalten zur Heimkehr, obgleich ihre Mutter sie und die Verwandten mit Briefen bestürmte. Auch Esther wurde gebeten, ihren Einfluß aufzubieten. Ihr wenigstens sagte Ella offen, wie die Verhältnisse lagen. Es waren häßliche Dinge, die Esther zu hören bekam.

„Und nun sage mir, ob du dir das gefallen ließest, Esther, du, für die die Ehe immer etwas Heiliges war!"

„Sag mir lieber, Ella, ob es soweit hätte kommen können, wenn du sie etwas weniger weltlich genommen hättest. Du weißt, ich bin immer ehrlich. Ich gebe dir also zu, für mich wäre durch solche Dinge jedes Band zwischen mir und meinem Gatten zerrissen. Aber zuerst hätte ich doch mein ganzes Sein daran gesetzt, um ihn mir zu gewinnen, und nicht nach dem Grundsatz gehandelt, wie du mir, so ich dir."

Die junge Frau war sehr rot geworden.

„Hedda hat geklatscht. Es ist ja auch die alte Geschichte, wenn es in einer Ehe schief geht, fällt alles über die Frau her. Daß ich mich ein wenig trösten lasse, ist doch natürlich. An ein Verhältnis ist aber gar kein Gedanke."

Esther hatte ernst in die Augen der schönen Frau gesehen.

„Ich glaube dir. Aber aus all diesen Gründen bist du nicht ganz schuldlos. Nehmt beide die Dinge schwerer und schafft euch Pflichten, dann wird es gehen."

Es war hauptsächlich Esther zu verdanken, daß damals eine Aussöhnung der

Gatten zu stande gekommen war. Sie war seit jener Zeit mit Ella im Briefwechsel geblieben und nahm an der Geburt ihres Kindes Anteil wie eine Schwester.

Sie plauderte noch mit Tante Hedwig über das wichtige Ereignis und ließ sich die letzten Bilder von Hedda und ihrem Jungen zeigen. Dann kam Lolo zurück, die sich ein hübsches, helles Kleid angezogen hatte, und der ein Rot froher Erwartung die Wangen glühen machte. Die jungen Leute hatten sich ja ein Vierteljahr nicht gesehen.

Esther stand auf und nahm den Mantel um, den die Tante am Ofen gewärmt hatte. In dem kleinen Vorzimmer, das halb Schmollwinkelchen war, standen ihre Überschuhe. Lolo war auf einen Stuhl gestiegen und steckte das Licht in der chinesischen Laterne an, die unter dem großen Schirm hing.

Wie gut sich Esther noch auf die zwei Menschen besann, die sich hier einmal halb unbewußt in die Arme gesunken waren.

Oder hatte sie wirklich die ihrigen einen Augenblick früher geöffnet? —

XIV.

Breden war ein zerstreuter Tischherr, und doch hatte die Hausfrau Rücksicht genommen auf seine in den letzten Tagen ganz offen gezeigte Passion und ihn der schönen Ulla zum Partner gegeben. Als sie aufstanden, zeigte Ullas glatte Stirn, um die das dunkle Haar sich so stark bauschte, daß es die Ohren ganz verdeckte, eine drohende Querfalte. Sie nahm den Kaffee in einem kleinen Zimmer mit mehreren großen Kritikern zusammen, und Breden streifte kein Blick. Er wurde ganz nervös. Seit er Ulla kennen gelernt hatte, bemühte er sich um ihre Gunst. Sie war nicht leicht zu erlangen. Die junge Wienerin hatte sich nur einmal verkauft, unter so günstigen Bedingungen, daß ihr für später das Recht der freien Wahl geblieben war. Es war noch durchaus nicht bestimmt, daß diese Wahl auf Breden fallen würde. Viele bemühten sich um ihre Gunst, denn wenn sie auch noch nicht in ersten Rollen und an ersten Bühnen beschäftigt war, versprach man sich doch etwas von ihr und war auf sie aufmerksam. Jedenfalls hatte sie ihn heute bei Tisch zweimal angeredet, und er war ihr, in Gedanken versunken, die Antwort schuldig geblieben.

Als er sich ihr jetzt wieder näherte, da man schon Abschied nahm, und ihr seine Begleitung anbot, lehnte sie kurz ab.

„Und morgen, Signora? Sie hatten mir doch versprochen, daß ich Sie morgen in den Wintergarten begleiten dürfe. Sie können nicht allein hingehen.“

„O, wir sind eine ganze Gesellschaft. Gerade eine Loge. Wir haben eben alles verabredet und die Plätze verteilt.“

Er trat zurück. Der Saum ihres Kleides rieselte über seinen Fuß, und es durchzuckte ihn heiß. Eigentlich hätte er Ulla fliehen müssen. Er wußte es von früher, daß er dieser Sorte Frauen nicht viel Widerstandskraft entgegenbrachte, daß sie seine Sinne in Fesseln schlugen. Er liebte nun einmal diese stark eingeschnittenen Taillen zu einer fast übermäßigen Fülle, er liebte die Wienerin überhaupt. Schon ihr Gang

reizte ihn, dieſes Wiegen in den Hüften, und dann dieſe vergnügungsluſtigen Augen, die nur in der Leidenſchaft Tiefe bekamen. Das hatte ihn auch bei der Südfranzöſin frappiert, dieſe Hingabe, mit der die Frauen der Liebe allein lebten. So, als gäbe es außer ihr nichts anders in der Welt. Ullas Augen verſprachen dasſelbe. Aber ſie war ſpröde, launiſch verwöhnt. Man mußte um ſie werben. Das Geſpräch mit Keller fiel ihm ein. Er war kein Mann mit brutalen Inſtinkten. Dazu fehlte ihm die Kraft. Es war bei ihm alles weich und verfeinert. Erſt wenn ſich ein äſthetiſcher Standpunkt ergab, von dem aus ihn ſeine Wünſche frei ſprachen, ging er ſeinen Weg.

Am nächſten Tage erſtaunte Eſther, daß er kam, während ſie gerade das Frühſtück zurechtmachte. Er pflegte ſonſt eine Taſſe Kaffee im Bett zu trinken, und wenn er aufgeſtanden und ſeine Toilette beendigt hatte, ein richtiges engliſches Frühſtück zu verlangen. Sie errötete wie in den erſten Zeiten ihrer Ehe, als er ihr die Hand küßte und ſie fragte, wie ſie geſchlafen hätte. Ein Brief von Fräulein Fränkel war gekommen. Es ging der Großmutter nicht gut. Am liebſten wäre Eſther hingereiſt. Aber das verbot ſich von ſelbſt.

„Kommſt du zu Tiſch?“ fragte ſie, als er in ſein Arbeitszimmer gehen wollte.

„Ja, und ich bleibe auch abends zu Hauſe. Ich wollte ja immer einmal mit dir über das neue Stück ſprechen. Vor der Aufführung iſt es ja im Buchhandel nicht zu haben. Aber ich beſitze ein Exemplar, und wenn es dir recht iſt, leſe ich es dir heute vor.“

Ob es ihr recht war! Das ſpäte Mittageſſen wurde ein kleines Feſtmahl, ganz raffiniert zuſammengeſetzt war es. Sie hatte verſucht ſich hübſch zu machen in dem weiten, heliotropfarbenen Hauskleid. Aber ihr Teint war zu ſchlecht, und um die Augen lagen zu tiefe Schatten.

Dann ſaß ſie in ſeinem Zimmer, wo es doch am hübſcheſten war, in einem tiefen Stuhl, und er las ihr vor. Gewiß, ſie wollte gerne folgen. Aber ſo vieles lenkte ſie ab, ach, ſo vieles. Zuerſt ſeine Stimme, ein weiches, ſehr wohlklingendes Organ. Wie ſie dieſe Stimme liebte! Früher hatte er ihr oft Verſe vorgeleſen, ſeine Verſe. Solche, die der Zeit angehörten, da ſie ſich noch nicht kannten, und dann den ganzen Liebesfrühling, der ihr ſelbſt gehörte. „Die ſind zu wild für dich,“ pflegte er zu ſagen. Und ſie bat nie zweimal.

Ob er ſich wohl ſehr auf das Kind freute? Natürlich nicht ſo wie ſie. Das wäre nicht möglich geweſen. Sie hatten eigentlich nie ſo recht darüber geſprochen. Zuerſt hatte ſie eine Scheu davor gehabt, die an Aberglauben grenzte. Dann war er ſolange fort geweſen, und als er zurückkam, hatte der neue Beruf ihn ihr ja ganz entzogen. Von den Unbequemlichkeiten ſollte er nicht zu leiden haben, dafür würde ſie ſchon ſorgen. Sie wußte ja, daß er kein Held war im Kampf mit allem, was ſie früher luſtig „die Mückenſtiche des Daſeins“ genannt hatte. Die ſollten ihm das große Glück nicht verkümmern. Er ſollte nur die Poeſie empfinden, die in ſo einem rührenden jungen Weſen liegt, das in ſeiner Hilfloſigkeit mächtiger iſt als die Klugheit der Weiſen, und ſie wollte —

Seine Stimme verſtummte.

„Nun, was ſagſt du zu dem Schluß? Großartig, nicht?“

Ihre Augen kehrten zurück wie aus weiter Ferne, wie aus einem andern Leben.

„Esther!“

Sie ergriff seine Hand und lehnte ihre schmale Wange daran.

„Verzeih, Harry, bitte verzeih mir. Ich kann jetzt nicht gut folgen. Ich denke immer nur eins.“

Eine ärgerliche Enttäuschung war über sein Gesicht gezogen. Das also war der Dank! Aber ihre rührende Bitte verhinderte einen Ausbruch seines Unmuts. Nur daß ihn dieser Abend zu Hause so bald zu keiner Wiederholung reizte.

Einige Tage später begab er sich vormittags zu Ulla. Er hatte ihr sehr schöne Blumen geschickt und das Provinzialblatt, für das er hauptsächlich schrieb, mit einer halb poetischen Kritik einer ihrer letzten Rollen. Die Zofe führte ihn zu ihrer Herrin, die noch beim ersten Frühstück saß. Ulla war so frisch, daß sie die Dezembersonne nicht zu scheuen brauchte, die durch die zurückgezogenen Vorhänge hell in das Zimmer schien. Sie trug ein weißes, weites Negligée mit offenen Ärmeln, und als sie sich erhob und ihrem Gast einige Schritte entgegenkam, raschelte unter dem leichten Stoff schwere Seide.

Sie dankte ihm für seine liebenswürdige Kritik.

„Schade, daß Sie nicht Dramaturg des Burgtheaters sind, lieber Breden. Ich glaube wirklich, Sie würden mich laneieren.“

„Wer weiß, was ich noch werden kann, Signora. Ich bin noch jung.“

Signora war ein Liebesausdruck, den er für ihre dunkle, glühende Schönheit erfunden hatte.

Sie bog den Kopf zurück und lachte. Ihre blendenden Zähne, ihr voller Nacken, alles bis zu dem kleinen Fuß im tiefausgeschnittenen Hausschuh kokettierte mit ihrem Gegenüber. Aber ihre Worte waren herausfordernd kalt.

„Man macht nicht Karriere, wenn man erst Weib und Kind hat. Sie haben sich die Flügel zu früh stutzen lassen, mon ami.“

Vor einem Jahr hatte er auf eine ähnliche Bemerkung der Prinzessin Hildegard Esther warm verteidigt. Jetzt schwieg er. Sie hatte den Kopf auf den schönen Arm gestützt, den das Gerieſel der Spitzen frei ließ und betrachtete ihn aufmerksam. Er gefiel ihr. Vielleicht reizten sie diese Bande auch, die sie eben verspottet hatte, und plötzlich sagte sie:

„Erzählen Sie mir, wie's kam. Ich höre Liebesgeschichten gern, auch wenn ich nicht selbst die Heldin bin.“

Er strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Lassen wir das doch, Signora.“

„Nein, ich will's wissen. Wer weiß — vielleicht gebe ich Vertrauen für Vertrauen, wenn auch noch nicht heute.“

Aber er schwieg noch.

„Da ist wirklich nichts zu erzählen,“ sagte er dann langsam.

„So will ich fragen. War Ihre Frau reich? schön? vornehm? Nicht? Also die wahre Leidenschaft der Seele, die ihre Ergänzung gefunden zu haben glaubt!“

„Zu haben glaubt,“ wiederholte er bitter.

„Übrigens muß es sehr leicht gewesen sein, Sie zu gewinnen, bel ami. Sie

ſind eitel. Wenn man Sie zuerſt liebte, liebten Sie wieder. Ich ſehe aus Ihrer Erregung, daß meine Vermutungen ſtimmen. Nun, liebte man Sie zuerſt?“

Er war aufgeſprungen.

„Sie ſind mir heute zu geiſtreich, Signora. Würden Sie es nicht doch etwas naiv finden, wenn ich mich mit meinen Eroberungen brüſten würde?“

„Eingegangen! Sie wurden geheiratet! Und nun drücken die Feſſeln! O, Sie Mann von Charakter!“

Sie lachte wie ein Kobold. Aber trotz ihrer ſo verletzenden Worte war ihr ganzes Weſen Verführung. Ihre Augen lockten ihn, während ihre Reden ihn abſtoßen ſollten.

Und Breden opferte die taufriſche Hingabe ſeines Weibes in Gedanken auf für dieſes kokette Verſagen. Als er Ulla verließ, hatte die Signora ein Wort in ſeine Seele geworfen, das Wurzel treiben ſollte. Wenn er wirklich geheiratet worden war, ſo fielen viele Rückſichten fort. Er hatte die Sache nie ſo angeſehen. Aber in dieſen Tagen ging er die kurze, einfache Liebesgeſchichte noch einmal durch. Wie Eſther damals, als er bei ihrer Tante ſprach, nicht die Augen von ſeinem Geſicht genommen hatte, wie ruhig ſie dann mit ihm gegangen war, wie ſie zuerſt, er wußte es jetzt ganz genau, ihm die Arme geöffnet hatte.

Das alles hatte ihm damals ſehr gefallen. Er hatte es für eine Freiheit von aller Konvenienz genommen, ihr langer Aufenthalt in England hatte ihm imponiert, wie alles Fremdländiſche. Er hatte ſie für die Verkörperung der modernen, vorurteilsfreien Frau genommen, die ſich ihr Schickſal ſelbſt wählt. Aber Eſther war ja gar nicht modern. Freilich hatte ſie in großen Dingen den Mut ihrer Überzeugung. Aber in kleinen — und ſie ſelbſt gab ja zu, daß das Leben aus Kleinigkeiten beſtände — in kleinen Angelegenheiten wich ſie doch nie vom Herkömmlichen ab. Wie oft hatte ihre beſchränkte Auffaſſung ihn nicht ſchon gehindert! Und jetzt gar, wo ſie wahrſcheinlich in der Kinderſtube vollſtändig verſimpeln würde! Ja, ſie war wirklich das Bleigewicht an ſeinen Schwingen! Er fühlte ja die niederziehende Kraft immer, wenn er ſich erheben wollte.

So fand ſich ſein Gewiſſen ab. Es war nicht mehr ſo übermäßig empfindlich, wie früher. Er brauchte ſich nicht mehr wegen kleiner Vergehungen vor Eſther anklagen und von ihr losſprechen laſſen. Sie hatte ihm ja immer gezeigt, daß ſie auf dieſe Dinge keinen Wert legte. Sie forſchte auch nie nach, fragte nie, wo er geweſen, wenn er es nicht ſelbſt erzählte, und je öfter er zu Ulla ging, je aufmerkſamer wurde er gegen ſeine Frau. In ſeinen Augen war das reines Mitleid. Sie konnte ja nichts dafür. Ihn zog eben die Schönheit an. Er war immer ein Schönheitsnarr geweſen. Das war ſtärker als er.

Zudem, wie weit war er bei Ulla noch vom Ziel! Aber nichts regte ſeine Nerven ſo an, wie der Kampf mit dieſer Frau! Siegen mußte er! Er vergaß ihr das Wort nicht, daß er wohl geheiratet worden ſei. Es hatte ſeine Eitelkeit angeſtachelt. Sie ſollte es ihm bezahlen.

Faſt täglich ſchickte er ihr Blumen und Verſe. Nie war er ſo in Stimmung geweſen. Er war kein Cyniker. Er fühlte ſich nie ganz frei, und dieſe Grundwogen brachten ſein Gemüt in eine Wallung, die ihn oft einen Ausdruck finden ließ, der auf Ulla, die ebenfalls dem verfeinerten Lebensgenuß frönte, ihren Eindruck nicht verfehlte.

So ſchrieb er ihr heute:

„Geh' ich zum Liebchen hin
Frag' ich in meinem Sinn:
Wer wird heut ſiegen?
Stets ſich bekriegen
Vernunft und Liebe
Mit heißem Triebe.

Es flüſtert mir Vernunft ins Ohr:
Laß dich erbitten, ſieh dich vor!
Laß dich nicht fangen!
Am Halſe dir hangen,
Küſſen und koſen,
Das duftet wie Roſen,
Geht lieblich ein
Wie junger Wein
Und ſoll doch ſehr gefährlich ſein.
Ich bitte, nimm mich mit hinein! —

Die Liebe lächelt ſiegbewußt:
Es iſt dein Platz an meiner Bruſt.
Hand in Hand
Blick unverwandt
In ihrer Augen Märchenland.
Vergiß die Welt!
Was ſie enthält,
Glaub, es verfällt.
Nur weiſe iſt,
Wer liebend küßt,
Und küſſend liebt,
Und Liebe nimmt und Liebe gibt! —

Wer wird ſiegen,
Wenn zwei ſo kriegen?
Meine Gedanken
Schwanken.

Unten am Thor
Komm ich mir noch vernünftig vor.
Doch nun die Stiegen!
Ach, wer wird ſiegen?
Es ſind gar viele
Eh' ich am Ziele,
Und beiden zum Spiele
Höre ich als ſchwacher Mann
Mir ſtets die letzte an.

Jetzt zieh' ich an der Glockenſchnur.
Du ſiegſt, Vernunft, hier meinen Schwur!
Die Liebe lacht
Bis aufgemacht.
Jetzt hör' ich Schritte:
Raſch hinein!
Laß mich, ich bitte,
Die dritte ſein!
Durch engen Spalt
Ohn' Aufenthalt
Schlüpf' ich zu ihr —
Und ſieh, Frau Liebe ſchließt die Thür!

Schleich' ich ein Stündchen ſpäter heraus,
Sieht Dame Vernunft gelangweilt aus,
Packt mich am Kragen,
Schleppt ſonder Zagen
Mich gleich nach Haus
Und ſchilt mich aus.

Ich ſeufze wohl und ſchäme mich,
Verſpreche Beſſrung, gräme mich —
Doch morgen, wen ich wohl bitte
Zum Liebchen als dritte?"

Er war ſehr mit ſich zufrieden, als er die Verſe mit ſeiner feinen, weiblichen Hand ins Reine ſchrieb. Ihre etwas perſiflierende Form gefiel ihm, die ſo gut zu Ullas Spott über ſeine Pflichten ſtimmte. Mochte ſie auch immerhin wiſſen, daß er innerlich kämpfte. Das konnte den Wert ſeiner Liebe nur erhöhen. Und dann, es war doch hübſch, ſo gelegentlich anzudeuten, daß die rein platoniſche Zeit ihrer Freundſchaft ſchon vergangen war.

Er ſchloß gerade die Briefdecke, als Eſther eintrat. Sie hatte ein offenes Telegramm in der Hand, und ihre Züge zeigten, daß ſie eine Trauerbotſchaft bekommen hatte.

„Die Großmutter," flüſterte ſie heiſer und dann, in ausbrechendem Jammer: „Und ich habe ſie nicht noch einmal ſehen können!"

Breden war unſanft aus ſeinen Träumen geweckt worden.

„Das Begräbnis! Heute iſt die lang vorbereitete Première! Ich kann heute nicht fort, Eſther!"

Sie weinte ſtill vor ſich hin. Vielleicht, daß ſie gar nicht gehört hatte, was er ſagte. Aber als jetzt die Klingel ging und gleich darauf an die Thür geklopft wurde, horchte ſie auf.

„Heinz,“ rief ſie dem eintretenden Keller entgegeneilend. Es war ihr natürlicher, in dieſem Leid zu ihm zu gehen, der die Verſtorbene ſo geliebt hatte.

Keller faßte ſie zärtlich um und führte ſie zu einem Stuhl.

„Ich habe natürlich auch Nachricht erhalten, Eſther. Ich kam gleich her. Einer von uns muß ſofort nach Peterswalde. Das arme Fräulein Fränkel iſt ſolchen Verwicklungen nicht gewachſen. Breden, Sie können wohl nicht wegen der Première?“

In Keller hatte ſich Breden doch wirklich getäuſcht. Kein Freund konnte verſtändnisvoller ſein. Er atmete ordentlich auf.

„Natürlich kann ich heute nicht fort, und morgen auch nicht, denn morgen muß ich die Kritik ſchreiben. Aber wenn Sie alles beſorgen, Keller, zum Begräbnis bin ich ſicher da.“

Keller hielt noch immer Eſthers abgezehrte, zuckende Hand in ſeinen beiden.

„Eſther,“ ſagte er weich, „ihr Leben war ja vollendet.“

Sie antwortete nicht. Sie kam ſich auf einmal ſo ganz verlaſſen vor. Es ging ihr eine Ahnung davon auf, daß die ſtrenge, alte Frau immer mehr Liebe für ſie empfunden hatte, als ſie zeigen wollte.

Nach einer Weile fragte Keller:

„Du weißt doch, daß dir nun Peterswalde gehört?“

Sie zuckte mit einem müden Lächeln die Achſeln.

„Das Häuſchen Unglück, Heinz.“

So hatte ſie die Großmutter es anſehen gelehrt. Aber an dem Häuſchen Unglück hing doch ihr Herz, denn als er nun weiter fragte:

„Du willſt es doch behalten?“ nickte ſie lebhaft. Es kam ihr gar kein andrer Gedanke.

„Wenn es nur keine Koſten macht und ſich ſelbſt ernährt. Wir können nichts zuſetzen.“

„Das wird es, wegen der Ziegelei,“ ſagte Keller kurz. Breden aber dachte, daß er ſonderbare Erbſchaften mache, eine verſchuldete Klitſche in der Mark, und eine Leibrente, wo es ihm auf jeden Pfennig Kapital ankam. Nun, der gute Onkel würde über die Geburtsanzeige ſeines Kindes keine beſondere Freude empfinden. Aber ſeine Verhältniſſe würden ſich dann weſentlich beſſern. Die Erbſchaft gewann dann feſtere Form und ſteigerte ſeinen Kredit.

Eſther ging ſelbſt mit Keller und kaufte den ſchönſten Kranz von weißen Chriſtroſen, den ſie finden konnte. Am Abend, als ihr Mann im Theater war, ſaß ſie allein mit ihrem Kummer. Sie dachte über das Leben nach, das ſeinen Abſchluß gefunden hatte. Es war einſam und ſchwer geweſen. Die unglückliche Ehe ihrer Großmutter ahnte ſie mehr, als daß ſie ſie kannte, denn nie hatte die Verſtorbene von dieſen Dingen geſprochen. Aber Eſther empfand den Kummer nach, den der Tod ihres Vaters ihr bereitet hatte, mit deſſen Geburt ſie doch einmal ein neues Leben begonnen hatte, und wie ſchwer es ihr geweſen ſein mußte, wieder von vorn anzufangen, mit ihr, mit dem armen, verwaiſten Mädchen. Wie einſam ſie geweſen war in dem

alten Hause! Und doch hatte ihr Blick nie die Klarheit verloren. Sie erschauerte, wie sie diese scharfen, durchdringenden Augen auf sich gerichtet fühlte in der Erinnerung. Ob diese Augen in ihrem Herzen mehr gelesen hatten, als sie sehen lassen wollte? Auch sie war so allein! Als sie in ihr Schlafzimmer ging, empfand sie diese Einsamkeit schwerer als sonst. Es würde gut sein, wenn erst ein kleines Bett neben dem ihren stand. Leicht konnte sie sonst hier in Berlin einsamer leben, als Frau Donates in Peterswalde.

Am nächsten Tage kamen zwei Briefe. Einer von Fräulein Fränkel, einer von Keller. Es gab wenig zu sagen. Der Tod war sanft und still gewesen, und Keller hatte alles in musterhafter Ordnung gefunden. Breden, der sich der Feier, die sich an die glänzend verlaufene Première anschloß, nicht hatte entziehen können, und der sehr spät aufgestanden war, arbeitete den ganzen Tag an seinem Bericht, so daß er seine Abreise bis auf den nächsten Morgen verschieben mußte. Er kam dann gerade noch recht zur Beerdigung. Dafür versprach er aber auch, schon am Abend desselben Tages mit Keller zurück zu sein. So, meinte er, blieb Esther nicht lange allein.

Aber doch war es der Einsamkeit genug für die junge Frau, auf die in allen Ecken Lebensrätsel zu lauern schienen, und es war gut, daß Frau Ritter kam, um ihr bei den Besorgungen zur Trauertoilette zu helfen. Tante Hedwig mußte wieder einmal den Kopf schütteln über Esther, die noch kaum daran gedacht hatte und der eifrigen Frau nun freie Hand ließ.

„Aber nur nichts Teures, Tante, wir müssen sparen." —

Auf Breden drückte diese Trauer, besonders jetzt, in der lustigen Adventszeit, die so intime Freuden gibt. Er kam dadurch in einen neuen Gegensatz zu Esther, die natürlich nicht verlangen konnte, daß er den Verlust der alten Frau so herb empfand wie sie. Er hatte zudem nie Sympathien für Frau Donates gehabt. Aber nach dem Gespräch mit Keller hütete er sich wohl, Esther zu vernachlässigen. Sie war auch in diesen Tagen mit wenig Aufmerksamkeit zufrieden. Das Andenken an die Großmutter füllte sie innerlich ganz aus.

Und wahrhaftig, es blieb Breden nicht viel Zeit für sie, wo Schranke nach Schranke fiel, die ihn noch von Ulla trennte! Siegte er hier, so konnte er sich etwas darauf einbilden, denn Ulla breitete ihm nicht die Arme entgegen. Immer neue Hindernisse türmte sie im Gegenteil zwischen ihnen auf, und sein Verlangen war so gereizt, als sei es sein erstes Werben. Gut, daß die Stimmung in seinem Hause jetzt keine laute Anteilnahme verlangte! So konnte er stundenlang vor sich hinbrüten, sich jede Einzelheit in der Erscheinung der begehrten Frau vergegenwärtigen. Nein, seine innere Entwicklung war noch nicht abgeschlossen! Diese neue Liebe zeigte ihm das. Aber er dachte nicht viel nach. Nur das Ziel hatte er vor Augen, dem er willenlos von einem Tag zum andern zutrieb.

Eines Abends saß er auf einem ganz niedrigen Sessel, den er bevorzugte, Ulla zu Füßen. Er erzählte ihr von seinem Leben, von seinen Plänen. Fast jeder Mensch hat ein Schema für seine Gefühle, wenn auch unbewußt. Er gießt immer wieder neuen Inhalt in eine alte Form. Breden war, wenn er verliebt war, immer unverstanden, einsam und ein wenig sentimental. Nie gingen seine Pläne höher, nie waren seine Luftschlösser glänzender, als wenn die Augen einer Frau an seinen Lippen hingen.

„Möchteſt du mich nicht zu jenen Höhen leiten, Ulla? Ich leide ſo furchtbar unten im Thal, in den drückenden Verhältniſſen.“

Sie ſah nachdenklich zu ihm nieder.

„Mach dich frei!“

Er erſchrak doch. Sie merkte es und lächelte ſpöttiſch. Sie hatte nur die Grenzen ihrer Macht erkennen wollen. Im Grunde lag ihr nichts an ſeiner Freiheit. Sie machte ſich über den Mann zu ihren Füßen nicht die mindeſten Illuſionen. Aber ſie hatte zu lange mit dem Feuer geſpielt. Es hatte ſie ſelbſt erfaßt.

„Es iſt unmöglich, daß du Vorurteile haſt.“

Sie machte ein gleichgültiges Geſicht. Das reizte ihn. Aber als er ging, hatten ſie ſich verſöhnt.

Wie ſie nur auf die Forderung gekommen war! Die arme Eſther! Nein, ſoviel Pflichtbewußtſein hatte er doch. —

Einige Tage darauf bekam Eſther mit der Nachmittagspoſt eine Nachnahmeſendung, da ſie ſich aus Sparſamkeitsgründen mehrere Sachen, die ſie brauchte, aus einer großen Fabrik hatte ſenden laſſen. Ihr Geld reichte nicht. Sie hatte Keller gebeten, ihr etwas aus der Kaſſe von Peterswalde zu geben, wenn es möglich ſei, denn ſie kam in dieſem Vierteljahr gar zu ſchlecht aus. Es ging. Er hatte ihr für die nächſten Tage ein paar hundert Mark verſprochen. Das Mädchen wollte ſie nicht bitten, auszulegen. Sie hatte das ſchon einigemal thun müſſen, und ſie ſcheute ſich vor den Augen der treuen Seele, die ſie aus dem Weltwinkel mitgenommen hatte, und die ſich aus Liebe zu ihrer Herrin in Berlin zu einem förmlichen Finanzgenie ausgebildet hatte. Harry war nicht zu Hauſe. Aber einer ihrer Schlüſſel öffnete das Fach ſeines Schreibtiſches, wo er ſein Geld aufbewahrte. Sie wußte es noch von früher her, da ſie eine kurze Zeitlang den Verſuch gemacht hatten, gemeinſame Kaſſe zu führen.

Sie ging in ſein Zimmer und öffnete. In dem kleinen Kaſten von alter tauſchierter Silberarbeit ſteckte, wie immer, der Schlüſſel. Einige Papiere lagen oben auf, die ſie haſtig entfernte, denn der Poſtbote wartete. Viel hatte er auch nicht mehr, der Arme. Sie nahm zwei Zwanzigmarkſtücke und ging hinaus. Während das Mädchen das Paket nach ihrem Zimmer trug, kam ſie zurück, um den Schreibtiſch wieder zu verſchließen. Eins der Papiere, eine Briefkarte von elegantem Format, war zur Erde gefallen und hatte ſich auseinandergeklappt. Als ſie ſich langſam bückte, las ſie unwillkürlich die Worte:

„Geliebter Harry! Sollteſt Du morgen abend erſt wieder ſo ſpät abkommen, ſo —“

Sie ſtieß keinen Schrei aus, und ſie fiel auch nicht in Ohnmacht. Es war, als holte ihr jemand das Herz aus der Bruſt, ganz langſam. Sie wunderte ſich ſogar, daß es nicht mehr ſchmerzte. Es ſchien faſt, als hätte ſie das lange, lange erwartet.

Als Breden einige Stunden ſpäter nach Hauſe kam, traf er auf der Treppe zu ſeiner Wohnung den Arzt, der noch einiges holen wollte, ehe er für die Nacht kam. Es ſtand nicht gut mit Eſther.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Neue 3. durchgesehene und vermehrte **Auflage.**

Illustrierte Schiller-Biographie

Schiller

Dem deutschen Volke dargestellt von

J. Wychgram.

„Lasset euch sein Beispiel lehren, wie viel der Mensch über sich vermag."
Schillers Witwe an ihre Kinder (4. Aug. 1802).

Mit 2 Lichtdrucken und 48 autotyp. Beilagen, sowie 213 Abbildungen im Text.

Ein stattlicher Prachtband in feinem Halbledereinbande Preis 12 M.

Diese reich ausgestattete und umfassende Schillerbiographie hat sich rasch den Beifall der Kritik und die Gunst des Publikums erworben. Der Verfasser hat seine Darstellung für die Gesamtheit der Gebildeten bestimmt; besonders wird sich das Buch, das vor allem der vorbildlichen Grösse Schillers als Mensch gerecht wird, zum Geschenk für die herangereifte Jugend eignen. — Aus den Beurteilungen heben wir einige hervor:

Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht: „Wychgrams Schillerbiographie ist ein köstliches Geschenk an das deutsche Volk"

Neue freie Presse: Wychgrams schöne abgerundete Darstellung mutet uns in der That wie ein wahres, echtes Volksbuch für alle Gebildeten der deutschen Nation an. Stellenweise ist es geradezu von packender Kraft."

Schiller im Jahre 1781.
Gemalt von Höflinger aus Ludwigsburg. (Original auf der Rückseite bezeichnet: „Friedr. Kas. Schiller 1781 gehörig a. Herbert Iselberg", im Besitz des Herrn Adolf Loehle und mit Genehmigung der Kunstanstalt Pooty & Loehle in München reproduziert.)

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Nationales Kartenwerk für das deutsche Haus

Neuester Abdruck:

Andrees Allgemeiner

HANDATLAS

126 Haupt- und 137 Nebenkarten

auf 186 Kartenseiten nebst alphabetischem Namenverzeichnis.

Vierte, völlig neubearbeitete und vermehrte **Auflage.**

Herausgegeben von A. Scobel.

Preis 28 M. komplett — in Leder gebunden 32 M

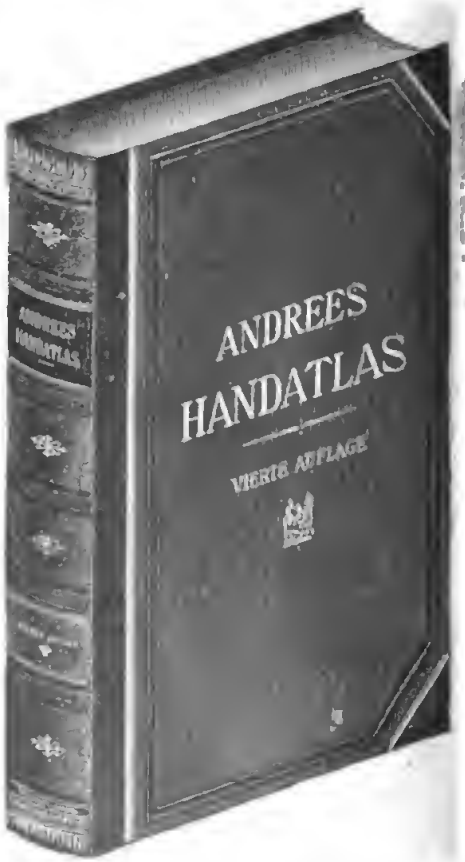
Unsere Zeit steht im Zeichen

des **Weltverkehrs,** des **Welthandels,** der **Weltpolitik**

und in solcher Zeit ist es Bedürfnis jedes Gebildeten, der die Ereignisse des Tages nur halbwegs verfolgt und mit seiner Zeit fortschreiten will,

einen grofsen Hand- und Spezialatlas

zu besitzen. Treten doch täglich an den Staatsbürger politische Fragen, wissenschaftliche und Handelsinteressen heran, die seinen Blick über die engen Schranken der Heimat hinaus in fremde Länder und Erdteile lenken, ihn Rat und Aufschluss in guten Spezialkarten suchen lassen und den Besitz eines zuverlässigen grossen Handatlas mindestens ebenso zur Notwendigkeit machen, wie den eines guten Konversationslexikons.



Apart für die Besitzer der zweiten und dritten Auflage ist erschienen:

Supplement zur zweiten und dritten Auflage von **Andrees Handatlas,** enthaltend die 53 neuen Kartenseiten der vierten Auflage (komplett in 4 Abteilungen zu 2 M. = 8 M.)

In eleganter Mappe 10 M.

Verlag von Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Elfter Band. Nr. 4.

Velhagen & Klasings ROMAN-BIBLIOTHEK

Thönerne Füße von Agnes Harder

(Schluß)

Erloschnes Licht

Roman von Franz Rosen

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing.

Litterarischer Anzeiger

Weihnachten 1900

s. Beilage vorn in vorliegendem Heft 4
der Monatshefte.

.... Weihnachtsbücher 1900 ....

aus **Velhagen & Klasings Verlag** in **Bielefeld und Leipzig**

s. Anhang hinten zu vorliegendem Heft 4
der Monatshefte.

XV.

Esther saß neben dem Korbe, in dem ihr kleines Mädchen schlief. Es stand nahe am Ofen, obgleich es im Zimmer sehr warm war. Ein dichter Schleier war noch darübergedeckt und das Kindchen selbst in Watte eingewickelt. Es war zu früh gekommen. Wer weiß, ob es genug Lebenskraft finden würde. Es war ein armseliges Würmchen, so unfertig und häßlich, daß sich das Herz der Mutter jedesmal zusammenzog, wenn sie es aus seinen Hüllen auswickelte, um es zu baden. Die Ernährung machte unsägliche Mühe, und die Nächte waren schlaflos.

Sie saß da, in sich zusammengekauert, der Schatten ihres einstigen Selbst. Ihre Augen waren unverwandt auf den dichten Schleier gerichtet, der ihr verbarg, was sie zur Verzweiflung hätte bringen müssen. Aber als das Mädchen jetzt eintrat und sie sich umwandte, stand in diesen Augen nichts. Sie waren ganz leer. Das Licht in ihnen war ausgelöscht. Mit diesem teilnahmlosen Blick hatte Esther auch ihre letzte Schönheit eingebüßt.

Das Mädchen hatte ihr einen Brief gebracht und war dann wieder hinausgegangen. Esther wandte nicht einmal den Kopf nach der weißen Briefdecke. Alles, was von außen kam, war ihr gleichgültig. Erst die klagende Stimme des Kindes weckte sie aus ihrem Brüten. Als sie es wieder beruhigt und ihm mit vieler Mühe die dünne Nahrung eingeflößt hatte, die der schwache Magen allein aufnehmen konnte, trat sie ans Fenster, um die scharfe Januarsonne auszuschließen. Dabei fiel ihr der Brief wieder in die Augen, und nun nahm sie ihn auf und las.

Er war von Ella. Ein paar engbeschriebene Bogen, der erste ausführliche Bericht seit der Geburt ihres Kindes.

„— — — Deinen Namen haben wir ihr doch gegeben, Friedrich und ich, auch wenn Du nicht bei der Taufe dabei sein konntest. Ich wünsche nur von ganzem Herzen, wir hätten ihr damit ein Stück Deines Wesens geben können. Friedrich, der Dich ja nicht so genau kennt, will allerdings, daß sie mein Ebenbild wird, mit der vielsagenden Einschränkung ‚wie ich jetzt bin'. Verstehst Du, Liebste? Mag es Dir zur Erklärung dienen, daß die letzte Modenzeitung drei Tage unaufgeschnitten auf meinem Schreibtisch lag. Ja, ich trug sogar auf einem Ball in vergangener Woche eine Toilette der vergangenen Saison. Wenn ich trotzdem ‚die Schönste' war, wie mein eitler Gatte sagt, so müßte ich mir eigentlich noch viel mehr einbilden, als früher.

„Ich bin glücklich, Esther. Ich schreibe das stolze Wort hin, was man auch vom Neid der Götter fabeln mag. Ja, ich bin sogar glückssicher, denn es liegen trübe Zeiten hinter uns. Ich habe damals schwer vergeben, und ich konnte es Dir kaum verzeihen, daß Du mich dazu bewegtest, Du, die selbst in ähnlichem Fall unerbittlich gewesen wäre, und die nun auf mich das häßliche Wort anzuwenden schien: ja, Bauer, das ist ganz was anders! Und ich bin heute doch Deiner Meinung und nehme Deine sittliche Forderung auch für mich in Anspruch: nie wieder würde ich vergeben können, denn heute liebe ich Fritz mit voller Hingabe und weiß mich ebenso geliebt. Das allein entscheidet. Wie dumm, sich mit einigen Courmachern trösten zu wollen! Dann ist man im Grunde gar nicht trostbedürftig. Heute würde mich nichts trösten. Nicht einmal das Kind. Ich wünschte, ich könnte Dir seinen rosigen Liebreiz zeigen. Aber wozu? Auch das hast Du ja nun alles selbst erfahren.

„Klingt dieser Brief nicht ein wenig nach einer von Heddas Dythiramben? Mein Mann, mein Kind! Auch Tante Ritter, die jetzt mit Lolo hier ist, stimmt ein. Aber nein, bei der eitlen Ella bleibt immer ein gut Teil Egoismus haften. Sie verschwindet nie hinter diesen beiden Größen, sie bleibt, um recht trivial zu sein, die Perle im Golde. Und übrigens würde ich auch nie mehr über die gute Hedda spotten. Wir stehen uns sehr nahe, und wieviel Verhaltungsmaßregeln ich mir im nächsten Jahr von ihrer Kinderstubenweisheit holen werde, ist noch gar nicht abzusehen. Ihr Junge gedeiht prächtig. Komisch, Teichert als zärtlichen Papa zu sehen. Der Kleine legte manchmal prüfend seinen Zeigefinger an die Wange neben der väterlichen Nase. Das hat Wunder gewirkt, der Schönheitsfehler ist durch operativen Eingriff beseitigt. Aber Hedda meint, sie hätte es gar nicht einmal gemerkt. Liebe macht eben blind.

„Und Du, Esther? Ich sehe Dich vor mir, wie Du diesen Brief liest, natürlich im Kinderzimmer, dessen Luft ja für uns Frauen der der Riviera weit vorzuziehen ist. Du hast recht gehabt, Du allein von uns Dreien. Besinnst Du Dich auf den Abend vor meiner Hochzeit? Hedda und ich haben erst lernen müssen, was Du von Anbeginn wußtest: nur die Liebe macht glücklich! — —“

Esther legte den Brief fort. Er war noch nicht zu Ende, aber seine Buchstaben tanzten vor den müden Augen. Es war ihr auch im Grunde so gleichgültig, wie Ella und Hedda ihr Leben lebten. —

Als man Breden sein Kind gezeigt hatte, war er erschrocken. Lebte das denn und — würde das leben bleiben? Seitdem hatte er das Kinderzimmer kaum betreten, Esther wurde immer so unruhig, wenn er kam. Eine Verständigung mit ihr war ganz ausgeschlossen. Sie schien die auch gar nicht zu verlangen. Ullas Brief, den er auf seinem Schreibtisch gefunden hatte, ließ ihn schließen, daß sie ihm nachgespürt hatte. Die vierzig Mark hatte er nicht einmal vermißt. Es war schon geliehenes Geld, damit ist man immer doppelt leichtsinnig. Wenn sie aber irgend welchen Verdacht gehabt hatte und anstatt ihn offen zu fragen, heimliche Wege gegangen war, so war es um so schlimmer für sie. Der Gedanke daran gab ihm in den Wochen ihrer Krankheit eine stille Genugthuung. Nicht alle Schuld war bei ihm.

Indessen war die Lage doch einige Tage lang so ernst gewesen, daß er sich nicht vom Hause fortgerührt hatte. Es wäre auch unmöglich gewesen, denn stundenlang hatte ihm Keller gegenüber gesessen, stumm, wie ein grimmiger Wächter, ohne Frage, aber aufmerksam auf jede seiner Bewegungen. Der Mensch mußte nichts, rein gar nichts zu thun haben. Er konnte von dem, was vorangegangen war, nichts ahnen, denn man hatte ihn erst benachrichtigt, als das kleine Mädchen schon da war, und es sich nur noch um Esther allein handelte. Esther selbst hatte Keller erst viel später gesehen, als schon diese Verwandlung mit ihr vorgegangen war, daß sie auch ihn wie einen Fremden behandelte. Sie hatte sich so gleichgültig von ihm abgekehrt, daß es ihm durchs Herz schnitt.

Als Breden dann später wieder an Ullas Thür klopfte, war sie nicht zu Hause. Sie sei zum Fest nach Wien gefahren. Eine Adresse war nicht angegeben, wenigstens nicht für ihn. Breden meinte, mit einem solchen Weihnachtsfeste, wie er es verlebte, könne man Todsünden abbüßen, nicht nur eine erste Untreue, zu der ihn doch die

Verhältniſſe recht eigentlich getrieben hatten. Er geriet in eine förmliche Erbitterung bei jeder neuen Anfrage, die ihm anfangs immer denſelben Beſcheid brachte. Und dann wurde die Sache noch ſchlimmer. Ulla war zurückgekehrt, weigerte ſich aber, ihn zu empfangen. Seine Briefe kamen uneröffnet zurück, und wenn er ſtundenlang vor ihrer Thür gewartet hatte, verließ ſie endlich das Haus in Begleitung. Meiſt war es ein Bankier, den er flüchtig kannte. Sah man ihn zufällig, ſo mußte er grüßen wie ein Fremder, wenn er nicht einen Skandal provozieren wollte.

Breden war nicht der Mann, um in ſolchen Verhältniſſen lange auszuhalten. Eine vollſtändig gebrochene Frau, ein zum Leben noch nicht erwachtes Kind und eine ſchmollende Geliebte, dieſem Dreigeſtirn hielt er nicht ſtand. Er überwarf ſich innerlich vollſtändig mit den Verhältniſſen und ſprach ſich bald ganz frei, zu immer weiterm Widerſpruch gereizt aus Mangel an einem Ausſprechen überhaupt. Eſther war eine beſchränkte Thörin. Und wenn ſie es denn durchaus wollte, ſo mochte ſie ſich doch von ihm losſagen. Entweder ſie verzieh, oder ſie trennten ſich. Dieſes Schattenleben war für ihn unmöglich und rieb ihn auf.

Aber den Mut, mit ſeiner Forderung vor Eſther hinzutreten, beſaß er nicht. Wohl ſah er ſie zuweilen. Aber ſie ſprach nie zu ihm. Sie antwortete ihm nicht einmal. Ihre verfallene Erſcheinung glich der einer Nachtwandlerin. Breden hatte ein Grauen vor allem Krankhaften, Exzentriſchen.

So ſchleppte er ſich wieder vierzehn Tage hin.

Das Thürſtehen vor Ullas Hauſe hatte er aufgegeben! Da traf er ſie an einem Februartage. Es war in dieſem Winter des ewigen Nebels erſt ſo ſpät das erſte Eis gekommen. Sie war eine gute Schlittſchuhläuferin, aber zu eitel, um ſich gleich in dem großen Nachmittagskonzert zu erproben. So hatte ſie eine Morgenſtunde gewählt, um ganz allein auf der Rouſſeauinſel ihre Künſte zu probieren, und jetzt eilte ſie ihrer Wohnung zu, zufrieden über ihre Sicherheit, und ſo bezaubernd mit der faſt kindlichen Friſche, die der Sport dem Reiz der eleganten Frau hinzufügte, daß Breden, der ihren Weg kreuzte, wie ein Verhungernder auf ſie ſah, als er ſeinen Hut zog.

„Ach, mon ami! Was macht die Kleine?“ fragte ſie ſpöttiſch. Ein Wölkchen war über ihr ſtrahlendes Geſicht gezogen. Ulla war noch nie vernachläſſigt worden, und der Mann hier hatte ſie faſt lächerlich gemacht.

Breden antwortete gar nicht darauf.

„Ulla,“ ſagte er heiſer, „ſei doch nicht ſo grauſam. Sieh mich an, ich komme mir vor dir vor wie ein Bettler.“

„Gerade ſo ſiehſt du auch aus.“

„Darf ich heute zu dir kommen?“

„Nein. Heute iſt Eisfeſt. Ich habe eben geübt.“

Sie ſchlenkerte die Stahlſchuhe ein wenig, die ſie über dem Arm trug.

„Und morgen?“

„Morgen muß ich packen. Mit dem Nachtzug fahre ich nach Paris. Ich ſoll dort ein paar Wochen ſtudieren. Die Réjane hat im Vaudeville eine neue Rolle kreiert. Die ſoll ich mir anſehen.“ Und nach einer Pauſe fügte ſie wie beiläufig hinzu: „Komm doch mit. Du wirſt hoffentlich einſehen, daß du mir eine eklatante Genugthuung ſchuldeſt. Oder mußt du Kinder wiegen?“

Sein Entschluß stand sofort fest. Aus der grauen Öde seines Hauses nach dem lustigen, lachenden Paris — seine Nerven bekamen wieder Spannkraft bei dem Gedanken.

„Ich komme."

Sie blieb stehen. Sie war doch überrascht.

„Aber dann sieh zu, wie du mich wieder los wirst," sagte er mit derselben hungrigen Heiserkeit.

Sie lachte übermütig.

„Das ist meine Sorge."

Breden stürmte nach Hause. Die ganze Welt erschien ihm wieder hell. Er riß die Geldkassette auf. Lumpige achthundert Mark! Damit ließ sich nichts machen. Ulla lebte nie aus der Tasche ihres Freundes, aber ihr ganzes Auftreten, die Aufmerksamkeit, mit der er sie zu umgeben liebte, vor allem die Lösung seiner Verhältnisse hier, verlangten eine ganz andre Summe. Er hatte Schulden. Wenn sie sich trennten, so würde er Esther wenig auszuzahlen haben. Wahrscheinlich würde sie nach Peterswalde gehen. Zudem blieb ihr in dem Kinde ja immer der eigentliche Erbe. Jedenfalls war ihre Situation besser als die seine.

Er mußte sich doch auch mit ihr aussprechen. Er hatte ja gar nicht nötig, bei Nacht und Nebel sein Haus zu verlassen wie ein Dieb. Dieses Zusammenleben war ja schon lange keine Ehe mehr, und Breden suchte sich einzureden, daß er von jeher die halben Maßregeln gehaßt habe. Aber sonderbar, wenn er an Esthers Augen dachte, so fürchtete er sich. Er konnte ihr ja auch schreiben. Aber das Geld. Sein Kredit war überall erschöpft. Ein paar tausend Mark borgte ihm niemand mehr.

Am Nachmittag ging er zu Keller. Schließlich wollte er es einmal versuchen. Vielleicht ließ sich mit Keller auch ein vernünftiges Wort sprechen. Er hatte ja Einblick in die Verhältnisse.

Keller war in seinem Büreau in der Königgrätzerstraße, als Breden kam. Er war sehr kühl. Seit Esthers Krankheit litt er innerlich so namenlos, daß er alle seine Kraft zusammennehmen mußte, um den Mann da vor sich, den er für den Urheber alles Unglücks hielt, wenigstens mit einem Schein von Höflichkeit zu behandeln. Breden war auch verlegen. Die Unterhaltung war sehr einsilbig.

„Ich nehme an, daß Sie mir etwas zu sagen haben," unterbrach Keller dann plötzlich.

„Sie sind stets ein Freund unsres Hauses gewesen. Sie nehmen ja auch ein besonderes Interesse an Esther —" Keller sah scharf auf. Es lag aber nichts Ironisches in den Worten. „Sie waren ja auch ihr Vormund."

Zum erstenmal betonte Breden dieses Verhältnis.

„Ich weiß, daß sich Esther damals an Sie gewendet hat, als sie ihre etwas idealistische Neigung für mich ins Praktische übersetzen wollte."

Keller machte bei dieser Wendung des Gesprächs eine Bewegung, als ob er aufspringen wollte. Aber er entgegnete nichts.

„Ich weiß nicht, ob Sie damals alle Garantien für eine glückliche Zukunft in unsrer Verbindung sahen —"

„Nein," unterbrach ihn Keller hart. „Aber Esther bestand darauf."

„Ganz richtig," gab Breden eilig zu, „sie bestand darauf. Nun, Sie haben recht gehabt, denn wir sind beide sehr unglücklich geworden. Ich will niemand schuld geben —"

Jetzt stand Keller wirklich auf, so plötzlich, daß Breden stockte. Als jener sich von seinem Büreau, auf dem er unwillkürlich einige Broschüren hin- und hergeschoben hatte, ihm wieder zuwendete, passierte Breden etwas Seltsames. Er schlug vor dem Blick jener ehrlichen, scharfen Augen die seinen zu Boden.

„Sie wollen Ihre Ehe lösen, nicht wahr? Ich würde es Ihnen auch nur raten. Esther ist für lange Zeit körperlich vollständig ruiniert, das Kind ist kaum lebensfähig, und alle äußern Bedingungen sind so ungünstig wie möglich."

Er sprach so vollständig beherrscht, daß Breden nicht unterscheiden konnte, ob er auch für ihn feststehende Thatsachen aufzähle, oder ob er ihm tödliche Beleidigungen entgegenschleudere.

Er nahm es für Thatsachen und sprach sich in diesem Sinn aus. Er sagte, daß eine zeitweilige Trennung die beste Lösung schiene, daß ja in dieser Zeit alle Schritte eingeleitet werden könnten, und daß er bereitwillig die Schuld auf sich nehme und Esther das Kind lasse.

„Das ist ein wichtiger Faktor, denn Sie wissen ja, daß dieses Kind mein Erbe ist."

„Ich glaube kaum, daß es jemals die Erbschaft antreten wird. Im übrigen billige ich Ihren Plan vollständig. Wann wollen Sie reisen?"

„Morgen abend."

„Esther weiß darum?"

Eine verlegene Pause.

„Esther — weiß nichts?"

„Sie ist seit der Geburt des Kindes so eigentümlich. Sie hat überhaupt noch nicht mit mir gesprochen. Ich bin natürlich überzeugt, daß sie einwilligen wird, ja, gerade in ihrem Interesse halte ich diese friedliche Lösung für das beste. Ich hoffe auf Sie, Keller. Sie haben ja noch den meisten Einfluß auf Sie und —"

Er sprach noch eine Weile weiter. Keller brauste es aber so vor den Ohren, daß er nichts verstand. In dieses Zimmer war sie einmal gekommen, sein geliebtes Mädchen, die Frau, für die er sein Blut tropfenweise hätte hingeben mögen, und hatte mit glänzenden Augen zu ihm gesagt: „Heinz, jetzt ist die Stunde da. Ich liebe."

Und das war das Ende.

Aber daß überhaupt ein Ende möglich war, daß es nicht so weiter fortgehen sollte, dünkte Heinrich Keller eine solche Erlösung, daß er den Mann da vor sich, diesen jämmerlichen, weibischen Schwächling trotz seiner Abneigung noch segnen wollte, wenn er nur ging, für immer ging und seine Hände von seinem Liebling that, den er hielt, nicht mit den Fängen eines Raubvogels, sondern in der entnervenden Umarmung eines Polypen. Und so kam es, daß Breden Grund hatte, seinen glücklichen Einfall zu preisen, denn als er ging, hatte er den Chek mit, auf den er sich morgen bei Kellers Bankier fünftausend Mark auszahlen lassen konnte. Er hatte gar nicht soviel verlangt, Keller hatte ihm die Summe förmlich aufgedrängt. Es schien ihm, als erkaufe er so mit einer symbolischen Handlung Esthers Leben, und er wäre zu jedem Opfer bereit gewesen. Er konnte sich auch nicht genug der wirklichen Abreise versichern.

„Also morgen abend? Werden Sie auch fertig werden?“

„Gewiß, ich muß es.“

Ein eigner Gedanke kam Keller.

„Sie reisen nicht allein?“

Breden wollte leugnen. Aber wozu? Alles war ja schon entschieden. Und noch einmal kam diese falsche Sucht nach Wahrheit über ihn, förmlich die Prahlerei der schlichten Tugend.

„Ich begleite eine — Freundin. Auch diese Thatsache stelle ich natürlich Ihnen und Esther zur Verfügung.“

Dann hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen.

Keller nahm aus einem Fach seines Schreibtisches den Zettel, den ihm das Auskunftsbureau damals zugeschickt hatte. „Alles in allem ein durchaus anständiger Charakter.“ Und davor die Dame der Halbwelt und das Verhältnis zu der verheirateten Frau! Hatte Esther ihn nicht zuweilen ihren treuen Eckhardt genannt? Aber nein, er war immer feige gewesen. Die alte Frau Donates hatte ihn durchschaut. Aus Angst vor seinem eignen Herzen war er ein Schwächling gewesen.

Er hob die Arme wie jemand, dem eine schwere Last von den Schultern fällt. Frei — frei! Und dieser Mensch hatte ihm zu allem noch eine Pflicht gegeben, mit der er sie halten konnte, wenn ihr die Last des Lebens zu schwer schien. Er würde sein Mittel brauchen, so grausam es auch war. Nun mußte sie hindurch durch die tiefen Wasser. Aber dann würde er ihr helfen, er allein, ihr Christoforus. Sein starker Körper bebte, in dieser stillen Stunde durchschüttelte ihn die Leidenschaft gleich dem Frühlingssturm, der eine knorrige Eiche gepackt hält und die braunen, alten Blätter in alle Winde jagt, damit Platz wird für die jungen Triebe. —

Von dem allen war nichts zu merken, als er am Tage nach Bredens Abreise zu Esther ging. Sie hatte zu ihm geschickt. Das Kindchen war am Tage vorher krank geworden. Sie besann sich also doch wieder auf seine Freundschaft.

„Breden ist fort,“ sagte sie. „Gestern abend ist er gefahren. Er hat mir Lebewohl sagen wollen, aber die Kleine war schon krank, und ich konnte ihn nicht sehen. Weißt du, wo er ist? Er hat mich schriftlich mit allem Weitern an dich gewiesen.“

Er führte sie erst zu einem Stuhl.

„Ja, ich habe die Adresse seines Pariser Hotels.“

Sie sah ihn nun doch erstaunt an. Ihre Augen thaten ihm immer weh, und plötzlich erschien ihm seine Aufgabe eine Grausamkeit, das Amt eines Schlächters. Wie, wenn sie ihn doch noch liebte, trotz allem?

„Er bleibt lange fort, Esther, er meint —“

Er wußte nicht, wie er den Satz vollenden sollte.

„Er meint, es ist das beste, daß wir uns trennen,“ vollendete sie vollständig gleichgültig.

„Ja, Esther. So meinte er. Und ich gab ihm recht. Aber du?“

Sie wandte das leere, blasse Gesicht nach dem Bette des Kindes. Der Ausdruck, den er am meisten fürchtete, erschien in ihren Zügen.

„Es verlohnt kaum der Mühe,“ flüsterte sie.

Er hatte gedacht, es würde ihr unangenehm sein, daß der Gedanke einer Lösung ihrer Ehe von ihm ausging, anstatt von ihr. Ihn hätte das in seine Seele hinein gekränkt. Aber sie fühlte das offenbar nicht. Sie hatte ihn rufen lassen, weil Gefahr für das Kind war. Seine Nähe gab ihr keine Erleichterung. Auch ihre Beziehungen schienen erloschen.

„Ich bleibe hier," sagte er entschlossen. „Wenn es Krämpfe sind, ist doch unmittelbare Gefahr."

Sie nickte nur mit dem Kopf.

Am Abend schien sie zu erwarten, daß er gehen würde. Aber er hatte nicht den Mut dazu. Er lag im Eßzimmer auf dem Sofa und bewachte ihre Thür. In Bredens Zimmer hätte er es nicht ertragen. Schlafen konnte er natürlich nicht. So nutzlos es auch war, so quälte er sich doch damit ab, die ausgleichende Gerechtigkeit in den Schicksalen der Menschen zu suchen. Das Kind würde sterben, und mit seinem Tod würde Breden wieder in den unbestrittenen Besitz seiner Leibrente kommen. Wenn er dann noch von Esther getrennt war — sie schien nicht übel Lust zu haben, diese Scheidung schneller und gründlicher zu besorgen, als irgend ein Advokat es vermocht hätte — so würden die vergangenen Jahre für ihn nur eine Episode sein. Mit seinem Gewissen würde er sich abfinden, das war aus dehnbarem Stoff, ja, schließlich würde er ein Märtyrer werden, und die Geschichte seiner unglücklichen Ehe würde in Stunden der Selbstzergliederung, einer Art schmerzloser Vivisektion, sein letzter Trumpf sein, um zarte Herzen zu rühren.

Am Morgen ging Keller in sein Bureau. Aber er hatte die kleine Hessin genau unterrichtet und einen seiner Lausburschen in der Küche bei ihr zurückgelassen. Noch vor Tisch kam der Junge atemlos an. Der Herr Doktor sei da und mit dem kleinen Mädchen ginge es zu Ende.

Als der Doktor das Sterbezimmer verlassen hatte, war Keller schon wieder auf seinem Posten. Sie sprachen noch einige Worte zusammen. Von eigentlicher Trauer konnte nicht die Rede sein. Für das jämmerliche kleine Leben war es so am besten.

„Aber die Mutter! Sie war ja wohl Ihr Mündel. Da ist wohl etwas nicht in Ordnung im Hause? Schon während der Krankheit war die Depression die Hauptsache und jetzt — Können Sie sie nicht von hier fortbringen, lieber Keller? Ich will nicht indiskret sein, aber wenn sie nicht irgendwie aus ihrer Lethargie aufgerüttelt wird, fürchte ich das Schlimmste."

Als er gegangen war, wartete Keller noch eine Weile. Dann ging er entschlossen zu Esther in das Zimmer.

Er fand sie ohne Thränen, wie er erwartet hatte. Sie saß in demselben niedrigen Stuhl wie gestern und sah gerade vor sich hin. Selbst er, der sie liebte, hätte die Esther von einst nicht wiedererkannt.

Und diesem großen Unglück gegenüber wollte er es mit seiner kleinen Kriegslist versuchen? Der Schweiß trat plötzlich auf seine Stirn, und er kam sich namenlos ungeschickt vor. Unwillkürlich haßt sie ihm.

„Willst du das Begräbnis besorgen, Heinz?"

„Natürlich, Esther. Möchtest du mir etwas Geld geben? Nur vielleicht zweihundert Mark vorläufig."

Sie griff mechaniſch nach ihrem Geldtäſchchen. Dann, noch ehe ſie es öffnete, ſchien ſie den Sinn ſeiner Worte erſt zu begreifen.

„Aber ich habe nicht ſoviel Geld," ſagte ſie ängſtlich. „Haſt du nicht welches aus Peterswalde?"

„Nein, was ich dir vor Weihnachten gab, war das letzte für Monate."

Sie wurde unruhig. Er beobachtete die Bewegung in ihren Zügen.

„So lege, bitte, für mich aus."

„Das kann ich auch ſchwer, Eſther. Ich habe Breden geſtern fünftauſend Mark gegeben."

Es war heraus. Er wußte, daß mit dem Tod des Kindes ihre letzte Pflicht erloſchen ſchien und der Weg für ſie ſelber frei war. Wenn ſie ſchon weit über alles Irdiſche hinausgewachſen war, dann war ſein Spiel verloren. Wenn aber die alte, einfache, ehrliche Eſther noch zu wecken war, auch mit dem einfachſten Mittel, indem man ihr einen greifbaren Lebenszweck zeigte, mochte es auch nur eine Geldſchuld ſein, dann, ja dann —

Er ſah ſie an. In die leeren Augen trat ein Verſtehen, zuerſt nur Schrecken, dann ein ſchmerzliches Entſagen, das letzte Entſagen, das ihr noch blieb, der Verzicht auf ein freiwilliges Ende.

„Das Geld muß ich dir bezahlen."

Er nickte, als ſage ſie etwas ganz Selbſtverſtändliches.

„Das kannſt du auch. Wenn du jetzt nach Peterswalde gehſt und dich um die Wirtſchaft kümmerſt, die unter Fräulein Fränkel ja doch nicht vorwärts kommt, dann kannſt du mir es in zwei Jahren ſehr gut bezahlen. Die Ziegelei wird ſich lohnen. Die Anlage ſelbſt verzinſt ſich ſchon prächtig."

„In zwei Jahren," flüſterte ſie. Es klang ſo müde, ſo ruhebedürftig, daß es ihm ans Herz griff. Aber wenn er ihr jetzt zu Füßen ſtürzte, dann war alles verloren. Sie mußte hindurch. Dann wollte er ſie auf Händen tragen, dann wollte er ſeine ganze Kraft und Liebe für ſie einſetzen. Aber jetzt mußte ſie hindurch.

Eſthers Kopf war zurückgeſunken. Wie wirr das alles war! Und dieſe Müdigkeit, dieſe Sucht zu ſchlafen, nur nicht denken, nicht begreifen. Es rauſchte ſo ſtark. Waren das die Waſſer, in denen ſie zu verſinken hoffte? Oder waren es die Rüſtern in Peterswalde, die alten Bäume vor dem Hauſe ihrer Kindheit? Da hatte die Großmutter gelebt, die alles in ſo muſterhafter Ordnung zurückgelaſſen hatte. Mit einer Schuld aus dem Leben gehen — nein, das konnte die Enkelin der Frau nicht, deren Leben ein Vorbild der Pflichterfüllung geweſen war.

Langſam ſchlug ſie die Augen auf. Nachdenklich, als ſähe ſie einen neuen, ihr fremden Menſchen, hing ihr Blick an Keller. Der ſah zu Boden. Er wußte, er hatte ſich jetzt nicht in der Gewalt, und nicht ein Blick ſollte ſie verwirren, ehe ſie ſich ſelbſt wiedergefunden hatte, und wenn wirklich Jahre vergingen.

„Willſt du mir helfen, treuer Eckhardt?"

Es klang zagend, ungewiß. Aber ihm ſchienen es Jubelchöre.

Er nahm die abgezehrten Hände und küßte ſie voll Ehrfurcht.

„Ich will."

Erloschnes Licht.

Roman

von

Franz Rosen.

I.

Es ſchlug acht Uhr, als Julia Alteſahr vor ihrem hohen Spiegel ſtand und die mattgelben Handſchuhe über ihre weichen, weißen Arme ſtreifte. Sie trug ein Ballkleid von wunderbar duftiger, ſchimmernder Seide im zarteſten Helllila, ganz einfach gemacht. Am tiefen Ausſchnitt funkelten einzelne große Brillanten, und um den Hals reihten ſich die ſtrahlenden Steine zu einer ſchmalen Kette. Julia hatte eine wunderſchöne Haut, die am Halſe einen matten Perlenglanz, auf den Wangen einen zarten Pfirſichſchmelz zeigte. Ihre Augen waren hellblau, mit großen ſchwarzen Pupillen, und ſtanden zwiſchen langen, ſchwarzen Wimpern, unter fein und ſcharf und dunkel gezeichneten Brauen. Ihr Haar war goldblond, reich, locker und ſehr kunſtvoll friſiert und aufgeſteckt.

Sie ſah aus wie eine Fliederblüte, in deren Frühtau die Morgenſonne hineinlacht. Sie war nicht ſchön nach den Regeln der Kunſt; ihr Geſicht war zu rund, die Naſe zu kurz. Aber ſie hatte etwas unbeſchreiblich Feſſelndes, wie alles, was leuchtet, lacht und ſingt.

Vor der Thür des Schlafzimmers, in dem ſie ſoeben ihre Toilette beendet hatte, ertönte ein Schritt.

„Du kannſt gehen, Lotte,“ wandte ſich Julia in nachläſſigem Ton an ihre Jungfer. „Nimm Tuch und Mantel mit hinunter.“

Lotte ging. Eine Sekunde ſpäter trat Julias Gatte ein. Er war gleich ſeiner Frau im Geſellſchaftsanzug. Der Frack und die weiße Wäſche ſtanden ihm gut. Sein ſcharfgeſchnittenes, noch jugendfriſches Geſicht war in feierliche Falten gelegt.

„Wie unangenehm riecht es hier,“ ſagte er, ehe er noch die Thür hinter ſich ſchloß. „Wie kannſt du es nur in dieſer Atmoſphäre von ſogenannten Wohlgerüchen aushalten!“

Sie ſah ihn über die Schulter zurück an und lächelte geringſchätzig.

„Es iſt Flieder,“ ſcherzte ſie. „Das hängt ſo mit meinem Anzug zuſammen.“

Eberhard Alteſahr betrachtete ſeine Frau von oben bis unten, als müſſe er ihren Scherz erſt mühſam verſtehen lernen. Sein Geſicht wurde keineswegs freundlicher dabei. Sie aber wandte ſich nun langſam um, ſo daß er ihren Anblick ganz genoß,

hob die ſchlanken und doch vollgerundeten Arme, als wolle ſie jemand umärmen, wodurch die reinen, anmutigen Linien ihrer von der weichen Seide eng umſchmeichelten Figur voll zur Geltung kamen, und fragte mit einem Lächeln gleichgültiger, gewohnheitsmäßiger Koketterie:

„Gefalle ich dir?“

Eberhard erwiderte dies Lächeln mit einem finſtern Blick.

„Ich bin nicht gekommen, um dich zu bewundern, ſondern um ernſt mit dir zu reden.“

Julia ließ die Arme langſam ſinken und warf ihm einen mißtrauiſchen Blick zu. Dann wurde ihr helles, junges Geſicht finſter und trotzig; ſie fuhr fort, ihre Handſchuhe zuzuknöpfen, und ſagte, ohne aufzuſehen:

„Es iſt nicht mehr viel Zeit. Was willſt du?“

„Ich will dir zu bedenken geben, daß ich mir ein Benehmen, wie du es dir ſeit einiger Zeit in Geſellſchaften angewöhnt haſt, nicht länger gefallen laſſe.“

„Was für ein Benehmen?“ fragte ſie kühl.

„Du läßt dir in einer Weiſe den Hof machen, wie es ſich für eine Frau deines Standes nicht ſchickt. Du gehörſt nicht mehr zu den jungen Mädchen.“

„Alſo ich ſoll mit alten Weibern klatſchen, mit alten Männern Politik und Philoſophie treiben. Ich ſoll mich langweilen und nicht etwa ſo unpaſſend ſein, zu zeigen, daß ich Gefallen finde an allem, was jung und fröhlich iſt. Du haſt mir das ſchon oft geſagt. So oft, daß ich dir nun endlich einmal antworten muß. Du verlangſt Ungerechtes und Unmögliches. Ich bin noch jung. Man mag mich gern. Ich liebe den Tanz leidenſchaftlich. Gleichviel — ich würde auf das alles ohne ein Gefühl des Bedauerns verzichten, wenn — ich zu Hauſe dafür entſchädigt würde.“

Sie ſah bei den letzten Worten ebenſo ruhig aus, wie bei den erſten. Er aber zuckte zuſammen.

„Wie meinſt du das?“

„Wenn mir zu Hauſe jemand den Hof machte; wenn mich zu Hauſe jemand amüſierte und unterhielte; wenn mich jemand liebte — —“

Die letzten Worte verklangen zitternd, als entſprängen ſie aus einer echten, tiefen Sehnſucht.

Der Mann ſah ſeine Frau mit einem langen, ſchweren Blicke an.

„Warum ſprichſt du immer wieder davon, Julia! Du weißt, das alles iſt nicht mehr zu ändern. Du ſollteſt dich endlich darein finden. Du weißt, daß ich dich nicht ſo lieben kann, wie du es erwarteſt; du weißt, daß ich mich um ſo gewiſſenhafter bemühe, meine Pflicht dir gegenüber zu erfüllen —“ hier lachte Julia, kurz, leiſe und ſpöttiſch — „du ſollteſt dich deinerſeits bemühen, deine Pflicht zu thun —“

„Pflicht — Pflicht — Pflicht,“ rief ſie und hielt ſich die Ohren zu. „Was nützt mir Pflicht, wo ich Liebe brauche. Das iſt ſo, als ob man den Durſt eines Schmachtenden mit gläſernen Früchten ſtillen wollte —“

„Und doch wirſt du dich mit dieſen gläſernen Früchten begnügen müſſen,“ ſagte er bitter.

„Müſſen? Muß ich mich begnügen mit dem, was du mir zu geben für gut hältſt? Wozu lachen wo anders die goldenen Äpfel —“

„Julia!“ fuhr er auf und trat einen Schritt näher. Seine Augen blitzten. Sie blieb kalt und ruhig.

„Warum hast du mich geheiratet! Warum hast du dich in mein hübsches Gesicht vernarrt, wie du mir neulich bekanntest. Männer von deinem Ernst und deinen Grundsätzen dürfen sich nicht in hübsche Gesichter vernarren. Nun es aber geschehen ist — nun weigere dich nicht, die Folgen zu tragen. Nun werde meinem hübschen Gesicht, meinen jungen Jahren, meiner ungelöschten Lebenskraft gerecht. Halte, was du mir versprachst; mache mich glücklich! Denke auch an deine Pflichten, du, der du mir immer nur die meinen predigst. Es scheint mir, als ob sich hinter diesem Pflichtgefühl ein großer Egoismus verberge. Alles beruht auf Gegenseitigkeit in der Ehe; auch die Pflichterfüllung.“

„Du hast deine Pflicht nie erfüllt. Du hast mich, seit der Flitterwochenrausch verbrauste, noch kaum eine Stunde glücklich gemacht.“

„Ich kann dich nicht glücklich machen,“ sagte sie und zuckte die Achseln. „Ich hätte dir das sagen können, als du um mich warbst, wenn ich dich nur einigermaßen gekannt hätte. Aber dazu ließest du mir ja gar keine Zeit. Du mußtest mich haben — gleich, um jeden Preis; du kountest nicht warten. Du fürchtetest vielleicht, wenn du warteteſt, würde ich dich kennen lernen und nein sagen. Du warst thöricht, das zu fürchten. Es wäre anders besser für uns gewesen.“

„Und warum nahmst du mich denn, wenn ich fragen darf?“ rief er, am ganzen Leibe zitternd.

Sie wurde rot, sah auf ihre Hände und schwieg.

„Wir wollen uns nicht über die alten Geschichten erregen,“ fuhr er ruhiger fort. „Sie sind nicht mehr zu ändern, und wir müssen die Folgen tragen; je stiller je besser. Komm jetzt, der Wagen wartet. Was ich aber vorhin sagte, das bleibt; und das merke dir: ich wünsche, daß du dich zurückhaltend und würdig beträgst; sonst ist dies der letzte Ball, den ich dir zu besuchen erlaube.“

Er öffnete die Thür. Sie ging an ihm vorbei hinaus. Unten nahm sie den Mantel um und stieg in den harrenden Wagen. Er folgte ihr sofort.

Draußen schneite es; aber die Luft war weich und milde, und die Flocken tauten in großen Rinnsalen an den Fenstern des geschlossenen Wagens hernieder, in dem kein Wort gesprochen wurde.

Die Fenster der Wohnung des Präsidenten warfen hellen Lichtschein auf die mit halbgeschmolzenem, zerstampften und zerfahrenen Schnee bedeckte Straße. Eine große Gesellschaft war dort versammelt; lauter elegante, geputzte Leute, die alle die Verpflichtung fühlten, liebenswürdig und fröhlich zu sein, und dieser Verpflichtung mit lobenswertem Eifer nachkamen.

Eberhard und Julia Altefahr waren ziemlich die letzten. Sie kamen fast immer zuletzt; er war zu vornehm, um früh zu kommen, und sie machte mehr Eindruck, wenn man schon versammelt war, und aller Augen sich erwartungsvoll auf sie richteten. — So urteilten die bösen Zungen.

Auch jetzt sah alles nach ihr hin, wie sie, einer duftschweren Blüte gleich, mit den halb träumerischen, halb begehrlichen Augen gleichsam ein neues Element in das alltägliche Bild solcher Modefeste hineinzuzaubern schien.

Man bewunderte Julia Altefahr, aber man liebte sie nicht. Und man bedauerte Eberhard Altefahr, und liebte ihn auch nicht.

Man nannte sie oberflächlich, selbstsüchtig, eitel und herzlos. Sie war gefährlich, denn sie machte allen jungen Mädchen Konkurrenz, und nicht nur die Junggesellen, sondern auch die Ehemänner standen unter dem Zauber ihres Wesens. Er hatte sich in seiner Wahl bedauerlich geirrt, unbegreiflich geirrt, unverzeihlich geirrt. Aber nun war ihm nicht mehr zu helfen — er mußte sehen, wie er es trug.

Gegenüber der Thür, durch welche Julia hereinschwebte, an die Wand gelehnt, als habe er mit dem Bienenschwarm, der ihn honig- und giftreich umsurrte, nichts gemein und nichts zu thun, stand Björn Heddenholm. Er war von Geburt ein Däne, aber seine Eltern waren in der preußischen Provinz ansässig geworden, als er noch ein kleiner Knabe war, und so war er auf deutschen Schulen erzogen und nun in die preußische Armee eingetreten. Der Husarenrock stand seiner mittelgroßen, kräftig schlanken Gestalt gut. Seine auffallend großen, grauen Augen hatten einen klaren, guten, festen Blick. Sie erinnerten an die nordischen Seeen mit ihrem geheimnisvollen, streng verschwiegenen Ernst.

Auch diese Augen sahen Julia an, und es war, als ob die Sonne die graue Tiefe bestrahle. Julia sah sich im ganzen Raume um, bis ihr Blick in diese ernste, leuchtende Tiefe versank — nur einen Augenblick; dann sah sie wieder fort. Ihr kühles, fast gleichgültiges Gesicht hatte einen wunderbar belebten und beseelten Ausdruck bekommen.

Übrigens schien sie die Ermahnung ihres Mannes mehr als sonst zu beherzigen. Sie blieb in dem Kreise der ältern Damen und Herren, obwohl sie sich da ausnahm wie ein Paradiesvogel in der Spatzenhecke, und unterhielt sich sehr vernünftig und ruhig. Zwischendurch teilte sie mit lächelnd herablassender Miene Tänze aus.

„Bitte ein wenig zurückzutreten!“ erklang die Stimme des Vortänzers. Der Kreis löste sich auf. Die ersten Walzertöne erklangen. Die ersten Paare glitten vorbei.

Julia war bis an die Wand zurückgedrängt worden; da stand sie hochaufatmend still und sah sich um. — Ein Platz war noch frei auf dem Kärtchen, das sie in der Hand hielt. Aber der, dessen Name ihn ausfüllen sollte, kam nicht.

Dafür kam ihr Tänzer und entführte auch sie in den bunten Wirbel.

Julia tanzte leidenschaftlich gern und wunderbar gut. Sie hatte dies Vergnügen erst wenig ausgekostet im Leben — darum vielleicht war es ihr noch so frisch. Als Landkind hatte sie kaum Gelegenheit dazu gehabt. Als Braut erlaubte es ihr Verlobter nicht. Im ersten Jahr ihrer Ehe hatte sie viel gekränkelt. Im zweiten Winter bekam sie ein Kind, das ihr beinahe das Leben kostete, sie lange ans Bett fesselte, und nach neun Monaten wieder starb, so daß sie im dritten Winter Trauer hatte. Aber im vergangenen Jahr, da hatte sie Geschmack daran gefunden. Da hatte sie sich dem Reiz des Gesellschaftslebens mit Leidenschaft ergeben. Der stille Sommer in der Provinzialstadt war ihr unendlich lang geworden — ihre jungen Nerven zitterten dem neuerwachenden Wintertreiben entgegen.

Und dieser Winter hatte Björn gebracht. Von Wandsbeck war er hierher versetzt worden.

Eben tanzte ſie an ihm vorbei. Er ſtand immer noch ſtill an eben derſelben Stelle. Ihre Blicke kreuzten ſich flüchtig. Aber als Julia wieder an ihrem Platz ſtand, ſah ſie abermals und länger nach ihm hin, mit einem großen, ſehnenden Blick, dem ſchwer ein Mann widerſteht, wenn er dieſe Sehnſucht heimlich erwidert. Björn ſtand noch einige Sekunden, ohne ſich zu rühren. Dann begann er langſam und zielbewußt den Saal zu durchqueren, mit automatenhaft ruhigen Bewegungen, geſchickt durch den Wirbel der tanzenden Paare hindurchſteuernd, bis er vor Julia ſtand.

„Guten Abend, gnädige Frau," ſagte er feierlich und ſchlug die Abſätze aneinander. Sie gab ihm die Hand, die er nur flüchtig nahm.

„Warum kommen Sie ſo ſpät zu mir?" fragte ſie.

„Es iſt ja noch nicht zu ſpät!" entgegnete er.

„So? Meinen Sie, ich müßte Ihnen ſelbſtverſtändlich immer einen Tanz aufheben? Denn ich könnte längſt keinen mehr haben. — Oder wollen Sie keinen?" fragte ſie, als er ſtumm blieb. Er ſagte auch jetzt noch nichts, ſondern verneigte ſich nur. Julia biß ſich auf die roten Lippen. Dann ſagte ſie, ohne aufzuſehen:

„Wollen wir zuſammen zu Tiſch gehen?"

Wieder verneigte er ſich. Auf ſeinem Geſicht war nicht zu leſen, ob er es gern oder ungern that. Dann bat er ſie um eine Extratour.

Julia nickte mit dem Kopfe, zögerte aber doch noch einen Augenblick, ehe ſie ſich in ſeinen Arm lehnte, als fürchte ſie ſich vor der Berührung mit dem einen, dem einzigen, mit dem ſie tanzte, nicht um des Tanzes, ſondern um des Tänzers willen. Dann mußte ſie doch daran.

Erſt fühlte ſie ſeinen haltenden Arm kaum. Dann riß er ſie an ſich wie in plötzlich entfeſſeltem Zorn. Sie jagten dahin — die bunten Geſtalten umher verſchwammen vor ihren Augen, als ob ein gewaltthätiger Pinſel alles durcheinandergewiſcht habe; die Muſik rauſchte vor ihren Ohren wie eine einzige, unharmoniſche Tonwelle. Sie ſchloß die Augen. Sie ſah nichts und hörte nichts. Sie fühlte nur die unbeſchreibliche Wonne, von ihm umſchlungen zu ſein, und der Gedanke durchſchauerte ſie: könnte er ſo mit mir davontanzen aus dieſem Saale und aus dem ganzen, öden Leben hinaus —

Und dann ließ er ſie los. Sie war ſchwindlig geworden, weil ſie mit geſchloſſenen Augen getanzt hatte. Und als ſie wieder zu ſich kam und feſt ſtand, war er fort und im ganzen Saale nicht mehr zu finden.

Nachher ſah ſie ihn tanzen, mit dieſer und jener. Zu ihr kam er nicht mehr. — Julia ſtürzte ſich nun ihrerſeits in das Getriebe. Es war die einzige Art, ihre Gedanken abzulenken, und zu verhindern, daß die Sehnſucht ihr aus den Augen ſchrie.

Ab und an kam ihr Gatte zu ihr mit irgend einer höflichen Redensart, die ſie eben ſo höflich erwiderte. Auf dieſe Weiſe — das wußte ſie — wurde ſie ihn am ſchnellſten wieder los.

Endlich, endlich war es ſo weit. Ihre Geduld hätte auch kaum länger gehalten. Die langen gedeckten Tafeln und einige kleinere Tiſche wurden hereingeſchoben. Die Thüren eines Nebenraumes, in welchem das Büffet aufgeſchlagen war, öffneten ſich weit. Paarweiſe drängte ſich alles hinein.

So spät wie möglich erschien Björn, um seiner Dame die ihm von ihr aufgenötigten Ritterdienste zu erweisen.

„Ich habe an einem kleinen Tisch zu vieren für uns Plätze belegt," sagte er. „Ist Ihnen das recht?"

„Ach nein — lieber an der langen Tafel," meinte sie.

„Warum?" fragte er und sah sie an. Sie wurde rot. Dann lachte sie mutwillig.

„Weil man da ungestörter ist," sagte sie. Schweigend kam er ihrem Wunsche nach und änderte es nach ihrer Angabe. Sie setzte sich, er bediente sie, und sie ließ es sich mit sichtlichem Behagen gefallen. Endlich hatten alle Platz genommen und waren beschäftigt. Auch Björn saß neben Julia und leerte schweigend seinen Teller. Sie machte mehreremale einen vergeblichen Versuch, ihn anzureden. Sein Schweigen bedrückte sie; sie schämte sich. Plötzlich stiegen ihr Thränen in die Augen; so schnell und groß, daß sie erschrocken das Taschentuch darauf drückte. In diesem Augenblick sah Björn sich nach ihr um.

„Aber — mein Gott —" rief er und ließ die Gabel fallen.

„Still," sagte sie und begann hastig zu essen und zu trinken. „Es ist nichts: nichts Neues wenigstens. Sprechen Sie nicht davon."

Björn schwieg, starrte vor sich hin und seufzte schwer.

„Wir müssen uns unterhalten," sagte Julia leise. „Es ist auffallend, wenn wir so stumm sind. Ich will Ihnen etwas erzählen. Mein Mann hat mir heute gesagt, daß er nie wieder mit mir Bälle und Gesellschaften besuchen würde, wenn ich mich nicht zurückhaltender benähme."

„Da hat Ihr Herr Gemahl sehr recht, und ich kann ihm das gar nicht verdenken," sagte Björn sehr ruhig.

Julia starrte ihn an, mit weit aufgerissenen Augen, wie ein entsetztes Kind.

„Ihr Mann," fuhr Björn scheinbar unbewegt fort, „hat selbst die Grenze überschritten, vor welcher man ein so lebhaftes Vergnügen an Tanz und Spiel empfindet. Es ist sehr natürlich, daß er seine Frau da zu sehen wünscht, wo er steht: jenseits dieser Grenze. Und es ist Ihre Pflicht, ihm zu folgen. Die Frau gehört zum Manne."

„Es ist aber trotzdem ein ganz unberechtigtes Verlangen," entgegnete sie eifrig. „Ich bin noch viel zu jung, um mit all diesen Dingen schon abgeschlossen zu haben. Ich stehe noch nicht jenseits dieser Grenze! Warum soll sich immer die Frau dem Manne fügen, und niemals der Mann der Frau!"

„Ja — das ist nun einmal so," sagte Björn unerschütterlich.

„Das ist aber schreiender Egoismus," eiferte sie. „Ihm kostet es nur einige Unbequemlichkeiten, vielleicht ein wenig Langeweile, wenn er mir in diesem Falle nachgiebt. Ich — werde todunglücklich, wenn ich mich fügen muß!"

Der Egoismus ist auf ihrer Seite eben so groß, dachte Björn. Man sah, es bereitete ihm Qual, solch leichtfertiges Zeug aus ihrem Munde zu hören.

„Ich will nicht glauben, daß Sie im Ernſt ſprechen," ſagte er. „Daß wirklich Ihr Glück oder Unglück davon abhängt, ob Sie ſich putzen, tanzen und ſich feiern laſſen können, oder nicht —"

„Davon nicht!" erwiderte ſie verträumt; „nein, davon gewiß nicht —"

„Und es iſt ſehr peinlich für mich," fuhr er trocken fort, „wenn Sie in ſolcher Weiſe zu mir über Ihren Gatten reden!"

Sie ſah ihn mit offenem Munde erſtaunt an.

„Warum? Das iſt doch ſehr natürlich — Sie ſind der einzige Menſch, dem ich vertrauen, gegen den ich mein Herz erleichtern kann!"

„Wollte Gott, ich wäre es nicht!" dachte Björn. Sein Geſicht nahm einen tief kummervollen Ausdruck an. Seine Bruſt arbeitete ſchwer.

„Dſchulia —" ſagte er leiſe mit der ihm eignen, weichen Ausſprache ihres Vornamens, und es überrieſelte ſie wonnig, dieſen Namen ſo weich und leiſe von ſeinen Lippen fallen zu hören — „Dſchulia, ich werde gleich nach dem Eſſen fortgehen —"

„Warum?" unterbrach ſie erſchrocken.

„Ich fühle mich nicht wohl," ſagte er leichthin. „Aber ich muß Sie ſprechen — allein ſprechen —" fuhr er gequält fort — „Sagen Sie mir wann!"

Julia ſtarrte ihn an mit großen, entzückten Augen; das Herz ſchlug ihr zum Zerſpringen. Und er ſaß da und ſah in ſein halbgeleertes Glas, traurig — verzweifelt.

„Mein Mann iſt bis um zwei Uhr auf dem Bureau," ſagte ſie mit vor Erregung ſchwankender Stimme. „Ich werde Sie erwarten —"

„Gut — ich werde mich vom Dienſt frei machen. Um zwölf Uhr bin ich bei Ihnen. — Darf ich Ihnen noch etwas zu eſſen holen?"

„Ich danke —"

Sie wäre nicht im ſtande geweſen, jetzt noch einen Biſſen herunterzubringen. Da ging er, um ſich ſelbſt zu verſorgen. Es ärgerte ſie faſt, daß er an ſolche leibliche Dinge dachte in einem Augenblick, wo ſie ſein Herz entgegengenommen zu haben glaubte. Sie ſah ihm nach, wie er ſich entfernte; ihre Augen blieben auf der Thür haften, durch die er hinausging, mit einem hungrigen, gierigen Ausdruck, bis er wieder im Lichtkreis ihres Blickes erſchien. Sie ſah ihm aufmerkſam zu, wie er einen Biſſen nach dem andern zum Munde führte, wie er trank, wie er ſich die perlenden Tropfen aus dem dunkeln Schnurrbart wiſchte; ohne mit ihr zu ſprechen, ohne ſie anzuſehen, ohne ſich in irgend einer Weiſe um ſie zu kümmern; als ob er gar nicht ahne, daß ſie da ſei; daß ſie ſich ſeit einigen Tagen gefreut hatte auf dieſen Augenblick; daß ihr Leben überhaupt nur nach den Augenblicken zählte, die ſie mit ihm verlebte.

Man erhob ſich, und er reichte ihr höflich den Arm. Er führte ſie ſchweigend in den Saal zurück, verneigte ſich vor ihr und wandte ſich zum Gehen. Unwillkürlich ſtreckte ſie die Hand nach ihm aus — er that, als ſähe er es nicht. Eine unbeſtimmte, bange Ahnung machte ihre Seele zittern.

„Björn —" ſagte ſie mit vor aufſteigenden Thränen unſicherer Stimme. Er that, als höre er es nicht.

Heimlich ſtahl er ſich davon und ſchlenderte einſam und langſam durch die nächtlich leeren Straßen nach Hauſe. Die Steine waren naß und kalt; es ſchneite nicht mehr; ein lauer Wind riß die Wolken auseinander; hier und da ſchimmerten ein paar Sterne durch die dicke, feuchte Luft.

Immer langſamer wurde ſein Schritt, als trüge er an einer ſchweren, ſchweren Laſt, die ihn zu Boden zu drücken drohte. Das war die unſelige Leidenſchaft, die ſich ſeiner bemächtigt hatte wie der Dieb in der Nacht, wie ein Dämon der Finſternis, der ſeine redliche Seele entweihen und vernichten wollte. Er hatte es nicht gewollt; er war nie auch nur in Gedanken leichtfertig geweſen. Er hatte die Gefahr nicht geſucht, die ſich ihm aufdrängte in der bethörend lieblichen Geſtalt des ſchillernden Falters, der ſeine Augen mit farbenſprühendem Gegaukel feſſelte und blendete. Und als er ſie erkannt hatte, die verführeriſche Gefahr, da war er vor ihr geflohen. Aber ſie war ihm nachgegangen. Mit rückſichtsloſer Begehrlichkeit hatte ſie ſich in ſeine Seele hineingedrängt, mit ihrem ſchimmernden Seidenhaar, mit ihren tauglitzernden Augen, mit ihrem ſüß lächelnden Munde. Er hatte ſich eingeredet, es ſei nur eine flüchtige Verliebtheit, ein aufflackernder Sinnenrauſch geweſen, ebenſo heftig wie vergänglich. Aber es war mehr.

Es war geſchehen um die Ruhe ſeiner Tage, um den Schlaf ſeiner Nächte, um den Frieden ſeines Gewiſſens. Zwiſchen ihm und allem übrigen ſtand Julias Bild und jagte ſeine feſte, treue Seele mit allen Schrecken einer verhängnisvollen Leidenſchaft.

Er that das einzige, was er noch thun konnte: er legte dieſe Leidenſchaft, die er nicht mehr beſchwichtigen konnte, hinter Schloß und Riegel; er ließ ſie hungern und bluten in Ketten und Banden im tiefſten Verließ ſeines Herzens, und bildete ſich lange Zeit ein, niemand wiſſe darum.

Bis eines Tages ihm aus Julias Augen der treue Widerſchein der eignen Leidenſchaft entgegenleuchtete, nur zügelloſer, vermeſſener als die ſeine. Ihn brachte dieſe Entdeckung faſt um ſeinen Verſtand. Und ſie lächelte, ſüßer und ſeliger denn je, wie in ſicherer Erwartung eines unbeſchreiblichen Glückes.

War ſie dumm? war ſie leichtfertig?

Wie Furien war es hinter ihm her; es fraß ihn innerlich auf; er wütete gegen ſie und liebte ſie doch täglich mehr. Und ſie lächelte dazu und ſtrahlte ihn an. Er wollte es nicht ſehen; er wollte nichts wiſſen von ihr; er wollte nicht unterliegen.

Und endlich unterlag er doch.

Es kam der Tag, an welchem er ihr ſagte, daß er ſie liebe, heiß, glühend, ohne Sinn und Verſtand, leidenſchaftlich und hoffnungslos. Wie es möglich geweſen, wußte er nachher nicht mehr. Sie hatte ihm die Worte aus der Tiefe ſeiner Seele einzeln heraufgelockt mit ihren ſehnſüchtigen Augen, mit ihrer hingebenden Lieblichkeit, mit dem unbewußt ſinnlichen Zauber ihres Weſens. Aber es hätte doch nicht ſein dürfen; er war Mannes genug, um zu verweigern, was ein Paar verführeriſche Weiberaugen erflehten. — Mitten in der Unterredung, in dem heiſern Liebesgeflüſter war er aufgeſprungen und davongelaufen, entſetzt über das, was nun unwiderruflich geſchehen war. Es war die höchſte Zeit geweſen; die nächſte Minute hätte ſie in ſeine Arme gelegt.

Draußen kam die Überlegung. Warum hatte er das gesagt! Zu welchem Ziele konnte es führen! Sie konnten sich nicht heiraten; sie konnten sich nie vereinigen. Und wenn Julia sich von ihrem Manne trennen wollte um seinetwillen — er konnte niemals eine Abgeschiedene freien; er hätte sich selbst nicht mehr geachtet, wenn sein Benehmen eine Frau zur Sünde verleitete; er hätte die Frau nicht achten können, die seinetwegen Ehre und Pflicht vergessen hatte.

Und dann kam die Reue. Die Reue, unter deren scharfen Geißelhieben er sich den heldenhaften Entschluß abrang, der dem allen ein Ende machen sollte; der seiner Jugendfrische die Blüte abschlug, der ihm aber die Selbstachtung wiedergab; der Entschluß, den er ihr morgen mitteilen wollte.

In seiner dunkeln Wohnung machte er Licht. Es war warm und sah behaglich bei ihm aus. Er hatte sich hier eingerichtet in der Aussicht, in der Hoffnung auf eine lange Reihe angenehmer Jahre. Es sollte nicht sein.

Warum liebte er sie nur so sehr, so schmerzhaft, so vernunftlos! Sie war es gar nicht wert — sie war eine duftende Blume, deren geheimnisvoll anziehender Kelch niemals eine gesunde Frucht zeugen würde.

Aber fragt die Liebe: warum? Sie bemächtigt sich des Menschen, ob er will oder nicht, und es kommt nur darauf an, ob er stark genug ist, sie zu ertragen oder zu überwinden.

Der arme Björn verbrachte auf dem Ruhekissen gewissenhafter, unwiderruflicher Vorsätze eine elende, schlechte Nacht.

Inzwischen fuhr Eberhard Altefahr mit seiner Frau nach Hause. Es wurde nicht viel zwischen den beiden gesprochen. Sie vermißte ihres Mannes Unterhaltung nicht. Sie dachte nur an Björn, und ihr ganzer Mensch zitterte dem kommenden Morgen in unsinniger, blinder Freude entgegen. Er wollte sie sprechen — allein — was immer er ihr auch zu sagen haben könnte, es würde in Nichts zusammenschrumpfen vor dem Glück, allein, ganz allein mit ihm zu sein, sich ohne Furcht vor Zeugen und Mitwissern an seiner Nähe berauschen zu können.

Erst, als sie sich ihrer Wohnung näherten, besann sie sich wieder auf ihren Gatten, auf das wirkliche Leben, und ein schwerer Druck legte sich auf ihr Herz. Aber sie bemühte sich, ihn leichtsinnig abzuschütteln.

„Unüberwindliche Abneigung ist Scheidungsgrund," sagte sie sich. „Und wenn er nicht zugiebt, daß die Abneigung gegenseitig ist — nun, so giebt es noch einen andern, durchschlagendern Grund —" und dabei schloß sie die Augen, es lief ihr heiß und kalt über die Glieder, und vor den geschlossenen Lidern tanzte in flimmernder Röte das erregte Blut.

Als ihr Mann ihr beim Aussteigen behilflich war und ihr die Hand reichte, überrieselte es sie wie Abscheu. Wie zwei unversöhnlich feindselige Elemente wichen sie voreinander zurück; er mit seinem schweren, kalten Blut und sie mit ihrem heißen, aufschäumenden. Feindselig war der Blick, mit dem sie ihn scheu betrachtete, als sie in dem spärlich erhellten Wohnzimmer einander gegenüber standen.

„Hab' ich mich heut zu deiner Zufriedenheit benommen?" fragte sie mit zornigem Spott und kniff die Lippen zusammen. Er antwortete nicht gleich.

„Die Sache ist zu ernst, um sie zum Gegenstand leichtfertigen Gespöttes zu machen," sagte er dann kalt.

„Ich spotte gar nicht," erwiderte sie gereizt. „Da du mich nicht tadelst, so nehme ich an, daß du mit mir zufrieden bist; und wenn du mir deine Unzufriedenheit stets rücksichtslos ausdrückst, so kannst du mir auch deine Zufriedenheit zu erkennen geben. Tadle nicht immer nur — lobe auch!"

„Wenn du dich anständig beträgst, so ist das etwas ganz Selbstverständliches und keines besondern Lobes wert. Pflichterfüllung ist stets etwas Selbstverständliches und wartet nicht auf Lob."

Julia lachte nervös.

„Du bist ein Philister reinster Güte —"

„Wenn du damit meinst, daß ich nichts von all den ungezügelten Lüsten und Begierden kenne, die dich friedlos machen, so ist das die größte Anerkennung, die du mir spenden kannst." Er sagte das mit schwerem Nachdruck und verließ das Zimmer, die Thür heftig hinter sich schließend.

Julia biß die Zähne aufeinander, daß es knirschte, und zwischen den Lippen hindurch kam ein leiser Ton wie das Zischen einer getretenen Schlange. Sie ballte die Hände zu Fäusten und schüttelte sie, als hingen Ketten daran; in ihren Augen funkelte etwas Böses.

Dann plötzlich lachte sie auf, selig und leichtfertig, verschränkte die Arme im Genick, warf den Kopf nach hinten und starrte mit verzückten Augen zur Zimmerdecke empor.

„Morgen —" flüsterte sie; „morgen —"

Der hohe Spiegel warf ihr reizendes Bild zurück; sie sah es und freute sich daran, und überlegte, was sie „morgen" anziehen würde. Und dabei fing sie an zu zittern.

„Was will er nur von mir — was will er nur —" und dann beantwortete sie die eigne Frage: „Nichts, was ich nicht zu geben bereit wäre!"

Schon eine Stunde vor der verabredeten Zeit erwartete sie ihn, in einem leicht gerafften, rosenroten Morgenkleide; ihre Wangen brannten vor Erregung, und ihre Augen leuchteten. Sie sah entzückend aus, hell, duftig, von Leben durchglüht — das verkörperte Liebesgewähren.

Bald lief sie auf dem dicken Teppich auf und ab, bald stand sie am Fenster, von der gestickten Tüllgardine halb verborgen. Dann starrte sie minutenlang in verzehrender Ungeduld auf die behaglich tickende Stutzuhr von buntem Porzellan. Dann rückte und ordnete sie hier und da, wo es gar nichts zu rücken und zu ordnen gab, setzte sich hin und sprang wieder auf — klappte ein Buch auf und wieder zu, und dabei klopfte ihr das Herz in rasender Geschwindigkeit.

Endlich, zehn Minuten nach zwölf, kam er. Sie hörte ihn klingeln, hörte seine Stimme auf dem Flur, ruhig wie immer, hörte seinen Schritt sich nähern. Sie blieb

ſtehen, wo ſie gerade ſtand; es war, als fröre ſie faſt, ſo kalt wurde ihr vor Wonne; das Herz ſchlug kaum mehr —

Björn Heddenholm betrat zum erſtenmal ſeit jenem unſeligen Tage wieder Julias Boudoir. Es verurſachte ihm ein körperliches Unbehagen, den Ambraduft einzuatmen, der hier immer ſchwebte — noch dazu überwacht und nüchtern, wie er war — und all die Gegenſtände wieder zu ſehen, die ſein Gedächtnis mit quälenden Erinnerungen gemiſcht unauslöſchbar in ſich aufgenommen hatte. Er ſah ernſt und traurig aus, wie am Abend vorher, und obendrein elend.

„Ich habe es kaum erwarten können —“ ſtotterte Julia, da er nichts ſagte, und fühlte die Adern im Halſe ſchlagen. Björns Antlitz verfinſterte ſich; der Blick, mit dem er ſie anſah, war beinahe zornig.

„Ich hoffe nicht, daß Sie denken, ich ſei gekommen, um verbotenen Freuden zu frönen,“ ſagte er mit kurzer, trockner Stimme und legte Mütze und Säbel auf einen Stuhl an der Thür. Julia war durch dieſen Ton ſo verängſtigt, daß ſie nicht mehr wagte, oder auch vergaß, ihm die Hand zu geben.

„Ich — ich — ich weiß ja gar nicht —“

„Das alles muß jetzt ein Ende haben,“ unterbrach er rauh ihre zitternden Worte.

Julia ergriff einen Seſſel, der ihr zunächſt ſtand, und ſtützte ſich mit beiden Händen darauf.

„Was muß ein Ende haben?“ fragte ſie heiſer.

„Dieſes ganze unwürdige, ſündhafte Verhältnis, in das wir uns haben hineinreißen laſſen. — Geſtern,“ fuhr er fort, reckte ſich hoch auf und zog die Stirn in ſchmerzliche Falten, „habe ich meine Verſetzung beantragt.“

Eine fürchterliche Stille folgte ſeinen Worten. Julia wurde bleich; in ihren Augen erloſch das glitzernde Licht; ſie rührte ſich nicht; ſie ſagte nichts. Er wagte nicht, ſie anzuſehen. Finſter zu Boden ſtarrend, fuhr er fort:

„Das, was zwiſchen uns vorgefallen iſt, macht es mir unmöglich, noch länger in Ihrer Nähe zu bleiben. Es wäre ein Unrecht an Ihnen, an mir und an — einem Dritten; ein Vergehen gegen Ehre, Pflicht und Gewiſſen —“

Julia ſtieß einen merkwürdigen kleinen Ton aus, halb Wut, halb Gelächter. Nun ſprach auch der ihr von Pflicht. —

„Wenn Sie ſo pflichttreu ſind,“ würgte ſie aus zugeſchnürter Kehle hervor, „ſo hätte Ihnen das alles ſchon früher einfallen ſollen!“

„Ja,“ ſagte er traurig, „Sie haben recht, und es iſt mir unbegreiflich, daß es mir nicht eher einfiel —“

„Und jetzt iſt es zu ſpät —“ unterbrach ſie geängſtigt.

„Nein, es iſt niemals zu ſpät für Reue und Umkehr,“ ſagte er ſehr ernſt. „Es koſtet nur einen herzhaften Entſchluß. Und der iſt gefaßt. Ich bin gekommen, Ihnen dieſen Entſchluß mitzuteilen und Ihnen Lebewohl zu ſagen. Ich hoffe morgen einen Urlaub anzutreten und dann direkt meine neue Garniſon zu beziehen.“

Julia hatte ſich aufgerichtet und ſtarrte ihn mit wahrhaft entſetzten Augen an. Morgen ſchon — morgen ſchon —

„Björn!“ ſchrie ſie auf; ihre Arme thaten ſich auseinander, als wolle ſie ſich auf ihn ſtürzen — ſtatt deſſen ſchlug ſie die Hände vor das Geſicht, ließ ſich in den Seſſel fallen, an dem ſie ſtand, und fing laut und haltlos zu weinen an.

„Mein Gott, nehmen Sie ſich doch zuſammen!“ fuhr Björn ſie an und ſah ſich unwillkürlich nach den Thüren um. „Wie kann man ſich ſo gehen laſſen!“

Als ſie ſah, daß ihre Thränen ihm gar keinen Eindruck machten, that ſie ihnen Gewalt an.

„Überlegen Sie doch einmal ganz ruhig,“ fuhr Björn mit bewundernswerter Selbſtbeherrſchung fort, „wohin ſoll denn dieſer Zuſtand führen! Dauern kann er nicht; er treibt vorwärts; er treibt uns einem Abgrund entgegen —“

„So will ich in dem Abgrund zerſchellen!“ rief ſie außer ſich. „Ich kann dies elende Leben nicht weiter ertragen!“

„Sie müſſen es!“ ſagte er hart. „Und wenn Sie es richtig anfangen, ſo braucht es nicht elend zu ſein.“

„Sie ſind ſehr weiſe — o, früher waren Sie es nicht —“ ſchluchzte ſie auf.

„Ich will mich freuen, wenn ich weiſe geworden bin,“ ſagte er. „Ich habe jedenfalls nicht Luſt, mich in den Abgrund zu begeben; ich will meine Selbſtachtung behalten — und ich will nicht mein Seelenheil leichtſinnig verſcherzen.“

Julia blieb minutenlang ſtill und nachdenklich ſitzen. Dann ſagte ſie mit bitterm Hohn in ihrer weichen Stimme:

„Das ſind ſehr ſchöne Redensarten. Seien Sie doch lieber ehrlich in dieſer Stunde, der Sie einen ſo feierlichen Anſtrich geben. Sagen Sie doch lieber: ich liebe Sie nicht mehr, Julia; ich bin Ihrer überdrüſſig geworden; ich habe erreicht, was mich lockte — ich habe Sie in meinen Armen gehalten und habe Sie geküßt — nun bin ich ſatt; und weil Ihr weiterer Anblick mir ein peinlicher Vorwurf wäre, ſo will ich mich dieſem Anblick lieber entziehen und meiner Wege gehen!“

Björn war bei dieſer häßlichen Rede ſehr blaß geworden.

„Nein,“ erwiderte er, immer noch ruhig, „ſo kann ich nicht ſagen, denn das wäre gelogen. Ich liebe Sie immer noch, und gerade darum muß ich um ſo dringender fort. Können Sie denn das nicht begreifen, Julia!“

„Nein, ich kann es nicht begreifen! Kann nicht begreifen, warum Sie mich erſt umgarnten und anlockten mit Ihrer Liebe, warum Sie ſich in meine Ruhe drängten und mir meinen Frieden nahmen, warum Sie mich verfolgten —“

„Julia!“ rief er voll tief ſchmerzlichen Vorwurfes. Er war aber viel zu vornehm, zu ſtolz und zu rückſichtsvoll, um ihr ihre leidenſchaftlich ausgeſtoßenen Anſchuldigungen zurückzugeben. Er ſah ſie nur an mit einem großen, ernſten Blick, unter dem ſie ſchuldbewußt erglühte.

„Es iſt ja auch gleich, wie es kam,“ ſagte ſie kläglich. „Es iſt geſchehen und iſt nie wieder auszulöſchen. — Aber wenn du mich verläßt —“ fuhr ſie fort, und kauerte ſich frierend zuſammen wie ein kranker Vogel, „wenn du mir das Einzige nimmſt, was mir das Leben erträglich macht, ſo weiß ich nicht, was aus mir wird; ſo werde ich ſchlecht und leichtſinnig; ſo gehe ich auf dieſe oder jene Weiſe unter!“

„Sie haben auch früher leben müſſen ohne mich —“

„Früher, als ich dich nicht kannte! Jetzt — geht es nicht mehr.“

„Es muß gehen," sagte er unerschütterlich. „Sie müssen in sich selbst finden, womit Sie es ertragen. Ich kann Ihnen nicht mehr helfen — ich habe Ihnen nie helfen können; es ist alles nur schlimmer geworden durch mein Dazukommen. Vielleicht wird es Ihnen doch wieder leichter, wenn ich nicht mehr da bin. Jedenfalls müssen Sie sich nun auf Ihre eigne Kraft allein verlassen, denn unsre Wege müssen sich scheiden — müssen sich scheiden!" wiederholte er lauter, als sie ihn unterbrechen wollte. Sie sank noch tiefer in sich zusammen. Sie hätte ihn hassen mögen; aber wider Willen mußte sie Ehrfurcht vor ihm empfinden.

„Warum — warum — jetzt, wo ich nicht mehr kann!" stöhnte sie, und legte das Gesicht in die Hände. Er sah den schimmernden, goldhaarigen Kopf, den vor Erregung und Weinen zuckenden Körper. „Es ist nur Egoismus von dir, kläglicher Egoismus!" Und sie schluchzte weiter.

Es schnitt ihm in die Seele, sie so kauern und jammern zu sehen — jammern um ein Elend, das er hatte anrichten helfen. Er hätte gern diesen blonden Kopf geliebkost, dieses arme, unglückliche Weib getröstet —

Nein, nein! rief er sich zornig zu, und legte die Hände, die sich nach ihr ausstrecken wollten, auf den Rücken zusammen.

„Julia!" sagte er beschwörend, „wenn du noch irgend etwas Gutes für mich thun willst, so hör auf zu weinen!"

Sie war zwar böse auf ihn, aber sie that doch, was er bat; sie konnte nicht anders.

„Sieh mal, Julia," begann er so ruhig wie möglich, und ging dabei mit gesenktem Kopfe umher, „ich gehe doch nicht nur meinetwegen, sondern auch deinetwegen. Du hast dein Herz an mich gehängt — wie ich an dich das meine — du hast nicht die Absicht, mich wieder loszulassen. Du bist ganz in der Gewalt deiner Leidenschaft. Du würdest dich besinnungslos in meine Arme stürzen, wenn ich sie dir öffnen würde. Aber ich werde das nicht thun — nie wieder. Und dann würdest du an mir vorbeistürzen — ins Bodenlose. Hab' ich recht, Julia?"

„Ja, gewiß hast du recht! Und darum eben —"

„Wenn ich aber nun fortgehe," sprach er weiter, „wenn du mich nicht mehr siehst und nichts mehr von mir hörst, so wirst du mich vergessen. Was dir sichtbar und greifbar bleibt, wird das Gewesene und Verschwundene verdrängen —"

„Ich werde dich nie vergessen," sagte sie trotzig.

„Doch, du wirst. Du wirst müssen, was du nicht willst, kraft deines Temperaments, deiner Charakteranlagen."

„Ich werde dich nicht vergessen," wiederholte sie. „Du meinst, ich sei leichtsinnig und unbeständig — ich bestreite es nicht. Einmal aber fällt auch über den Flatterhaftesten die Kette, von der ihn niemand und nichts mehr löst; und das ist für mich die Liebe zu dir! Lebenslang wird sie mir anhangen, werd' ich sie mit mir herumzerren, wird sie mich wund scheuern — bis ich erschöpft zusammenbrechen werde. Meinetwegen — ich mache mir nichts mehr aus dem Leben. — Björn!" rief sie, und rang ihm die Hände entgegen, „du kannst es nicht übers Herz bringen, uns zu trennen! Zu fest schon sind wir miteinander verbunden! Nenne es Sünde, nenne es Ehrlosigkeit, was uns bindet — gleichviel, wenn du das Band zerreißt, so geht es ans Leben! —

Und warum willst du uns trennen! Sieh, ich bin bereit, alles zu thun — ich will meinen Mann verlassen, ich will mich scheiden lassen — ich will", fuhr sie fort und senkte das Haupt und schauerte zusammen, „irgend etwas Schlechtes thun, nur um einen Grund zu haben, ihn zu verlassen —"

„Ich will aber nicht, daß du irgend etwas derartig Unsinniges thust. Wärest du frei gewesen, als ich dich kennen lernte — ich hätte dich in meine Arme genommen, und hätt' ich dich aus dem Schmutz der Straße auflesen müssen. Wenn du dich befreitest durch eine — Gemeinheit, um mir anzugehören, so würde ich dich nicht nehmen, selbst wenn du dich gewaltsam an meine Ferse hängtest. Denn eine Frau, die ich nicht achten kann, die kann ich nicht lieben, und noch viel weniger zu meiner Frau machen. Darum, Julia, damit ich nicht die Achtung vor dir verliere — laß mich ziehen! Sage mir, daß du die Notwendigkeit einsiehst!"

Es kostete ihm eine übermenschliche Anstrengung, so schonungslos mit ihr zu reden; die feuchten Tropfen standen ihm auf der Stirn. Er hoffte, daß sie in Zorn und Entrüstung auffahren, und ihm so das Schwere erleichtern würde. Er begriff eigentlich doch nicht ganz, daß sie sich das alles so ruhig sagen ließ —

Es that ihr weher, als er glaubte, als er sie — trotz aller Liebe zu ihr — Schmerz zu empfinden für fähig hielt. Sie fror innerlich bei seinen Worten, sie zerrissen alles in ihr; es war, als müßten ihr die Sinne vergehen vor sehnsüchtigem Schmerz; als müßte sie gleich auf der Stelle verrückt werden bei dem Gedanken, daß er morgen schon — morgen schon für immer gegangen sein würde. Und so kroch sie noch tiefer in sich zusammen und vergaß allen Stolz und alles äußerliche, flitterhafte Beiwerk.

Die Liebe zu ihm war das einzige starke, echte und wahre Gefühl ihrer Seele.

„Sei nicht so unbarmherzig!" stöhnte sie. „Wenn du mich verlassen, dem Elend preisgeben willst — ich kann es nicht hindern. Aber sag' mir nicht so entsetzlich grausame Dinge! Meine einzige Sünde ist meine Liebe — und diese Sünde teilst du mit mir!"

„Ja, Julia, und darum nimm du deinen Anteil daran, wie ich den meinen, und wirf ihn von dir!" Seine Stimme klang warm und weich und hatte etwas zuversichtlich Flehendes. Aber mit dem Zauber dieser Stimme rief er alle Dämonen ihrer Seele wach.

„Wenn du das kannst — ich kann es nicht! Ich kann nicht vergessen, was ich liebe, was ich so liebe! — Ich will es auch nicht vergessen!" Und aufspringend, ergriff sie seine Hände, ehe er es hindern konnte. „Es ist nicht wahr, alles was du da sagtest!" rief sie in echter, hilfloser Angst. „Du wirst nicht so ehrlos sein, mich zu verlassen, nachdem du mich krank und elend gemacht hast vor Liebe zu dir! Nein, du darfst nicht! Du sollst nicht! Sieh — so will ich dich halten!" Ihre weichen kleinen Finger umklammerten seine Handgelenke wie würgende Schlingen. „Und wenn du dennoch gehst, so wirst du mich hinter dir her schleifen — durch den Schmutz — über Steine und Dornen — bis ich mich verblutet habe —"

Immer näher kam sie ihm — sie neigte sich über ihn mit heißen, offnen Lippen, mit glühenden Augen; er fühlte ihre Pulse schlagen, er atmete förmlich die entsetzliche Aufregung ein, die ihr ganzer Leib ausströmte.

Es wurde ihm schwarz vor den Augen.

„Julia — Weib — laß mich —“ sagte er heiser. Und immer näher kam sie — immer näher — wie Alpdrücken lastete ihre Nähe auf ihm. Nein — sie sollte nicht Gewalt über ihn haben, die verführerische, süße Sünde —

„Laß mich!“ fuhr er sie rauh an. Mit einer heftigen Bewegung befreite er sich aus ihren Händen.

Sie schrie leise auf, taumelte zurück und stürzte wieder nach vorn. Ihre Finger krallten sich in das Tuch seines Waffenrockes. Es zuckte in ihm vor Wut — er wäre fast brutal geworden.

„Laß mich —“ sagte er noch einmal mit furchtbar drohenden Augen. „Zu solchem Spiel bin ich nicht hergekommen; wenn du mich nicht gutwillig losläßt, so brauch' ich Gewalt!“

Da war es, als ob ihre Finger erlahmten; sie stieß ihn von sich und wandte das Gesicht ab.

„Lebe wohl, Julia!“ Sie antwortete nicht; sie würdigte ihn keines Blickes.

Da nahm er Mütze und Säbel und ging aus dem Zimmer. Er hatte sich nicht einmal gesetzt während der ganzen Unterredung.

Er machte die Thür hinter sich zu und verließ die Wohnung; 'es war ihm angenehm, dabei keinem Dienstboten mehr zu begegnen. Er stieg die Treppe hinunter, langsam, schwerfällig. Die letzte Hoffnung, welche er noch an diese Frau geknüpft hatte, die Hoffnung, sie in der Abschiedsstunde groß und gut zu finden, war ihm zerschlagen worden.

Auf der Straße stand er still. Der rauhe Märzwind pfiff ihm um die Stirne; es that ihm gut; ebensogut wie der rücksichtslose Straßenlärm seiner wunden, zerrissenen Seele wehe that. Endlich fiel ihm ein, daß er weitergehen müsse. Er ging; aber mit jedem Schritt schien er eine Fessel zu zerreißen, so mühsam und gewaltsam bewegte er sich. Ihm war immer, als höre er hinter sich, in weiter Ferne, Julias Schluchzen —

Er trat in eine Restauration ein und ließ sich ein Glas starken Wein geben. Ihm war übel.

Dann ging er zu seinem Kommandeur. Er traf ihn zu Hause und wurde angenommen.

„Herr Oberst,“ sagte Björn, als er dem Vorgesetzten gegenüberstand, ohne eine Aufforderung zum Sitzen abzuwarten, „ich bitte gehorsamst, mir einen längeren Urlaub zu bewilligen.“

Der Oberst sah ihn etwas erstaunt an.

„Jetzt, mitten in den Frühjahrsübungen?“

„Ich weiß, daß der Augenblick schlecht gewählt ist,“ sagte Björn. „Ich würde diese Bitte auch gewiß nicht aussprechen, wenn ich mich fähig fühlte, den Anforderungen des Dienstes zu genügen. Das ist aber nicht der Fall. Es geht mir nicht gut — schon seit längerer Zeit nicht.“

Der Oberst bemerkte, daß sein Offizier in der That auffallend nervös und elend aussah.

„Setzen Sie sich doch!“ sagte er; und dann, als sie beide Platz genommen: „Haben Sie einen Arzt gefragt?“

„Nein, Herr Oberst.“

„Wo wollen Sie denn hin?“

„Ich weiß es noch nicht, Herr Oberst.“

„Ja — was fehlt Ihnen denn eigentlich?“

Björn schwieg. Der Oberst beobachtete ihn schweigend und schien seine besondern Gedanken zu haben.

„Ich entbehre Sie ungern — gerade jetzt. Sie sind einer meiner fähigsten und besten Offiziere. Aber gerade darum, weil Sie vor allen immer Ihre Pflichten aufs treuste und beste erfüllt haben, möchte ich Ihnen gefällig sein, auch wo es mir einmal unbequem ist. — Wann wollen Sie denn fort?“

„Ich möchte bitten, meinen Urlaub morgen schon antreten zu dürfen,“ sagte Björn gepreßt.

„Morgen schon — nun, das ist ja sehr eilig. Aber darauf kommt es am Ende nicht an. — Wie lange wollen Sie fortbleiben?“

Björn atmete schwer; er wurde noch blasser und griff mit der Hand fest an den Säbel. Dann schlug er — wie das in entscheidenden Augenblicken seine Art war — die Augen voll und groß zu seinem Vorgesetzten auf und sagte:

„Herr Oberst, ich muß Ihnen noch melden, daß ich meine Versetzung in ein andres Regiment beantragt habe.“

Des Obersten Gesicht drückte bei dieser Nachricht deutlich ein mißfälliges Staunen aus.

„So — nicht möglich! Und das erfahre ich so nebenbei — so nachträglich?“

„Mein Entschluß war unwiderruflich,“ sagte Björn. „Da er mir aber sehr schwer geworden ist, konnte ich nicht vorher darüber sprechen.“

„Und was haben Sie denn für Gründe, wenn ich fragen darf?“

„Ich möchte gehorsamst bitten, mir die Antwort auf diese Frage zu erlassen,“ sagte Björn sehr nachdrücklich.

„Hm —“ machte der Oberst, trommelte mit den Fingern auf den Tisch und zog die Stirn in nachdenkliche Falten.

„Ich weiß,“ fuhr Björn ruhig und sachgemäß zu sprechen fort, „daß es kein gutes Licht auf mich wirft, wenn ich das Regiment, darin ich erst vor einem halben Jahr Aufnahme fand, nun wieder verlassen will. Ich fürchte, daß aus diesem Grunde mein Wunsch wenig Berücksichtigung finden wird. Ich möchte darum den Herrn Oberst um seine persönliche Verwendung für mich in dieser Sache herzlich und dringend bitten. Meine Gründe sind zwingender Natur; es sind Ehrensachen, Herr Oberst — ich bitte nochmals, mir weitere Auseinandersetzungen zu ersparen und in meine Ehrenhaftigkeit keinen Zweifel zu setzen!“ vollendete er gewaltsam.

Der Oberst hatte ihn, während er sprach, mit seinen ruhigen klugen Augen unausgesetzt beobachtet. Nun atmete er tief auf und sagte:

„Das letztere ist selbstverständlich. — Was Ihre Gründe anbetrifft, so kenne ich sie besser, als Sie denken. Ich sehe sie ein, und ich ehre sie.“

Der arme Björn wurde blutrot. Wußte denn der Oberst — wußte man etwa allgemein —

Ach, es war ja kaum anders möglich, als daß man es wußte. Sie hatte es ja zu rücksichtslos getrieben!

„Ich werde darum," fuhr der Oberst fort, „Ihren Antrag nach Kräften befürworten, und ich denke, das wird nicht ohne Erfolg bleiben. — Ich persönlich kann Ihren Entschluß nur bedauern; und nicht nur ich, sondern wir alle werden Sie schmerzlich vermissen; um so schmerzlicher, je höher ich und wir alle sie fortan achten werden. Sie haben sich ein besseres Andenken bei uns gesichert, als irgend ein andrer durch die größte Tüchtigkeit im Dienst —"

Weiter sah, hörte und verstand Björn nichts mehr.

Er ging nach Hause und verbrachte in dumpfer Unthätigkeit einige lange, öde Stunden. Die seelischen Kämpfe und Erregungen hatten seine Körperkräfte mitgenommen. Nun die schwerste Schlacht gewonnen war, verließ ihn die Herrschaft über seine Nerven.

Dann schrieb er an seine Eltern — ein Brief, der ihm unsäglich schwer wurde, weil er darin die Wahrheit umgehen mußte. Er teilte ihnen mit, daß er angegriffen und erholungsbedürftig sei und sich deshalb schnell entschlossen habe, den bewilligten Urlaub im Süden zu verleben. Um keinen Tag zu verlieren und die Erholungszeit gewissenhaft auszunutzen, werde er morgen schon abreisen. Sie möchten verzeihen, wenn er nicht vorher zu ihnen käme.

Um keinen Preis hätte er jetzt nach Hause gehen mögen. Sein Vater würde ihn den ganzen Tag in Anspruch nehmen und seine Aufmerksamkeit für hunderterlei Dinge verlangen; seine Mutter aber würde mit ihren liebevollen Augen auf dem Grunde seiner Seele lesen —

Allein mußte er jetzt sein, ganz allein mit sich, seinem Leid und seinem Gott. So nur konnte er niederkämpfen und überwinden, wobei ihm kein andrer helfen konnte und durfte. So nur konnte er das gestörte Gleichgewicht seiner Seele wieder herstellen.

Dann fing er an zu packen und Maßregeln zu treffen, die Auflösung seiner Wohnung, die während seiner Abwesenheit nötig werden würde, zu erleichtern. Er hatte nicht die Absicht, dazu wieder herzukommen.

Zur gewohnten Essensstunde erschien er im Kasino.

„Morgen trete ich einen vierwöchentlichen Urlaub an," verkündete er seinen Kameraden mit lauter Stimme. „Heut will ich noch einmal vergnügt mit euch sein — ich lade euch alle ein zu einem frischen, fröhlichen Trunke!"

Sie bejubelten seinen Einfall so sehr, daß das Bedauern, ihn auf einige Zeit aus ihrem Kreise scheiden zu sehen, fast darüber zu kurz kam. Ihm war es eben recht. Je vergnügter sie waren, um so weniger brauchte er selbst sich anzustrengen. Es gelang ihm, sie in eine so heitere Stimmung zu bringen, daß sie es gar nicht bemerkten, wie er immer stiller wurde und immer elender aussah.

Plötzlich entdeckten sie, daß er aus ihrer Mitte entschwunden war — sich „heimlich gedrückt" hatte.

Am andern Morgen beim Dienst war er ernster und stiller als gewöhnlich; er sah aus, als habe er in der Nacht wenig oder gar nicht geschlafen.

„Katzenjammer," lachten die Kameraden. Wenn einer oder der andre vielleicht noch etwas weiteres dachte, so sprach er doch nicht darüber.

Um sechs Uhr abends stand er auf dem Bahnhof. Einige Offiziere begleiteten ihn. Niemand außer dem Regiment wußte noch um seine plötzliche Abreise; er hatte keinen einzigen Abschiedsbesuch gemacht.

Es war Björn fast lieb, daß das muntere Geplauder seiner Kameraden ihn umgab und seine Gedanken gewaltsam ablenkte — sie hätten ihm sonst zu wehe gethan. So kam er unter Geschwätz und Gelächter unversehens in das Coupé; ehe er noch recht wußte, was geschah, setzte der Zug sich in Bewegung.

„Auf Wiedersehen!" riefen sie ihm nach.

„Auf Wiedersehen!" rief er zurück. Es war ja nicht gelogen, er wünschte und hoffte wirklich, sie wiederzusehen — nur nicht hier.

Der Zug bewegte sich immer schneller; die öden, grauen Bahnhofsgebäude wichen zurück; noch ein letztes Mal lag die ganze Stadt vor seinen Blicken; die grünen Wiesen umher, die der Fluß durchrauschte — der Fluß, der bei Julias Fenstern vorüberfloß. Und dann blieb auch die Stadt zurück. In einer großen Kurve glitt der Zug, immer schneller laufend, nach rechts. Das letzte Haus der Stadt, die er niemals wiedersehen wollte, entschwand seinen Blicken.

Da ließ sich Björn auf einen Sitz niedersinken und schloß die Augen.

Das also war der Abschied!

Als Julia nach der kurzen, schlimmen Unterredung mit Björn allein geblieben war, verfiel sie in eine wahre Raserei.

Der Zorn, den sie vorübergehend gegen ihn empfunden, als all ihre Bemühungen, ihn zu halten, von ihm abglitten wie ohnmächtige Pfeile von einem ehernen Panzer, und der nur eine Äußerung ihrer Leidenschaft für ihn war, verwandelte sich in einen brennenden Schmerz, sobald er sie verlassen hatte.

Sie hatte sich auf diesen Mann gestürzt mit ihrer ganzen, unbefriedigten, haltlosen Seele; er sollte ihr Glück geben, sollte ihr das Leben ertragen helfen, sollte ihr Halt sein. Nun war er fort. Nun brach sie zusammen.

Sie weinte und schluchzte — sie tobte in den engen vier Wänden ihres beinahe zu üppig eingerichteten Boudoirs wie ein Kind, dessen hartnäckig auf eins zugespitzten Eigensinn man achtlos und rücksichtslos zerschlagen hatte. Endlich wurde sie erschöpft und müde. Und als sie ihren Mann nach Hause kommen hörte, floh sie in ihr Schlafzimmer, riegelte sich ein und ging zu Bett. Sie habe Migräne, ließ sie ihm sagen.

Drei Tage blieb sie liegen. Sie hatte keine Energie und keinen Mut, weiterzuleben. Sie wollte abwarten — und irgend etwas würde sich ja wohl ereignen.

Aber es ereignete sich nichts. Eberhard ließ sich mehreremal täglich nach ihrem Befinden erkundigen. Er kam auch selbst an ihr Bett und überzeugte sich, daß sie

Digitized by Google

erhitzt und fiebriſch ausſah, und trübe gerötete Augen hatte. Da ſie zum Sprechen nicht aufgelegt war, verließ er ſie allemal bald wieder. Zum Pflegen und Hätſcheln hatte er kein Talent. — Er ahnte nicht, daß Julia jedesmal, wenn er das Schlafzimmer verlaſſen hatte, einen Weinkrampf bekam und mit Händen und Füßen zuckte vor ungeduldigem Schmerz. Sie ſehnte ſich nach Liebe in dieſem unglückſeligen, troſtloſen Zuſtande ihrer Seele; nach Geſetz und Natur konnte ſie dieſe Liebe, nach der all ihr Inwendiges ſchrie wie das verdurſtende Wild nach Waſſer, von ihrem Gatten verlangen. Und er gab ſie ihr nicht: er ahnte nichts von dem Vorhandenſein ſolcher Bedürfniſſe, nichts von der Art, wie man ſie ſtillt. — Und ſie haßte ihn, weil er ihr das alles nicht geben konnte; haßte ihn, weil er ſtand zwiſchen ihr und dem, bei dem ſie das alles gefunden hätte.

„Aus dem Schmutz der Straße hätte ich dich in meine Arme genommen," ſo hatte Björn geſagt. O, wie ſie ſich ſehnte nach ſolchem Straßenſchmutz, nur, damit er ſie davon reinigen könnte! O, wie ſie ſich fortſehnte aus der kalten, öden Reinlichkeit ihres liebearmen Lebens!

Ganz heimlich, ganz im ſtillen hoffte ſie, Björn werde wiederkommen. Es konnte ihm doch nicht ernſt geweſen ſein mit ſeinen Abſichten. Ihr Jammer, den er fühllos mit angeſehen hatte, mußte ihm nachgehen, mußte ſein Herz rühren, ſein Gewiſſen wecken — mußte ihn zu ihr zurückführen.

Aber Björn kam nicht wieder.

Am dritten Tage endlich wurden ihr die Einſamkeit und das Halbdunkel ihres Schlafzimmers langweilig. Sie entſchloß ſich, aufzuſtehen und weiterzuleben. Sie war doch in gewiſſer Weiſe neugierig, wie das Leben ſich nun geſtalten würde.

Als Eberhard vom Bureau nach Hauſe kam, fand er ſeine Frau im Salon, in einem eleganten Frühlingsanzug am Fenſter ſtehen. Draußen ſchien die Sonne.

„Nun — biſt du mit einemmale wieder geſund?" fragte er und betrachtete ein wenig mißtrauiſch ihr blaſſes Geſicht, in dem die Augen unruhig zitterten.

„Es geht mir beſſer," ſagte ſie, ihn nur halb anſehend; ſie fürchtete, ihren Widerwillen gegen ihn nicht mehr verbergen zu können. „Ich möchte ſpazieren fahren. Die ſchöne Frühlingsluft wird mir gut thun."

„Wie du wünſcheſt," antwortete Eberhard höflich. „Beſtimme, bitte, wann der Wagen vorfahren ſoll."

„Ich möchte aber mit dir fahren," ſagte Julia. „Allein macht es mir keinen Spaß."

„Du biſt ſehr freundlich — aber ich habe heute nachmittag leider noch zu arbeiten —" er unterbrach ſich, denn Julia, deren Augen in den letzten Tagen nicht oft trocken geworden und infolgedeſſen reizbar und entzündet waren, fing an zu weinen.

„Drei Tage habe ich zu Bett gelegen — du haſt dich kaum um mich gekümmert —"

„Aber, liebes Kind," unterbrach er ärgerlich, „du haſt es ja gar nicht gewünſcht, daß ich mich um dich kümmere!"

„So? Nun — zum Betteln bin ich freilich zu ſtolz —" ſie ſtockte, denn es fiel ihr ein, wie ſehr ſie vor drei Tagen bei jemand gebettelt hatte, mit Worten

und mit ihrem ganzen Leibe. „Jedenfalls," fuhr ſie fort, „haſt du in dieſer Zeit genug arbeiten können, um dir nun eine kurze Stunde für mich zu gewähren. Du ſollteſt dich doch freuen, daß ich nicht ohne dich ausfahren mag!" ſchloß ſie mit einem mißglückten Verſuch, kokett zu ſein.

„Spare deine Redensarten!" ſprach er finſter. „Dergleichen iſt ſchon längſt nicht mehr Mode zwiſchen uns. Wenn du heute verlangſt, ich ſolle dich begleiten, ſo haſt du dafür ganz andre Gründe, als den Wunſch nach meiner Geſellſchaft."

Sie ſah ihn geſpannt an. Sie war doch neugierig, was er nun ſagen würde. Dieſes neugierige, jede Spur von Verlegenheit oder Schuldgefühl entbehrende Geſicht reizte ihn.

„Du willſt den Leuten zeigen," ſagte er, „daß die plötzliche Abreiſe von Björn Heddenholm dich durchaus nicht verhindert, vergnügt zu ſein und dir durch mich das Leben angenehm machen zu laſſen."

Sie wurde rot, riß die Augen weit auf vor Schreck und ſtarrte ihn faſſungslos an.

„Daß du dich bemühſt, die Leute zu belügen," fuhr er gefühllos fort, „läßt ſich erklären; vielleicht ſogar verteidigen. Bei mir brauchſt du dir dieſe Mühe nicht mehr zu geben. Ich weiß ganz genau, daß deine ganze Krankheit nur mit dieſer Abreiſe zuſammenhängt. Du haſt das Feuer ſo lange geſchürt, bis ihm der Boden unter den Füßen brannte; und da er ein ehrenhafter Menſch iſt, ſo hat er ſich davon gemacht. — Für dich iſt das natürlich äußerſt peinlich, das verſtehe ich vollkommen. Indes — du haſt dich allein in dieſe Lage gebracht — nun ſieh zu, wie du allein wieder hinauskommſt."

Sie ſtarrte ihn immer noch an; aber ſie war ſehr blaß geworden, und ihre Hand taſtete nach einem Halt.

„Woher weißt du, daß er fort iſt?" ſtammelte ſie; alles andre ſchien ſie überhört zu haben.

„Das iſt ja weiter kein Geheimnis; daß er fort iſt, meine ich. Mir erzählte man es im Kaſino, wohin ich vorgeſtern abend in Ermangelung häuslichen Behagens gegangen bin."

„Alſo er iſt wirklich fort!" dachte Julia und vergaß alles andre darüber. Sie ließ den Kopf tief hängen und ſah ſchlaff und müde aus.

Die Eheleute hatten ſich daran gewöhnt, aus ihrer gegenſeitigen Kälte, ja Abneigung, voreinander kein Geheimnis mehr zu machen. Die gänzliche Hoffnungsloſigkeit, daß es jemals wieder beſſer werden könne, der Mangel an gutem Willen, ein jeder die eignen Neigungen und Gewohnheiten zu opfern zum Wohle des andern, hatten ihrem gegenſeitigen Verhältnis alle rückſichtsvolle Zartheit genommen, und in ihnen den verderblichen Egoismus genährt, der nur nach Erfüllung der eignen Wünſche ſtrebt, weil ihm die Wünſche des andern mit ihm ſelber gleichgültig geworden ſind.

Da ſie nichts mehr ſagte, ſchickte er ſich an, das Zimmer zu verlaſſen. Da rief ſie ihm nach.

„Willſt du wirklich nicht mit mir kommen?"

„Ich ſagte dir ja ſchon: Nein."

Die Thür fiel hinter ihm zu. Sie ballte die Fäuste vor ohnmächtigem Zorn — vor Unglück — vor Einsamkeit und Sehnsucht.

Nichtsdestoweniger saß sie zwei Stunden später in ihrem eleganten offenen Wagen, ein graues Hütchen mit einem rosa Rosentuff an der Seite auf dem blonden Kraushaar, mit lächelndem Gesicht und glitzernden, wenn auch ein wenig verstörten Augen, und fuhr in den Frühlingssonnenschein hinaus.

Es war der erste schöne, warme Tag im Jahr. Die ganze Stadt war unterwegs, zu Wagen, zu Fuß und zu Pferde. Alles prangte in neuen Hüten und Kleidern, alles lachte und war fröhlich. Das belebte, heitere Bild mit dem blauen Himmel darüber zerstreute und erfrischte Julia und zog ihre Gedanken von dem einen, einzigen, daran sie unaufhörlich nutzlos nagten und bohrten, ein wenig ab. Es fiel ihr ein, daß Sonntag sei; Lätare, d. h.: „Freuet euch," soviel wußte sie noch aus der Religionsstunde. Und da überkam sie selbst ein unsinniges Verlangen nach Freude — Freude in irgend einer Gestalt.

Sie war jetzt vor dem Thor, wo zwischen Wald und Wiesen schöne Alleen sich dehnen. Hier war der bunte Menschenstrom noch mannigfaltiger. Überall zwischen den schwarzen Röcken der Civilisten tauchte das grelle Hellblau der Husaren auf. Jeder Soldat hatte seinen Schatz, oder mindestens Mutter oder Schwester am Arm. Nur sie allein — sie hatte nichts.

Von weitem erkannte sie einen von Björns Kameraden, der zu Fuß ihrem Wagen entgegenkam. Als er dicht heran war, grüßte er höflich zu ihr hinüber. Julia ließ halten. Er sah, daß es ihm galt und kam heran.

Nun war Julia ein wenig verlegen — oder that wenigstens so.

„Ich weiß nicht — es war so ein Einfall von mir — ich wollte Ihnen vorschlagen, ein Stückchen mit mir zu fahren, wenn Sie Zeit haben!" sagte sie mit einem sehr anmutigen, etwas wehmütigen Lächeln.

Und welcher junge, vergnügte Offizier hätte nicht Zeit, mit einer jungen, hübschen Frau an einem sonnigen Frühlingstage in einem eleganten Wagen durch Wald und Wiesen zu rollen!

Sie saßen einträchtig nebeneinander; Julias Lächeln und Grüßen an vorübergehende Bekannte war noch huldvoller geworden. Manch einer drehte sich um und sah ihr kopfschüttelnd nach. Das hatte sie doch noch nie gethan!

„Sagen Sie doch," begann Julia nach einigem oberflächlichen Gedankenwechsel, „ist Björn Heddenholm wirklich abgereist?"

Der Angeredete bekam einen kleinen Schreck — oder bildete sich das Julia nur ein?

„Ja, er ist weg," antwortete er dann nicht ganz unbefangen; „mit vierwöchentlichem Urlaub nach dem Süden."

„Nein — wie mich das freut!" sagte Julia. Ihr Begleiter fuhr förmlich erschrocken herum und sah sie mit naivem Interesse an. Julia machte ein verträumtes Gesicht und lächelte glücklich.

„Warum freut Sie denn das so sehr?"

„Weil ich mir schmeichle, die Veranlassung zu diesem endgültigen Entschluß zu sein."

„Wa—as —"

„Nun, Sie müſſen doch bemerkt haben, daß es ihm ſchon ſeit Wochen nicht gut geht. Er war natürlich viel zu gewiſſenhaft, jetzt Urlaub zu nehmen. Frühjahrsübungen, Beſichtigungen, Paraden — was weiß ich! Da habe ich ihm zugeredet, fortzugehen, immer fort, bei jeder Gelegenheit. Nun — und Zureden hilft eben manchmal!“

Ja — weiß der Himmel — wenn ſo ein lieblicher Mund zuredet —

„Hat er Ihnen denn auch geſagt, wovon er ſo elend geworden iſt?“ fragte der andre, halb neugierig, halb boshaft. — Dieſe Frage verſetzte ſie einigermaßen in Verlegenheit. Aber ſie wußte ſich Rat.

„Du liebe Zeit — Nerven! Nerven gehören doch zum Zeitgeiſt. Wo die Weisheit der Ärzte aufhört, fangen die Nerven des Patienten an. Nerven hat jeder mal, mit oder ohne Veranlaſſung. Man muß nur beizeiten gegen ſie zu Felde ziehen.“

„Da kann man ſich ja nur für ihn freuen, daß Sie das Übel ſo ſchnell erkannten und auch gleich für die Heilung ſorgten!“

„Ja — die hab' ich nun leider nicht in der Hand. Aber ich freue mich doch zu ſehr, ihn wenigſtens auf den richtigen Weg gebracht zu ſehen!“

Dann plauderte ſie von andern Dingen, nichtig, unſchuldig, und je länger je fröhlicher; das reine Vogelgezwitſcher. Ob er zuhörte oder nicht, ſchien ihr bedeutungslos.

Er war in der That zerſtreut. Es war ja eine allgemein ausgemachte Sache, daß zwiſchen Julia und Björn Heddenholm etwas nicht ganz richtig, und daß Björn auf und davongegangen ſei, um noch beizeiten den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Was ſollte er nun halten von dem, was dieſe leichtſinnige, liebenswürdige Frau ihm hier vorlächelte? War es möglich, daß man mit ſo unſchuldigen, ehrlichen Augen ſo — glatt weg log? Und lügen that ſie ſicherlich. — Nein, Björn konnte ſich freuen, daß er genug Charakter gehabt hatte, davonzugehen. Wie würde es aber werden, wenn er wiederkam? Vier Wochen ſind eine kurze Zeit; für ſo etwas — viel zu kurz!

Vor dem Stadtthor ſetzte Julia Altefahr ihren Begleiter wieder ab. Sie fürchtete ſich doch ein wenig davor, ihrem Manne zu begegnen. Innerlich ärgerte ſie ſich über dieſes Abhängigkeitsgefühl, das in ihrem Verhältnis gar keinen innern Sinn mehr hatte, und beſchloß, ſich für die Zukunft deſſen zu entäußern.

Daß Eberhard um ihre Neigung zu Björn wußte, war ihr anfangs ein großer Schreck geweſen, denn ſie hatte ſeinen Zorn gefürchtet. Nun ſie ſah, daß es ihn kalt ließ, daß er es wahrſcheinlich ſchon lange gewußt und nie energiſch zu hindern verſucht hatte, da es ihm jedenfalls gleichgültig war, fühlte ſie ſich eher erleichtert. Er würde ſie nun vielleicht eher gewähren laſſen in ihrem Thun; er mußte ja einſehen, daß ſie Zerſtreuung brauchte, wenn ſie nicht zu Grunde gehen ſollte an ſolchem Gram, und daß ſie ſich ſolche Zerſtreuung, da er ſie ihr nicht ſchuf, wo anders ſuchen mußte.

Ach ja, Zerſtreuung! Ihr ganzer Menſch fieberte danach. Sie konnte den bohrenden Schmerz in ihrer Bruſt nicht ertragen; die ſchreiende Sehnſucht nach dem Davongegangenen ſchwieg weder Tag noch Nacht. Und da ſie in ſich ſelber nichts hatte, das ihr Halt und Ruhe geben konnte, da ſie keinen Menſchen hatte, der ſie auf den Weg zum Frieden führen konnte, den ſie allein nicht fand, ſo ſuchte ſie nach Betäubung für die Qualen, die ſie nicht zu heilen vermochte.

Litterarischer Anzeiger

Weihnachten 1900

s. Beilage vorn in vorliegendem Heft 4
der Monatshefte.

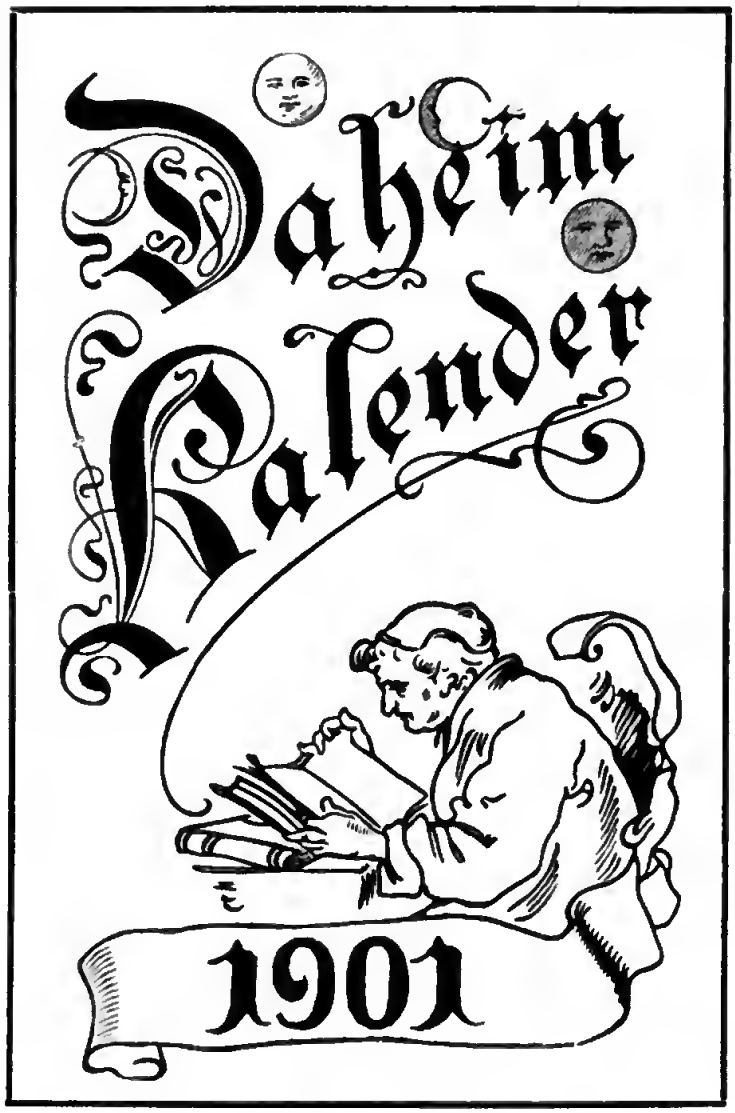
——::——

.... Weihnachtsbücher 1900 ....

aus **Velhagen & Klasings Verlag** in **Bielefeld** und **Leipzig**

s. Anhang hinten zu vorliegendem Heft 4
der Monatshefte.

Zu Neujahr 1901!



Elegant in rote Leinwand gebunden

Preis 1 Mk. 50 Pf.

durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Der Daheim-Kalender stellt sich wiederum ein, der allbeliebte schmucke Hausfreund in dem soliden roten Leinengewande, abermals **ausgestattet mit einer Fülle neuer trefflicher Gaben in Wort und Bild** für jeden deutschen Familientisch. Die von Jahr zu Jahr wachsende Verbreitung dieses vornehmen, sorgfältig redigierten Kalenders setzt die Herausgeber in den Stand, in jedem neuen Jahrgange immer nur das Beste darzubieten, und so wird auch der vorliegende Kalender für 1901 in seiner zeitgemäßen Ausstattung von seinen alten Freunden freudig begrüßt werden und neue Freunde gewinnen.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

„Wenn du es nicht scheust," sagte sie zu ihrem Mann, „daß ich, alt und häßlich und reizlos und verbittert und vergrämt, dir noch gründlicher zur Last falle, als so schon — gut, so sperre mich ein und verbiete mir, was mir Vergnügen macht. Wenn dir aber daran gelegen ist, eine repräsentable und deinen Anforderungen an das Äußere entsprechende Frau zu behalten, so laß mich gewähren und gieb mir die Freiheit, mir zu verschaffen, was mir das Leben erträglich macht."

Er zuckte die Achseln — und ließ sie gewähren. Im Mund der Leute war sie nun doch schon, daran war nichts mehr zu ändern; auch nicht, wenn er mit rücksichtsloser Strenge gegen sie vorging und sich dadurch die Hölle im Hause schaffte. So ließ er sie machen, was sie wollte; beteiligte sich an ihren Ausfahrten und Gängen, soviel ihm gut schien, sah sie im übrigen nur bei den Mahlzeiten und hatte den Vorzug, niemals in seinem Zimmer gestört zu werden.

Ohne ihr etwas davon zu sagen, stellte er sich der Regierung für etwa vorkommende Gelegenheiten zur Verfügung. Er wollte eine Versetzung oder Beförderung nicht gerade offiziell erstreben — das hielt er für seine Karriere nicht für vorteilhaft, und das würde dem Geklätsch neue Nahrung geben. Aber unter der Hand sich danach umzusehen und das zufällig Gefundene dann als von ungefähr entgegenzunehmen, das schien ihm das Rechte. — Er empfand es keineswegs angenehm, der Mann einer Frau zu sein, die in gewissen Kreisen das Tagesgespräch bildete; aber er war andrerseits innerlich zu losgelöst von ihr, als daß er es sich besonders zu Herzen genommen hätte. Daß es seiner Stellung, gesellschaftlich oder amtlich, schaden könne, fürchtete er nicht. Wie er selbst kaum noch eine Zugehörigkeit zu seiner Frau empfand, so glaubte und fühlte er sich auch vor andern von dieser Zusammengehörigkeit sowie von jeder Verantwortung freigesprochen.

Immerhin war es angenehmer, die Zeit seines Aufenthaltes hier, die ohne sein Dawiderthun noch recht lang sein konnte, durch irgend ein freundliches Schicksalsentgegenkommen abgekürzt zu sehen. Björn Heddenholm würde zurückkommen; es war vorauszusehen, daß die Geschichte sich dann weiterspinnen würde; wenn nicht von seiner, so doch gewiß von ihrer Seite. Wer weiß, zu was für unangenehmen Dingen das noch führen konnte.

Er überlegte, ob es nicht angezeigt sei, Julia vor dieser Rückkehr fortzuschicken. Aber wohin? — Ein Elternhaus hatte sie nicht mehr. Der Vater hatte sich kurz vor Julias Verlobung zum zweitenmal verheiratet und war wenige Jahre darauf gestorben. Seine Witwe lebte in der Zurückgezogenheit einer kleinen Provinzialstadt, ganz der Erziehung ihres einzigen Kindes gewidmet. Julia kannte sie kaum, sie hatten nie Gelegenheit gehabt, einander näher zu treten; Julia hatte auch gar keine Lust dazu. Diese zweite Mutter war in allem ihr so entschiedener Gegensatz, daß sie es in keiner Weise bei ihr würde ertragen können.

Geschwister hatte Julia nicht. Es blieb also nur noch eine Badereise, obgleich bei ihrer tadellosen Gesundheit für eine solche kaum ein Vorwand zu finden war.

Namentlich aber würde es die größten Schwierigkeiten und heftigsten Scenen heraufbeschwören, sobald sie merkte — und das war doch nicht zu verhindern — weshalb sie verreisen sollte. Mit Gewalt deportieren konnte er sie auch nicht —

All diese unangenehmen Überlegungen fanden eines Tages eine unerwartete Erledigung.

In der Zeitung stand Björn Heddenholms Versetzung unter Beförderung zum Oberleutnant nach der westdeutschen Garnison D . . . . . .

Eberhard Altefahr überlegte nicht lange, ob diese Nachricht für den, den sie betraf, eine Überraschung oder eine Bewilligung enthalten möge. Die Thatsache allein genügte ihm. Tief befriedigt über die so unerwartet leichte und angenehme Lösung einer heiklen Frage, legte er, ehe er den täglichen Gang nach dem Bureau antrat, die Zeitungen auf ihren gewohnten Platz neben dem Bücherschrank, wo Julia dann manchmal darin zu blättern pflegte.

Julia war keineswegs eine eifrige Zeitungsleserin; höchstens Feuilleton- und Familiennachrichten waren von Interesse für sie. Seit Björns Abreise aber zitterte sie förmlich jeder Post entgegen. Mit Ungeduld erwartete sie allmorgendlich den Augenblick, wo Eberhard gegangen sein würde, um sich auf die Zeitung zu stürzen und nach den militärischen Notizen zu suchen.

Und so geschah es auch heute, und so las sie schwarz auf weiß, daß dennoch alles, alles sein bitterer, unwiderruflicher Ernst gewesen war. —

Sekundenlang fühlte sie sich entsetzlich gedemütigt; dann war sie zornig, außer sich, aufgebracht — daß er sie so ehrlos, so feige, so erbärmlich im Stich ließ. Dann sagte ihr ein guter Instinkt, daß er allein der Ehrenhafte und der Mutige in dieser Sache sei; daß sie eigentlich vor ihm knien müßte vor Scham —

Und ihre Liebe zu ihm war so wahr und echt, daß sie sich willig vor ihm schämte; daß es ihr beinahe wohl that, sich vor ihm schämen zu müssen.

Und zuletzt weinte sie nur noch und dachte und fühlte gar nichts mehr. —

So fand sie Eberhard, der heut außergewöhnlich früh nach Hause kam. Sie bemühte sich nicht einmal, ihm zu verbergen, daß sie verweint und außer sich war.

„Was hast du? Was ist dir?“ fragte er, obwohl er es sehr gut wußte. Sie sah in ihren Schoß, unterdrückte ein aufsteigendes Schluchzen und antwortete nicht. Er betrachtete sie stumm; es schien fast, als ob er Mitleid mit ihr habe. Dann wurde sein Gesicht hart und streng.

„Du bist doch ein miserables Geschöpf!“ sagte er.

„Warum!“ fuhr sie auf und sah ihn trotzig an.

„Weil du weder dich, noch mich, noch ihn der Mühe wert hältst, diese Thränen — heimlich zu weinen, statt so rücksichtslos vor meinen Augen!“

„Ich verstehe dich nicht,“ sagte sie.

„Das glaube ich gern. Ich will es dir aber erklären. Wenn du noch einen Funken von Selbstachtung hättest, so würdest du dich nicht in deinen Empfindungen so gehen lassen. Und wenn du noch eine Spur von Achtung vor mir hättest, so würdest du mir nicht mit solcher nichtachtenden Unverblümtheit zu verstehen geben, daß du einen andern liebst. Und wenn du eine Spur von Achtung vor diesem andern hättest, so würdest du seine ehrenhaften Bestrebungen, dieser unrühmlichen Episode ein Ende zu machen, selber ehren, indem du an deinem Teil mit dem Vergangenen abrechnetest.“

Sie aber ſchien von ſeiner ganzen Rede nur das verſtanden zu haben, was ſich auf Björn bezog: und etwas darin erſtaunte ſie ſo, daß ſie ihren Mann groß anſah.

„Biſt du denn gar nicht böſe auf ihn?“ fragte ſie naiv.

„Böſe? — Liebes Kind, du weißt doch wohl ſelbſt, wie wenig er für das alles kann!“

„Wie meinſt du das?“ fragte ſie ein wenig gereizt.

„Du haſt dich ihm an den Hals geworfen,“ erwiderte Eberhard kaltblütig. „Und er war ehrenhaft genug, ſich aus dem Staube zu machen. Ich wüßte nicht, weshalb ich ihm böſe ſein ſollte, als höchſtens, weil ich mich eigentlich deiner ſchämen müßte.“ Julia war ganz blaß geworden. Aber ſie bezwang ſich; ſie wollte ebenſo kalt bleiben, wie er.

„Er hat mich auch geliebt,“ ſagte ſie. „Ich würde mich nie um ihn bekümmert haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ſeine Liebe —“

„Schäme dich, davon zu ſprechen,“ unterbrach er rauh. „Wenn du meine Gefühle nicht ehrſt, ſo ehre wenigſtens die ſeinen.“ Julia lachte; es klang häßlich und hart.

„Warum lachſt du?“ fuhr er ſie an.

„Weil es ſo komiſch klingt, wenn du von deinen Gefühlen ſprichſt!“

„Beſſer gar keine Gefühle haben, als ſolche wie du. Denn deine Gefühle ſind oft nur Gefühlloſigkeiten und meiſtens Verirrungen.“

Er ging empört hinaus. Wenn er auch ſelbſt zugeben mußte, keinen Überſchuß an Gefühl zu haben — ſo weit reichte es doch, um ſich an der Seite dieſer Frau rechtſchaffen unglücklich zu fühlen. Aber das wollte er ihr nicht eingeſtehen — das war ſie gar nicht wert. —

Man war einigermaßen geſpannt, ob Julia die Nachricht von Björns Verſetzung ebenſo aufnehmen würde, wie ſie die von ſeiner Abreiſe aufgenommen hatte. Man täuſchte ſich keinen Augenblick über die Beziehungen ihrer Perſönlichkeit zu beiden. Aber es fand niemand den rechten Mut, mit ihr darüber zu ſprechen.

Es fand gerade in den Tagen eine kleine Parade vor dem Kommandierenden ſtatt. Alle Damen der Geſellſchaft ſahen zu; Julia war natürlich auch dabei. Nach beendetem Dienſt kamen einige der Herren zu ihnen, Björns Rittmeiſter blieb zufällig bei Julia ſtehen.

„Wie ſchade, daß Björn Heddenholm nicht dabei war!“ ſagte Julia ganz unbefangen. Er ſah ſie ein wenig erſtaunt an und wußte nicht gleich, was er antworten ſollte.

„Ja, und er wird leider nie mehr dabei ſein,“ meinte er endlich. „Sie wiſſen doch —“

„Von ſeiner Verſetzung? Natürlich. Es iſt ſehr, ſehr ſchade. Aber man kann es ihm ja nicht verdenken!“

„Nicht verdenken —“ der Rittmeiſter räuſperte ſich, drehte ſeinen Bart und wußte abſolut nicht, was er weiter ſagen ſollte — wo ſie hinaus wollte. Denn er mochte natürlich nichts Dummes oder Unvorſichtiges ſagen.

„Nun, ich denke doch," meinte Julia ganz harmlos und sah ihn noch obendrein mit ihren hübschen Augen groß an, „seine Versetzung hat denselben Grund, wie seine Erholungsreise?"

„Ja — ja — natürlich —" gab er zu und wußte immer noch nicht, wo das hin sollte.

„Also wenn er die Luft hier nicht vertragen zu können glaubt, so ist es doch sehr begreiflich, daß er sich wo anders hin versetzen läßt. Und die Luft hier ist ja auch rauh, es ist immerfort windig —"

„Na, erlauben Sie mal, gnädige Frau," platzte der Rittmeister los, dem es nun doch zu viel wurde, „diese Luft hier ist denn doch seine Heimatsluft, die er gewohnt sein könnte! Sein elterliches Gut liegt sogar noch ein gut Stück nördlicher —"

„Es ist nicht gesagt, daß man immer in den Verhältnissen leben kann, in die einen die Schicksalslaune hineinversetzt hat. Wohl dem, der sich versetzen lassen kann —"

„Sagen Sie lieber: wohl dem, der das Leben nicht als Schicksalslaune auffaßt, sondern als eine Aufgabe, die er unter allen Umständen zu lösen hat," sagte der Rittmeister mit Nachdruck. „Unser Björn hält es jedenfalls nicht für Schicksalslaune."

Julia empfand diese Wendung des Gespräches peinlich.

„Ob man sich einer Unbequemlichkeit aus Pflichtgefühl entzieht oder aus Bequemlichkeitsliebe, ist doch eigentlich dasselbe. Die Hauptsache ist, daß man sie los wird."

„Ich glaube nicht, daß Björn Heddenholm so denkt —"

„Nun — jedenfalls ist es schade, daß er fort ist — für uns alle —"

Sie lächelte ihn freundlich an und wandte sich andern zu. Sie hatte gesagt, was sie sagen wollte. Auf mehr mochte sie sich nicht einlassen.

Der Rittmeister sah ihr nachdenklich und kopfschüttelnd nach.

„Es ist doch nicht zu begreifen," dachte er bei sich. „Wohl ihm, daß er fort ist."

Julias Leben gestaltete sich in den nächsten Monaten so, wie es ihrem Charakter und ihren Auffassungen nach nicht anders zu erwarten war. Sie suchte ihren Liebesgram durch ein leichtsinniges Umherflattern von Genuß zu Genuß zu betäuben. Sie fuhr und ging aus, machte Besuche und empfing welche. Wo immer es etwas zu amüsieren und zu lachen gab, war sie dabei.

Sie ließ sich auf alle erdenkliche Weise den Hof machen, sie forderte geradeswegs dazu heraus. Sie war auch wie geschaffen dazu: hübsch, jung, vergnügt, neckisch und wehmütig, hingebend und spröde, gewährend und versagend — das reine Aprilwetter mit Regen und Sonnenschein, mit Blüten und verheißungsvollen Knospen, mit kalten Lüften und gewitterschwülen Sonnenstrahlen. So eine Wegblüte, an der sich jeder vorübergehend einmal berauscht.

Es gab einige in Björns Regiment, die konnten es nicht vergessen, was sie ihrem Kameraden angethan hatte, und daß sie ihr seinen Verlust verdankten. Es gab aber auch andre, die es gern berücksichtigten, daß sie selbst es vergessen zu

sehen wünschte, und sich um so williger und gewissenloser vor ihren Triumphwagen spannten.

Die künstlich erzeugte Betäubung dauerte indes immer nur so lange, wie sie das Mittel nahm. Sobald sie allein und unbeschäftigt — und sie konnte sich nie allein beschäftigen — in ihrer luxusreichen, glückesarmen Wohnung saß, kam ein Paroxismus von Verzweiflung über sie.

Dann weinte sie um Björn. Und da die Liebe zu ihm das einzig Echte in ihrem Leben war, so waren die Thränen, die sie um ihn weinte, die bittersten von allen, die sie sonst noch um andre Dinge vergoß.

Eberhard sah das alles in schweigender Überlegenheit und kalter Resignation mit an. Er hatte seinen der Regierung ausgesprochenen Wunsch nicht widerrufen und erwartete mit zuversichtlicher Ruhe, daß ihm von daher eines Tages eine willkommene Änderung der Verhältnisse kommen würde. Björns Versetzung hatte den Wunsch minder dringend gemacht. Erstrebenswert blieb ein Verlassen des Ortes, in dem Julia sich unmöglich gemacht hatte, immerhin für ihn.

Einstweilen ließ er sie machen, was sie wollte. Daß er sich gar nicht um sie bekümmerte, sollte der Welt am besten beweisen, daß er ihr Benehmen mißbillige und für dessen Folgen in keiner Weise die Verantwortung zu tragen gedenke.

Und eines Tages, im Mai, kam er vom Bureau nach Hause und trug die amtliche Mitteilung seiner Versetzung in der Tasche; sie enthielt zugleich eine Beförderung; aber sein Gesicht war finster und steinern; die erhoffte Erleichterung war ihm grausam und hohnvoll vergällt worden.

Er war nach D..... versetzt und sollte den neuen Posten sofort antreten.

Eberhard Altefahr war außer sich; das widerfuhr ihm nicht oft, und wo es ihm widerfuhr, dünkte es ihn seiner unwürdig. Aber so außer sich wie heute war er vielleicht noch nie in seinem Leben gewesen.

Den angewiesenen Posten abzulehnen, nachdem seine Ernennung amtlich bestätigt war, ging natürlich nicht — ebensogut konnte er sein Abschiedsgesuch einreichen. Warum hatte man nicht erst privatim angefragt, ob ihm diese Stelle angenehm sein würde, wie das so oft geschah! — Es war in der That an und für sich eine sehr angenehme Stelle, nach der jeder andre mit Freuden gegriffen haben würde; man mußte also annehmen, daß er dasselbe thun würde. Er hätte sich in der That kaum eine vorteilhaftere Versetzung denken können — wenn eben die persönlichen Verhältnisse nicht wären.

Wäre es auf irgend eine noch so unglaubwürdige Weise möglich gewesen, so hätte er darauf geschworen, daß Julia dabei im Spiel war. Aber soviel er dem nachsann, mußte er sich sagen, daß ein solcher Verdacht unsinnig und thöricht sei.

Es war eben nichts weiter, als eine unglückselige Fügung unbegreiflicher Mächte; eine weittragende Erschwerung der bestehenden Verhältnisse oder besser Mißverhältnisse. Er konnte einstweilen gar nichts dagegen thun.

Eins nur war ihm klar — Julia würde er nicht mitnehmen; vorläufig wenigstens nicht, bis sich irgend ein Ausweg gefunden haben möchte.

Er konnte sich nicht überwinden, ihr seine Versetzung mitzuteilen. Er kam sich zu sehr hereingefallen vor dabei — geradezu lächerlich gemacht. Daß sie diesen

beſondern Fall in ernſter und würdiger Weiſe miteinander hätten beſprechen und erledigen können, dazu war gar keine Ausſicht vorhanden. So ſchwieg er einſtweilen; gab ſich indes keine beſondere Mühe, ſeine furchtbare Verſtimmung zu verbergen.

Ein beſonderes Mißgeſchick fügte es indes ſchon am nächſten Vormittage, einem Sonntag, daß Julia nach der Kirche — ſie ging jeden Sonntag zur Kirche — mit dem Präſidenten zuſammentraf, der auch aus dem Gotteshauſe kam. Und da ſie ſich die Gelegenheit, zu plaudern, nie entgehen ließ, blieb ſie willig ſtehen, als er Miene machte, ſie anzuſprechen.

„Ich freue mich ganz beſonders, Sie zu ſehen," ſagte der Präſident, der immer ausgeſucht höflich und freundlich war. „Da kann ich Sie gleich — vielleicht als erſter — zu Ihrer Verſetzung und Beförderung beglückwünſchen!"

Julia ſah beinahe entſetzt aus.

„Aber davon weiß ich ja gar nichts," ſagte ſie und vergaß vor atemloſen Staunen den Mund wieder zu ſchließen.

„Nicht möglich," ſagte der Präſident einigermaßen betreten, und fuhr dann, ſich gewandt in die bedenkliche Situation findend, leichthin fort: „Da habe ich Ihrem Gatten vielleicht gar eine beſonders zart ausgedachte Überraſchung vorweggenommen, die Ihnen etwa mit dem Sonntagsbraten aufgetiſcht werden ſollte!"

Julia lächelte ein wenig wegwerfend. Auf zarte Überraſchungen ſtanden ſie ſich längſt nicht mehr.

„Wohin ſind wir denn verſetzt?" fragte ſie.

„Ja — ich möchte nun doch nicht weiter vorgreifen —"

„Sagen Sie's nur," lachte ſie. „Das kann noch einen herrlichen Spaß geben!" Er wollte noch nicht recht; endlich ſchmeichelte ſie es ihm doch ab.

„Nach D....," ſagte er und beobachtete heimlich den Erfolg dieſes Namens. Er wußte doch natürlich auch, an wen ſie dabei zunächſt denken würde.

Julia verſteinerte; ſie riß die Augen unnatürlich weit auf, und dieſe Augen bekamen etwas unheimlich Starres. Alle Farbe wich aus ihrem roſigen Antlitz.

„Nach D.... —" wiederholte ſie; und mit einemmale ſchien etwas ihr klar zu werden — wie ein Feuerſtrom ihr durch alle Adern zu rinnen. Ihre Augen fingen dermaßen an zu jubeln, daß der Präſident bei ſich dachte: ‚nun — verſtellen kann ſie ſich doch nur mangelhaft!'

„Nach D....!" wiederholte ſie noch einmal, und ihre Stimme ſchwankte wie in Trunkenheit. „Aber das iſt ja reizend — das iſt ja eine ganz unerwartete Nachricht — da muß ich doch ſchnell nach Hauſe laufen und hören, was Eberhard dazu ſagt — warum er mir das ſo lange verſchwiegen hat —" und fort war ſie.

‚Na — der kann ſich freuen,' dachte der Präſident. ‚So ganz wird das alles ſeinen Wünſchen wohl nicht entſprechen.'

Julia ſtürzte durch die Straßen, ohne zu ſehen und zu hören, was an ihr vorbeiging. Sie war ſo aufgeregt, daß ſie kaum die Füße richtig ſetzen konnte.

‚Ich werde ihn wiederſehen — ich werde wieder bei ihm ſein!' So ſchrie und jauchzte es in ihr in unbändiger, rückſichtsloſer, unüberlegter Freude. Vor ihren Augen flimmerte und tanzte alles wie lauter Sonnen, vor ihren Ohren rauſchte es in immer wiederkehrenden, unartikulierten Tönen:

‚Ich ſehe ihn wieder — ich ſehe ihn wieder!‘

Auf der Treppe zu ihrer Wohnung erſt fiel ihr ein, was wohl ihr Mann zu dieſer Nachricht geſagt haben würde, und daß ſie ihm wahrſcheinlich äußerſt unwillkommen ſei. Darum hatte er ſie ihr bis jetzt noch gar nicht mitgeteilt. Darum war er geſtern den ganzen Nachmittag und Abend ſo unerträglich verſtimmt geweſen.

Wahrſcheinlich ſann er über Mittel und Wege nach, die Verordnung ſeiner Vorgeſetzten wieder rückgängig zu machen. Es wurde ihr ganz kalt vor Schreck bei dem bloßen Gedanken.

Dann tröſtete ſie ſich wieder. ‚Ich bin ihm ja ſo gleichgültig — es iſt ihm ja ſo egal, was ich thue und fühle!‘

‚Ja — aber ſeine Stellung!‘ fiel ihr dann ein. ‚Er iſt ſo ſehr auf den äußern Schein bedacht!‘ — Auch dieſe Bedenken fertigte ſie leichtlich ab.

‚Ich werde dafür ſorgen, daß der Schein gewahrt bleibt, in meinem eignen Intereſſe. Ich bin durch Schaden klug geworden.‘

‚Was wird nur Björn ſagen?‘ fuhr es ihr durch den Kopf, während ſie vor ihrem Spiegel Hut und Handſchuhe ablegte. ‚Ob er ſich freut? Es macht ja freilich all ſeine ehrenhaften Abſichten zu Schanden — er hat ſich ganz umſonſt verſetzen laſſen. Ach — wenn er mich nur ſieht — wenn ich nur erſt einmal mit ihm geſprochen habe, ſo wird er ſich ſchon freuen; er wird einſehen, daß er gegen das Schickſal nicht ankämpfen kann, und wird ſich darein finden, daß eben dies unſer Schickſal iſt. Und dann wird er ſich freuen — freuen! Denn er liebt mich ja doch — liebt, liebt, liebt mich!‘

Sie war plötzlich felſenfeſt davon überzeugt, woran ſie in mancher durchweinten Stunde gezweifelt hatte.

Wie ſich das alles geſtalten ſolle und könne, bedachte ſie nicht; ſie war ganz Freude, ſinnlos und gedankenlos.

Sie nahm ſich vor, ihrem Manne nicht zu ſagen, daß ſie alles wiſſe, ſondern äußerlich gelaſſen ſeine Mitteilung zu erwarten und dann ganz kühl und ruhig aufzunehmen. Aber ſowie ſie ihm gegenüberſtand, ward ihr diplomatiſcher Plan zu Schanden. Die Ungeduld drängte ihr die Worte über die Lippen, ehe ſie ſich deſſen verſah.

„Aber Eberhard, warum haſt du mir denn gar nicht erzählt, daß wir verſetzt ſind?“

Er ſaß am Schreibtiſch, der Thür gegenüber, durch welche ſie eintrat. Er ſah auf. Da ſtand ſie — hübſch, elegant, die Augen leuchtend vor Aufregung, halb Angſt, halb Glück. Es ließ ihn vollſtändig kalt. Nur, daß ſie alles wußte, ſchien ihn äußerſt unliebſam zu überraſchen.

„Du haſt es ja nun auch ohnedem erfahren,“ ſagte er kurz. Sie war etwas eingeſchüchtert durch dieſen Ton und wußte lange nicht, wie ſie die Unterhaltung weiterführen ſolle. Sie trat ans Fenſter und drückte die Stirn an die Scheiben; er that, als ſei ſie gar nicht da.

Nachdem ſie vergeblich auf eine weitere Äußerung ſeinerſeits gewartet hatte, drehte ſie ſich etwas heftig nach ihm um und ſagte mit mühſam bezwungener Ungeduld:

„Wann müssen wir denn umziehen? Du scheinst zwar keine Lust zu haben, davon zu sprechen, aber du wirst doch einsehen, daß ich es wissen muß!“

„Ich werde mich im Lauf der Woche bei meinem neuen Vorgesetzten melden,“ sagte Eberhard in kühlem, geschäftsmäßigem Ton. „Vielleicht bleibe ich dann gleich da.“

„Und ich soll inzwischen —“

„Du bleibst einstweilen hier,“ sagte Eberhard mit ruhiger Bestimmtheit. „Es wäre Zufall, wenn dort von heut auf morgen eine geeignete Wohnung frei würde. Außerdem habe ich die hiesige bis zum Herbst gemietet und werde sie schwerlich eher los werden.“

„Und da soll ich den ganzen Sommer —“ sie brach ab; diese Zumutung war so ungeheuerlich, daß sie fassungslos mit ihrem ganzen Gedankenwerk davor Halt machte.

„Ich habe einstweilen keine Lust, dich mitzunehmen,“ sagte Eberhard. „Was später geschieht, wird sich finden.“

„So —“ und nun hielt sie nicht länger an sich, „ich habe aber nicht Lust, das abzuwarten. Du darfst mich nicht behandeln wie eine Sklavin. Ich bin deine Frau, und ich habe das Recht, mit dir zu gehen!“

„Du hast dich zu fügen; weiter nichts.“

Julia sah ein, daß sie auf diesem Wege nichts erreichen würde. Sie versuchte es also auf einem andern.

„Bedenke doch, Eberhard,“ sagte sie, wieder ganz ruhig und möglichst freundlich, „was die Leute reden würden, wenn du als Ehemann dort dauernd ein Junggesellenleben führtest!“

„Das Gerede der Leute hat dich bislang nicht viel gekümmert. Jetzt kümmert es mich nicht. Außerdem,“ fuhr er mit bitterer Schärfe fort, „würde diesem Gerede noch viel mehr Stoff gegeben werden, wenn du mitkämest.“

„Ja — aber einmal muß ich doch hinkommen!“ rief sie verzweifelt.

„Ich sagte dir ja schon, daß sich das finden wird. — Du möchtest es natürlich brennend gern,“ fuhr er schonungslos fort. „Du betrachtest diese Wendung der Dinge als ein williges Entgegenkommen des Schicksals gegen deine — Launen. Rücksichtslos wie immer, denkst du mit keinem Gedanken daran, daß es Menschen giebt, denen diese Wendung im höchsten Grade unwillkommen ist. Es ist doch merkwürdig, wie schamlos der Egoismus einer Frau sich zuweilen äußert.“

„Eberhard!“ schrie sie auf, und diesmal lag ein echter Schmerz in ihrem Gesicht, in ihren Worten. „Für so gesunken mußt du mich denn doch nicht halten, daß du mir alles sagen dürfest! Durch eine erniedrigende Behandlung wirst du mich nicht bessern. Und mehr noch — durch eine solche Behandlung nimmst du dir selbst die Achtung vor mir!“

„Achtung?“ fragte Eberhard gedehnt mit einem unbeschreiblichen, nicht mißzuverstehendem Ausdruck in Ton und Blick. „Die hast du selbst mir doch schon genommen, liebes Kind!“

Julia sanken die Hände am Leibe herab; ihr frisches, hübsches Gesicht wurde blaß und matt.

„Ja — dann kann ich eigentlich nicht begreifen, warum wir immer noch zusammen bleiben," sagte sie mit toter Stimme und ging langsam und schwerfällig zum Zimmer hinaus.

Als die Thür sich hinter ihr geschlossen, sprang Eberhard von seinem Stuhle auf und griff sich mit beiden Händen nach dem Kopfe.

‚Es ist nicht zu begreifen, warum wir immer noch zusammen bleiben!" wiederholte er. ‚Nein, es ist auch nicht zu begreifen.' Keine Liebe mehr — schon lange nicht mehr; von dem Tage an nicht mehr, wo er sich klar geworden war, daß ihr hübsches Gesicht und ihr liebenswürdiges Wesen die einigen Vorzüge waren, die sie besaß. Und nun, seit der Geschichte diesen Winter, auch keine Achtung mehr.

Kinder, die sie in Pflicht und Hoffnung aneinander gebunden hätten, besaßen sie nicht; würden sie auch nie mehr besitzen. Also wäre es viel moralischer und besser, sie trennten sich. Für ihn würde es sogar eine wahre Erlösung sein. Aber die Initiative dazu sollte von ihr ausgehen: das dünkte ihn besser, aus verschiedenen Gründen. Er war fest überzeugt, daß sie nächstens den erwünschten Anstoß geben würde. Daß sie es nicht schon längst gethan hatte, lag nur daran, daß sie nicht wußte, wo sie dann bleiben sollte, daß sie nicht den Mut fand, ohne Stellung und ohne die behagliche Rücklehne angenehmer äußerer Verhältnisse den Kampf mit dem Leben allein aufzunehmen.

Seit mehreren Monaten war Björn Heddenholm in seiner neuen Garnison und hatte sich dort über Erwarten eingelebt. Sein männlich ernstes, einfaches und wahres Wesen hatte ihm schnell Herz und Vertrauen seiner neuen Kameraden gewonnen. Er war überall gern gesehen und eroberte sich ohne das mindeste eigne Dazuthun eine angenehme Stellung überall, wo er dienstlich oder gesellig zu thun hatte.

Sein schneller Garnisonwechsel bildete im Anfang den Gegenstand mehrfacher Fragen und Erörterungen. Björn wich denselben nie aus, wo sie sich direkt an ihn wendeten.

„Ich habe mich dort nicht wohl gefühlt," pflegte er ruhig und unbefangen zu sagen. „Es war gewiß gewagt von mir, mich daraufhin weg zu bemühen — indes es gelang, und ich bin nun sehr froh, es versucht zu haben."

Mit dieser Erklärung gab sich jeder zufrieden. Aus seiner entschiedenen Abneigung, mehr zu sagen, und aus dem fast unnatürlich ernsten, manchmal traurigen Ausdruck seiner Augen zog man den Schluß, daß er sich einer unglücklichen Liebe wegen habe versetzen lassen, und nachdem diese Schlußfolgerung sich zur allgemein anerkannten Ansicht erhärtet hatte, rührte man nicht mehr an diesen Punkt.

Björn war nicht der Mann, dessen Herzensangelegenheiten man mit neckischen Anspielungen betasten durfte.

Zu Pfingsten besuchte er seine Eltern.

Der Gedanke, auf dieser Reise wieder den Ort berühren zu müssen, den er vor kaum einem Vierteljahr unter so schmerzlichen Umständen verlassen hatte, regte ihn mehr

auf, als er sich selber zugeben wollte. Er dachte sogar vorübergehend daran, die Reise so einzurichten, daß er jene Gegend bei Nacht durchfuhr; da brauchte er die Stadt nicht zu sehen, in der Julia lebte; da war es weniger wahrscheinlich, einem Bekannten zu begegnen.

Dann schämte er sich dieser kleinmütigen Gedanken. Er hatte ja abgerechnet mit dem, was gewesen war. Er brauchte die alten Erinnerungen nicht zu fürchten. Im Gegenteil — indem er ihnen mutig ins Auge sah, wollte er sich selbst prüfen, ob er noch immer unter dem Einfluß ihrer Macht stände.

So machte er den ersten Teil der Fahrt bei Nacht und verließ in sonniger Morgenfrühe des Pfingstsonnabends Hamburg. Mittags konnte er dann zu Hause sein.

Das maigrüne Land mit seinen Städten und Dörfern, mit Wald und Feld und Hügel und See zog flüchtig vorüber an seinen Augen, die mit schwermütigem Blick gedankenvoll darauf ruhten.

Wie ihn das alles erinnerte an den Tag, an welchem er zum erstenmal dieses Weges gekommen war —

In die Welt war er hinausgezogen auf diesem Wege; von der Schulbank der kleinen Provinzialstadt hinaus in das frische, fröhliche Soldatenleben; ausgestattet mit all den Eigenschaften, die ihn befähigten, den Anforderungen dieses wie des Lebens überhaupt voll zu genügen, und den Reichtum des Daseins zu genießen.

Und mindestens einmal alljährlich war er auf diesem Wege zurückgekehrt in die Heimat an der nördlichsten Grenze des Reiches, und hatte sich dort, wo seine Kraft wurzelte, wo seines Daseins Mittelpunkt sich festete, neue Nahrung gesucht, die dem Baum seines Lebens fruchtversprechende Blüten entlockte.

Und endlich eines Tages war er, dem Wunsche seiner Eltern folgend, die den einzigen Sohn mehr in ihrer Nähe zu haben wünschten, auf diesem Wege in sein Verhängnis geeilt.

Björn empfand nicht mehr den schneidenden, unharmonischen Schmerz, wenn er an Julia dachte, der seine Seele zerriß, als er vor drei Monaten zum letztenmal hier gefahren war. Wie eine tiefe, friedliche Trauer nur kam es über ihn, wenn er der Erlebnisse mit ihr gedachte. Die Leidenschaft, die sie ihm heiß und heftig entzündet, war erloschen. Die ganze, in ihrer Nähe und unter dem Einfluß ihres Wesens verlebte Zeit lag hinter ihm wie eine vergebene Sünde; wie eine gewonnene Schlacht, aus welcher der Sieger zwar Wunden und Mattigkeit, aber Frieden und Sicherheit sich heimträgt; wie eine große Enttäuschung, welche ihn das Leben und sich selbst besser kennen lehrte, und ihm in die Hand gab, womit er beidem kräftiger begegnen könne.

Noch stand er unter den Nachwehen jener Zeit. Noch schmerzten die Wunden, die sie ihm geschlagen. Aber seine Wünsche schwiegen; er hatte Freude an seinem Siege.

Er sehnte sich nach etwas Reinem, Friedevollem, das mit sanftem Wehen die Fußspuren einer friedlosen Leidenschaft vollends aus seiner Seele zu tilgen vermöchte. Und dieses Sehnen hatte ihn bestimmt, ein paar Frühlingsfeiertage auf dem heimatlichen Hofe zu verleben.

Immer flacher wurde die Gegend; immer unabsehbarer dehnten sich die grünen Flächen. Am östlichen Horizont tauchte etwas Glitzerndes, Blendendes auf, etwas

unruhig Tanzendes und Hüpfendes. Das mußte der Schleibusen sein. Ein paar Möven hatten sich bis hier herein verflattert und kreisten schreiend um die sich schwerfällig dahin wälzende Rauchwolke des Zuges.

Björn öffnete das Fenster. Eine würzige Brise, gemischt aus Sonnenschein und Wasserdunst, wehte ihn kräftig an.

Und plötzlich dehnte sich vor ihm das unordentliche, unregelmäßige, malerische, vom lachenden Frühling umarmte Bild der Stadt, mit dem turmlosen Dom, mit all den hundert vielgezackten, roten und braunen Ziegeldächern.

Eine Empfindung übermannte ihn plötzlich, wie ein alter Mann sie haben mag, der sich in ein Jugenderlebnis zurückversetzt sieht —

Auf dem Bahnhof war ein lautes Durcheinander — Ferienkinder, Festgäste, Beurlaubte. Björn verbarg sich hinter dem Fenstervorhang aus Furcht, einen Bekannten zu entdecken oder selbst von einem solchen entdeckt zu werden. Beides blieb ihm erspart. Nur einige Soldaten seines alten Regiments trugen die vertrauten Farben vor seinen Augen spazieren.

Der Zug setzte sich in Bewegung und brauste weiter. Durch Wiesen und Weiden im smaragdenen Pfingstgeschmeide, durch traurige Moore, durch braune Heideflächen: an lächelnden Seeen vorbei und durch die maigrünen Schleier lichter Buchenwälder. Alles förmlich durchjauchzt und umjubelt vom Frühlingssonnenschein, den der blaueste Maihimmel lenzesselig entsandte.

Und trotz Sonne und Lenz und Maiengrün und Frühlingsjubel lag es doch über der in ihrer tragischen Schlichtheit ergreifenden Schönheit der Landschaft wie ein Schleier von Schwermut und Melancholie; sowie der Abglanz eines schmerzensreichen Erlebnisses über einem jungen, blühenden Menschendasein liegt.

Endlich ist die kleine Station erreicht, von welcher er zu Fuß in einer guten Stunde in die Heimat gelangen kann. Er hatte seine Ankunft nicht vorher gemeldet: er wollte die Seinen überraschen. Er wollte auch Stück für Stück und Schritt um Schritt das Wiedersehen mit diesem vertrauten Weltwinkel feiern, besser, wie es in einem klappernden Wagen, mit dem schwatzhaften alten Kutscher möglich gewesen wäre.

Und es ist eine Lust, auszuschreiten in der sonnigen Luft, in dem kräftigen Odem, den diese keusche, urwüchsige Natur ausströmt. Die üppigen Weiden sind ringsum von wohlgenährten, glatthaarigen Kuhherden, von weißen, dickwolligen Schafen belebt. Die kiesbeschütteten Wege führen zwischen blühenden Hecken endlos dahin.

Wo der blaue Maihimmel die grüne Erde küßt, da vorn, am flachen Horizont, taucht das Dorf auf mit dem weißgetünchten Kirchturm — wie ein schmales Segel hebt er sich vom tiefblauen Hintergrunde ab. Das Dorf hat nur eine lange, gerade Straße; es sieht aus wie ein Park — lauter blühende Bäume und Büsche, wohlgepflegte Beete hinter grüngestrichenen Zäunen; und zwischen den blühenden Kronen und duftenden Sträuchern, mitten in all der Reinlichkeit und Frühlingsüppigkeit, in all der Blühenslust und dem Lebensübermut liegen die saubern, weißen Häuser mit ihren festtäglich blankgeputzten Fensterscheiben wie lauter stillvergnügte, harmlose Geheimnisse.

Björn geht die ganze Straße entlang und grüßt freundlich, beinahe freundschaftlich all die bekannten Gesichter, alt und jung, die ihn und seinen in all der Sonne um so lustiger leuchtenden Waffenschmuck verwundert und begeistert anstarren.

Durch das weißgestrichene Thor, das zwischen Stallgebäuden mehr zur Zier als zur Wehr eingefügt ist, betritt er den Herrenhof. Der ist schon blitzsauber gefegt für die kommenden Festtage. Alle Ackergeräte sind mit fast soldatischer Genauigkeit in Reih und Glied aufgepflanzt; die Scheunen und Böden sind verschlossen; die Nachmittage vor den großen Festen sind den Leuten für die Beschickung der eignen Angelegenheiten freigegeben. Wie Feierabendfrieden liegt es über allem. Nur eine alte Magd schlurft vom Hause nach den Ställen, und ein paar rauhbeinige, ungeschickte, vergnügte Kälber tollen umher.

Und das Haus, das liebe alte Haus, so puritanisch einfach, sauber und ordentlich, daß es fast streng aussähe, wenn nicht das junge Grün der Buchen, die es überwölben, einen zitternden Goldglanz darüber malte, einen warmen Schatten darum hüllte! Auf dem großen Beet vor der Hausthür prangen Aurikeln und Vergißmeinnicht. Der breite Kiesweg ist frisch geharkt; eine einzelne Fußspur führt darüber hin.

Es war Björn heiß geworden; er war zuletzt doch schnell gegangen; seine Ungeduld war zu groß.

Die Hausthür war nur angelehnt. Er trat geräuschlos ein. Wohlige Kühle wehte ihn aus der mit grauen und roten Fliesen belegten Halle an, die fast dürftig in ihrer Einrichtung, doch kraft ihrer warmen Farben den Zauber des Behagens ausströmte.

Durch die Thür geradeüber drangen wohlbekannte Stimmen. Da saßen sie wohl bei Tisch — man vernahm Tellerklappern, es duftete nach allerhand, was einem hungrigen Magen wohl thut. Björn war hungrig — jugendlich hungrig.

Und mit einem schnellen Entschluß öffnete er die Thür und stand mitten unter ihnen.

Das gab ein Überraschen und ein Rufen, ein Freuen und ein Fragen ohne Ende. Schnell wurde ein Platz für ihn eingeschoben; er war fortan die Hauptperson des Kreises. Es waren schon andre Gäste da; die verheiratete Schwester aus Fünen mit Mann und Kindern; ein paar gute Freunde des Vaters, eine Gespielin der jüngsten Schwester. Björn hatte von alledem nichts gewußt. Er wäre lieber ganz allein mit den Seinen gewesen. Aber er fand sich auch darein, wie es nun war. Und es war lustig, sehr lustig — fröhlich, harmlos, heiter und sonnig, wie draußen der goldene Maitag.

Die Stunden flogen nur so dahin. Björn kam gar nicht recht zur Besinnung. Jeder hatte ihm etwas Besonderes zu sagen und zu zeigen. Er war diesmal ja nicht zu Weihnachten nach Hause gekommen; er hatte Dienst vorgeschützt; in Wahrheit hatte es ihm an der Stimmung gefehlt. — Sie liefen in Hof und Ställen und Garten umher und untersuchten jeden Winkel im Hause. Auch in die Kirche gingen sie und halfen die jungen Birkenmaien am Altar und an allen Bänken und Pfosten anbringen. Und Björn war, ohne es zu wollen, immer noch die Hauptperson, der Mittelpunkt. Alle liebten ihn, alle verzogen ihn. Es verdarb ihn nicht; es that ihm gut, wie der Sonnenschein dem ergrünenden Laube gut thut.

Nach dem Abendessen, das zu ländlich früher Stunde eingenommen wurde, empfand Björn plötzlich ein ausgesprochenes Bedürfnis nach Ruhe und Einsamkeit.

Er stahl sich heimlich fort aus dem plaudernden Kreise; den backsteingepflasterten Flur entlang nach der Vorratskammer — da stand seine Mutter und traf Anordnungen für den folgenden Tag. Sie liebte es nicht, am Sonntag vormittag, noch dazu am Pfingstsonntag, mit häuslichen Geschäften belastet zu sein.

Da stand sie, groß und blond — wirklich, sie hatte noch kaum ein graues Haar, weder an den Schläfen noch in dem dicken, stattlichen Zopf am Hinterkopfe — Energie und Güte in dem jugendfrischen Gesicht, und ein gut Teil Lebensklugheit und Herzensweisheit in den klaren, hellgrauen Augen. Sie sah Björn sehr ähnlich; sie hätte fast seine ältere Schwester sein können; die Verschiedenheit ihres Temperamentes näherte sie einander im Alter auch äußerlich; sie ward verjüngt durch ihre unverwüstliche Leibes- und Seelenfrische; er war gereift durch seinen frühgezeitigten Ernst.

„Hast du noch lange zu thun, Mutter?“ fragte Björn.

„Nein, mein Junge; ich bin fertig. Ich habe nur schnell noch den Küchenzettel für morgen geändert: ich vergesse deine Leibgerichte nicht, auch wenn du mich selten in die Lage bringst, sie dir vorzusetzen. — Was giebt's — willst du etwas von mir?“

„Ja, Mutter. Ich möchte mit dir einen kleinen Feierabendspaziergang machen. Aber mit dir ganz allein. Wenn du meinst, daß du abkommen kannst —“

Sie musterte ihn mit einem kurzen, scharf prüfenden Blick, band die weiße Schürze ab und hängte sie an den Riegel.

„Natürlich kann ich abkommen. Für dich immer.“ Sie ging ihm voran aus der Kammer; er schloß hinter sich ab und steckte den Schlüssel ein.

„Laß nur, ich trage ihn dir. Und weißt du — wir wollen hinten hinausgehen; damit uns nicht noch einer aufhält oder gar auf den Einfall kommt, uns zu begleiten.“

Der ganze Maiabend war voll Flieder duft; die Luft war so weich, so voll, so schwermütig still. Die Sonne war eben untergegangen; der westliche Himmel war leuchtend rotgelb; wie Glas, so klar und durchsichtig und unbewegt stand die ganze Atmosphäre. Eine Nachtigall fing an zu schlagen und schwieg gleich wieder. In heiliger Andacht, in atemloser Erwartung zitterte die Natur dem Pfingstwunder entgegen.

Björn hatte seiner Mutter Arm durch den seinen gezogen. So wanderten sie schweigend den langen, schnurgeraden, mit hellblauer Iris eingefaßten Gartenweg entlang. Sein Haupt war unbedeckt; die samtweiche Luft streichelte seine braune Stirn.

„Ach Mutter — wie ist es doch schön, daheim zu sein!“ sagte er. Es klang mehr Schwermut als gerade Freude aus seiner Stimme. Seine Augen überschauten die Bäume und Büsche und Beete umher mit zärtlichem Glanz. Seine Mutter antwortete nicht; sie wußte längst, daß sich irgend etwas mit ihm ereignet hatte. Sie wußte auch, daß er ihr sagen würde, was; daß er nur zu diesem Zweck diesen einsamen Spaziergang mit ihr unternommen habe.

Einstweilen erzählte sie ihm lauter kleine intime Familienangelegenheiten, als wolle sie ihm Zeit gönnen. Er hörte aufmerksam zu. Es that ihm so gut, all diese nichtigen, wichtigen Dinge aus ihrem lieben Munde zu hören. Das alles war so gesund, so normal, so befriedigend; so unentweiht, kindlich und rein wie die ganze Natur umher; und ebenso voll urwüchsiger Lebensfrische.

Der ſteife, gerade Weg führte zu einer kleinen, mit Buſchwerk bepflanzten Anhöhe am Ende des Gartens. Ein ſchmaler Pfad leitete geſchlängelt hinauf. Ein paar verſchlafene Vögel entflatterten dem Geſträuch, das ihre Kleider ſtreiften. Die Fliederdolden hingen ſchwer an den Seiten hernieder.

Oben ſtand eine kleine Bank unter einem Eſchenbaum. Da ſah man weit in das grüne Land hinein, nach Oſten, wo hinter der niedrigen Hügelkette die See ihre ewigen Waſſer ſchaukelte, deren feuchter Salzodem ſich in der abendlich hingebenden Luft mit den ſüßen Blumendüften miſchte.

Hier ſetzten ſie ſich. Und hier legte plötzlich Magna Heddenholm ihre große, weiße Hand auf den Scheitel ihres Sohnes, ſah ihm zärtlich in das geliebte Geſicht, deſſen Augen ſie noch nie getäuſcht hatten, und ſprach:

„Nun, Björn, ſage mir, was du auf dem Herzen haſt.“

Es wurde ihm nicht leicht, einen Anfang zu finden; er ſuchte nach einem ſolchen, und ſeine Brauen zogen ſich ſchmerzlich zuſammen.

„Es iſt eine ſchlimme Geſchichte, Mutter —“

„Sag's nur; ich werde ſchon einen Ausweg finden,“ tröſtete ſie liebreich.

„Ach nein,“ meinte er und lächelte unwillkürlich; „ſo etwas iſt es nicht; keine Schulden; auch nichts Dienſtliches; wenn ich es dir ſage, ſo hat es keinen andern Zweck, als daß du es eben wiſſen ſollſt.“

„Nun, ſo ſag's doch, mein Junge!“ Sie ſchlang den Arm um ſeine Schulter und ſtreichelte ſeine Hand, die auf ſeinem Knie lag, als wollte ſie ihn ermutigen.

„Es iſt der Grund meiner Verſetzung,“ ſagte Björn.

„Der Grund deiner Verſetzung —“ wiederholte ſie nachdenklich; „und keine Schulden, und nichts Dienſtliches. Alſo eine Frau,“ ſchloß ſie ruhig.

„Ja, Mutter.“ — Und nun erfuhr ſie alles.

Das Abendrot erloſch; nur ein paar roſenrote Flöckchen noch ſchifften unſchuldig und heiter am Himmelsblau daher. Ein leiſes Windgeflüſter erhob ſich in den blühenden Büſchen; der Eſchenbaum ſeufzte, als thäte ihm all das Menſchenweh leid.

Björn hatte aufgehört zu ſprechen. Er hielt die Hand ſeiner Mutter feſt in ſeinen beiden, ſaß vornübergebeugt und ſtarrte trübe auf die ſcharfkantigen Kieſel zu ſeinen Füßen.

„Mein armer Junge,“ ſagte Magna Heddenholm, „mein lieber Junge!“ Und dabei ſtreichelte ſie mit ihrer freien Hand wieder und wieder ſein kurzes, dickes Haar. Wie ihm das gut that, die weiche Stimme und die weiche Hand!

„Eigentlich bin ich ja nicht zu bedauern,“ begann er nach langem Schweigen noch einmal. „Meine eigne Schwäche war ſchuld daran, daß es ſo weit kam; ich hätte mich niemals hinreißen laſſen dürfen, meine Gefühle zu verraten. — Das iſt nun vorbei. Meine Schwäche iſt überwunden; ich habe über mich ſelbſt geſiegt. Ich bin dem Schauplatz dieſer ſchmerzlichen Kämpfe ferngerückt. Ich könnte in neuen Verhältniſſen ein neues Leben anfangen — habe es auch in gewiſſer Weiſe gethan. Ich könnte unter die ganze Vergangenheit einen Strich machen. — Und dennoch gelingt mir das nicht.“

„Warum denn nicht, mein Junge?“ fragte ſie beinahe ſchüchtern und ſtreichelte ihn immer weiter.

Björn ſchwieg.

„Haſt du ſie denn noch lieb?“ fragte ſeine Mutter.

„Lieb —“ wiederholte er, richtete ſich auf und blickte mit einem grübleriſchen Ausdruck in den leuchtenden Abend hinaus. „Nein, ich habe ſie nicht mehr lieb. Ich glaube nicht, daß ich mich über mich ſelbſt täuſche. Ich möchte ſogar behaupten, daß ich ſie nie lieb gehabt habe. Lieb haben — das iſt ſo etwas Stilles, Tiefes, Heiliges, weißt du. Aber was ich für ſie fühlte, das war ſo laut, ſo toll, ſtürmiſch und ungeduldig; eine raſende Leidenſchaft. Nein, ich habe ſie nicht mehr lieb. Aber ich habe ein ſchlechtes Gewiſſen ihr gegenüber, ſo ein quälendes, bedrückendes Schuldgefühl; das kann ich nicht los werden.“

Sie ſah ihn heimlich beſorgt an.

„Wieſo denn — wie meinſt du das?“

„Ja, ſiehſt du, Mutter, ich habe ſie doch unglücklich gemacht. Sie liebte mich — ich bin überzeugt, ſie liebte mich ſo aufrichtig und tief, wie ſie überhaupt lieben konnte; ſie hätte alles für mich gethan. Und nun bin ich davon gegangen —“

„Aber das war doch das einzige, was dir zu thun übrig blieb! Und daß ſie dich liebte, war nicht deine Schuld —“

„Meine Schuld — nein. Immerhin war ich die Veranlaſſung zu ihrer ganzen, traurigen Verirrung —“

„Darüber beruhige dich, mein Sohn,“ ſagte ſie ſchnell. „Wenn du nicht die Veranlaſſung geweſen wäreſt, ſo wäre ein andrer ſie geworden!“

„Sprich nicht ſo von ihr, Mutter. Sie iſt ein armes Geſchöpf; ſie hat keine Ahnung davon, wie man es anfängt, dem Leben gerecht zu werden.“

„Das iſt unzeitgemäße Großmut,“ ſagte ſie. „Und du kannſt mir glauben, ſie hat dich inzwiſchen ſchon verſchmerzt!“

„Ich wünſchte es —“ meinte er. An ſeiner Stimme und an ſeinem Geſichtsausdruck war zu merken, daß er es nicht glaubte. Und ſeiner Mutter ſelbſt war der Gedanke, daß man ihren Sohn ſo ſchnell vergeſſen könne, durchaus nicht angenehm.

Sie war empört über das leichtſinnige, ſelbſtſüchtige Weib, das ihn ſo herausgefordert, ſich ihm ſo an den Hals gehängt hatte — er hatte es ja nicht zugeben wollen, daß es ſo geweſen war, er hatte ſie immer nur zu entſchuldigen verſucht: aber ſie durchſchaute das alles ſehr nüchtern und ſehr richtig.

Sie hätte ihm dieſe häßliche Erfahrung ſo gern geſpart. Nach Art aller zärtlichen Mütter hatte ſie ſich eine friſche, ungehinderte und natürlich glückliche Liebe zu irgend einem idealen, gerade nur für ihn geſchaffenen und geſchmückten Mädchenbilde gedacht. Und dieſe Liebe ſollte die erſte ſein in dem unentweihten Heiligtum ſeines Herzens, deſſen Prieſterin ſie ſelbſt in Gebet und Mutterliebe geweſen war ſo viele ſchöne Jahre hindurch; und dieſe Liebe ſollte dann auch die letzte bleiben —

Es kommt eben immer alles anders.

„Ich will dir etwas ſagen, Björn,“ begann ſie nach langem Nachdenken entſchloſſen, „du mußt energiſch mit dem allen aufräumen; nicht nur mit der Leidenſchaft und den ſchmerzlichen Erfahrungen, ſondern auch mit dieſem großmütigen Schuldgefühl ihr gegenüber. Das iſt Gefühlsluxus; das iſt hier wenigſtens gar nicht am Platz —“

„Ja, Mutter," unterbrach er, „das ist nur — ich fürchte — sieh mal, sie war immer ein wenig haltlos und leichtsinnig; und wenn sie nun durch diese Geschichte ganz entgleist —"

„Dafür kann dich kein Mensch verantwortlich machen, und du darfst nicht so sentimental sein, es selbst zu thun," rief sie beinahe ärgerlich. „Auch dem lieben Gott wird es nicht einfallen, dich einmal dafür zur Rechenschaft zu ziehen. Und wie wolltest du sie denn halten? Du hast doch weder Mittel noch Gelegenheit, ihr zu helfen! Du bist allein fertig geworden — sie wird es auch werden, wenn sie überhaupt was wert ist. — Sage mir doch," fuhr sie fort, als er trübe schwieg, „wie du ihr hättest helfen wollen? Etwa, indem du so ein romantisches Seelenbündnis mit ihr eingingst, wie das jetzt in der großen Welt Mode sein soll? Damit belügt man sich nur; das ist vielleicht nicht gerade Ehebruch in der That, aber wohl in Gedanken; und Gedankensünden sind oft die allergefährlichsten, weil sie sich am unauffälligsten einnisten — und außerdem ist so eine Frau mit solchem Seelenbündnis auf die Dauer schwerlich zufrieden!" Björn lächelte.

„Ereifere dich doch nicht so, Mutter. An Derartiges hat keiner von uns gedacht."

„Nun, so schlag dir die unfruchtbaren Grübeleien aus dem Sinn. Ein zartes Gewissen zu haben, ist sehr schön und richtig. Es darf aber nicht spitzfindig werden. Vergiß doch nicht, daß sie dich angelockt hat, nicht du sie —"

„Aber ich habe ihr nicht verbergen können, daß ich ihre Gefühle erwiderte!"

„So hätte sie dann erst recht sich zurückhalten müssen, wie du selbst es jedenfalls gethan hättest, wärst du nicht durch sie bethört gewesen."

„Du beschuldigst sie, um mich zu entschuldigen, Mutter. Das ist sehr gut gemeint; aber du kennst sie ja nicht einmal!"

„Lieber Junge," sagte sie mit einem kleinen Seufzer, „wenn ich auch Julia Altefahr nicht kenne, so kenne ich doch die Sorte Frauen, die sie repräsentiert. Und ich kann dich versichern, daß man sich ihnen gegenüber solche weittragende Skrupel nicht zu machen braucht. Ihr Sinn ist leicht und ihr Gewissen ist weit —"

Sie sprach noch lange auf ihn ein und wußte schließlich doch nicht, ob sie etwas erreicht hatte. Er blieb still und ernst.

Es wurde dämmerig ringsum. Der Regenpfeifer ließ seinen langgezogenen Ruf ertönen; in allen Gräben und Wasserläufen erhob sich das Concert der Frösche. Auch die Nachtigallen wagten sich mit ihrem schluchzenden Gesang hervor.

Björn stand plötzlich auf, aber nur um sich niederzubeugen und seine Mutter in kindlicher Innigkeit zu umarmen und zu küssen. Dann glitt er leise vor ihr nieder, bis er auf dem Boden kniete, und zog ihre Hände an seine Lippen.

„Ich danke dir, Mutter," sagte er mit bewegter Stimme. „Ich weiß noch nicht, ob ich alles werde nachempfinden können, was du mir gesagt hast; aber es hat mir wohl gethan."

Dann schlang er zutraulich den Arm um ihre Taille und legte seinen Kopf an ihre Kniee.

„Bleib noch ein wenig sitzen, Mutter —"

Sie that es nur allzugern; er war ja ihr ganzes Glück, und daß er so offen und kindlich zu ihr stand, war der größte Stolz ihres Lebens. Während sie ihm

die eine Hand auf die Stirn legte, wie ſie es wohl gethan hatte, wenn er als Schuljunge mit Kopfſchmerzen nach Hauſe gekommen war, wiſchte ſie ſich mit der andern heimlich die Thränen aus den Augen.

Es war ihr keinen Augenblick bange darum, daß dieſe Erfahrung ihm ſchaden könne; aber es that ihr weh, daß er ſie überhaupt gemacht hatte.

Plötzlich ſah er auf. Sein Geſicht ſah ſo anders aus, als vorhin; beinahe glücklich.

„Weißt du, Mutter — vor Julia hätte ich doch nie ſo knieen können!“

„Siehſt du!“ ſagte ſie und lachte unter Thränen.

Drei Tage ſpäter reiſte Björn wieder ab. Sein Urlaub dauerte nicht länger, und die Zeit genügte ihm auch. Er konnte die regelmäßige Thätigkeit noch nicht recht entbehren.

Um mit Genuß faullenzen zu können, muß man ganz glücklich und zufrieden ſein.

Diesmal fuhr er in einem hübſchen Selbſtfahrer nach der Station. Seine jüngſte Schweſter Melitta ſaß neben ihm. Sie war ein großes, blondes, geſundes Mädchen, friſch an Leib und Seele, gleich der Mutter. Ihre einzige Schwärmerei war ihr Bruder geweſen, an dem ſie noch heute mit liebevollſter Bewunderung hing. Darum hatte ſie ſich auch als beſondere Gunſt ausgebeten, ihn begleiten zu dürfen.

Die Sonne hatte während all dieſer Tage nicht aufgehört zu ſcheinen. Das Grün der Bäume hatte ſich vertieft; es ſtaubte auf dem ſchattenloſen Wege, und die Luft war ſtill und ſchwül. Aber ſie war doch ſchön, dieſe Sonne; über die Maßen geſund und wohlthuend; und dazu dieſe reine, ſtarke Salz- und Grasluft!

Mit Björn war in dieſen drei Tagen eine ſichtbare Veränderung vorgegangen. Seine Augen ſahen klarer und heller aus, über ſeinem ganzen Weſen lag eine neue Friſche, die es anziehend verjüngte. Die ſtarke, reine Heimatluft hatte das letzte trübe Gewölk aus ſeiner Seele hinausgeweht.

„Weißt du, Litta,“ ſagte er, als das einſame Stationsgebäude vor ihren Blicken auftauchte, „du müßteſt mich einmal beſuchen! Du könnteſt ſehr gut in meinem Wohnzimmer ein Quartier beziehen — wir würden uns in der engſten Hütte vertragen. Denke mal, wie hübſch das wäre. Was ich dir alles zeigen könnte — Natur und Kunſt und meine Kameraden —“ Sie lachte herzlich.

„Ja, das ſind freilich alles ſehr verlockende Genüſſe; aber ich werde doch wohl darauf warten müſſen, bis du eine Frau haben wirſt —“ Litta wußte natürlich nichts von Julia.

„Warum?“ fragte er.

„Weil mir Mutter ſchwerlich erlauben würde, mich ohne würdigen Schutz in ſo eine Junggeſellenhöhle zu begeben.“

„Nun ſo bringe doch die Eltern mit!“

„Dazu werden ſie ſich ſchwerlich entſchließen! Wir ſitzen zu feſt auf unſerm einſamen Hof. Seit ich erwachſen bin — und das ſind nun vier Jahre — ſind wir über die Inſeln und einmal einen Aufenthalt in der Stadt nicht hinausgelangt. Und

dann weißt du — wenn die Eltern mitkämen, so wäre das gleich etwas ganz andres — lange nicht so nett!" Sie sah schelmisch zu ihm auf. Sie dachte an all die wilden Kinderstreiche, die sie zusammen ausgeführt hatten. Er dachte dasselbe und sah zärtlich auf sie nieder.

„Ja — dann würde ich wohl bald heiraten müssen —"

„Thu es nur, Björn!" sprach sie eifrig. „Und dann besuche ich euch, und dann sind wir lustig und glücklich! Natürlich muß deine Frau danach sein. Sie muß ein sehr warmes Gemüt haben und ein sehr heiteres Herz: sie muß dich abgöttisch lieben, so wie du es verdienst, geliebt zu werden; sie muß —"

„Und wenn sie nun von alledem nichts hat und nichts thut?" unterbrach er ihr Geplauder.

„So werde ich mir trotzdem Mühe geben, sie zu lieben, weil du sie liebst," sagte Litta mit fröhlicher Bestimmtheit.

„Du bist ein guter Kamerad," meinte er gerührt. „Komm — gieb mir einen Kuß; jetzt geht das besser, wie nachher!" —

Es war eine heiße Bahnfahrt, und Björn war müde, wie jemand, der nach einer anstrengenden Zeit auf seiner vollendeten Arbeit ruhen darf. Und da ihm still und friedlich zu Mut war, so drückte er sich in eine Ecke und schlief ein.

Er sah auf der ganzen Fahrt kaum zum Fenster hinaus. Ehe er sich's versah, war es Abend und dunkel geworden. Die Stadt, in der Julia wohnte, lag weit hinter ihm.

In tauiger Morgenfrühe kam er in der Garnison an. Dienst hatte er an diesem Tage noch nicht. So benutzte er die freien Stunden zu einem langen Spazierritt.

Der Himmel war trübe; graues Regengewölk hielt wohlthätig die heißen Sonnenstrahlen ab. Aber trotz des trüben Himmels blieb Björns Seele heiter und mutig.

Vergessen, was dahinten ist. Neu anfangen. Frisch leben und nicht träge grübeln. Nicht verzagt rückwärts schauen, sondern mutig vorwärts. Vorwärts kommt man durch die Welt!

Und wie man die Dinge umher aus der eignen Stimmung heraus versteht und empfindet, so erschien Björn heute trotz Wolken und Sonnenlosigkeit die ganze Natur wie ein lachender Arbeitstag.

In dieser Stimmung begrüßte er kurz vor Tisch die Kameraden im Kasino.

„Guten Tag! Wie geht's! Was habt ihr in den Festtagen gemacht?"

„Und wie geht's dir — wie sieht's zu Hause aus — wann bist du zurückgekommen?"

Und endlich, als sich der erste Schwarm von Fragen und Antworten gelegt hatte:

„Nun — und was giebt's Neues?"

Nicht Besonderes; dem einen war das Pferd krank geworden, besserte sich aber schon wieder. Bei Majors war schon wieder ein Mädchen geboren. Der Rittmeister von Björns Schwadron hatte den Schnupfen und war schlechter Laune. Die jüngste Leutnantsfrau hatte wieder einen unglaublichen Aufwand mit Hüten und Kleidern getrieben.

„Ja, aber was dich am meiſten intereſſieren wird,“ rief aus dem Hintergrunde einer über die Köpfe der andern hinweg ihm zu, „es iſt dir jemand nach verſetzt worden!“

Björn empfand einen unangenehmen Mißton in der Harmonie ſeiner Gemütsverfaſſung. Jede Erinnerung an jene Epiſode ſeines Lebens war ihm ſchmerzlich.

„So — wer dann?“ fragte er trotzdem gelaſſen.

„Nicht zu uns,“ berichtete der andre weiter: „zur Regierung. Wie hieß er doch — es war ſo ein ſonderbarer Name, als hätte man ihn in einer Hanſeſtadt ausgegraben —“ Björn ſah unruhig auf.

„Alteſahr!“ rief ein dritter dazwiſchen.

„Ja, richtig, Alteſahr. Ich habe ihn noch nicht kennen gelernt. Ich hörte es nur ſo zufällig und dachte gleich, daß es dich intereſſieren würde. Du kennſt ihn doch?“

„Ja wohl,“ ſagte Björn, ohne eine Miene zu verziehen. „Ich habe in ſeinem Hauſe verkehrt.“

„Iſt er verheiratet?“

„Ja.“

„Wie iſt denn die Frau? Wo ſtammt ſie her?“

„Aus dem Hannoverſchen, ſoviel ich weiß. Sie hat keine Eltern mehr; nur eine Stiefmutter, mit der ſie aber kein näheres Verhältnis hat.“

„Nun — und wie iſt ſie? Hübſch? Vergnügt? Wird ſie zu uns paſſen? Denn wahrſcheinlich werden ſie doch mit uns verkehren!“

„Wahrſcheinlich,“ wiederholte Björn mechaniſch. „Sie iſt ſehr lebensluſtig. Und hübſch und liebenswürdig iſt ſie auch.“

Damit war die Frage erledigt. Er ſetzte ſich mit den andern zu Tiſch und aß und trank mit ihnen. Er unterhielt ſich auch, ganz vergnügt und unbefangen.

Aber die friſche, ſtarke Heimatsluft war aus ſeiner Seele hinweg geweht wie durch einen ſchwülen, ſchweren Odem. Die frohe, mutige Laune war ihm gründlich verdorben. — Trotzdem blieb er nachher noch lange in dem Kreiſe der Kameraden. Er wollte das Alleinſein und das Nachdenken möglichſt hinausſchieben.

Dann in ſeinem Zimmer, beim einſamen Schein der roten Lampe, die Litta ihm einmal zu Weihnachten geſchenkt hatte, ſchlug er ſich mit der flachen Hand vor die Stirn —

‚Ich Unglücksmenſch — ich kann mich doch nicht ſchon wieder verſetzen laſſen!‘ —

Dann fing er an, in zorniger Erregung umherzulaufen.

‚Warum ſpielt mir das Schickſal ſo mit! Wie iſt es nur möglich, daß ſie hierher kommen — daß ſie dieſe Verſetzung nicht aus allen Kräften und mit allen Mitteln hintertrieben haben! Aber vielleicht haben ſie es verſucht; vielleicht war es nicht zu verhindern. Vielleicht weiß der Mann gar nicht — nein, es iſt nicht möglich, daß er nichts weiß. Oder ſollte ſie ihm es ausgeredet — ihn beruhigt haben? Sollte ſie — nein, es iſt undenkbar; ſo toll und leichtfertig kann ſie nicht ſein, eine ſolche Wiedervereinigung mit mir gewünſcht, auf irgend eine Weiſe angeſtrebt zu haben. Denn ſonſt — —‘

Der Gedankengang verſagte ihm.

‚Nur nicht niederdrücken laſſen — nur nicht niederdrücken laſſen!‘ ſagte er ſich immer wieder, zehnmal, zwanzigmal hintereinander.

„Ich werde selbstverständlich hier bleiben und mich gar nicht um sie kümmern. Sie wird anständig genug sein, das zu respektieren. Denn wenn es noch einmal so weit käme, daß einer von uns weichen muß, sie oder ich — und wenn wieder ich derjenige sein müßte — dann müßte ich doch geradezu meinen Abschied nehmen —'

Er sah den Rock an, den er trug; er war doch mit Leib und Seele Soldat, er wollte es doch so gern noch lange in Ehren und Ansehen bleiben. Was sollte auch aus ihm werden, wenn er diesen Rock auszöge? Sein Vater lebte noch, sehr thätig, sehr rüstig, und hoffentlich noch sehr lange. Er konnte seine Arbeit dem Sohne nicht abtreten. Für zweier Männer Schaffenskraft aber reichte das Handwerkszeug nicht aus. — Sollte er ein thatenloses Dasein führen, von der Hand in den Mund leben und dem lieben Gott die Tage stehlen? Und obenein ganz und allein auf die väterliche Zulage angewiesen?

Ihm wurde heiß vor Abscheu bei dem Gedanken.

Aber warum ging die Phantasie so durch mit ihm? So weit würde, durfte, sollte und konnte es nicht kommen.

Fürs erste nahm er sich vor, alles zu vermeiden, was ihn mit den Altesahrs in Berührung bringen konnte; jede Gelegenheit, von ihnen nur reden zu hören. Und diesen Vorsatz führte er gewissenhaft aus. Er ging auf den Straßen, als habe er Scheuklappen an den Augen, und vermied jedes Gespräch, das eine gefährliche Wendung nehmen, ihm neue Nachrichten bringen könne.

Trotz alledem konnte er es nicht verhindern, daß er etwa vierzehn Tage später, als er abends mit einigen andern im Kasinogarten saß, von einem unter ihnen gefragt wurde:

„Haben Sie eigentlich schon etwas von Ihren Bekannten gesehen?"

„Von welchen Bekannten?" fragte Björn, obwohl er sehr gut wußte, wer gemeint war.

„Nun, von den Altesahrs."

„Nein."

„Stehen sie Ihnen überhaupt irgendwie näher?"

Björn blickte unangenehm berührt auf.

„Sagen Sie nur gerade heraus, was Sie meinen," sprach er.

„Nun ja — man erzählt so allerhand; und wenn sie nun in irgend welchen besonders freundschaftlichen Beziehungen zu Ihnen ständen, so möchte ich Ihnen das lieber nicht wiedererzählen —"

„Solche Rücksichten brauchen Sie nicht zu nehmen," sagte Björn gelassen. „Übrigens liegt mir nicht viel daran —"

Um so mehr schien aber den andern daran gelegen zu sein, die vagen Gerüchte bestätigt oder entkräftet zu hören.

„Also er ist allein hier und hat sich eine Junggesellenwohnung gemietet. Es heißt, seine Frau käme einstweilen gar nicht her."

Björn fühlte, wie er blaß wurde. Aber er zuckte mit keiner Muskel.

„Man erzählt, sie sei sehr leichtsinnig: sie habe irgend eine faule Liebesgeschichte gehabt; der Betreffende habe sie sitzen lassen und nun sei sie vollends leichtfertig

geworden. Man behauptet, ſie lägen in der Scheidung, und darum ſei ſie gar nicht erſt mit ihm hergekommen."

Es war beinahe übermenſchlich, wie Björn ſich zuſammennahm. Man hätte denken können, alle dieſe Mitteilungen ſeien ihm ſehr gleichgültig, ja unangenehm. Er trank langſam den leichten Wein aus dem beſchlagenen Glaſe; die Kehle war ihm trocken geworden.

„Wiſſen Sie, ob etwas Wahres daran iſt?"

„Von einer Scheidung weiß ich nichts," ſagte Björn ziemlich kurz. „Das Übrige kann ich leider nicht beſtreiten."

„Und das haben Sie gewußt und haben nichts davon erzählt?"

Björn ſah den lebhaften Frager ſo erſtaunt an, daß der ganz verlegen wurde.

„Ich unterhalte mich nicht auf Koſten des guten Rufes andrer Leute," ſagte er trocken. „Es wäre doch mindeſtens undankbar von mir, die — Geheimniſſe eines Hauſes auszuplaudern, in dem ich Gaſtfreundſchaft genoſſen habe."

Der andre ſah ihn nachdenklich an.

„Sie ſind doch ein rieſig anſtändiger Menſch!" ſagte er in ehrlicher Anerkennung.

Björn errötete: er wußte, daß er dies Lob in dieſem Augenblicke nicht ganz verdiente. —

Alſo Julia war nicht hier und kam auch vorläufig nicht. Dieſe Gewißheit verſchaffte ihm zunächſt eine große Erleichterung und Beruhigung; aber nur, um ihn dann mit um ſo unruhigern Gedanken zu quälen und zu bedrücken.

Warum kam ſie nicht? Was bedeutete das mit der Scheidung? — Ging es wirklich abwärts mit ihr, durch ſeine Schuld? — Und würde es nicht abwärts mit ihr gehen, wenn er ihren Lebensweg nie gekreuzt hätte? — Er hatte, ſeit er ſich von ihr getrennt, nichts mehr gehört von ihr; hatte nichts mehr hören wollen. Wer weiß, was alles ſich inzwiſchen ereignet hatte!

Und da war es wieder, das peinigende Schuldgefühl ihr gegenüber, der zu helfen er doch auf keine Weiſe im ſtande war!

Tag um Tag und Woche um Woche verging und brachte ihm keine weitere Aufklärung. Die beſtändige, innere Erwartung, in der er dahinlebte, fing an, ſeine Nerven zu reizen.

Inzwiſchen war er Eberhard Altefahr auf der Straße begegnet. Der hatte ſeinen Gruß ſehr höflich erwidert und war weitergegangen, ohne auch nur den Verſuch zu machen, ſich in ein Geſpräch einzulaſſen. Björn fand das ganz in der Ordnung ſo. Nun wußte er doch gleich, auf welchem Fuß Eberhard mit ihm zu ſtehen wünſche, und welchen Ton er ihm gegenüber anzuſchlagen habe. — Er hatte gefunden, daß Eberhards Züge etwas älter und ſchärfer geworden waren; ſonſt erſchien er ihm ebenſo elegant, kühl und ſtreng wie immer.

Er hielt es indes für richtig, ihm auf Grund ihrer frühern Bekanntſchaft ſeinen Beſuch zu machen — das war weniger auffallend, als wenn er es unterließ — und that das zu einer Zeit, wo er ihn auf der Regierung wußte. Eberhard erwiderte ſeinen Beſuch ſehr prompt, während er im Dienſt war. So hatten ſie der Form genügt, ohne daß ſich weitere Folgen und Verpflichtungen daran knüpften. Im Gegenteil, ſie hatten ſich ihrer Verpflichtungen gegeneinander endgültig erledigt.

Dank des sommerlichen Stilllebens hatten sie nirgends Gelegenheit, sich zu sehen, und wo sich eine geboten hätte, da würde sie von ihnen gemieden worden sein.

„Sehr nahe scheinen Sie einander doch nicht gestanden zu haben," sagte man Björn einmal ein wenig neckend. „Sonst würden Sie doch mehr Notiz voneinander nehmen!" Und Björn antwortete darauf:

„Eberhard Altefahr ist überhaupt nicht ein Mensch, dem man nahe stehen kann."

Inzwischen langweilte Julia sich sträflich in ihrer leeren, stillen Wohnung.

Zwar suchte sie mit allen Mitteln sich die Zeit zu kürzen und die Gedanken zu zerstreuen. Aber die innere Friedlosigkeit und Unzufriedenheit mit allen Verhältnissen machte ihre Bemühungen nutzlos und ihre Mittel unwirksam.

Sie konnte es Eberhard nicht verzeihen, daß er ihr gegenüber seinen Willen durchgesetzt und sie nicht mitgenommen hatte. Nun lebte sie hier in einem höchst ungemütlichen, vor den Augen der Zuschauer gar nicht zu rechtfertigendem Zustande. Wie ein ungezogenes Kind, das seine Strafe absitzt.

Sie that, was sie konnte, um diesen Zustand den Leuten gegenüber nicht als Strafe erscheinen zu lassen. Und wenn es auch trotz aller schönen Vorwände von Wohnungsverhältnissen nicht ganz zu bemänteln war, daß es als Strafe gemeint ward, so sollten die Leute doch nicht denken, daß sie es als Strafe empfand.

Sie lebte außerordentlich vergnügt und unternehmungslustig. Ihre Vergnügungssucht scheute vor nichts mehr zurück. Je schrecklicher die Stunden waren, die sie wohl oder übel allein zubringen mußte, um so unbesonnener hielt sie sich schadlos in Gesellschaft andrer.

Das ging so eine ganze Weile. Man ging bereitwillig auf ihren Ton ein — man amüsierte sich dabei, und man trug ja keine Verantwortung dafür. Aber mit der Zeit bekam man es satt; man langweilte sich dabei, man fand es wohl auch unpassend und unwürdig. Und Julia mußte eines Tages einsehen, daß man anfing sich von ihr zurückzuziehen.

Durch die leichtsinnige Zersplitterung ihrer Zwecke und Absichten, ihrer Gedanken und Gefühle war Julia vollends haltlos und unselbständig geworden. Ihr Inneres glich einer ausgeräumten Stube; keine Wärme, keine Ruhestatt, kein Schutz und keine Sicherheit mehr darin. Durch die zerbrochenen Fenster herein wehten Unzufriedenheit und Verbitterung, wie fröstelnder Odem und Straßenstaub.

Und wenn sie gar nichts andres mehr wußte, so warf sie sich auf irgend einen Stuhl und schluchzte und weinte um den einen, auf den sie ihre ganze Liebe, ihre Hoffnung, ihr ganzes unselbständiges, haltloses Sein gestützt hatte mit dem kläglichen, selbstsüchtigen Eigensinn eines verzogenen Kindes. Sie schrie nach ihm; sie war krank nach ihm. Und sie wußte doch nicht, wie sie zu ihm gelangen sollte.

Denn einer stand im Wege. O, wie sie ihn haßte, diesen einen!

Und dennoch konnte nur durch Eberhard der Weg zu Björn führen.

Sie begann, sehr klägliche und jammervolle Briefe an Eberhard zu schreiben. Sie könne es nicht mehr ertragen in ihrer Einsamkeit. Die Leute würden nächstens mit Fingern auf sie weisen als auf eine Verlassene. Er möchte sie doch nicht preis-

geben. Möchte ihr erlauben, zu kommen. Sie verſpreche ihm auch — o, was ſie ihm nicht alles verſprach! Mehr, als die tugendhafteſte und ſittenſtrengſte Frau jemals erfüllen konnte. Sie bettelte geradezu; und das wurde ihr um ſo leichter, als ſie dieſe Betteleien, dieſe demütigenden Verſprechungen dem geduldigen Papier anvertrauen konnte und nicht dabei in Eberhards ſtrenges, kaltes Geſicht zu blicken gezwungen war.

Eberhard las alle dieſe Briefe mit überlegener Miene und geringſchätzigem Zucken ſeiner Mundwinkel — und ließ einen nach dem andern ins Feuer wandern. Er wußte, was er von dieſen Klagen ſowohl als von dieſen Vorſätzen zu halten hatte; ſie brachten nicht auch nur einen Augenblick ins Wanken, was er nach langem Überlegen mit verſtandesgemäßer Kühle beſchloſſen hatte.

Zuerſt beantwortete er all ihre drängenden Zukunftsfragen gar nicht. Dann, als der Sommer zu Ende war, ſchrieb er ihr, daß er zu Michaelis eine Wohnung genommen habe. Sie möge den Umzug einleiten und am Umzugstermin ſelber kommen. Nicht eher.

Mit einem Male war Julias Stimmung verändert. Nun war es ihr ganz gleichgültig, wie die Menſchen hier von ihr dachten und ſie behandelten. Das alles war ja nun vorbei, das alles verließ ſie ja nun. Verließ dieſe ganze verödete, langweilige, zweckloſe Umgebung — um Björn dagegen einzutauſchen.

Björn — Björn — und immer wieder Björn war das Einzige, was ſie noch fühlte.

Sie lachte und ſang den ganzen Tag; ſie brauchte nicht einmal mehr Geſellſchaft dazu. — Nebenbei hatte ſie zu thun. Der ganze Umzug laſtete allein auf ihren Schultern. Es war für ſie eine unbeſchreiblich reizvolle Aufgabe. Mit jedem Stück, das in die großen Kiſten verſenkt wurde und in dem ſchwerfälligen Möbelwagen verſchwand, that ſie einen Schritt aus dieſem Leben hinaus — dem neuen Leben entgegen.

Dann machte ſie Abſchiedsbeſuche. Sie gab ſich nicht einmal Mühe, ihre ausgelaſſene Stimmung zu verbergen.

„Ich freue mich auf Eberhard!“ ſagte ſie in geradezu jauchzendem Ton.

‚Sie freut ſich auf Björn,‘ dachten die Leute und ſchwiegen.

„Wenn Sie Björn Heddenholm dort ſehen,“ ſagte einer der Offiziere ein wenig boshaft, „ſo grüßen Sie ihn nur ſchön von uns allen!“

Julia that, als hätte ſie an dieſe Möglichkeit noch gar nicht gedacht, und machte große, runde Augen.

„Ach richtig — der iſt ja auch dort! Ob er wohl noch da iſt? Ja, wahrſcheinlich — es iſt ja noch nicht ſo lange her, daß er hinkam. Alſo gut, ich werde ihn grüßen!“ —

Endlich war es ſoweit. Von einer ganzen Anzahl Bekannter umringt, ſtand ſie auf dem Bahnhof. Einige Herren hatten große Blumenſträuße gebracht, jeder ſagte ihr Liebenswürdigkeiten und Verbindlichkeiten. Es war ja nun folgenlos, und der Schluß wenigſtens ſollte ein verſöhnlicher ſein.

In ihrem braunen Reiſemantel, ein hohes ſchmales Hütchen auf dem blonden Haar, ſtand Julia am herabgelaſſenen Fenſter. Ihr Geſicht war roſig und friſch, ihre Augen lächelten und glitzerten. Jeder bekam etwas davon ab. Im Übermaß

ihrer freudigen Erregung war sie gedankenlos verschwenderisch mit Gunstbezeugungen gegen jedermann.

Und dann fuhr sie hinaus in die Welt, lächelnd und gedankenlos hinein in das Leben, das vor ihr lag wie der trübe Oktobertag, ernst und von vagen Nebeln umhüllt, die sie sich nicht zu lichten getraute; fest davon überzeugt, daß die Sonne schon den Weg zu ihr wieder finden würde.

Die Möbel waren schon zum Teil vor ihr angelangt und unter Eberhards Leitung in der neuen Wohnung aufgestellt. Immerhin gab es erst noch ein paar ungemütliche, arbeitsvolle Tage zu überwinden, ehe man in den neuen Verhältnissen zu befriedigender Ordnung und Ruhe kam.

Eberhard that soviel er konnte, um seiner Frau die Einrichtungsarbeiten zu erleichtern. Auf irgend welche Auseinandersetzungen über die künftige Gestaltung ihres gemeinsamen Lebens ließ er sich grundsätzlich nicht ein. Überhaupt bekam sie ihn außer den Mahlzeiten und abends vor dem Schlafengehen kaum zu Gesicht. Sie fügte sich darein mit schweigendem Trotz und überlegte im stillen, wie sie diesen Zustand am besten zu ihrem Vorteil ausnützen könne.

Da trat er eines Morgens — am Abend vorher hatte der letzte Handwerker die Wohnung verlassen — bei ihr ein. Er war schon zum Ausgehen angezogen; also schien er die Absicht zu haben, es kurz zu machen.

„Julia," begann er, ohne sich zu setzen, „du wirst vielleicht begreifen, daß ich den Zustand des letzten Jahres nicht länger zu dulden gesonnen bin. Ich will also an diesem Anfang einer neuen Lebensperiode völlige Klarheit schaffen zwischen dir und mir. — Ich bin hierher versetzt worden, und es ist der natürliche Lauf der Dinge, daß du mich hierher begleitest. Wo sollte ich dich auch lassen? Ich stelle dir nun zwei Möglichkeiten, zwischen denen es keinen Ausweg giebt. Entweder: Du beträgst dich so, wie ich es von meiner Frau verlangen kann und muß — dann bleiben wir zusammen und versuchen aus unserm Leben das Beste zu machen. Oder: Du setzt dein Betragen vom vorigen Winter fort — dann habe ich die Absicht, mich von dir scheiden zu lassen. Ich bin nicht willens, mir Ehre und Stellung von dir verderben zu lassen. Kannst du dich also nicht mit Anstand in die Verhältnisse fügen — gut, so werden wir uns trennen. — Also überlege dir das. Eine Antwort erwarte ich nicht. Die Antwort wird in deinem Betragen enthalten sein."

Er drehte sich um und ging hinaus. Sie blieb schweigend sitzen. Das Buch, in dem sie blätterte, war ihrer Hand entsunken.

Also nun wußte sie es. Allein von ihr sollte es abhängen, wie sich ihre Zukunft gestalten würde; allein von ihrem Benehmen. — Und wie sie dies Benehmen einrichten würde, das hing von Björn Heddenholm ab. Ihn zu erforschen war zunächst ihre wichtigste Aufgabe.

Bis ihr das gelungen sein würde, war es ratsam, Eberhard nicht zu reizen, sondern — ihm in allen zu willen zu sein. Sie wußte, daß sie das sehr gut konnte, wenn sie nur wollte; wenn es sich nur lohnte. Das Weitere würde sich finden. —

Sie begannen, ihren gesellschaftlichen Pflichten zu genügen und überall Besuche zu machen; nicht nur in den kollegialischen, sondern auch in den militärischen Kreisen. Julia, der man mit Rücksicht auf die allgemein zur Kenntnis gelangten Gerüchte hin

mit einigem Mißtrauen und um so größerer Spannung entgegensah, gewann sich alle Herzen. Sie war liebenswürdig und zurückhaltend, die vollendete Weltdame; dazu kam ihr anmutiges Äußere, ihre ganze Art sich anzuziehen und zu bewegen. Selbst Eberhard legte manchmal ein gewisses Wohlwollen gegen sie an den Tag und begann zu glauben, daß sein energisches Verfahren gegen sie doch von dauernder, guter Wirkung gewesen sein könnte. — Allgemein war man darüber einig, daß der Klatsch, der ihr vorangegangen war, aller Begründung entbehre, und daß Julia ohne Tadel sei.

„Wir werden uns wohl auch entschließen müssen, bei Altefahrs Besuch zu machen," hieß es eines Tages an der Kasinotafel. „Der Kommandeur deutete es heute schon an. Sie sind bei allen verheirateten Offizieren gewesen."

„Nun, das wäre ja ein ganz angenehmer Entschluß," tönte es von mehreren Seiten zurück.

Björn wußte längst, daß Julia angekommen sei. Es hatte ihn anfangs unbeschreiblich aufgeregt. Nun hatte er sich innerlich gewappnet und vorbereitet und fürchtete sie nicht mehr. — Um der immerhin vorhandenen Möglichkeit, allein von ihr angenommen zu werden, aus dem Wege zu gehen, verabredete er sich mit zwei andern Kameraden, gemeinschaftlich den notwendig gewordenen Besuch zu machen.

Merkwürdigerweise wurden sie von Eberhard allein empfangen. Er unterhielt sie eine Viertelstunde lang in der gewandten, liebenswürdigen Weise, die nie jemand zu nahe tritt und keinen erwärmt.

Es wurde Björn sehr sonderbar zu Mut, als er sich wieder zwischen all den bekannten Sachen sah; zwischen all den stummen Zeugen einer Zeit, die — so schien es ihm — weit, weit hinter ihm lag. Jene Zeit lebte wieder auf vor seinen Augen, zwischen all diesen stummen, toten Gegenständen, und sah ihn an mit vorwurfsvollen, warnenden Augen. Er mußte sich sehr zusammennehmen, nicht zerstreut zu sein.

Er war glücklich, daß Julia nicht zugegen war. Trotzdem quälte ihn unaufhörlich die Frage, warum sie nicht hier, und wo sie sonst sein möge?

„Meine Frau wird sehr bedauern, Sie verfehlt zu haben," schloß Eberhard die Unterhaltung. „Sie ist bei der Toilette."

Als fürchte er, daß sie im letzten Augenblick doch noch erscheinen könnte, drängte Björn zum Aufbruch. Als sie vor der Hausthür auf der Straße standen, konnte er sich's nicht versagen, einen Blick zu den Fenstern hinaufzuwerfen. Da stand Julia hinter dem dünnen Spitzenvorhang, sehr vollständig angezogen, in einem fliederfarbenen Hauskleide. Er erkannte sie ganz deutlich, und er sah auch, daß sie ihn erkannte.

Tödlich erschrocken sah er wieder fort.

Sie war also nicht bei der Toilette gewesen. Ihr Mann hatte es einfach nicht gewünscht, daß sie ihn mitempfing.

Zum erstenmal im Leben war er Eberhard Altefahr von ganzem Herzen dankbar.

Julia stand immer noch hinter der Gardine und sah ihm nach. Thränen der Wut stiegen ihr schmerzend heiß in die Augen. Eberhard hatte ihr in der That rundweg verboten, im Salon zu erscheinen, und sie war klug und vorsichtig genug gewesen, ihm ohne Widerrede zu gehorchen.

Bebend vor Entrüstung, zitternd vor Sehnsucht hatte sie am Schlüsselloch gestanden und vergebens versucht, Björn oder nur irgend ein Stück von ihm zu

erblicken — die Öffnung war von der andern Seite verdeckt. Dann hatte sie mit angehaltenem Atem auf seine Stimme gelauscht — die war auch nur selten erklungen, denn er beteiligte sich nur wenig an der Unterhaltung. — Und endlich trat sie ans Fenster, in der Hoffnung, ihn wenigstens noch unten auf der Straße zu sehen. — Und als sie ihn dort sah, als er heraufblickte, eine einzige, flüchtige Sekunde lang — da begriff sie selber nicht, daß sie nicht sofort durchs Fenster auf die Straße gesprungen und ihm um den Hals geflogen war.

Aber einmal mußte sie ihm doch Aug' in Auge gegenüberstehen; einmal mußte es doch kommen!

Und einmal kam es.

Ein großer Regierungsball eröffnete die Wintergeselligkeit. Alles war geladen, und wer irgend konnte, war erschienen. Auch Björn war da. Er hatte nicht die Absicht, sich Julias wegen von aller Geselligkeit zurückzuziehen; es wäre undurchführbar gewesen. Ein Wiedersehen mit ihr war doch nicht zu vermeiden — warum also es feige hinausschieben. Die Nervenspannung, in der er sich befand, würde eher nachlassen, wenn er sein weiteres Verhältnis zu ihr klargestellt haben würde. Und das sollte heute geschehen.

Julia zog durch ihre duftige, in Glück und Jugend strahlende Erscheinung alle Blicke auf sich. Sie war ganz in helllila Seidenduft eingehüllt — diese Farbe war unzertrennlich von ihr — und funkelnder als in den Brillanten auf ihrem zarten, weißen Halse brach sich das Kerzenlicht in ihren Augen, darin die helle Freude an diesem bunten, klingenden Lebensgetändel in deutlicher Schrift geschrieben stand. Ja, die Jugend lachte aus ihr und die Lebenslust und das Glück. Was für ein Glück das aber war, das wußte nur einer; nur einer — und der sah es und erkannte es, und erschrak darüber in seiner verschwiegensten Seele.

Als er sich gefaßt hatte, kam er und begrüßte sie, wie die Höflichkeit es erforderte. Er sah sie aber kaum an dabei. Sie sagte ihm, wie sie es bedaure, ihn neulich verfehlt zu haben. Er verneigte sich dazu nur kühl und förmlich, und trat zurück, ohne ein Wort gesprochen zu haben.

Er war beinahe verwundert, daß es ihm nicht schwerer wurde, sie so zu behandeln.

Ihr that es entsetzlich weh. Sie konnte kaum die Thränen zurückhalten. Sie hatte sich nie klar gemacht, daß nach dem, was ihr Abschied gewesen war, ihr Wiedersehen gar nicht anders sein konnte. Sie hatte eben überhaupt nicht gedacht; nur gehofft und gewünscht, ohne alle vernünftige Logik.

Als die Musik erklang, überfiel sie eine unbändige Lust, glücklich zu sein, ausgelassen glücklich. Ihre ganze jugendliche Genußfähigkeit gipfelte in diesem Wunsch nach solchem ausgelassenen, gedankenlosen, alle Sinne der Seele hinnehmendem Glück. Sie bemühte sich, es zu empfinden; aber es gelang ihr nicht. Es gab kein Glück für sie, ohne Björn. Sie wollte nur noch das eine vom Leben — nur noch den einen —

Der ganze Abend verging — Björn kam nicht wieder zu ihr; er tanzte nicht mit ihr, er sprach nicht mit ihr. Er mied ihre Nähe und sah sie überhaupt nicht an.

Es wäre ihr nicht ſchwer geworden, ihm nachzulaufen, ihn aufzuſuchen, ihn anzureden und feſtzuhalten; aber ſie fürchtete ſich vor Eberhard; ſie durfte nicht va banque ſpielen, um dann vielleicht eine Niete zu ziehen.

Eberhard hielt ein wachſames Auge über ſie; er mußte auch heute zufrieden mit ihr ſein; aber es verurſachte ihm mehr ungläubiges Staunen, als gerade Freude. Er ſagte ſich mit der nüchternen Klarheit, die längſt aufgehört hat, zu lieben und zu hoffen, daß ihr maßvolles Benehmen lediglich Björns Verdienſt ſei. Er fühlte beinahe etwas wie Freundſchaft für dieſen Mann.

So wie an dieſem erſten Abend geſchah es nun an allen folgenden. Björn, wenn er überhaupt anweſend war, bekümmerte ſich nicht um Julia, und ſie wagte nicht, ſeine Aufmerkſamkeit herauszufordern. Die Blicke, die ſie ihm manchmal verſtohlen zuwarf, bemerkte er nicht.

Es war eine ſehr elende Zeit für Julia; ſie war rechtſchaffen unglücklich, ſie litt qualvoll unter ihrer ungezügelten Leidenſchaft. Sie weinte ihre Augen trübe; ſie zermarterte ihr Hirn mit Plänen, die alle unausführbar waren. Sie lebte in beſtändiger, nervenzerreibender Erwartung irgend eines günſtigen Zufalls. Sie wartete umſonſt. Sie weinte umſonſt. Niemand tröſtete ſie. Niemand hatte Mitleid mit ihr.

Sie fing an zu verblühen. Ihre Wangen wurden blaß und ſchmal, ſie hatte Schatten um die Augen, ihr Weſen wurde zerſtreut und unfriſch.

„Sie iſt recht vertanzt,“ ſagten die Leute und wunderten ſich weiter nicht darüber; denn ſie legte ja ein wahres Geſellſchafts- und Vergnügungsfieber an den Tag.

Endlich, endlich geſchah etwas.

Es war eine größere Abendgeſellſchaft verſammelt. Julia ſtand etwas abſeits. Es wurde ihr immer ſchwerer, ein vergnügtes Geſicht und eine harmloſe Unterhaltung zu machen; es that ihr wohl, einmal unbeachtet und ungeſtört zu ſein.

Da ſtand plötzlich Björn Heddenholm vor ihr und bot ihr den Arm.

Sie war ſo erſchrocken, daß ſie ganz weiß wurde und ihn groß anſtarrte. Er ſah es nicht, weil er beharrlich die Augen geſenkt hielt; er hob ihr den Fächer auf, den ſie hatte fallen laſſen, und führte ſie mit einer gewiſſen Gewaltſamkeit fort.

Ach, wie ihr zu Mut war, als ihr Arm in dem ſeinen lag. Sie ſah furchtſam zu ihm auf — ſein Geſicht war gleichgültig bis zur Ausdrucksloſigkeit. Er ſprach kein Wort.

Als ſie ſich nebeneinander ſetzten, würgte Julia, die in Thränen ausgebrochen wäre, wenn ſie jetzt nicht irgend etwas geſagt hätte, mit Anſtrengung heraus:

„Sind die Plätze eigentlich beſtimmt worden —“

„Selbſtverſtändlich, gnädige Frau,“ ſagte er; und Julia hörte daraus weiter: bildeſt du dir ein, ich würde dir anders, als gezwungen, meinen Arm bieten?

„Man hat das wahrſcheinlich ſo eingerichtet,“ meinte ſie, und das Herz ſchlug ihr bis in den Hals, „weil man weiß, daß wir uns von früher her kennen.“

Björn antwortete nicht.

„Ich bin nun über ein Vierteljahr hier,“ fuhr ſie immer unſicherer werdend fort; „und ich habe noch nicht Gelegenheit gefunden, Ihnen die Grüße zu beſtellen,

die mir für Sie mitgegeben worden ſind.“ Und da er immer noch ſchwieg, zählte ſie ihm alle einzeln auf, von denen ſie ſolche Aufträge entgegen genommen hatte; ſie hatte keinen vergeſſen.

„Es thut allen ſo leid, daß Sie fort ſind!“ ſchloß ſie.

Björn kam ſich ſehr ungewandt und ungeſchickt vor; es war ihm unmöglich, auf ihre Unterhaltung einzugehen oder eine ſolche zu beginnen, wiewohl er ſich ſagte, daß das viel beſſer und klüger geweſen wäre. — Da wurde Julia von der andern Seite angeſprochen, und während ſie gezwungen war, ihre Aufmerkſamkeit dorthin zu wenden, ſah Björn ſie an. Zum erſtenmal, ſeit ſie hier war; ſonſt hatte er ja immer nur weggeſehen.

Lieber Gott, wie ſah ſie aus! Vertanzt, ſagte man — nun ja, man konnte es allenfalls ſo meinen, wenn man weiter nichts wußte. — Und gab es alſo wirklich noch etwas andres, das im ſtande war, ſie ſo zuzurichten? Sie war ſo mager geworden! Sie that ihm leid.

Gerade in dem Augenblick, wo ſeine Augen einen recht weichen, guten Ausdruck hatten — in einem jener unbewachten Augenblicke, die ſo oft die Geburtsſtätte eines Schickſals werden — wandte ſich Julia wieder zu ihm. Es war zu ſpät, daß er ſofort wieder verſteinerte; ſie hatte ihm bis ins Herz geſehen.

Ein grenzenloſer Jubel brach in ihr los. Dann wurde ſie ſehr traurig; aber es war eine Traurigkeit, in der man ſich wohl fühlt.

Sie beugte ſich über die Handvoll Blumen, die neben ihrem Teller lag, zwiſchen ihr und ihm, und atmete ſchwer.

„Björn!“ ſagte ſie leiſe, ganz leiſe; und noch einmal: „Björn!“

„Sagten Sie etwas, gnädige Frau?“ fragte er laut. Sie biß ſich auf die Lippen; Thränen ſchoſſen ihr in die Augen.

„Wenn Sie nicht von dem ſprechen wollen, wovon ich ſprechen will, dann wollen wir lieber gar nicht ſprechen,“ ſagte ſie eigenſinnig.

„Ich weiß ja aber gar nicht, wovon Sie ſprechen wollen,“ ſagte Björn laut und ruhig.

Julia ſah aus, als werde ſie gleich in Thränen ausbrechen; ihr Kinn zitterte bedenklich. Björn wurde unruhig.

„Ich will Ihnen etwas ſagen, gnädige Frau,“ begann er leiſer und lehnte ſich in ſeinem Stuhl zurück, aus Sorge, ſein Gegenüber könne ihn verſtehen, „wenn wir überhaupt miteinander auskommen wollen wie gebildete Menſchen, dann müſſen wir ſo thun und denken, als hätten wir uns hier erſt kennen gelernt. Wir haben keine gemeinſame Vergangenheit. Das Vorhandenſein einer ſolchen würde auch den oberflächlichſten Verkehr zwiſchen uns unmöglich machen. — Schlimm genug, daß Sie mich zwingen, Ihnen das ſagen zu müſſen.“

Er wußte vielleicht nicht, wie weh ihr ſeine Worte thaten; ſonſt hätte er ſie doch wohl kaum geſprochen.

„Ich kann nichts dafür, daß wir hierher verſetzt worden ſind,“ ſtieß ſie heraus und ſchluckte an ihren ungeweinten Thränen.

„Das weiß ich; nun es aber geſchah, müſſen wir uns in die Verhältniſſe finden.“

Julia ſah mit einem ſonderbaren Ausdruck an ihm vorbei.

„Ich weiß nicht — vielleicht hat das Schickſal uns gerade gefällig ſein wollen; wir ſollten uns nicht unnütz quälen —“ ſie wagte nicht, ihn dabei anzuſehen, und das war gut; er erſchrak tief über ihre Worte; da war ſie ja ſchon wieder im beſten Fahrwaſſer.

„Ich verſtehe Sie nicht, gnädige Frau,“ ſagte er eiſig.

„Ach — Sie wollen mich nicht verſtehen!“

„Nun ja, gut; ich will Sie nicht verſtehen.“

Eine Zeitlang blieb es ſtill zwiſchen ihnen. Jeder kämpfte mit ſeiner Erregung. Endlich ſagte Julia mit einem wehmütig reſignierten Ausdruck:

„Sie ſind ein ſehr gewiſſenhafter Menſch; und mit dieſer Gewiſſenhaftigkeit richten Sie mich langſam zu Grunde. Das wäre ja auch ganz in der Ordnung, wenn Sie immer gewiſſenhaft geweſen wären, wenn Sie nicht urſprünglich die Veranlaſſung gegeben hätten —“

„Ich bitte Sie, hören Sie auf,“ fiel er heftig ein. „Ich will mich in ſolche Geſpräche nicht mehr einlaſſen; ein für allemal nicht mehr.“

„Nun ja,“ ſagte ſie mit einem bittern Auflachen, „es iſt freilich das Bequemſte, ſich aus der Affaire zu ziehen und es dem andern zu überlaſſen, wie er aus dem Brunnen wieder herausfindet, in den man ihn gelockt hat —“

Nachher erſchrak ſie über dieſe Worte. Björn war ganz blaß geworden und hatte die Augenbrauen ſchmerzhaft in die Höhe gezogen. Jetzt unterhielt er ſich eifrig nach der andern Seite. Sie wartete, bis er fertig ſein würde. Sie merkte, daß er mit einem unterdrückten Seufzer ſeine Unterhaltung fallen ließ —

„Verzeihen Sie mir meine häßlichen Worte,“ bat ſie weich. „Ich weiß nicht mehr, was ich rede. Ich habe gar keinen Halt mehr. Ich bin völlig entgleiſt —“

„Das ſollten Sie gar nicht ſagen! Das iſt ja ſchrecklich!“

„Ja, das iſt auch ſchrecklich,“ meinte ſie troſtlos.

„So bemühen Sie ſich, es zu ändern!“

„Das kann ich nicht mehr allein ändern — nie mehr —“

„Wenn Sie es nicht allein können,“ ſagte Björn ſehr ernſt, „ſo wird es auch kein andrer können. In ſolchen innern Nöten darf man nicht von der Hilfe andrer abhängen.“

„Dazu muß man ſtärker ſein, als ich es bin; ich bin unſelbſtändig, ich bin ſchwach —“ Es ſchien, als ſchäme ſie ſich nicht, in ihrer ganzen Blöße vor ihn hinzutreten.

„Sie könnten einen ſehr natürlichen und, wie ich glaube, feſten Halt und Schutz haben an ihrem Gatten, wenn Sie nur wollten —“ Julia ſchüttelte heftig den Kopf.

„Helfen kann mir nur ein einziger —“ ſagte ſie, da ſie doch nicht gut ſagen konnte, daß ſie ſich von keinem andern als von dieſem einzigen helfen laſſen wollte.

Björn that, als höre er es nicht.

„Wenn ich frei wäre —“ flüſterte Julia, und es verklang ihm in den Ohren wie das Ziſcheln einer kleinen, lüſternen Schlange. Es kroch ihm heiß über den Rücken, und ſeine Stirn wurde feucht.

„Erſparen Sie ſich und mir, darüber nachzudenken,“ ſagte er heiſer — ‚wie es ſein würde, wenn ſie ein junges Mädchen wäre oder eine Witwe,‘ dachte er.

‚Wie es ſein würde, wenn ſie den Mut hätte, ſich zu befreien,‘ verſtand Julia.

Sie überlegte mit ſelig ſtockendem Herzſchlag ſeine Worte, ſeine Stimme, ſeine Erregung — und ein ungeheuerlicher Entſchluß reifte in ihr, wie nur die Verirrung ſelbſtſüchtiger Liebe und leichtfertiger Pflichtauffaſſung ihn zeitigen konnte.

Ich kann ja frei werden — jeden Tag — und dann — dann kann er nicht mehr zurück; dann muß er annehmen, was ich für ihn eroberte — meine Freiheit! Und dann wird er glücklich ſein. Er hat nur nicht Mut genug — gut, ſo werde ich ihn haben.

Sie war plötzlich ausgelaſſen luſtig; in ihre Wangen ſtieg eine brennende Röte, ihre Augen ſprühten vor Leben. Sie ſah gar nicht mehr vertanzt und erbärmlich aus; ſie war friſch, anziehend und verführeriſch.

Björn hatte es nicht mehr ſchwer, ſich mit ihr zu unterhalten; die Worte überſtürzten ſich ihr förmlich. Er begriff dieſe jähe Wandlung nicht. Ihr Weſen that ihm weh. Es lag ſo eine unnatürliche, ungeſunde, beängſtigende Erregtheit darüber. Ihr Lachen klang wie Schluchzen. Ihre Augen ſchwammen immerfort in Thränen, die, wie von innerer Glut verzehrt, verſiegten, ehe ſie ſich löſten.

Er atmete auf, als die Mahlzeit beendet war. Er wollte ſich nur förmlich verneigen vor Julia; aber ſie nahm ohne weiteres ſeine Hand und drückte ſie heftig. Er fühlte den Druck bis in die Fußſpitzen hinunter.

Er floh vor ihr bis in das entlegenſte Zimmer und ließ ſich nicht mehr in ihrer Nähe ſehen. So früh wie möglich ging er nach Hauſe, ohne ſich von ihr zu verabſchieden.

‚Was war ihr nur — was war ihr nur? Habe ich denn irgend etwas geſagt oder gethan, was ſie mißverſtehen konnte? Woher ihre trunkene Ausgelaſſenheit —?‘

Die ganze Nacht ſann er fruchtlos darüber nach.

‚Wo ſoll das hinaus — wohin ſoll ich mich retten vor ihr! Liebe ich ſie denn noch? — — Nein — nein. Und das würde ja auch an der Sache nichts ändern. Aber ſie regt mich auf, ſie regt mich maßlos auf. Und ich darf doch nicht die Gewalt über ſie und mich verlieren, keinen Augenblick! — Ach, Mutter, du haſt gut reden: wirf es hinter dich! Was ſoll ich denn nun thun, wenn es ſich an meine Ferſen klammert — —?‘

— —

Am andern Morgen, als Eberhard Altefahr an ſeinem Schreibtiſch die Akten zuſammenſuchte, die er mit auf das Bureau nehmen wollte, trat Julia bei ihm ein. Er war ſehr erſtaunt; nach Geſellſchaften pflegte ſie bis mittags zu ſchlafen oder wenigſtens im Bett zu liegen. Es mußte etwas Außergewöhnliches ſein, das ſie ſo aus ihren Bequemlichkeiten aufſtörte.

„Guten Morgen,“ ſagte er höflich. „Haſt du ſchon ausgeruht?“

„Danke; ja.“ Der kurze, trockene Ton machte, daß er aufſah. Sie ſtand ihm gegenüber auf der andern Seite des Schreibtiſches, auf deſſen Platte ſie ſich ſtützte. Sie ſah leichenblaß aus, als wäre ihr ſchlecht.

„Was haſt du denn? Fehlt dir etwas?“

„Nein, gar nichts. Ich wollte dir etwas ſagen.“

„Nun, ſo ſag es. Ich muß gleich fort.“

Julia holte tief Atem und räuſperte ſich einige Male, wie um ſich zu ſammeln. Dann ſagte ſie ſehr ſchnell, als ob ſie es auswendig gelernt hätte:

„Du haſt mir, als ich hier herkam, eine Alternative geſtellt: Entweder ich ſollte mich ſo benehmen, wie du es verlangteſt; dann wollteſt du mir die unverdiente Gnade erweiſen, mich bei dir zu behalten. Oder ich ſollte ſo leben, wie es mir behagte; in dieſem Falle wollteſt du dich von mir ſcheiden laſſen.“

„Nun ja — was ſoll das?“ rief er ungeduldig.

„Ich habe mich bemüht,“ fuhr Julia mit eigenſinniger Eintönigkeit fort, „das erſtere zu thun; du wirſt mir das Zeugnis, daß ich mir Mühe gab, nicht verſagen können. — Nun gut; ich kann es auf die Dauer nicht durchführen, ich bin krank und elend dabei geworden. Schlimm genug für dich, wirſt du ſagen; aber ich bin nun einmal ſo. — Kurz und gut, ich habe nicht die Abſicht, mich ferner noch nach deinen Wünſchen zu richten. Ich will von jetzt ab nach meinem Geſchmack leben. Und ich ſage dir das ſchon lieber gleich vorher, damit du dir über das Weitere klar werden kannſt.“

Eberhard hatte ſeine Akten wieder hingelegt; die Hände waren ihm unſicher geworden. Es war empörend, verletzend, mit welch herzloſer Geſchäftsmäßigkeit, mit welch rückſichtsloſer Gefühlloſigkeit ſie über dieſe Dinge ſprach!

„Deine Auseinanderſetzung läßt an Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig,“ ſagte er bebend. „Ich danke dir, daß du es mir erſpart haſt, ſie dir zu machen. Ich weiß nun, was du willſt! — Ich werde dir heute abend ſagen, was ich will. — Jetzt habe ich keine Zeit dazu.“

Er nahm die Mappe unter den Arm und ging. Julia ſah ihm ein wenig verblüfft nach; ſo leicht hatte ſie es ſich nicht gedacht. Nun — um ſo beſſer.

Eberhard Altefahr aber blieb plötzlich mitten auf der Treppe ſtehen. Ein Gedanke war wie ein Blitz vor ihm eingeſchlagen und klärte ihm auf, was ihn ſo ahnungslos überrumpelte:

‚Geſtern hat Björn ſie zu Tiſch geführt — da hat ſie es mit ihm beſprochen —‘

Aber der Blitz zündete nicht; es war ein kalter Schlag.

‚Wenn er durchaus in ſein Unglück rennen will — meinetwegen!‘

Und er ſetzte ſeinen gewohnten Weg fort.

Vier Wochen vergingen. Man näherte ſich den Faſten, und in dem geſelligen Leben begann eine leiſe Müdigkeit einzutreten. Dazu war abſcheuliches Wetter. Sturm, Schneetreiben, Schmutz und Näſſe. Die Sonne ſchien überhaupt nicht mehr.

Julia Altefahr ging nicht mehr aus. Sie war erkältet oder überanstrengt — man kam nicht recht dahinter. Bekannte, die sie besucht hatten und von ihr angenommen waren, erzählten, sie sähe nicht gut aus, nach schlechten Nächten und Stubenluft; aber sie wäre liebenswürdig und heiter gewesen, wie immer.

Auch Björn Heddenholm war seit einiger Zeit weniger zu sehen. Er sagte mehrere Einladungen ab, in dem Wunsch, einem Zusammensein mit Julia auszuweichen. Man sprach davon, daß er zur Kriegsakademie gehen würde; so schade es war, ihn bald wieder zu verlieren, so fand man es doch in Anbetracht seiner Person und seiner Fähigkeiten sehr natürlich, daß er vorwärts strebte.

Niemand fiel es ein, seinen und Julias Namen in irgend welchen Zusammenhang zu bringen.

Björn selber ahnte nichts von dem, was man über ihn sprach und dachte. Alle seine Gedanken waren nur auf das eine gerichtet: wie er der Gefahr entgehen oder begegnen könne, die immer gefährlicher ihre unsichtbaren Fäden um ihn spann.

Daß Julia sich plötzlich nirgends mehr sehen ließ, dünkte ihn wieder der Ausdruck einer neuen, gewitterschwülen Laune zu sein. Er war überzeugt, daß sich hinter ihrer sogenannten Kränklichkeit irgend ein andres verbarg, das eines Tages verhängnisvoll ans Licht kommen würde. Er vermied jede Gelegenheit, etwas zu erfahren, das ihn darüber aufklären könne, als schütze es ihn vor ihr, wenn er sie und alles, was mit ihr zusammenhing, dauernd ignoriere. Und so, indem er an seinem Teil alles that, das Gewesene zu vergessen und vergessen zu machen, bemühte er sich, möglichst wenig darüber nachzudenken. Er that, was er thun konnte. Das Weitere mußte abgewartet werden.

Er hatte sich auf sein Sofa gestreckt und las einen jener langen, ausführlichen Briefe, die Litta ihm zu schreiben pflegte und die ihn immer in eine angenehme, friedlich frohe Stimmung versetzten. Es war die kurze Ruhestunde zwischen dem Dienst und dem gemeinsamen Mittagessen, und der Dienst war heute für ihn sehr anstrengend gewesend. Ein Patrouillenritt, den er zu leisten gehabt, hatte ihm das Lob seines Vorgesetzten vor dem ganzen Regiment eingetragen. Das hatte ihm wohlgethan und war ihm ein Lohn für die energische Gewaltsamkeit, mit der er jetzt immer seine Gedanken zusammentreiben mußte, damit sie ihn nicht im entscheidenden Augenblick im Stich ließen.

Draußen klingelte es, und Björn sah nach der Uhr. Sein über ihm wohnender Kamerad pflegte ihn abzuholen, wenn er zu Tisch ging. War es schon so spät?

Sein Bursche trat ein; es sei ein Bote da von Altefahrs. Die gnädige Frau lasse den Herrn Leutnant dringend bitten, gleich einmal hinüberzukommen.

Björn fuhr hoch in die Höhe vor Schreck und Entrüstung. Was sollte das heißen! Und was war das für eine Dreistigkeit, ihm eine solche Bestellung ganz öffentlich durch die beiderseitigen Dienstboten machen zu lassen!

„Ich bedaure sehr, ich habe keine Zeit," entfuhr es ihm in der ersten Erregung. Der Bursche ging hinaus. Nach kaum zwei Minuten, während welcher Björn sich nicht bewegt hatte, erschien er wieder in der Thür.

„Wenn der Herr Leutnant jetzt nicht Zeit hätten, so möchten der Herr Leutnant eine andre Stunde bestimmen."

Dichtungen.

Neuigkeit 1900.

Schanz, Frida, Herdfunken.

✥ Neue Sprüche und Sinngedichte. ✥
1 Bändchen. kl. 8°. 104 S. In elegantem Kartonband m. Goldschnitt 1 M. 20 Pf.

Ein neues Bändchen Sprüche und Sinngedichte der geistvollen Dichterin wird überall freudigst begrüsst werden. Das liebenswürdige Talent der reichbegabten Verfasserin bewährt sich auch bei diesem neuen Bändchen aufs glänzendste, seine sinnige und poesievolle Sonderart eignet sich ganz besonders für die Spruchweisheit, deren ethischer Wert durch eine schöne Form zwiefach eindringlich zur Geltung gelangt. In seiner geschmackvollen und vornehmen Ausstattung eignet sich das Bändchen in unübertrefflicher Weise als Geschenkwerk.

✥ ✥ ✥ ✥ Weitere Dichtungen von Frida Schanz: ✥ ✥ ✥ ✥

Unter dem Eschenbaum.

Neue Dichtungen von Frida Schanz.

1 Bändchen. kl. 8°. 126 S. In elegantem Kalikoband. 3 M.

Hermann Brandstaedter urteilt in der „Ostpreussischen Zeitung" über das Buch: „Diese Dichtungen sind in einer der Legendenton erzählt; eher in diesem schlichten Gewande welche formvollendete Sprache, welche reichen Gedanken, welche warme Empfindung, welche ergreifende Darstellung, welche seelenvolle Vertiefung! Einige dieser Gedichte will ich geradezu als einzigartig und meisterhaft bezeichnen so ‚Das Hexenkind', ‚Unter dem Schnee' ‚Das Elend', ‚Der Blinde'.

Ährenlese.

Neue Sprüche von Frida Schanz.

Vierte Auflage. Elegant m. Goldschnitt M. 1.20.

Vierblätter.

Zweihundert Spruchstrophen von Frida Schanz.

Sechste Auflage. Elegant m. Goldschnitt M. 1.20.

Poetische Erzählungen ✥ **Filigran** ✥ von Frida Schanz.

Zweite Auflage. In elegantem Geschenkbande. Preis 4 M.

Maria Krummacher:

Heinrich IV. Ein Lebensbild aus deutscher Vergangenheit. Eleg. geb. 6 M.

Unser Grossvater. Dritte Auflage. Mit dem Porträt Fr. A. Krummachers. Eleg. geb. 6 M.

Himmelschlüsselchen. Fünfte Auflage. Eleg. geb. M. 5.50.

Zu den Bergen. Dritte Auflage. Eleg. geb. M. 4.50.

Unsre Mutter. Achte Auflage. Eleg. geb 4 M.

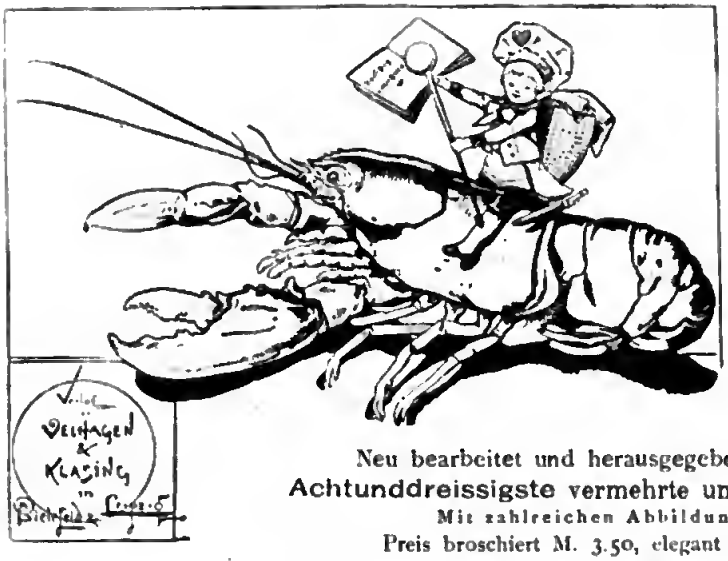
Kaman von Holzhausen Sechste Auflage. Eleg. geb. 6 M.

Daheim-Bibliothek.

Wohlfeile Romane, elegant gebunden.

Bd 1. (3 M.) **Fremdes Blut.** Roman von D. Freiin von Spaettgen.
„ 2. (2 M.) **Um jeden Preis.** Novelle von Germanis.
„ 6. (2 M.) **Auf der Dobenau.** Roman von E. von Wellnitz.
„ 7. (3 M.) **Pfadfinder.** Von Bernhardine Schulze-Smidt.
„ 9. (2 M.) **Die zweite Mutter.** Von Henry Gréville.
„ 10. (3 M.) **Das Fritzche.** Von Gräfin M. Keyserling.
„ 11. (1.50 M.) **Ein tapferes Herz.** Roman von Jacques Vincent.
„ 12. (3 M.) **Onkel Piper von Pipersberg.** Ein australischer Roman von Tasme.
„ 13. (3 M.) **Und dennoch!** Erzählung von C. von Helleo.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig



Für sparsame Hausfrauen:

Davidis-Holle

Praktisches

Kochbuch.

Neu bearbeitet und herausgegeben von **Luise Holle.**

Achtunddreissigste vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen im Text.

Preis broschiert M. 3.50, elegant gebunden M. 4.50.

Der Wert eines guten Kochbuches

ist für jede Haushaltung, sei dieselbe gross oder klein, sparsam oder reich eingerichtet, gleichbedeutend das Kochbuch ist heutzutage kein Luxusartikel mehr, sondern das unentbehrlichste Küchengerät zur Führung eines nahrhaften und wohlschmeckenden und — was besonders wichtig — zugleich sparsamen Tisches. Ein gutes Kochbuch ersetzt der angehenden Hausfrau die Erfahrung vieljähriger Übung, der bereits geübten gibt es stets neue Anregung und wertvolle Winke, in allen Fällen dient es zur Erleichterung, Vereinfachung und Veredelung der Kochkunst.

Davidis-Holles Kochbuch, das schon zum 38. Male in neuer verbesserter Auflage erscheint, vereinigt in vollendeter Weise alle Vorzüge, die zu einem guten Kochbuche gehören. Dasselbe enthält über ***1900 zuverlässige und selbstgeprüfte Recepte*** und hat sich wie kein anderes den Ruf eines Musterkochbuches erworben; es sollte in keiner Küche fehlen.

Es dürfte demnach nicht leicht ein nützlicheres Geschenk für junge Frauen und Mädchen, nicht wohl eine zweckmässigere Anschaffung für das Hauswesen geben, als das Davidissche Kochbuch, das in jeder neuen Auflage auch in der äusseren Ausstattung, in Druck, Papier und Einband wesentlich bereichert und verschönert ist, so dass es sich als Geschenkwerk ganz besonders eignet.

Die Stütze der Hausfrau.

Ein Handbuch für junge Mädchen von **Conradine Stinde.**

Preis gebunden 5 M. 50 Pf.

Ein ausserordentlich praktisches Handbuch zur Erwerbung hauswirtschaftlicher Kenntnisse. Das Buch fängt vom Abc des Wirtschaftens an und verbreitet sich in der eingehendsten Weise über jede häusliche Thätigkeit und häusliche Kunst. Die Verfasserin sagt, es habe ihr Mitleid erregt, zu sehen, wie viele junge Mädchen ohne alle praktischen Kenntnisse in die Welt hinausgeschickt würden, ihr Brot als Stützen zu verdienen. Diesen will sie helfen, ihnen bis ins Kleinste genau sagen, was eine erfahrene Hausfrau einem jungen Neuling zu sagen hat. 42 Kapitel der Haushaltungskunde geben Bescheid über allerlei Punkte des Auftretens und Benehmens, sodann über die praktischen Gebiete des Zimmerreinigens, Tischdeckens, Servierens, Aufwaschens, Kochens, Einmachens, Einkaufens, Aufbewahrens, Waschens, der Kindererziehung etc. Das Buch ist in einem urwüchsigen, urgemütlichen Ton geschrieben, der sich einprägt wie ein persönlich gesprochenes Wort. Man hört ordentlich die Stimme der freundlichen, praktischen Holsteinerin, die diese Anweisungen gab.

Jedes junge Mädchen, ob sie Stütze einer fremden Hausfrau oder der eigenen Mutter ist oder werden soll, erhält mit diesem prächtig ausgestatteten Buche einen Schatz fürs Leben in die Hand.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig

Elfter Band. Nr. 6.

Velhagen & Klasings ROMAN-BIBLIOTHEK

Erloschnes Licht

Roman

von Franz Rosen

(Fortsetzung)

Bielefeld und Leipzig

Verlag von Velhagen & Klasing.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Wertvolle Romane.

Boy-Ed, Ida, Aus Einer Wiege.

Roman aus dem hanseatischen Familienleben. Ein starker Band von 415 Seiten. In elegantem Geschenkband 6 M

Wie wenige andere deutsche Autoren weiss Frau Ida Boy-Ed die Leser mit persönlicher Anteilnahme an den Schicksalen ihrer Helden und Heldinnen zu erfüllen; in diesem Roman ganz besonders für die schöne, geistig starke Lydia und die liebenswürdige sanfte Malve und beider Herzenskämpfe. Der Roman spielt in einer unserer grossen Hansastädte, in den Kreisen des alten Patriciertums — ein Milieu, das Frau Boy-Ed genau kennt und überaus anschaulich wieder zuspiegeln weiss. Man fühlt stets: sie zeichnet wirklich getreu nach der Natur.

von Berlepsch, G., Fortunats Roman.

Ein starker Band von 258 Seiten. In elegantem Geschenkband 5 M

In das gemütliche Wien, in ein altes gutes Zinshaus, abseits von der grossen Heerstrasse der modernen Ringe, führt uns die Verfasserin, um ein Stück intimen Wiener Lebens in köstlich gezeichneten, oft fein humoristisch gefärbten Zügen vor uns zu entrollen. Die Erzählung ist ein kleines Meisterwerk, in allen Einzelheiten anmutsvoll, reich an treffend charakterisierten Gestalten aus den verschiedensten Sphären der Kaiserstadt an der schönen blauen Donau. Ein duftiger Hauch echter Poesie ruht auf dem Ganzen.

Voss, Richard, Psyche.

Ein starker Band von 320 Seiten, elegant gebunden Preis 6 M

Der Verfasser führt uns in diesem grossen Roman in die hohe Majestät eines weltfernen einsamen Alpenthals. Mit dramatischer Wucht schildert er die Herzenskämpfe, Herzensleiden eines ungleichen jungen Paares, das ein seltsames Geschick dort zusammenkettete: einen idealistisch veranlagten Arzt und ein schlichtes Wirtstöchterlein. Die Crescentia aus der ‚blauen Geasiane' ist die reinste, rührendste Frauengestalt, die der Dichter überhaupt geschaffen; ihr stilles Ringen um das Herz des Gatten, ihre leidvolle Entsagung, ihre heroische Aufopferung für den über alles in der Welt geliebten Mann, der an der Seite der einfachen, fast unschönen Frau vor Sehnsucht nach den Schönheitsidealen seiner Jugend sich verzehrt, dem immer wieder, wenn er sie anschaut, seine „Psyche von Capua" vor dem geistigen Auge erscheint — das alles ist mit höchster psychologischer Feinheit dargelegt. In rascher Entwickelung, aber unter liebevollster Ausmalung des ganz eigenartigen Milieus, spinnt der überaus spannende Roman sich bis zur unvermeidlichen Katastrophe, bis zu dem Augenblick, in dem der Held der Dichtung am Totenlager seiner für ihn gestorbenen Frau deren wahre Schönheit, ihre sittliche Reinheit, die Grösse ihrer Seele erkennt. Alles in allem: ein ergreifendes, aber auch ein erhebendes Werk voll wahrhaft dichterischem Schwung und Adel.

Früher erschienen:

Ida Boy-Ed:

Zwei Männer. Eleg. geb. 6 M.

Die Schuldnerin. Eleg. geb. 6 M.

Nichts. Eleg. geb. 5 M. 50 Pf.

„X". Eleg. geb. 6 M.

Früher erschienen:

Ida Boy-Ed:

Sieben Schwerter. Eleg. geb. 6 M.

G. von Berlepsch:

Mutter. Eleg. geb. 5 M. 50 Pf.

Bianca Bobertag:

Sommermärchen. Eleg. geb. 5 M.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Sie war alſo gewillt, es durchzuſetzen. Wer weiß, was ſie that, wenn er es ihr verweigerte —

Am Ende war es noch das Beſte, er ging hin und machte ihr den Standpunkt klar.

„Gut — ich werde kommen," ſagte er grimmig. Eine Viertelſtunde ſpäter verließ er die Wohnung.

„Wenn der Herr Leutnant von oben kommt, um mich zu holen, ſo ſage, ich hätte noch einen Gang zu machen gehabt und wollte dann direkt nach dem Kaſino gehen," befahl er ſeinem Burſchen. Er war überzeugt, daß er zur Eſſenszeit da ſein würde; es war ja noch eine halbe Stunde Zeit —

Man ſchien ihn zu erwarten. Der Diener öffnete ihm, noch ehe er klingelte, und führte ihn durch den Salon bis an die Thür von Julias Boudoir, die er vor ihm öffnete und hinter ihm wieder ſchloß.

Es brannte nur eine einzige Lampe auf Julias Schreibtiſch, und das Licht des Raumes war ſo matt, daß Björn alles nur wie in einem Nebel ſah. Er war freilich auch verwirrt und erregt.

Julia ſelbſt ſtand neben einem niedrigen Stuhl, in einem dunkeln Kleide, ſchrecklich blaß, und ſtarrte ihn mit ängſtlichen Augen an.

„Sie haben mich rufen laſſen —" ſagte Björn ſehr kühl.

„Ja —" hauchte ſie, und weiter nichts. Sie ſchlug die Augen nieder, ſenkte den Kopf und zerrte an ihrem Taſchentuch. Björn zitterte vor Ungeduld.

„Wollen Sie mir nicht ſagen, was dieſe ganze Komödie zu bedeuten hat?"

Julia kämpfte redlich gegen Angſt und Thränen und ſprach immer noch nicht.

„Sie ſollten mir die Pein dieſes Beſuches nicht unnötig verlängern," ſagte Björn wieder. „Nach der dringenden Art zu urteilen, in der Sie mich hierher beſtellten, müſſen Sie mir etwas Dringendes mitzuteilen haben. Alſo, bitte, ſprechen Sie doch!"

Julia fühlte ſich durch dieſen Ton nicht gerade ermutigt. Und in der Sorge, ſie könne den Mut ganz verlieren, ſtieß ſie verzweifelt heraus, indem ſie ihn groß anſah:

„Ich bin ſeit geſtern eine geſchiedene Frau."

‚Und wer eine Abgeſchiedene freit, der bricht die Ehe,' hörte Björn irgend eine Stimme in ſeinem Innern ſagen. Es wurde ihm grün vor den Augen, trotzdem im Zimmer alles rot war. Er wich einen Schritt zurück und lehnte ſich an die Thür.

Nun wußte er, was Julia von ihm wollte.

Endlich fühlte er die Notwendigkeit, etwas zu ſagen.

„Das bedaure ich aufrichtig. Das hätten Sie nicht thun ſollen."

Sie hatte einen Freudenausbruch erwartet oder mindeſtens eine ſtürmiſche Erregung. Die nüchterne Kälte dieſer ſeltſam bedrückt klingenden Worte machten ſie ſtutzig.

„Warum nicht?" fragte ſie mit einem Ausdruck von Trotz.

„Kennen Sie das ſechſte Gebot nicht?"

„O — es iſt oft viel moraliſcher, ſich zu trennen als zuſammenzubleiben," ſagte ſie leichthin.

„Wo das der Fall ist, muß die Moral schon vorher sehr mangelhaft gewesen sein," gab Björn rücksichtslos zurück.

Julia sah zu ihm auf mit einem Blick, der ihn in diesem Augenblick mindestens unangenehm berührte.

„Das war sie ja auch," meinte sie halb seufzend, halb lächelnd. „Das sechste Gebot hatten wir schon gebrochen, lange, ehe ich an eine Scheidung dachte!"

„Wer: wir!?"

„Nun — Sie und ich."

Björn kniff die Lippen zusammen und stöhnte. Sie ging sehr taktisch vor, Schritt um Schritt, mit genauer Kenntnis des Terrains.

„Wir hatten beschlossen, davon nicht mehr zu sprechen. Warum thun Sie es nun dennoch wieder?"

„Weil das keinen andern so angeht, wie uns beide. Das Geschehene läßt sich nicht aus der Welt und aus unserm Leben schaffen. Das Bestehende ist daraus hervorgegangen. Und das Bestehende verlangt sein Recht. — Björn," sagte sie sehr sanft und sehr leise, „du brauchst dich ja nun nicht mehr zu quälen mit deiner großen Gewissenhaftigkeit; ich bin nun frei. Und wenn ich dich rief, um dir das mitzuteilen, so geschah es, weil ich meine Freiheit nur gewonnen habe, um — sie — dir zu — geben —"

Sie fing an zu weinen, vor Erregung und vor Angst, was er nun sagen würde. Er betrachtete sie mit ganz merkwürdigen Augen; beinahe neugierig.

„Sie hätten mich besser kennen sollen, gnädige Frau," sprach er mit dumpfer Stimme. „Oder haben Sie vergessen, was alles ich Ihnen schon über diese Sache gesagt habe?"

„Das alles galt für die Zeit, wo ich Eberhards Frau war; jetzt bin ich frei — frei!" jubelte sie förmlich heraus. Er blieb ungerührt und finster.

„Sie sind frei geworden — durch Sünde! „Unrechtmäßig erworbenes Gut gedeihet nicht."

Julia machte ein eingeschüchtertes Gesicht.

„Sie haben ja nichts zu meiner Befreiung gethan," meinte sie kleinlaut. „Ich habe es allein bewerkstelligt und werde es auch allein verantworten. Ich habe Ihnen absichtlich nichts davon vorher erzählt, damit Sie in keiner Weise in Mitleidenschaft gezogen werden sollten. Nun nehmen Sie es, wie es ist! Fragen Sie nicht, wie es wurde — es kann Ihnen ja ganz gleichgültig sein. Essen Sie die Früchte, die ich Ihnen gepflückt habe, und fragen Sie nicht, wo ich sie hernahm —"

Björn wandte sich entrüstet ab.

„Zu solcher leichtfertigen Auffassung vermag ich mich nicht aufzuschwingen," sagte er kurz.

Da bemächtigte sich Julias eine jammervolle Verzweiflung. Sollte alles umsonst gewesen sein? War es möglich, daß er bei diesem krankhaft ausgearteten Pflichtgefühl verharrte — daß er davonging und sie liegen ließ?

War seine Liebe zu ihr erloschen?

Nein, das durfte nicht sein — eine Raserei überkam sie bei dem flüchtigen Argwohn. Sie hatte so fest daran geglaubt, daraus ihren ganzen Mut geschöpft,

darauf ihre ganze Zukunft gebaut! — Das elendeſte, verlaſſenſte und verlorenſte Weib würde ſie ſein, wenn er ſie jetzt im Stich ließ.

Er war ans Fenſter getreten und ſtarrte auf die dunkle Straße hinaus. Es hatte angefangen zu regnen; große Tropfen rannen langſam an den Scheiben nieder wie Thränen; Thränen, die man der Jugend und ihren Irrungen nachweint —

Julia ſtand hinter ihm; ſie wagte nicht, näher zu kommen; ſie ſah nur voll Sehnſucht und Herzensangſt nach ihm hin.

„Björn," fing ſie an zu flehen und zu ſchluchzen, „laß mich jetzt nicht allein! Überlaß mich nicht meinem Schickſal! Was ich gethan habe, das habe ich für dich gethan! Wenn es nicht in deinem Sinne war — was kann ich dafür! Du haſt ja nie mit mir darüber ſprechen wollen! Aber ich mußte doch annehmen, daß es dich freuen würde! — Wenn ich nicht felſenfeſt geglaubt hätte, daß du mich an dein Herz nehmen würdeſt, ſobald niemand mehr zwiſchen uns ſtand, ich hätte nimmermehr den Mut gefunden, das alles zu thun, mich allen Halts und jeder Zuflucht zu berauben. Du biſt meine einzige Zuflucht! Und du biſt doch die Veranlaſſung zu dem allen! Wenn auch die unſchuldige, ſo doch die Veranlaſſung! Die Liebe, die du mir zu dir erweckt haſt — — Ach, Björn, wenn du ein Herz haſt, wenn du ein Ehrenmann biſt, ſo kannſt du mich jetzt nicht im Stich laſſen! Du haſt mein Leben und meine Seele in der Hand! Behalte — mein Leben, und meine Seele iſt gerettet. Wenn du es nicht thuſt, ſo iſt beides verloren! — Du ſollſt es nicht bereuen, Björn! Ich will dich glücklich machen, ich will dir dienen, treu und gehorſam, wie ein Hund! Ich will auch ſtill im Winkel bleiben, wenn du keine Zeit für mich haſt! Ich will dich lieben — es kann dich gar keine andre ſo lieben, wie ich! — Auf den Knien will ich vor dir liegen und dir danken, für dich ſelber — ach Björn, Björn, gieb es doch zu, daß du mich liebſt! Handle nach deinem Herzen — handle gewiſſenhaft gegen mich, denn mit mir allein nur haſt du es noch zu thun!"

Björn hatte nicht verſucht, ſie zu unterbrechen. Nun wandte er ſich um und ſah ſie an; mit einem ernſten, ſtummen Blick, mit großen, traurigen Augen. Es war, als zerſchmettere dieſer Blick die unſelige Frau. Sie ſtürzte vor ihm auf die Knie, umklammerte ihn mit beiden Armen und verſteckte ihr Geſicht an ihm.

„Erbarme dich mein! Rette mich! Laß mich nicht allein in dem Elend, das du mir geſchaffen haſt!"

Dann blieb ſie liegen, wie ein verendetes Wild zu den Füßen des Jägers. — So wartete ſie auf ſeinen Richterſpruch.

Björns Seele durchkämpfte in dieſen kurzen Sekunden einen ſtummen, ſchweren Kampf.

„Stehen Sie doch auf, Julia," ſagte er endlich mit gebrochener, mitleidiger Stimme. „Bitte, ſtehen Sie doch auf!"

Sie erhob ſich langſam und ſchwerfällig. Er half ihr nicht dabei; aber dann nahm er ſie an der Hand, als wäre ſie ein kleines ſchwaches Kind, und führte ſie zu einem Seſſel, in den er ſie niederdrückte. Er ſelbſt nahm ihr unmittelbar gegenüber Platz.

„Ist es Ihnen möglich," fuhr er in demselben schonenden Tone fort, „mir ruhig und klar zu erzählen, wie das alles so schnell geworden?" Sie nickte und trocknete hastig ihre Thränen.

„Aber ganz der Wahrheit gemäß!" entfuhr es ihm unwillkürlich. Sie nahm es demütig hin. — Dann erzählte sie, anfangs noch oft von Schluchzen unterbrochen, dann immer ruhiger und zuletzt ganz sachgemäß. Björn hörte sehr aufmerksam zu und hatte den Eindruck und die Überzeugung, daß sie ganz aufrichtig sprach. Das war am Ende noch das einzige, womit sie ihn ehren konnte.

„Und was wird nun?" fragte er. Sie sah ihn verwundert und hilflos an.

„Ja — das sollst du mir sagen!"

Sie hatte also die Absicht, nichts mehr ohne seine Einwilligung oder gar Bestimmung zu unternehmen. Er stützte den Kopf in die Hand, in ernstem, tiefem Überlegen.

„Eberhard ist heute früh verreist," fuhr sie fort. „Ich weiß nicht einmal, wohin. In acht Tagen etwa will er wiederkommen. Bis dahin soll ich mit meinen Sachen fort sein. Es hat also Eile. Sage mir, Björn, wo ich hingehen soll!" Sie zweifelte anscheinend gar nicht mehr daran, daß er sich ihrer nun bis ins Kleinste und Weiteste annehmen werde. — Er richtete sich langsam auf.

„Das kann ich jetzt noch nicht sagen. Ich kann überhaupt noch nicht wissen, wie das alles werden soll und kann. Ich muß mir das erst in Ruhe überlegen. Ich kann in diesem Augenblick keine Versprechungen und Versicherungen geben und keine Forderungen stellen —"

„Wann wirst du es können?" fragte sie ängstlich. „Laß mich nicht lange warten!"

„Morgen — nach dem Dienst," sagte er zerstreut. „Das Packen kann ja immer anfangen —"

Sie mußte es begreifen, daß er jetzt gehen wollte, ohne ihr irgend eine Erklärung gegeben zu haben, nicht einmal die Erklärung seiner Liebe. Aber sie wagte nicht mehr, irgend etwas zu verlangen; sie hatte eine heilige Scheu vor ihm.

„Leben Sie wohl, Julia," sagte er und küßte ihr die Hand. „Verzeihen Sie mir, wenn ich nicht so bin, wie Sie es erwartet hatten. Auf morgen also!"

Er ging, und sie blieb enttäuscht zurück. Enttäuscht, aber nicht hoffnungslos. — Er ging ins Kasino. Die Mahlzeit war halb beendet. Er ließ sich nichts nachgeben, und von dem, was ihm noch gereicht wurde, aß er kaum. Dafür trank er um so mehr; es wurde ihm dann leichter, seiner bedrückten Stimmung Herr zu werden.

„Was ist denn eigentlich los?" fragte ihn nachher im Rauchzimmer sein Kamerad ‚von oben'. „Dein Bursche sagte, du seist zu Altefahrs gerufen worden?" Björn zog die Stirn in Falten.

„Ganz richtig . . ."

„Nun — und? Das ist doch mindestens merkwürdig!" Sie hatten eine Art Freundschaft geschlossen.

„Ja, es ist auch merkwürdig," sagte Björn. „Ich kann dir's ja getrost sagen — erfahren werdet ihr es doch nächstens. — Julia Altefahr hat sich von ihrem Manne scheiden lassen."

Der andre war ſprachlos, während Björn völlig gelaſſen ſchien.

„Ja — aber ich begreife noch nicht, was du damit zu thun haben kannſt!“

„Ihr werdet es bald genug erfahren,“ meinte Björn kurz; und dann ging er ſeiner Wege.

So wurde das Publikum vorbereitet.

Björn ging nach Hauſe. Er war ſehr ruhig; ſo etwas Erfrorenes, Ausgelöſchtes war in ihm, aber auch eine große Klarheit und Entſchiedenheit.

Er wußte jetzt: was auf ihm gelaſtet hatte in all dieſen letzten Monaten mit dem Gewicht einer großen Schwere, das war wieder das Bewußtſein einer großen Schuld geweſen, die er auf ſich geladen hatte. Er wußte, daß er dieſe Schuld jetzt einlöſen würde. Der Entſchluß war fertig; er mußte es nur erſt lernen, ihn zu ertragen, ſich alle Konſequenzen ſeiner Tragweite klar machen. — Und es war nicht leicht, aus dem ſo geſchaffenen Wirrſal einen befriedigenden Ausweg zu finden.

Es koſtete ihn eine große moraliſche Anſtrengung, am nächſten Morgen einen neuen Tag zu beginnen. Flüchtig kam ihm der Wunſch, mit einem ſchnellen Gewaltſtreich ſein ganzes Daſein auszulöſchen, wie er in hartem Kampf mit ſtarkem Willen die ſchönſten Hoffnungen ſeines Lebens in dieſer Nacht ausgelöſcht hatte. — Er verwarf den Gedanken wieder, als eines Mannes unwert. Denn ein Mann flieht nicht vor den Aufgaben, die ihm das Leben ſtellt; er löſt ſie. Und wenn eigne Schuld einen ſchweren Konflikt heraufbeſchworen, ſo darf nur die Pflicht entſcheiden. Die Pflicht, die Folgen ſolcher Schuld tapfer zu tragen und die Schuld zu ſühnen, indem er das Verdorbene wieder gut macht, ſoweit es immer möglich iſt.

Björn verſah ſeinen Dienſt heut wie alle Tage. Er wurde verhältnismäßig früh fertig. Er ſetzte ſich in ſeinem Zimmer vor den Schreibtiſch und nahm einen großen Bogen zur Hand. Er tauchte die Feder ein und fing an zu ſchreiben; langſam, zögernd, wie Schulkinderfinger ſchreiben. Dann warf er die Feder fort, ſo heftig, daß ſie ſeinen grünen Attila mit ſchwarzen Pünktchen beſpritzte, und verbarg das Geſicht in den Händen. — Es iſt unmännlich, zu weinen! ſagte er ſich; und konnte es doch nicht verhindern. — Wie dieſe tief aus der Seele quellenden, gewaltſam zurückgedrängten, wenigen, großen Tropfen ſchmerzten und brannten, als wären ſeine Augenhöhlen voll Feuerfunken! Wie ihm die ganze Seele weh that!

Wanke nicht! Sei ein Mann! Sei ſtill und ſei ſtark! wiederholte er ſich wieder und wieder — bis er mechaniſch ſich ſelbſt gehorchte; bis er die weggeworfene Feder wiedernahm und zu Ende ſchrieb, was er hatte ſchreiben wollen.

Nun noch die Aufſchrift und das Siegel. — So — nun war es fertig. — Nun machte er ſich bereit, zu Julia zu gehen. Er zog ſich ſeine guten Sachen an, und jedes Stück, das er anlegte, betrachtete er mit merkwürdiger, wehmütiger, gedankenſchwerer Aufmerkſamkeit. Nun noch den Säbel — und die Handſchuhe — und die Mütze — ſo, nun konnte er gehen. — Den Brief nahm er mit und ſteckte ihn unterwegs in den Briefkaſten. Als er in dem blechernen Gehäuſe klappernd verſchwand, wurde Björn ganz blaß.

Julia hatte die ganze Nacht nicht ſchlafen können. Trotzdem malte ihr die Erregung der Erwartung brennende Roſen auf die Wangen und entzündete irre Lichter in ihren Augen. — Sie hatte den ganzen Tag gekramt und gearbeitet; ſie kramte

auch jetzt, an ihrem Schreibtisch, in dessen Fächern sie alles für den Transport, von dem sie noch nicht ahnte, wohin er gehen würde, sicherte und verwahrte.

Als Björn ihr gemeldet wurde, fuhr die Aufregung ihr so in die Knie, daß sie nicht die Kraft hatte, aufzustehen. So empfing sie ihn sitzend.

Als er im vollen Waffenschmuck bei ihr eintrat, hätte sie fast aufgeschrien vor Jubel. So kam man nur zu feierlichen, festlichen Augenblicken. Aber sie hielt an sich, blieb stumm, und begnügte sich, ihn angstvoll gespannt anzublicken.

Björn legte Mütze und Handschuhe auf den Tisch. Er hatte noch nie so reif und männlich, so hübsch — und traurig ausgesehen. Julias Herz schlug wie rasend. Er trat dicht zu ihr und sah sie an. Und wie er dies Gesicht betrachtete, das in demütiger Hingabe zu ihm erhoben war, und durch ihre Augen, die ihn leidenschaftlich anflehten, hindurch bis auf den Grund ihrer geängstigten Seele, die sich ihm ganz ergab, auf Gnade und Ungnade, die sich an ihm gehängt hatte mit dem Eigensinn einer Liebe, die Vernunft und Rücksicht und Ehre und Stolz vergißt, weil sie alle diese Dinge nie besessen hat, da ward ihm noch völliger klar: was er that, das mußte er ganz thun. Wenn er ihr ein Opfer brachte — das schwerste vielleicht, das ein Mann überhaupt bringen kann, so sollte sie wenigstens nicht wissen, daß es ein Opfer war.

„Julia," fragte er ernst, „hast du mich wirklich so lieb, daß du glaubst, ein ganzes Lebenlang mit mir glücklich sein zu können?"

„Ja," sagte sie mit erstickter Stimme.

„Das Leben ist lang, Julia. Ich kann dir nicht versprechen, daß es dir immer nur leichte und fröhliche Tage bringen wird."

„Was frage ich danach — bei dir ist alles schön!"

Er zögerte noch; einer glaubte des andern Herz schlagen zu hören. Endlich atmete Björn tief auf, und in seinem schwermütigen Gesicht leuchtete ein großer Heldenmut auf.

„Komm!" sagte er und breitete seine Arme aus. Kein Wort, das an Vergangenes erinnerte, sollte diese Stunde entweihen. — Und nun schrie Julia wirklich auf. Sie stürzte an seine Brust wie eine Sinnlose, wie eine aus rasender Herzensangst selig erlöste. Sie klammerte sich an ihn an, als hätte sie an ihren eignen Füßen keinen Halt mehr. Und sie küßte ihn — küßte ihn, als wolle sie mit ihren durstigen Lippen seine Seele austrinken. — Sie bemerkte in ihrer Aufregung nicht, daß er es sich stumm gefallen ließ.

Ihm ward angst und bange bei diesen Zärtlichkeiten. Wie sollte er der Heftigkeit solcher Liebe jemals gerecht werden!

Und nun fing sie auch noch an zu weinen.

„Aber Julia — ich bitte dich, ich flehe dich an — rege dich nicht so entsetzlich auf!" Sie weinte immer lauter und umklammerte ihn immer fester.

„Sage mir doch nur, warum du so weinst!" rief er und fing selbst an, die Ruhe zu verlieren. Er versuchte, ihre Arme von seinem Halse zu lösen — sie widerstrebte ihm.

„Nimm dich zusammen!" sagte er streng. „Ich wünsche es." Da hörte sie sofort auf. Aber ihr ganzer Leib zuckte.

„Sei nicht böse!“ stammelte sie. „Ich kann nicht anders. Siehst du — so unglücklich bin ich gewesen, und so glücklich bin ich jetzt!“

Er war diesem Übermaß an Leidenschaftlichkeit nicht gewachsen; er zwang sie, sich zu setzen, stand neben ihr, und strich mit der flachen Hand über ihr blondes Haar, das ganz in Unordnung geraten war, als könne das zu ihrer Beruhigung beitragen, als wolle er Zeit gewinnen, sich selbst zu beruhigen. Er war ganz außer Atem gekommen. — Dann versuchte er, vernünftig mit ihr zu reden. Aber sie mochte nichts hören.

„Sei still — sei ganz still! Streichle mich weiter — so — so — das ist, als wenn ich verhungert wäre und bekäme zu essen. Lache mich aus — schilt mich. Ich bin ganz rasend. Die Liebe zu dir hat mich rasend gemacht!“

Und er streichelte sie weiter und dachte bei sich: ‚wie soll das enden — wie soll das enden!‘

„Jetzt müssen wir aber wirklich wie vernünftige Menschen miteinander reden,“ sagte er endlich, setzte sich neben sie und nahm ihre Hände in die Seinen. „Wir haben keinen, der für uns überlegt. Wir müssen es selber thun. Und es giebt viel zu überlegen!“ Schließlich fand sie es selbst reizvoll, über die Zukunft nachzudenken — die Zukunft an seiner Seite!

„Hast du inzwischen irgend etwas ausgedacht oder beschlossen?“

„Nein — nichts.“

„Darf ich dir also sagen, was ich mir gedacht, wie ich mir das alles zurechtgelegt habe?“ Sie nickte und sah ihn unter seligen Thränen an.

„Paß aber auch auf!“ mahnte er angesichts dieses ungewissen, trunkenen Blickes. „Also zunächst packst du; ich helfe dir dabei. Die Möbel stellen wir hier auf den Speicher, bis wir sie wieder brauchen. — Dann müssen wir überlegen, wo du bleibst bis zu unsrer Hochzeit.“

„Wie lange wird denn das dauern?“ fragte sie.

„Das Gesetz verlangt eine Frist von zehn Monaten,“ erwiderte er mit niedergeschlagenen Augen, Julia erblaßte.

„Zehn Monate —“ wiederholte sie und barg das Gesicht in den Händen. „Björn — wie soll ich denn das aushalten?“

Er antwortete nicht gleich; endlich sagte er begütigend:

„Es ist eine Wartezeit; und die Stimmung einer solchen hängt ab von dem, worauf wir warten. Wir warten doch auf das Glück, nicht wahr, Julia? Laß es darum eine Zeit der Vorfreude sein!“ Sie blieb stumm in sich versunken.

„Es ist auch nicht zu lange für alles, was vorher noch geschehen muß,“ fuhr er fort. Da sah sie wieder auf.

„Was meinst du?“ fragte sie.

„Ich muß mir doch irgend eine neue Stellung, Arbeit oder Berufsart suchen, die es mir ermöglicht, einen Hausstand zu gründen.“ Julia machte ihre großen, runden Augen; sie ahnte etwas Entsetzliches.

„Warum — was heißt das —“ fragte sie stockend.

„Ich habe mein Abschiedsgesuch eingereicht,“ erklärte er trocken. Sie sprang auf; sie stieß ihn beinahe von sich.

„Björn — biſt du von Sinnen?“

„Nein, gar nicht! Verſuche einmal, ruhig zu bleiben, mich geduldig anzuhören. Vielleicht verſtehſt du mich dann.“ Er zog ſie wieder auf ihren Platz nieder und nahm abermals ihre Hände.

„Sieh mal, Julia,“ begann er ganz freudig, während ihm das Herz faſt brach vor Trauer, „wir haben beide etwas gethan, das ſich nicht ganz — nicht ganz mit der Ehre einer Frau und eines Soldaten verträgt. Es weiß es bis jetzt noch niemand; aber ich weiß es. Und ob es gleich keinen andern etwas anginge, wenn es bekannt würde, ſo geht es doch dich und mich an. Ich kann dieſen Rock nicht tragen über meiner befleckten Ehre. — Vielleicht iſt es übertrieben gefühlt, aber ich kann nicht anders fühlen; und ich würde keinen Frieden haben, wenn ich meiner innerſten Überzeugung zuwider handelte. — Es iſt nicht ſo ſchlimm,“ tröſtete er, als er ihre tiefe Niedergeſchlagenheit merkte. „Der Soldatenſtand und die große Welt ſind nicht die einzigen Bedingungen, unter denen man glücklich ſein kann. Bei dir iſt alles ſchön, ſagteſt du geſtern. Wenn wir ſo denken, werden wir überall glücklich ſein. Und je ſtiller und zurückgezogener wir leben, um ſo mehr Zeit werden wir haben, unſer Glück zu genießen.“

Stille? — Zurückgezogenheit? — Ja, was wollte er denn?

„Haſt du ſchon etwas in Ausſicht?“ fragte ſie kleinlaut.

„In Ausſicht nicht; wohl aber in Gedanken. Ich möchte am liebſten, wir gingen aufs Land. In meiner Heimat giebt es ſo viel freundliche kleine Beſitzungen —“

„Aber Björn!“ rief ſie außer ſich. „Das kannſt du doch nicht von mir verlangen! Ich bin nicht erzogen für ſolche Verhältniſſe; ich werde mich totſehnen nach dem gewohnten luſtigen Leben!“ Sie ahnte nicht, wie weh ſie ihm that. „Da oben in deiner Heimat,“ klagte ſie weiter, „da iſt es ſo einſam und ſtill. Wer das gewohnt iſt von der Wiege an, der mag es lieben; aber ich — daß du nicht Soldat bleiben willſt, kann ich noch begreifen, obgleich ich es eigentlich auch nicht begreife. Aber warum du dich ganz aus der Welt zurückziehen willſt —“

„Ich kann nicht anders,“ ſagte er, zum erſtenmal ihr gegenüber einen ſehr beſtimmten Ton anſchlagend. „Ich will es ſo. Und du wirſt dich darein finden.“ Sie wagte nicht zu weinen, denn er imponierte ihr.

„Alles läßt ſich leider nicht nach deinen Wünſchen einrichten,“ fuhr er milder fort. „Aber ich hoffe, daß deine Liebe zu mir davon unberührt bleibt. Die Hauptſache iſt doch, daß wir uns gegenſeitig haben!“

„Ach ja!“ rief ſie und fiel ihm ſchon wieder um den Hals. „Wird es dir denn gar nicht ſchwer, den Huſarenrock auszuziehen?“ Sie ſah dieſen Rock zärtlich an.

„Darauf kommt es nicht an,“ ſagte er möglichſt obenhin. Sein Geſicht ſtrafte den leichtherzigen Ton Lügen. Sie ward ſich plötzlich einigermaßen klar darüber, was für einen Kampf ihn das gekoſtet haben mochte.

„Es iſt alles meine Schuld!“ Sie brach in Thränen aus. Faſt ging es über ſeine Kräfte; aber immer wieder raffte er ſich zuſammen.

„So darfſt du es nicht auffaſſen, Julia," ſagte er mit unendlicher Güte und Langmut. „Sieh mal, wenn wir uns jetzt zuſammenthun zu gemeinſamem Leben, ſo heißt das nicht nur, daß wir gemeinſam Glück und Laſten tragen, ſondern auch, daß wir gemeinſame Schuld — wenn auch nicht gerade büßen — ſo doch ſühnen ſollen, indem wir in aller Beſcheidenheit und Stille aus dem, was wir zerſchlagen haben, ein neues, Gott wohlgefälliges Ganze aufzubauen verſuchen. — Und weißt du, Julia," fuhr er heiter fort, „ich ſtelle es mir reizend vor, mit dir ganz allein in ſo einer grünen, paradieſiſchen Einſamkeit zu leben!" Er ſah ſie aus ſeinen ſchönen, grauen Augen ſo herzensgut an, daß ſie alles andre vergaß über ihm ſelber.

„Du biſt viel, viel beſſer als ich!" rief ſie ehrlich; und dann glitt ſie neben ihn nieder und legte den Kopf an ſeine Knie. „Ich liebe dich ſo ſehr, Björn, und ich bin ſo glücklich durch dich! Es iſt mir alles unwichtig und gleichgültig — wenn ich dich nur habe!"

Er ſah wehmütig zu ihr nieder. Er dachte daran, wie er einſt zu ſeiner Mutter geſagt hatte: vor Julia könnte ich niemals knien!

Es war ja nun auch nicht nötig; ſie erwartete es nicht. Sie kniete vor ihm.

„Sei nicht böſe, wenn ich dich noch einmal quäle!" begann er nach einigen Minuten, während welcher Julias Kopf regungslos auf ſeinen Knien geruht hatte. „Aber es will doch alles überlegt und beſprochen ſein. Wo alſo würdeſt du dieſe Wartezeit — dieſe Zeit der Vorfreude am liebſten verleben?" Sie ſah verträumt zu ihm auf.

„Da, wohin du mich ſchicken wirſt," erwiderte ſie.

„Aber du könnteſt doch beſondere Wünſche haben?"

Sie überlegte. „Es iſt mir alles gleich. Natürlich würde ich gern in deiner Nähe bleiben," ſetzte ſie ſchnell hinzu.

„Mein Aufenthaltsort wird ein ſehr wechſelnder ſein. Wenn ich hier fort bin, in einigen Wochen, werde ich keinen beſtimmten haben, bis unſre Zukunft ſich entſchieden hat."

„Aber ſolange du noch hier biſt," rief ſie, ſich an das Nächſtliegende klammernd, „ſolange gehe ich nicht weit fort. Hier kann ich natürlich nicht bleiben, aber ich könnte mir irgendwo in der Nähe eine Wohnung mieten. Du würdeſt mich doch beſuchen, Björn, nicht wahr?" ſchloß ſie ein wenig ängſtlich.

„Natürlich — ſo oft ich kann. Aber dann," fuhr er fort, ſichtlich gern darüber hinweggehend, „was wird dann aus dir? Du biſt zu jung, um die ganze Zeit allein zu bleiben; es wäre deinem Ruf nicht günſtig, und — kurz und gut, ich will es nicht. Was meinſt du, wenn du dann zu meinen Eltern überſiedelteſt? Sie kennen dich nicht, aber ſie würden dich voll Liebe aufnehmen —"

„Ach nein!" Julia ſchauderte faſt. „Ich möchte da nicht ſein ohne dich. Ich fürchte, ich bekomme ſchreckliches Heimweh in der Einſamkeit, in der du fehlſt: Heimweh nach dir und dem fröhlichen Leben. Und die Deinen würden keinen guten Eindruck von mir haben."

„So könnteſt du vielleicht zu deiner Stiefmutter gehen!"

„Ach nein," rief ſie wieder; „ich kenne ſie kaum; ich war ſchon Braut, als ſie meine Mutter wurde, und habe ſie nach meiner Verheiratung immer nur vorübergehend

geſehen. Ich habe ihr nie etwas Liebes gethan — ſie war, glaube ich, ſogar ein wenig entſetzt und traurig über mich. Ich kann ihr nicht zumuten, mich gerade jetzt aufzunehmen. Es würde ihren etwas ängſtlichen Auffaſſungen Hohn ſprechen — denke doch, eine eben geſchiedene Frau, die nur darauf wartet, daß ſie den andern heiraten darf! — Und dann iſt die Rottraut; ich glaube, ſie wird zu Oſtern eingeſegnet. Das paßt nicht zu mir und zudem, was ich ihnen ins Haus tragen würde! — Außerdem — ich würde mich kreuzunglücklich fühlen!" Dieſer letzte Grund war ihr der wichtigſte.

Björn hatte dieſen Auseinanderſetzungen ernſt und geduldig zugehört, ohne zu verraten, was er dabei empfand. Nun ſeufzte er tief auf, und dann begann er, vernünftig und energiſch mit ihr zu ſprechen; ihr zu ſagen, daß ſie ſich nun ſeinen Anordnungen fügen müſſe; daß er verſuchen werde, ihre Neigungen bei der Wahl ihres nächſten Aufenthaltsortes ſoviel wie möglich zu berückſichtigen; daß es aber ihre Pflicht ſei, Entgegenkommen zu beweiſen und an ihrem Teil an den Schwierigkeiten tapfer zu tragen, die der augenblickliche Zuſtand ihnen beiden bereitete. Dieſer vernünftige und beſtimmte Ton verfehlte ſeine Wirkung nie.

Es wurde endlich beſchloſſen, daß Julia an einem etliche Meilen ſtromaufwärts gelegenen, freundlichen Ort eine vorübergehende Wohnung nehmen ſolle. Björn konnte ſie dort leicht beſuchen, ſie konnten alles miteinander beraten und beſprechen. Er brauchte ſie nicht aus den Augen zu verlieren, und ſie konnte wenigſtens in nicht allzu langen Zwiſchenpauſen ihre nimmerſatte Sehnſucht ſtillen. — Auch wenn Björn ſein Regiment und ſeine Garniſon verließ, konnte ſie dort wohnen bleiben, ſo lange es ihr gefiel, und dann etwa beſuchsweiſe zu ſeinen Eltern und zu ihrer Stiefmutter gehen.

Sie widerſprach nicht mehr. Daß ſie noch ſo lange darauf warten mußte, ihn ganz zu beſitzen, enttäuſchte ſie und machte ſie gleichgültig gegen alles übrige.

Wie Björn gedacht, gewünſcht und geſagt, ſo geſchah es nun. Julia packte, und er that alles, was er zu ihrer Erleichterung dabei thun konnte, und ſoweit es das Geſchäftliche betraf. Er ſuchte ihr ſogar die neue Wohnung aus, deren Wahl ſie ihm bedingungslos überließ; es hatte einen verliebten Reiz für ſie, ſich in den Räumen einzurichten, die er paſſend für ſie gefunden haben würde. Jeden Nachmittag nach beendetem Dienſt kam er auf eine Stunde zu ihr, um zu beſprechen, was nötig war, und um ihren Anſprüchen an ihn einigermaßen zu genügen. Dieſe Stunde war ihr lange nicht genug; er aber glaubte, nicht mehr gewähren zu dürfen, aus allerhand wohlbegründeten Bedenken und triftigen Schicklichkeitsgründen. Es war ihm lieb, daß er ſolche Gründe hatte, denn der Verkehr mit Julia bedrückte ſeine Seele. Die ganze unheilvolle Geſchichte laſtete auf ihm mit niederziehender Schwere.

Julia war ihm gegenüber ſtets von einer zügelloſen, unerſättlichen Zärtlichkeit und ebenſoſehr voll bedingungsloſer Unterwerfung, voll fragloſer Hingabe an ſeinen Willen. Und weil er beides nicht erwidern konnte, bedrückte es ihn, ſtatt ihn zu beglücken.

Seinen Kameraden ging er soviel wie möglich aus dem Wege. Er wußte nicht, wie weit ihnen die Ereignisse bekannt waren, die sich teils öffentlich, teils im Geheimen vollzogen hatten. Er spürte keine Lust, mit irgend jemand darüber zu sprechen, sich Erklärungen abfragen zu lassen, die er nicht zu geben gewillt war, oder gar das Urteil verständnisloser Zuschauer hören zu müssen. Man war kameradschaftlich genug, seine auffallende Zurückhaltung zu achten, und all die Fragen, die den Brennpunkt des allgemeinen Interesses bildeten, in seiner Gegenwart rücksichtsvoll zu verschweigen. Seinem ernsten, stolzen und klaren Blick gegenüber hätte schwerlich jemand den Mut eines neugierigen Wortes gefunden.

Auch davon, daß er um seinen Abschied eingekommen war, sprach er zu niemand: es war Zeit genug, wenn man es auf offiziellem Wege erfuhr.

Nach Verlauf einer Woche verließ Julia die Stadt; geräuschlos, ohne Abschied und ohne Begleitung. Die wenigen, welche um ihren neuen Aufenthaltsort wußten, und die vielen, die ihn mit der Zeit erfuhren, verhielten sich ihr gegenüber, als wüßten sie ihn nicht. Man nahm an, daß ihr das lieber sein müsse.

Am Tage ihrer Abreise schrieb Björn einen langen Brief an seinen Vater — eher hatte er nicht die nötige Ruhe dazu gefunden. Er teilte das Geschehene in seiner geraden, klaren Art mit, soweit es die Thatsachen betraf. Was es ihm gekostet hatte, die Entschlüsse zu fassen, die dem äußern Anscheine nach die Erfüllung seiner heißesten Wünsche brachten, das verschwieg er. Das mußte er verschweigen, wenn er nicht von vornherein seiner zukünftigen Frau eine schiefe Stellung in seiner Familie geben wollte. Er legte ihnen diese Frau mit den wärmsten Worten ans Herz; sie, der zu liebe er ohne Besinnen Beruf und Stellung geopfert habe, sei auch der Liebe der Seinen wert. Er zweifle nicht daran, daß es Julia schnell gelingen werde, ihre Herzen zu gewinnen; und daß sie ihr diese Herzen willig öffnen möchten, das erbitte er von ihnen als Hochzeitsgabe, sein Glück zu krönen.

Immer nur von einem Glück, das ihm zu teil geworden, war die Rede in diesem Brief. Nicht ein einziges Wort sprach von Schuld und Pflicht; als ob diese beiden Dinge bei alledem nichts zu sagen gehabt hätten.

Zuletzt bat er seinen Vater, ihm mit Rat und That beizustehen bei der Wahl eines neuen Berufes, einer neuen Thätigkeit und eines befriedigenden Lebenszweckes. Er versprach, selbst zu ihm zu kommen, sobald er sich hier losgelöst haben würde.

Julia machte ihm dieses Loslösen nicht leicht. Seine Besuche, bei denen sie ihn ganz allein für sich hatte und ohne Scheu und Angst ihr ganzes heißes Herz über ihn ausschütten konnte, sich mit ihrem haltlosen, zerfahrenen, liebehungrigen Ich an ihn klammern durfte, waren etwas so wunderbar Schönes und Beseligendes für sie, daß sie außer sich geriet bei dem Gedanken an eine längere Trennung. Ihn aber bewogen noch andre Gründe, als die in den äußern Verhältnissen liegenden, trotzdem eine solche Trennung zu wünschen.

Es war ihm alles zu schnell, zu unmittelbar gekommen. Es wäre ihm sympathischer gewesen, wenn zwischen Julias Scheidung und seiner Vereinigung mit ihr eine Zeit des Besinnens und Beruhigens hätte liegen können; es widerstrebte ihm im Innersten, daß er sie so von Eberhard Altefahrs Herd fort an sein Herz genommen hatte. Wenn Julia ihn küßte, mußte er allemal daran denken, und dann schämte er sich. Ob er

auch redlich sich mühte, all diese störenden und quälenden Empfindungen hinter sich zu werfen und mit diesem unmännlich halben Wesen zu brechen, so regte ihn das Zusammensein mit Julia doch immer von neuem auf, und eine längere Trennung erschien ihm schon darum wünschenswert, weil er anders nicht zu Ruhe und Frieden in seinen tapfer und ehrenhaft gefaßten Entschlüssen kommen zu können glaubte. Wenn das geschehen war, würde er Julia gegenüber eine größere Sicherheit und der Zukunft gegenüber eine größere Freudigkeit finden; und dann würde er auch das letzte erreichen, was zur Wiederherstellung seiner innern Harmonie und zur Befriedigung in seinem neuen Leben notwendig war: es würde ihm gelingen, mit der Vergangenheit zu brechen.

Die Antwort auf sein Abschiedsgesuch ließ lange auf sich warten. Björn bat schließlich, ungeachtet Julias Thränen, die es nicht begriff, daß er die Möglichkeit, in ihrer Nähe zu sein, nicht bis zuletzt ausnutzte, um Urlaub und nahm zugleich von Julia einen mehrwöchentlichen Abschied.

Noch nie war ihm ein Besuch in der Heimat so schwer geworden, und doch freute er sich diesmal so besonders sehnsüchtig auf diese Heimat. Er hätte aufjauchzen mögen, als sie vor seinen Blicken auftauchte; die Augen wurden ihm naß, er wußte selbst nicht, warum. Ach, würde er irgendwo in dieser Heimat einen Winkel finden, wo er unterschlüpfen könnte — wieviel leichter trüge er alles!

Seine Eltern empfingen ihn mit der größten Liebe. Kein Wort, kein Blick verrieten, daß sie sich für ihren Einzigen wohl etwas andres gewünscht hatten und daß es ihnen eine schmerzliche Enttäuschung gewesen war, ihn so aus seiner Laufbahn herausgerissen zu sehen. — Björn dankte ihnen ihre Liebe und ihre zarte Rücksicht aus tiefster Seele, ohne ihnen zugeben zu dürfen, daß er letztere empfand und verstand. Es gab eben allerhand Momente bei dieser Heirat, die nicht berührt werden durften; Julias wegen nicht; denn Julia sollte durchaus geachtet und geehrt werden, sie sollte durchaus des Opfers wert scheinen, das er ihr brachte; das war er ihr und sich selber schuldig.

Er hatte Bilder von Julia mitgebracht, die halfen ihm, ihr den Weg zu bereiten. Keiner konnte sich dem bestrickenden Zauber ihres lächelnden Gesichtes entziehen.

„Ist sie wirklich so nett, wie sie aussieht?“ fragte Litta etwas unvorsichtig.

„Ja,“ sagte Björn, „so ist sie.“

„Dann werde ich sie bald lieb gewinnen. Wir wollen sie überhaupt alle sehr lieb haben,“ fuhr sie warmherzig fort. „Wer kann wissen, wie unglücklich sie eine Zeitlang gewesen ist. Wir müssen sie das alles vergessen machen; wir müssen ihr zeigen, daß wir das gern möchten.“ Björn stand plötzlich auf und umarmte seine Schwester.

„Du bist ein gutes Mädchen, Litta. Ich danke dir.“ Seine Stimme klang gerührt. Er war so weich, wie sie ihn kaum je gesehen hatten.

Gleich am ersten Tage besprach er mit dem Vater seine ganz persönlichen Zukunftspläne.

„Natürlich kommt es da zunächst auf deine Wünsche an,“ sagte ihm der, „und ich werde dir helfen, wo immer es sein soll. Ich habe dir aber etwas vorzuschlagen — seit ich deinen Brief erhielt, hatte ich ja Zeit, zu überlegen. Da ist eben einige Meilen von hier ein hübsches Weidegut käuflich geworden; man könnte es binnen

kurzem erwerben und bewohnen. Wenn es überhaupt in deinem Sinne wäre, aufs Land zu gehen, in unsrer einsamen Gegend, so könntest du es dir wenigstens ansehen —"

Björn war fast erschrocken vor Freude, daß das Geschick seinen Wünschen so willig entgegenkam.

„Vater," rief er aufleuchtenden Angesichts, „das wäre ja, was ich mir am meisten wünsche, wonach ich mich noch auf dem Wege hierher heimlich sehnte, was mir als Ideal meines zukünftigen Lebens lockend vorschwebte!"

„Gut, so fahren wir morgen hin. Und wenn es uns gefällt und die Kaufbedingungen annehmbar für uns sind, so schließe ich den Kauf gleich ab. Die sonstigen Verhältnisse kenne ich, so daß wir keine Zeit zu versäumen brauchen mit Einziehen von Erkundigungen."

„Vater!" Björn war tief bewegt. „Wolltest du das wirklich für mich thun?"

„Ja gewiß, mein Junge! Was du kannst, das kann ich auch. Du hast dich —" fuhr er entschlossen fort, als Björn ihn fragend ansah, „so ungeheuer großherzig und anständig benommen — nun wohl, ich kann es auch. Und wenn es mir auch ein kleines Opfer kostet, so gewinne ich mir damit das Glück, meinen einzigen Sohn in der Nähe zu haben, und eine hübsche Schwiegertochter dazu," schloß er energisch.

Björn sah zu Boden. Seine Eltern sahen ganz klar über die Verhältnisse, das hatte er bald gemerkt; wie hätten sie sonst all seinen Empfindungen so wunderbar verständnisvoll entgegenkommen können!

„Wie denkst du dir das weitere?" fragte er, ohne die letzten Worte zu berücksichtigen. „Willst du es mir verpachten? Soll ich es dir bewirtschaften?"

„Nein, mein Sohn. Was ich thue, das thue ich ganz. Nur keine halben Maßregeln. Wenn aus dem Kauf etwas wird, so mache ich dich selbständig; ich muß das dann natürlich in meinem Testament ausgleichen. — Solche Abhängigkeitsverhältnisse taugen nichts; du hast ja gottlob den Charakter danach, daß du der strengen väterlichen Aufsicht entbehren kannst."

„Was wird aber Julia dazu sagen?" fragte Litta zweifelhaft. „Sie ist ein Stadtkind, und wer unsre Abwechslungslosigkeit nicht gewöhnt ist —"

„Julia kommt überall hin und ist überall glücklich mit mir. Darüber sind wir uns gleich einig geworden."

„Nun — dann wäre ja alles wohl bedacht; nur ich gehe leer aus dabei!" sagte sie mit neckischem Schmollen. „Wir hatten ausgemacht, daß ich dir einmal die Wirtschaft führen sollte; früher einmal, als wir beschlossen, daß wir niemals heiraten wollten!"

„Laß nur! Du wirst uns dafür recht oft besuchen: und wenn wir einmal eine schöne Reise machen, nehmen wir dich mit!"

Am andern Morgen besichtigten Vater und Sohn das Gut. Wenige Tage später war der Kauf abgeschlossen.

So war denn Björn mit allem im Reinen, mit sich selbst, mit seiner Zukunft, mit seinem Vater und mit Litta. Nur zwischen seiner Mutter und ihm lag noch etwas Unaufgeklärtes. Keiner hatte so gut wie sie die ganze Vorgeschichte seiner Verlobung gekannt; keiner wie sie durchschaute jetzt so sonnenklar seine Seele. Vor

keinem wie vor ihr zog er ſich infolgedeſſen ſo ſcheu zurück — vor ihr, die geradezu gequält von ihrer Mitwiſſerſchaft, ihm voll übergroßen Zartgefühls aus dem Wege ging. Er konnte es kaum ertragen, ſo mit ihr Verſteck zu ſpielen; andrerſeits aber wäre es ganz gegen ſeine Abſichten geweſen, gegen das, was er Julia in ſeinem Innern gelobt hatte, wenn er rückhaltlos mit ſeiner Mutter geſprochen und ihr Julia — preisgegeben hätte.

Da, eines Abends, als er ſchon beim Zubettgehen war, klopfte ſie an ſeine Stubenthüre.

„Ich ſtöre dich wohl ſchon —“ meinte ſie eintretend. „Aber ich kann nicht länger um dich herumgehen.“ Sie trat an den Tiſch, auf dem die Lampe brannte und an dem er ſtand, und ſah ihn liebevoll und doch ein wenig beſorgt an. „Ich habe, ſeit du hier biſt, noch kein behagliches Plauderſtündchen mit dir gehabt, wie wir es doch ſonſt gewohnt waren.“

„Das war wohl nur Zufall, Mutter.“ Er zog den Rock wieder über, den er ſchon abgeworfen hatte. Es war ihm nur darum zu thun, ſie nicht anſehen zu müſſen. „Es gab immer ſo viel andres —“

„Nein, es war nicht Zufall,“ entgegnete ſie. Björn ſeufzte. Er ſehnte ſich nach ihrem Herzen und überlegte doch, wie er ſie am beſten wieder loswerden könne.

„Björn,“ ſagte ſie und ging gerade auf ihr Ziel los, „iſt es denn wirklich nötig, daß du ſie heirateſt?“ Er machte ein erſtauntes, faſt abweiſendes Geſicht.

„Ich habe euch das alles erſt geſchrieben und dann erzählt. Ich glaube, ich habe mich beide Male deutlich ausgedrückt.“

„Was du geſagt haſt, war deutlich. Aber haſt du auch alles geſagt?“ Er ſenkte den Kopf und zuckte die Achſeln.

„Ich kann nicht viel über Gefühle reden,“ meinte er ausweichend.

„Früher konnteſt du es ſo gut —“ Sie ſah ſich im Zimmer um; dann ging ſie und ſetzte ſich auf ſein abgedecktes Bett. Und da, die Hände um die Knie gefaltet, ſprach ſie weiter:

„Weißt du noch, Björn — voriges Pfingſten — wie wir da abends auf dem Kiekföwer im Garten ſaßen —“ ſie hielt inne und ſah ihn ängſtlich an. Er ſtand, ſtarrte auf die Tiſchdecke und rührte ſich nicht. Magna Heddenholm fuhr fort:

„Was du mir da erzählteſt, das war eine fertige Geſchichte; eine ſolche, die einen Abſchluß hat und keiner Fortſetzung bedarf. Du ſagteſt mir — beſinnſt du dich, Björn? Du ſagteſt mir, daß du ſie nicht mehr liebteſt —“

„Ich hatte mir das nur eingeredet. Ich glaubte es, weil ich es wünſchte; weil ich es damals wünſchen mußte. Ich ſah dann ein, daß ich mich geirrt hatte.“

„Du ſagteſt auch, du würdeſt nie vor ihr knien können —“ Nun lächelte Björn, aber es war ein wehmütiges Lächeln.

„Kann man nur lieben, wo man knien kann? Es giebt verſchiedene Arten von Liebe. Vielleicht lehrt ſie mich noch, vor ihr zu knien. Und wenn nicht — wenn du die einzige Frau bleiben ſollteſt, Mutter, vor der ich knien kann — wäre das ſo ſchlimm?“ Er ſah ſie an voll ſchwermütiger Schelmerei; aber ſie ſchien es nicht bemerken zu wollen.

„Du ſagteſt auch noch, du habeſt ein ſchlechtes Gewiſſen gegen ſie!“

„Wie gut du das alles behalten haſt!“ meinte er, ärgerlich auflachend. Dann beſann er ſich. „Mein Gewiſſen,“ ſagte er ernſt, „kann ich am beſten entlaſten, indem ich ſie nun ſo glücklich mache, wie ich ſie eine Zeitlang unglücklich gemacht habe.“

Magna Heddenholm ſah ihren Sohn nachdenklich an.

„Ich muß ja ſelbſt zugeben, Björn, daß du ſehr richtig gehandelt haſt, ſehr ehrenhaft, ſehr großmütig; nur vielleicht ein wenig zu gewiſſenhaft; daß du deinen Abſchied nimmſt, meine ich. Manchem andern würde das nicht eingefallen ſein. Aber ich möchte wiſſen, ob du das alles *gern* thateſt, ob du Entſchädigung gefunden haſt für das, was du aufgabſt —“

„Sage doch einfach: ob du Julia liebſt! — Ja, meine gute Mutter, ich liebe Julia; wenn du es mir in dieſem Augenblick nicht ganz glaubſt, ſo wirſt du es glauben, wenn du ſie kennen lernſt. Ich empfinde keine Reue über das, was ich gethan. Wenn ich ein wenig ernſter und nachdenklicher bin, als ein andrer in meinen Jahren, der ſich mit ſeiner erſten Liebe verlobt hat — ſo mußt du dir darum keine ſchweren Gedanken machen, ſondern es auf die Art und die Vorgeſchichte dieſer Liebe ſchreiben.“

Es war nicht recht zu ſehen, ob dieſe Erklärung ſie überzeugt hatte. Sie blieb ſtill und nachdenklich.

„Da wir nun doch einmal allein ſind,“ begann Björn, ohne aufzuſehen und mit nicht ganz freier Stimme, „möchte ich dich noch um etwas bitten, Mutter.“ Sie ſah erwartungsvoll auf. „Was iſt's, mein Junge?“

Er konnte ſich nicht gleich entſchließen, es zu ſagen. Endlich brachte er es heraus.

„Kannſt du uns in deinem Hauſe die Hochzeit ausrichten?“ Sie ſah ganz erſchrocken in ſeine bewegten, bittenden Augen; es kam ihr zu überraſchend, als daß ſie gleich eine Antwort hätte finden können. Da fuhr er fort:

„Es ſoll keine laute Feſtlichkeit werden; nur ein ſtiller Feiertag unter euren Augen und dem heimatlichen Behagen eures Hauſes. Ihr ſollt nicht viel Mühe davon haben. Mir aber würdet ihr eine Wohlthat erweiſen. — Wo ſollten wir dieſen Tag verleben? Julia hat keine nähern Anverwandten außer einer Stiefmutter, die ſie kaum kennt, und von der ſie einen ſolchen Liebesdienſt nur ungern annehmen würde. Wir wären auf eine Trauung vor drei Zeugen in irgend einer fremden Umgebung angewieſen. Für mich wäre mein Hochzeitstag noch einmal ſo ſchön, könnt' ich ihn hier feiern — und ich weiß, daß Julia mit all meinen Vorſchlägen einverſtanden iſt.“

Magna Heddenholm atmete tief auf.

„Ich weiß gar nicht, warum ich dich ſo viele Worte machen laſſe; es iſt ja ganz ſelbſtverſtändlich, daß wir dir deinen Wunſch erfüllen. Was kann mir denn Lieberes werden, als die Aufgabe, dir deinen Hochzeitstag zu ſchmücken! Wie ſelten darf das eine Mutter thun für ihren Sohn! — Aber dann,“ fuhr ſie fort, „möchte ich Julia gern vorher ſchon kennen lernen —“

„Gewiß, Mutter,“ fiel er ein. „Ich ſprach ſchon mit Litta davon, daß ſie einen Teil unſrer Wartezeit bei euch verleben könnte. Da wäre es am beſten, ſie käme einige Wochen vor unſrer Hochzeit zu euch —“

Sie hatten dann noch allerhand Geschäftliches zu beraten. Es war schon spät, als Magna sich anschickte, ihren Sohn zu verlassen. Sie war doch etwas beruhigter um ihn; wenn er sie auch nicht so tief in sein Herz hatte blicken lassen, wie sie wohl gemocht hätte, so wußte sie doch, daß er still und fest war und zu einem guten Ende bringen würde, was er unternommen hatte. Sie küßte ihn zärtlich zur Gute Nacht.

„Weißt du, Mutter," sagte Björn, „deinen Segen — deinen ganz persönlichen Segen — den kannst du mir eigentlich heut schon mitgeben, für uns beide!" Und wieder, wie an jenem Maiabend im Garten, kniete er neben ihr nieder; es war ihm ein Bedürfnis, ihre Liebe zu fühlen, als sei er noch ein Kind.

Sie nahm seinen Kopf, drückte ihn an ihr Herz und preßte ihr Gesicht auf sein Haar. Es war ihr weh zum Weinen. In all seinem stillen Ernst klang doch nichts von dem Glück, das sie ihm so gern mit ihrem Herzblut erkauft haben würde.

„Wenn es an meinem Segen läge," sprach sie bewegt, „so müßtest du der glücklichste Mensch unter der Sonne sein." Er nahm ihre Hand und küßte sie dankbar.

„Mutter" — er sah bittend zu ihr auf, „versprich mir eins — ich bitte dich darum, und das ist meine größte Bitte: habe Julia lieb!"

„Ich verspreche es dir!" sagte sie feierlich.

* * *

Nach dreiwöchentlicher Abwesenheit kehrte Björn zu Julia zurück. Sie hatte sich so verzehrt in Sehnsucht und war so aufgeregt vor Freude über seine endliche Rückkehr, daß sie ihn mit einem heißen Thränenstrom empfing. Darüber entging ihr, daß Björn sehr ruhig und ein wenig zaghaft war. Er beruhigte sie am besten durch die Versicherung, daß er nun etliche Tage hier bleiben und ganz für sie leben werde.

Die Fenster der Villa, in welcher Julia wohnte, gingen nach dem Rheine hinaus; das Haus lag etwas außerhalb der Stadt, zwischen dem Fluß und der Straße, auf einem sanften Uferhange, in einem kleinen Garten, in dem es von stark duftenden Frühlingsblumen blühte. Die weiche, noch etwas kühle Luft strömte sonnenhell herein.

Sie saßen eng aneinander geschmiegt, und Björn mußte ihr die Ergebnisse seiner Reise mitteilen, über die er sich brieflich wenig oder gar nicht geäußert hatte. Sie konnte ihm nicht ganz verbergen, wie es sie anfangs bedrückte, daß er sich nun wirklich „da oben" in der Einsamkeit seßhaft gemacht habe. Auch seine Bestimmungen über ihre Hochzeitsfeier machten ihr keine Freude. Es war ihr sehr schmerzlich, daß sie keine reiche Hochzeitstafel und keine große Hochzeitsgesellschaft haben sollte; sie hatte wohl noch nicht darüber nachgedacht, daß ihr diese unter den obwaltenden Verhältnissen überhaupt kaum hätten gewährt werden können. Am wenigsten angenehm war ihr die Aussicht, vorher einige Wochen bei seinen Eltern zubringen zu sollen, so verlockend er ihr diesen Aufenthalt zu schildern versuchte.

„Ich habe dann schon mein Gut übernommen und kann dich oft besuchen — wir werden fast täglich zusammen sein!" Auch das verfing nicht.

„Ach — ich habe dich dann doch nicht für mich —" seufzte sie und beschloß innerlich, diesen Aufenthalt so viel wie möglich abzukürzen. Vorläufig ließ sich hier ganz gut leben; dann konnte sie einige Monate reisen, die Stiefmutter besuchen und sehen, was aus der kleinen Rottraut geworden war. Und dann, zu Weihnachten,

dann mochte es sein. — Schließlich fand sie sich in alles. Aus Liebe zu ihm, aus blinder, sich täglich noch steigernder Liebe war sie mit all seinen Anordnungen einverstanden. Wenn sie ihn nur behielt — alles andre war ihr gleichgültig. Er war ihre einzige Wertschätzung aller Dinge. Darum schlug sie sich alle unbequemen Zukunftsgedanken aus dem Sinn, hörte sie überhaupt auf, zu denken, um desto ausschließlicher zu lieben.

Nur, als er ihr sagte, daß er sie nach Verlauf einiger Tage wieder verlassen werde, geriet sie außer sich.

„Es geht doch nicht anders, Julia," sagte er. „Wie sollten wir diesen Zustand ertragen — zusammen und doch nicht zusammen! Meine Nerven wenigstens sind dem nicht gewachsen. Ich kann auch nicht lange so ganz unthätig sein; das erträgt ein Mann nicht, am wenigsten in solcher Zeit —" Er redete ihr gut zu, wie einem Kinde, und schließlich sah sie es ein; es freute sie auch, daß er dies Erwarten in ihrer unmittelbarsten Nähe nicht glaubte ertragen zu können — daß er ungeduldig war.

„Wo willst du denn hin?"

„Ich habe mir ausgedacht, auf eine landwirtschaftliche Schule zu gehen und da noch schnell einige Kenntnisse für meinen neuen Beruf zu sammeln. Im Juli kann ich dann mein Gut übernehmen." Sie ließ den Kopf hängen.

„Ach — wenn es nur nicht so lange dauerte!" flüsterte sie und barg ihr Gesicht an seiner Schulter. Ihre unendlichen Zärtlichkeiten ängstigten ihn, aber er wagte nicht, sich ihrer zu erwehren, weil er wußte, wie es sie schmerzen würde.

„Björn," sagte sie plötzlich zwischen halb unverständlich gemurmelten Liebesworten, „ich muß dir etwas sagen, wovon ich noch nie zu jemand gesprochen habe. — Ich hatte seit mehreren Jahren nicht mehr gebetet. Seit einiger Zeit kann ich es wieder. — Weißt du, was ich jetzt immer bete, Björn?"

„Nun — was denn, mein Herz?"

„Daß der liebe Gott mir helfen möge, dich glücklich zu machen."

Er drückte sie fest an sich. „Liebe, gute Julia!" sagte er gerührt. Er glaubte gern, daß sie den besten Willen hatte: warum sollte ihm kein Vollbringen werden? — Er besaß eine große Macht über sie: vielleicht, wenn er sie recht nützte —

Draußen auf der geschwollenen Flut, die grün und perlend vorüberrauschte, zog ein weißes Schiff mit Musik und fröhlichen Menschen stromabwärts. Sie hörten die herausfordernd lustigen Weisen, deren Schall durch die offenen Fenster ungedämpft hereindrang. Julia lauschte ihnen mit ihrer freudedurstigen Seele, und ein stürmisches Verlangen rauschte auf in ihr, wie draußen die geschwollene Frühlingsflut.

Und dann gingen unten auf dem Fußweg am Gartengitter zwei junge Burschen vorüber: die sangen in den verglühenden Abend hinein:

„Ach, wenn ich doch am Rheine
Bei meiner Liebsten wär'!"

So sehnsüchtig klang es, und so selig! Und zuletzt so traurig:

„Mir wird das Herz so schwer — —"

Björn hörte in tiefen Gedanken zu; ihm war, als kämen die Worte aus seiner eignen Seele. — Da warf sich Julia aufschluchzend an seine Brust. — Er kannte diese Erregungen, die sich immer in Thränen auflösten; er hatte gelernt, daß es am besten war, solchen Thränen ihren ungehinderten Lauf zu lassen. Es hatte etwas unendlich Rührendes für ihn, wenn sie so an seinem Herzen lag und weinte; er fühlte sich dann verantwortlich für sie, als ihr Leiter und Beschützer, und das that ihm gut, weil es ihn an seine Pflichten mahnte.

Heute aber hörte Julia gar nicht auf, zu weinen. Und als die Heftigkeit ihrer Erregung nachließ, blieb sie schwer und müde an ihm liegen und schluchzte leise weiter.

„Willst du mir nicht sagen, was dir ist, Julia?“ fragte er weich. Lange bekam er keine Antwort; bis sie sich endlich noch fester an ihn lehnte und leise sagte:

„Es ist so schön, wenn man den Mann liebt, dem man gehört —“

Er verstand, was sie meinte, er hatte ein großes Erbarmen mit ihr um ihrer Erinnerungen willen.

Allmählich beruhigte sie sich. Sie lag fest in seinem Arm, mit geschlossenen Augen, an denen noch die letzten Thränen hingen, und durch die halbgeöffneten Lippen kam und ging unhörbar ihr warmer Atem. — Und wie Björn so saß mit ihr, wie er das heiße junge Leben an seinem eignen Leibe pochen fühlte, da glaubte er zum erstenmal, daß er doch noch würde mit ihr glücklich werden können — ja, daß er es schon sei.

II.

Bei Hoirup an der Gjelsau lag das Grundstück, das für Björn Heddenholm von seinem Vater erworben worden war. Es unterschied sich wenig von den übrigen Ansiedelungen in dieser einförmigen Gegend. Hineingebettet in immergrüne, fruchtbare Wiesen und Weiden, die nur stellenweise von schwarzem Ackerlande unterbrochen waren, auf dem im Sommer die goldgelbe Gerste wogte; gerade Wege, wenig Bäume; ein langes, sauberes Dorf mit weißen Häusern und bunten Zäunen, mit sehr viel Apfelbäumen und mit einem steinernen Ziehbrunnen. Am Ende das Herrenhaus auf dem viereckigen Wirtschaftshof, um weniges nur größer und schöner als die Häuser der Arbeiter. Hof und Stallgebäude in musterhafter Ordnung. Hinter dem Hause ein kleiner Garten mit schmalen Steigen, sehr viel saubern Gemüse- und Blumenbeeten, wenig alten Bäumen, zumeist Buchen und Ulmen, und gegen das Feld hin abgegrenzt durch einen schnurgeraden, altmodischen Buchenlaubengang. Über allem jener merkwürdige Duft nach Seesalz, Weidevieh und Grasblüte. Und wenn dann noch im Hochsommer Levkojen und Nelken blühten, wenn das Volk der Bienen emsig summte, wenn der Klee duftete und das Korn in Garben stand, wenn die heiße Sonne über dem allen drückend brütete, dann prangte das Land in seiner eigentümlichsten Schönheit. Satt an seinem eignen Reichtum; einfach im Vollgefühl seiner Kraft; schwermütig in seiner unendlichen Einsamkeit.

Auf Björn und Julia hatte die Umgebung, in der ſie nun ſeit ſechs Jahren lebten, ſehr verſchieden gewirkt.

Björn hatte ſich vom erſten Tage an hier unerwartet wohl gefühlt. Seine neue Thätigkeit hatte viel Reizvolles für ihn. Er brachte den größten Teil ſeiner Zeit im Freien zu, und ſeine Arbeit brachte ihn immer in unmittelbare Berührung mit der Natur. Er wirtſchaftete ohne Beamten und richtete ſein Tagewerk ſo ein, daß ihm möglichſt wenig Zeit zum Nichtsthun blieb. Er ſchaffte ſich Arbeit, wie und wo er konnte, und fand ſeine größte Befriedigung in ununterbrochener Thätigkeit.

Er war älter geworden, auch äußerlich. Sein Geſicht hatte zwar immer noch die friſche, geſunde Farbe, die ſich im ungebrochenen Seewind, in der ſchattenloſen Sonne ſeiner Heimat eher noch vertieft hatte; aber ſeine Züge waren feſter und ausgeprägter geworden, und um ſeinen Mund lag ein Zug wie von beſtändig angeſtrengter Willenskraft.

Auf ſeine äußere Erſcheinung gab er noch ebenſoviel wie früher. Er hielt ſich gerade und aufrecht und ſah immer ſo aus, daß er ſich vor jedem, auch dem vornehmſten Gaſt hätte zeigen können. Er trug mit Vorliebe graugrüne Jägertracht, im Winter von Tuch, im Sommer von Leinwand, oder dunkle Samtjoppen, die ſeiner kräftigen, geſchmeidigen Geſtalt beſonders gut ſtanden; die ſchwarzen Anzüge mochte er nicht. Das ritterliche Weſen, das ihm zum Teil aus den in der großen Welt verlebten Jahren anhaftete, zum Teil ein Beſtandteil ſeines Charakters war, hatte ſich auch hier oben in rauher Einſamkeit und ſtrammer Arbeit nicht verloren. Er behandelte jeden, ſogar ſeinen geringſten Knecht, mit Achtung und Zartgefühl und fand immer am rechten Platz das rechte Wort. Dafür liebten die Leute ihn auch ſchwärmeriſch und hatten eine unbegrenzte Verehrung für ihn.

Aber die Atmoſphäre von ſonniger Schwermut, die hier über dem Lande lag, hatte auch Björn eingehüllt. Er konnte nicht recht heimiſch werden. Es blieb ihm immer eine ungeſtillte Sehnſucht nach allem, was er verlaſſen hatte; ein großes Vermiſſen. — Wenn er ſich in einſamen Stunden deſſen bewußt ward, ſo fragte er ſich wohl: iſt dieſem Lande, ehe es dieſen Ausdruck annahm, auch einmal eine Loslöſung widerfahren von etwas, danach es nun ewig Heimweh hat?

So ſehr indes Björn der neue Lebensanfang erleichtert wurde durch die Verhältniſſe, in denen er ihn machte, ſo ſehr wurde er Julia eben dadurch erſchwert. Es hatte ſie lange, thränenreiche Kämpfe gekoſtet, ſich an ſoviel Einſamkeit und Einfachheit zu gewöhnen und den Tand und Flitter ihres bisherigen Lebens gegen Ernſt und Arbeit zu vertauſchen. Es wurde ihr, deren faſt einzige Beſchäftigung bis jetzt in Geſelligkeit, Toiletten und weltlichen Vergnügungen aller Art beſtanden hatte, ſehr ſchwer, ſich nun um häusliche und wirtſchaftliche Dinge ſelbſt thätig zu bekümmern. Nur ſehr allmählich lernte ſie, ihre Mußeſtunden auszufüllen und es zu verſchmerzen, daß Björn nicht immer zur Hand war, ihr die Zeit zu vertreiben und ſie mit Zärtlichkeiten zu verwöhnen. Sie konnte ihre ſchönen Kleider nicht mehr tragen, denn es war niemand da, ſie darin zu bewundern. Sie mußte hunderterlei große und kleine Bequemlichkeiten entbehren, an die ſie ſonſt gewöhnt geweſen war.

Es wurde ihr ſehr ſchwer und koſtete ſie manche heimliche Thräne. Aber ſie hatte bei alledem eine große Hilfe; eine ſtarke Kraft, die ihr ſiegreich über all

die Klippen in ihrer Umgebung und in ihrem eignen Herzen hinweghalf. Das war ihre Liebe zu Björn.

Diese Liebe war sich immer gleich geblieben. Aus der Leidenschaft, die sie einst zügellos umtrieb, war eine stille Macht geworden. Diese Liebe war das einzige Tiefe und Echte in ihr; diese Liebe hatte sie erzogen und veredelt; kraft dieser Liebe näherte sie sich mehr und mehr dem, was Björn in ihr zu sehen wünschte; mit dieser Liebe ordnete sie sich ihm unter, äußerlich und innerlich; befolgte sie seine Wünsche, bemühte sie sich, sein Gemütsleben zu verstehen und zu teilen.

Sie konnte natürlich nicht eine völlig andre werden. Ihre Wertschätzung des Lebens war zu verschieden von der seinen, die Gesichtspunkte, aus denen sie das Leben ansah, lagen auf andern Polen. Sie konnte nicht plötzlich aus sich heraus tief empfinden und ausdauernd wollen. Aber sie bemühte sich, ein williges Gefäß zu sein, in das er seinen Inhalt goß. Sie war Wachs in seiner Hand; er machte aus ihr, was er wollte. Sie war immerwährend, bewußt oder unbewußt, bemüht, ihm zu danken, daß er sie gerettet hatte.

All das hatte ihrem jungen, hübschen, nichtssagenden Gesicht einen ernstern, nachdenklichen Ausdruck verliehen; ihre Augen schienen immerfort etwas zu fragen, mit der besorgten Unsicherheit eines ungeübten Anfängers. Sie sah einfacher aus; das kam von den schlichten Kleidern und davon, daß sie die Haare nicht mehr so kraus trug. Sie war stärker geworden und sah blühend und gesund aus.

Und noch ein dritter lebte auf dem einsamen Hof an der plätschernden Gjelsau. Das war Harry: Björns einziges Kind; der Sonnenstrahl, der seinem ernsten Lebenstage leuchtend aufgegangen war und mit rosigem Finger hinauswies in eine Zukunft, für die es wert war, zu arbeiten und zu leben. Klein Harry war fünf Jahre alt, hatte seines Vaters graue Augen und seiner Mutter blonde Haare, seines Vaters kräftigen Leib und Geist und seiner Mutter flatterhafte Liebenswürdigkeit. Er lief auf strammen, runden Beinchen, die Winters und Sommers nur kurze Söckchen trugen, in Haus, Hof und Garten umher, und wo es ihm an zweibeiniger Gesellschaft fehlte, da begnügte er sich mit vierbeiniger. Des Vaters Jagdhund, die Schafe und Kälber in den Koppeln waren seine vertrauten Freunde. Den ganzen Tag hatte er zu thun, und wenn es Abend wurde, so war er noch niemals fertig geworden. Er war ein glückliches kleines Menschenkind; zufrieden, thätig und heiter. Er fand alles, was um ihn her war, wunderschön, und hätte man ihm erzählt, daß es noch viel schönere und wunderbarere Dinge gäbe, er hätte es gekränkt bestritten.

Wenn sich in Julias Charakter manches gebessert und veredelt hatte, so hatte dieses Kind mit dazu geholfen. Ihre Gefühle für dasselbe waren von dem, was man gemeinhin mütterlich nennt, sehr verschieden. Sie liebte in ihm nur Björn; sie liebte es überhaupt nur, weil es Björns Kind war — ebenso wie sie Eberhards Kind niemals geliebt haben würde. Wenn sie allein war, wenn sie Sehnsucht nach Björn hatte, dann holte sie das Kind und sah es an und küßte es, bis es sich ungeduldig ihrer erwehrte. Ihre Liebe zu dem Kinde würde erkalten von dem Tage an, wo sie aus irgend einem Grunde Björn nicht mehr würde lieben können. — Aber dieser Tag und dieser Grund würden niemals kommen.

Zwiſchen Julia und ihren Schwiegereltern hatte ſich ein ganz erfreuliches Verhältnis gebildet. Ihren Schwiegervater hatte ſie ſchnell gewonnen durch ihr anziehendes Äußere, und wußte ihn feſtzuhalten durch ein aufmerkſames, liebenswürdiges Weſen; ſie verſtand es eben wie keine andre, mit Männern umzugehen. Litta lernte bald, ihre guten Seiten anzuerkennen, und über das, was Julia mangelte, ein Auge zuzudrücken, Björn zuliebe; denn Björn liebte ſeine Frau ſo wie ſie war und hatte anſcheinend nichts an ihr auszuſetzen. So mußten ſie wohl auch mit ihr zufrieden ſein. Sie machte Björn glücklich, das war die Hauptſache, das vor allem machte Litta ihrer Schwägerin wohlgeneigt.

Nur eine ſah tiefer: ſah durch bis auf den unterſten Grund; ſah und ſchwieg, weil Reden nichts ändern, nur Unheil anrichten konnten. Und dieſe eine war Björns Mutter.

Nach dem erſten Zuſammenſein mit Julia wußte ſie, daß dieſe vielleicht ſehr gute, aber ſehr oberflächliche und unreiſe Frau ihrem Sohne nie genügen könne. Ein Spielzeug konnte ſie ihm ſein, ein Zeitvertreib, aber nicht die lebenslange Teilnehmerin ſeines innern und äußern Lebens. Und kurze Zeit ſpäter wußte ſie, daß Björn ſeine Frau nicht liebte; daß er ſie geheiratet hatte aus Ehrenhaftigkeit und Pflichtgefühl; daß er vielleicht auch manchmal eine kurz aufflackernde Leidenſchaftlichkeit für ſie empfand. Aber eine beglückende und befriedigende Liebe, die ein Leben lang dauern und verſchönern kann, war das nicht. Er war gut gegen ſie, von einer geradezu rührenden, geduldigen, zartfühlenden und ſelbſtloſen Güte. Das ſah ſie; das erpreßte ihr heimliche, traurige Mutterthränen. Gerecht wie ſie war, mußte ſie aber auch einſehen, daß Julia ihm ſeine Güte mit anbetender Hingabe vergalt, daß ſie war, was ſie ſein konnte; und das erleichterte es ihr, zu Julia ſo zu ſein, wie Björn es wünſchen würde. Es gelang ihr ſogar, Julia ein wenig lieb zu gewinnen. Namentlich ſeit der Geburt des Kindes wurde ihr das leichter. Sie liebte Björn in dem Kinde und liebte Julia um Björns willen. Und was Julia an guten Empfindungen gegen ihre Schwiegermutter fühlte, das fühlte ſie auch um Björns willen. Die Liebe zu Björn band und verband ſie alle untereinander, wo ſie ſonſt nichts gemeinſam hatten. Sie waren gut und rückſichtsvoll zu einander, weil ſie wußten, daß es ihn betrüben würde, wenn ſie es nicht wären. Sie beruhigten ſich alle allmählich und waren ganz zufrieden ſo, wie es war.

Nur Magna Heddenholm litt fortan an einem heimlichen Kummer, und in ihre Liebe zu Björn war etwas Trauriges gekommen.

Nach Weihnachten, gerade zu der allereinſamſten Zeit, als alles verſchneit und in ein großes Schweigen verſunken war, ereignete ſich etwas. Außer Harrys Geburt das einzige, was ſich überhaupt ereignet hatte, ſeit ſie hier waren.

Julia bekam einen Brief von ihrer Stiefſchweſter mit der Nachricht, daß die Mutter im Sterben läge.

Julia wußte, daß ihre Stiefmutter ſeit Jahr und Tag an einem unheilbaren Leiden ſiechte. Sie hatte ſie in dieſer Zeit nicht beſucht, ſie überhaupt nicht geſehen ſeit dem vorübergehenden Aufenthalt bei ihr vor ihrer Wiederverheiratung. Sie war durch dieſe großen Umwälzungen in ihrem Leben, bei denen ſie niemandes Rat und Beiſtand geſucht hatte, ſondern ganz ſelbſtändig und eigenmächtig entſchied und handelte, der zweiten Frau ihres Vaters noch ferner gerückt. Sie, die Julia kaum gekannt und nie beſonders Gutes von ihr gehört hatte, bekam durch all dieſe Vorgänge keine beſſere Meinung von ihr. Und da Julia ſelbſt an einem nähern Verhältnis nichts gelegen zu ſein ſchien, ſo hatte ſie ſich in die immer größere Entfremdung gefunden. Es konnte ihr in der That auch nichts daran liegen, ihre kaum erblühte, reine, unberührte Tochter, deren Seele ſie mit der größten, behütenden Sorgfalt gepflegt und erzogen hatte, mit Julia in nähere Berührung zu bringen. — Sie ſchrieben einander dann und wann und freuten ſich, wenn es einander gut ging. Julias Briefe waren immer ziemlich nichtsſagend. Äußere Erlebniſſe hatte ſie nicht; innere auch nicht; wenigſtens keine, darüber ſie hätte reden können oder mögen.

Rottraut pflegte ihre Mutter mit aufopfernder Liebe und Kindlichkeit. Sie gab Julia regelmäßig Nachricht über den Verlauf der Krankheit. Als es zu Ende zu gehen ſchien, ſchrieb ſie ihr auch das und bat ſie, ob ſie nicht die Mutter vor dem Tode noch einmal beſuchen möchte.

Julia war allein, als ſie dieſen Brief bekam. Nachdem ſie ihn geleſen, verfiel ſie in ein langes Nachdenken.

Die ſchlechten Nachrichten über ihre Mutter erregten ſie nicht ſo ſehr. Sie hatte ſie erwartet, und wenn die Mutter ſtarb, ſo hatte das weder äußerlich noch innerlich viel für ſie zu bedeuten. Viel mehr erregte ſie die Aufforderung, zu kommen: der Gedanke an eine große Reiſe; an einen Ausflug in die Welt, die ſie verlaſſen hatte und die ihr verſchollen war ſeit ſechs langen Jahren.

Sie waren kaum aus dieſem Winkel herausgekommen, abgeſehen von einigen kleinen Ausflügen nach den Inſeln. Ihre Verhältniſſe waren nicht ſo, daß ſie große Ausgaben ohne weiteres machen konnten. Björn war auch aus andern Gründen den Reiſeplänen, die Julia dann und wann ſehnſüchtig machte, immer ausgewichen. Aus was für Gründen, das freilich ahnte Julia nicht.

Nun aber lag eine wirkliche, ernſte Veranlaſſung vor; wenn ſie daraufhin den Wunſch äußerte, zu verreiſen, ſo konnte Björn es ihr nicht verweigern. Und war ſie einmal fort, ſo würde ſie die Gelegenheit nicht nur benutzen, um von ihrer Stiefmutter Abſchied zu nehmen. Dann würde ſie ſich gleichzeitig wieder einmal erfriſchen nach jahrelanger Dürre und Einſamkeit.

Als Björn nach Hauſe kam — er machte täglich, auch bei ſchlechteſtem Wetter, lange Spaziergänge — lief ſie ihm mit hochroten Backen in freudigſter Erregung entgegen und zeigte ihm den Brief.

„Ja — aber das ſind doch ſehr ernſte Nachrichten,“ ſagte Björn und ſah in ihr Geſicht, als ſei ihm deſſen Ausdruck unbegreiflich.

Julia ſchlug verlegen die Augen nieder. „Wirſt du mir erlauben, zu reiſen?“

„Aber ſelbſtverſtändlich! Heute noch, wenn du willſt!“

„Und du — Rottraut ſchreibt zwar nichts von dir —“

„Ich habe deine Mutter nie geſehen,“ ſagte Björn ernſt. „Es würde ſie nur aufregen, wenn ein Fremder an ihr Sterbebett träte.“

„Alſo willſt du mich allein reiſen laſſen?“ fragte ſie unſicher. Er wandte ſich ab und überlegte, die Hände auf dem Rücken.

„Wäre es dir lieber, wenn ich mitkäme?“

„Mir iſt es natürlich immer lieber, wenn du mitkommſt. Aber ich möchte auch nicht, daß du mir mit deiner Begleitung ein Opfer brächteſt.“

„Wie lange willſt du denn fort bleiben?“

„Ich weiß nicht — ich werde doch dann wohl das Letzte abwarten; Rottraut iſt ſo allein —“

„Natürlich; und kannſt du irgend etwas helfen oder nützen, ſo thue es. Ich bin mit allem von vornherein einverſtanden.“

Es beſchämte ſie immer, wenn er ihr ſoviel Vertrauen ſchenkte, ohne daß ſie wußte, warum? Sie wußte nicht recht, wie ſie anbringen ſollte, was ſie nun noch auf dem Herzen hatte.

„Björn —“ ſagte ſie zaghaft.

„Was iſt — was willſt du noch —?“

„Wenn es nicht zu lange dauert mit der Mutter, Björn — wäreſt du wohl damit einverſtanden, daß ich dann noch ein wenig länger draußen bliebe — zu meinem Vergnügen —“

Sie wurde immer unſicherer ſeinen großen, forſchenden Augen gegenüber. Die letzten Worte flüſterte ſie nur noch.

Zu ihrem Vergnügen — wenn ſie friſche Trauer haben würde! Freilich — die Stiefmutter ſtand ihr nicht nah, und ſie war ſehr lange hier eingeſperrt geweſen mit ihm; abgeſperrt von allem, woran ſie ihr ganzes übriges Leben hindurch gewöhnt worden war.

„Du fühlſt dich wohl ſehr einſam hier, Julia?“

„Die Hauptſache iſt, daß du da biſt,“ entgegnete ſie. „Mit dir würde ich noch viel mehr verſchmerzen lernen. Aber wo ſich die Gelegenheit nun gerade bietet —“

„Nutze ſie nur aus,“ ſagte er großmütig. „Ich freue mich ja, wenn du mal eine Abwechslung haſt. — Aber wo würdeſt du denn noch hingehen ſonſt?“

Bekannte und Verwandte, die ſie hätte aufſuchen mögen, wußte ſie nicht; entweder ſie kannten all die Vorgeſchichten ihres jetzigen Lebens — das war ihr unangenehm; oder ſie wußten überhaupt nichts mehr von ihr — da fehlte es ihr an Liebe und Luſt, die zerriſſenen Verbindungen wieder anzuknüpfen. Sie dachte an eine kleine Vergnügungsreiſe.

„Nun, mache das, wie du willſt. Ich bin auch hierin mit allem einverſtanden.“ Er ſagte das ganz harmlos, nur in der Abſicht, ihr zu Willen zu ſein. Seit er ihr einmal das Größte geſchenkt, erbat ſie nur ſelten etwas von ihm. Ihr aber ſchien dies Vertrauen in ihre Dispoſitionen plötzlich unnatürlich.

„Björn — iſt es dir denn gar nicht unſicher, mich ſolange allein in der Welt umherfahren zu laſſen?“

Digitized by Google

„Warum ſollte es mir unſicher ſein?“ fragte er ruhig. „Du biſt meine Frau. Wie könnte ich dir da mißtrauen?“

„Daß ich jemandes Frau bin, iſt noch keine Bürgſchaft dafür, daß ich mich als ſolche benehme,“ ſagte ſie bitter.

„Aber Julia — ſoll ich dir denn mißtrauen? Das würde dich doch erſt recht kränken!“

„Es iſt dir ja vielleicht ganz gleichgültig, was ich thue —“ meinte ſie und ſah auf ihre hübſchen Hände nieder. Da ergriff Björn dieſe Hände und ſah ihr herzlich in das verſtimmte Geſicht.

„Was iſt dir denn eigentlich, Julia? Was willſt du von mir? Warum machſt du dir künſtlich ſolche unangenehmen Gedanken?“

Langſam ſchlug ſie die Augen auf. Sie wußte nichts zu ſagen. Endlich entriß ſie ihm ihre Hände und warf ſich an ſeinen Hals.

„Ach — ich bin kindiſch. Es iſt nur, glaube ich, es iſt nur, daß ich mich zum erſtenmal auf länger von dir trennen ſoll —“

Er hielt ſie gerührt feſt. Aber zu ſagen wußte auch er nichts. Denn weshalb ſie weinte, das erſchien ihm faſt als eine angenehme Ausſicht.

Was aber Julias Thränen und ihr wunderliches Weſen veranlaßte, war noch etwas andres. Sie war ſich ſeines ſo gewaltſam eroberten Beſitzes nie ſicher. Sie zweifelte nicht an ſeiner Liebe, aber ſie fürchtete immerfort irgend einen widrigen Wind, der die Flamme dieſer Liebe auslöſchen könne wie ein kraftloſes Licht, das ſich nur vom Quell des Augenblickes nährt.

Am andern Morgen reiſte Julia auf unbeſtimmte Zeit ab; mit viel Thränen und doch ſehr vergnügt. Björn brachte ſie auf die Bahn und ſchickte dann den Schlitten allein nach Hauſe. Er wollte lieber gehen. Der Schnee lag zwar tief, aber er trug über. Der Wintertag war kalt, klar und windſtill, und Björn hatte Verlangen nach einem weiten, einſamen Wege.

Ja, einſam. Einſam wie die weiße, ſtille Welt war auch ſein Herz geworden. Und darum fühlte er ſich ſo wohl in dieſer Welt, in der nur ein paar hungrige Vögel wie flüchtig aufgeſcheuchte Gedanken umherflatterten.

„Warum biſt du nicht mitgereiſt?“ fragte Litta, als er am nächſten Sonntag mit dem Jungen zu ſeinen Eltern fuhr. „Du hätteſt uns Harry in Pflege geben können, wir hätten es ihm an nichts fehlen laſſen.“

„Warum biſt du nicht mitgereiſt, mein Junge?“ fragte auch ſeine Mutter. „Es hätte dir gut gethan.“

„Nein, Mutter,“ meinte er; ſie waren gerade allein. „Ich bin noch nicht ſo weit, um ungefährdet wieder aus meiner Zurückgezogenheit hervorgehen zu können. Es würde nur alles wieder aufwachen, der alte Kampf von vorn anfangen. Ich muß hier erſt noch feſter einwurzeln.“ Nachher ärgerte er ſich, daß er es geſagt hatte. Seine Mutter freilich war nicht überraſcht darüber.

Heimkehrend fand er den erſten Brief von Julia vor. Sie habe ihre Stiefmutter ſehr leidend gefunden, ſchrieb ſie; das Ende ſei aber noch nicht abzuſehen. Indes habe ſie beſchloſſen, es zu erwarten. Rottraut ſcheine es zu wünſchen und ſei überhaupt

ein erstaunlich reizendes Geschöpf. Auch die Mutter sei sehr freundlich und sanft zu ihr, soweit sie überhaupt Besinnung habe.

Björn legte den Brief beiseite und lehnte sich mit einem gewaltigen Atemzuge tief in den Stuhl zurück: als habe er nun Zeit, sich einer großen Müdigkeit zwanglos hinzugeben. — — —

Julia blieb acht Wochen fort. Der Zustand der Kranken hatte sich noch einmal wieder gebessert, und diese Zeit hatte Julia zu einem Aufenthalt in der Hauptstadt benutzt. Sie hatte gehofft, an allem, was sie dort sah und hörte, viel Freude und Zerstreuung zu finden — aber sie fand sich enttäuscht. Sie fühlte sich fremd in allem, als passe sie nicht mehr hin; als seien die Fähigkeiten, mit denen sie all diese weltlichen Dinge sonst durstig genoß, völlig abgestorben in ihr. Ob eine große Leere zurückgeblieben war, ob jene Fähigkeiten durch andre, bessere ersetzt worden seien, darüber war sie sich selbst nicht klar. Außerdem war sie allein bei allem — —

Nach wenig Tagen, die ihr endlos lang erschienen, obgleich sie jede Stunde ausfüllte, kehrte sie wieder in das stille Krankenzimmer zurück. Hier ging es nun schnell zu Ende.

Am Abend vor dem Tode stand Julia allein am Bette der Kranken. Das war ihr immer sehr unbehaglich, der Ernst der augenblicklichen Lage erdrückte sie; unfaßlich war es ihr, daß die junge Rottraut dem allen so mutig entgegen trat!

„Setz dich doch, Julia," bat die Kranke. „Hier auf den Bettrand; da hab' ich dich um so näher. So. — Es ist doch gut von dir, Julia, daß du gekommen bist. Ich hab' so wenig von dir gehabt im Leben. Nun lern' ich dich doch jetzt zuletzt noch kennen!"

Julia schwieg beschämt.

„Ist denn dein Mann einverstanden damit, daß du solange fortbleibst?"

Julia sah unwillkürlich aufstrahlend zu ihr nieder. „O — der erlaubt mir alles! Der ist so gut — " Sie fing fast an zu weinen: denn sie hatte längst schon wieder Sehnsucht nach ihm.

Die Kranke beobachtete sie scharf. „Wie mich das freut!" sagte sie. „Weißt du, Julia, ich habe einmal rechte Sorge um dich gehabt!"

„Warum?" fragte sie unangenehm berührt.

„Nun damals — verzeih, wenn ich davon spreche, du hast es nie hören wollen — als ich so manches über deine erste Ehe von dir hörte, und dann deine Scheidung, und deine schnelle Wiederverheiratung. Du hieltest dich auch so fern von uns seit deines Vaters Tode — "

„Ich war damals jahrelang in einer Stimmung, in der ich für niemand und nichts zugänglich war, als nur für eins —" sagte Julia gepreßt.

„Ich fürchtete, du seist auf einem gefährlichen Wege — "

„Das war ich auch," rief Julia. „Aber Björn hat mich gerettet."

‚Sollte es wirklich einmal vorgekommen sein, daß eine böse That eine gute Frucht zeitigt?' dachte die Kranke.

„Wenn das, was aus dir geworden, wirklich Björns Werk ist, so ist er ein guter Mann und hat nicht ein leichtsinniges Glück gesucht, als er dich heiratete," sagte sie nachdenklich. „Du hast dich sehr verändert, seit ich dich zuletzt sah —"

„Und wenn Björn mich nicht geheiratet hätte," rief Julia eifrig, „so wäre ich heute auch eine andre, so wäre ich unglücklich und schlecht. Damals war ich nur leichtsinnig —"

Sinnend sah die Kranke mit ihren matten Augen zu der immer noch jugendfrischen Frau auf.

„Du hast wenig von deinem Vater," meinte sie.

„Ja, ich war immer der Mutter ähnlich."

„Wärest du ihm ähnlich — ich habe ihn sehr geliebt, obwohl ich ihn nur kurze Zeit besaß — so würde es mir leichter werden, dir etwas zu sagen —"

„Aber warum denn? Wenn ich etwas helfen oder nützen kann — Björn sagt, er sei mit allem einverstanden."

„Ich sagte schon, du seist so ganz anders geworden, Julia. Ich habe dich ordentlich lieb gewonnen. Ich habe Vertrauen zu dir. Was meinst du, Julia, würdet ihr es als große Last empfinden, euch meines Kindes etwas anzunehmen?"

Julia war so betroffen von dieser ganz unerwarteten Frage, daß sie diese anfangs kaum begriff, geschweige denn gleich Antwort geben konnte. Die Kranke hielt ihr Schweigen schon für eine halbe Ablehnung und fuhr hastig fort:

„Das Kind hat keine Heimat mehr, wenn ich sterbe. Meine wenigen nähern Angehörigen sind mir zum Teil nicht vertrauenerweckend genug — eine Mutter ist ängstlich und anspruchsvoll, Julia — zum Teil leben sie unter Verhältnissen, die ihnen einen solchen Familienzuwachs sehr unbequem erscheinen lassen würden. Ich kann mein Kind niemand aufdrängen. Es wäre mir schrecklich, zu denken, sie bekäme eine Art Gnadenbrot, womöglich noch mit einem unfreundlichen Gesicht. — Wenn du sie mitnehmen könntest, Julia — wenn sie bei euch bleiben könnte, nicht für immer, nur für den Anfang, bis sich etwas andres für sie gefunden haben wird —"

‚Ein Mann,' dachte Julia, und setzte in Gedanken hinzu: ‚wo soll ich den für sie herholen — bei uns!' Überhaupt wurden ihre Gedanken sehr aufgeregt durch die Worte der Kranken. So eine Gefährtin, wie Rottraut, um sich zu haben — das würde ihr manches, namentlich die große, große Einsamkeit, unendlich erleichtern! Aber sie sagte immer noch nichts.

„Ich glaube nicht, daß sie euch zur Last fallen würde," fuhr die Kranke matt fort. „Sie ist einfach und tüchtig erzogen und ist ein zufriedenes Gemüt. Wir haben uns ja doch auch sehr einschränken müssen. Ich hatte gar nichts, von deinem Vater blieb mir auch nicht viel. Rottraut hat nun alles, was ich besitze. Sie braucht nicht umsonst eure Güte in Anspruch zu nehmen."

„Nun, davon wird Björn nichts hören wollen," sagte Julia endlich, auf das Nebensächlichste zuerst eingehend. „Aber will denn Rottraut überhaupt mit mir kommen?"

„Ich habe sie gefragt. Sie sagte: ‚Ja'. Sie hat dich lieb."

„Nun — ich kann mir ja nichts Angenehmeres wünschen," entgegnete Julia. „Ich bin dann nicht mehr so allein. Und was sollte Björn dagegen haben?"

Digitized by Google

„Meinst du wirklich?“ Die Kranke hatte noch allerlei Bedenken, die Julia ihr indes geschickt ausredete. Und je mehr sie das that, desto mehr leuchtete ihr das Wünschenswerte der Verwirklichung dieses Planes ein, für den sie endlich ganz erwärmt war. Sie versprach, gleich am folgenden Morgen an Björn zu schreiben.

„Nun kann ich ruhiger sterben,“ sagte die Kranke und streckte sich müde aus. „Wochenlang habe ich Tag und Nacht diese Sorge in meinem Herzen herumgewälzt — “

Der Brief, den Julia schreiben wollte, blieb einstweilen ungeschrieben. Am andern Morgen war der Zustand der Kranken so bedenklich, daß niemand an etwas andres dachte, als an sie. Am Nachmittag starb sie.

Rottraut hielt ihre zuckenden Hände im letzten Todeskampf und drückte ihr die Augen zu. Dann brach das durch monatelange Pflege, Nachtwachen, Sorgen und Kummer überanstrengte Mädchen kraftlos zusammen.

Julia hatte eine grauenhafte Angst vor dem Tode. Sie stand im Nebenzimmer, zitternd und weinend, und wagte lange nicht, hereinzukommen.

Als es dann an die Besorgung der äußerlichen Geschäfte ging, war es umgekehrt Julia, welche sich als brauchbar und thätig erwies.

Während Rottraut, ganz gebeugt von ihrem Schmerz, der jung und heftig über sie hintobte, kaum körperliche Kraft zum Notwendigsten hatte, fuhr und lief Julia in der Stadt umher, um alles zusammenzubringen, der Entschlafenen eine würdige Totenfeier zu veranstalten.

Daß sie Rottraut mitnehmen würde, war stillschweigendes Übereinkommen zwischen ihnen.

Am Begräbnistage kam ein langer Brief von Björn, den Julia bei der Heimkehr vom Kirchhofe vorfand. Sie setzte sich ins Wohnzimmer zu der weinenden Waise und las ihn erst für sich. Sie hatte Björn erst eine kurze Todesnachricht und unmittelbar darauf einen langen Brief geschickt, in welchem sie ihm die über Rottraut gefaßten Pläne unterbreitete. Dies war nun die Antwort auf beides. Er erklärte sich darin völlig einverstanden mit allem, was Julia beschließen würde, und bat sie nur, den Tag ihrer Heimkehr zu bestimmen und anzugeben, welches Zimmer für Rottraut hergerichtet werden sollte.

Julia antwortete ihm darauf voll warmen Dankes für sein gütiges Entgegenkommen. Wann sie zurückkehren werde, ließe sich noch nicht ganz bestimmen; es gäbe hier noch viel aufzulösen und zu ordnen, wobei sie Rottraut nicht hetzen könne. Er möchte anordnen, daß das Giebelzimmer nach dem Garten zu, über dem Eßzimmer, für Rottraut eingerichtet werde; es sei das größte und sonnigste. Auch möchte er Sorge tragen, daß alles bequem und freundlich zurechtgemacht werde, die Fenster geputzt, die Gardinen geklopft würden. Es müsse auch ein Glas mit Blumen auf dem Tisch stehen, wenn sie ankämen. Schneeglöckchen und Weidenkätzchen würde es ja wohl schon geben.

Björn machte ein frohes Gesicht, als er diesen Brief las. Julia schien die junge Stiefschwester ja sehr in ihr Herz geschlossen zu haben, daß sie so zart um sie besorgt war, wie es sonst gar nicht in ihrer Art lag. Da würde ihr an derselben vielleicht eine Gefährtin erwachsen, die sie die Einsamkeit und Eintönigkeit ihres Lebens

minder drückend empfinden ließ. Wie Rottraut sein möge, darüber dachte er nicht nach; er wollte es vor sich selbst nicht aufkommen lassen, daß er sich für seine Person wenig Annehmlichkeiten versprach vom Umgang mit einem Menschen, den Julia so zu lieben schien. Er war entschlossen, ihrem Wohlbehagen jedes Opfer persönlicher Bequemlichkeit zu bringen. — Und so kam er Julias Wünschen über Rottrauts Empfang und Aufnahme in weitgehendster Art nach.

Er kontrollierte die Säuberung und Einrichtung des Giebelzimmers; einige fehlende und zur Bequemlichkeit doch wünschenswerte Kleinigkeiten ließ er aus der Stadt mitkommen. Er ging mit Harry in den Garten und schnitt eine Handvoll Kätzchen an langen, schlanken Zweigen ab, während Harry Schneeglöckchen pflückte. Beides wurde dann sehr gewissenhaft teils in Julias, teils in Rottrauts Zimmer gestellt. Er machte den Küchenzettel für das Mittagessen, das auf etwas später angesetzt wurde, weil die Reisenden erst nach der gewohnten Essensstunde ankommen konnten.

Das ganze Haus war in Aufregung um die Wiederkehr der Hausfrau sowohl als um den Einzug des fremden Gastes. Denn seit Julia hier war, hatte sich noch niemand „von draußen" hervorgewagt. — Selbst der Himmel schien das zwiefache Ereignis feiern zu wollen. Ein frischer Wind hatte alle Wolken fortgefegt. Rein und blau spannte er sich über der Erde aus, in deren verschwiegenste Falten der letzte Rest saumseligen Schnees sich mürrisch verkroch. Die Gjelsau strömte geschwollen und eilig durch die nassen Weiden: sie sah trübe und schmutzig aus und warf gelbe Schaumflocken ans Ufer. Hier und da schwamm noch ein Stückchen Eis auf ihren krausen Wellen.

Zugleich mit den Kiebitzen und Staren kamen Julia und Rottraut nach dem Norden. Die ziehenden Vögel begleiteten sie oder saßen schon, Nahrung suchend, auf den Wiesen und Sümpfen, die der Zug durchbrauste, blinzelten mit den Augen, legten den Kopf zur Seite und schrien und schwatzten geschäftig, als wollten sie sagen: wir sind auch schon da!

Björn fuhr selbst zum Bahnhof, um die beiden abzuholen. Er war in einer ruhigen, beschaulichen Stimmung. Ihn regte die bevorstehende Veränderung seines häuslichen Lebens wenig auf, denn er war der Ansicht, daß er kaum davon berührt werden würde.

Schon lange, ehe der Zug einlief, sah er ihn weit, weit hinten am Horizont auftauchen und langsam durch das nasse, flache Land daher kommen. Er überlegte bei sich, wie es doch merkwürdig sei, daß er sich so gar nicht auf Julias Heimkehr freuen könne. Er fürchtete sich nicht etwa davor — nein, er nahm ihre Heimkehr ebenso als selbstverständlich hin, wie man sich darin findet, daß es alle Tage Abend wird. Es mußte so sein.

Julia stieg zuerst aus und nahm kurze Zeit seine Aufmerksamkeit ganz in Anspruch. Sein so lange entbehrter Anblick versetzte sie in einen Taumel von Glück-

seligkeit, dem sie zügellosen Ausdruck lieh. Ein Sturm heißer Zärtlichkeit ergoß sich über ihn; er hielt ihm geduldig still.

Dann, als Julia sich satt geküßt hatte, wandte er sich zu der andern, die es schweigend erwartete, daß sie an die Reihe kommen werde.

„Sei mir herzlich willkommen, liebe Schwägerin," sagte er in zwangloser Vertraulichkeit und gab ihr die Hand und schüttelte sie kräftig. Unter dem schwarzen Schleier sah er zwei samtweiche, braune Augen sich erstaunt und erfreut ihm entgegen öffnen; aber eine Antwort bekam er nicht.

Sie nahmen Platz im Wagen; ein paar kleine Koffer waren unterzubringen, die größten folgten mit der Fracht. Björn saß vorn neben dem Kutscher. Julia hatte ihm viel zu erzählen und sprach immerfort. Björn mußte sich selbst sagen, daß die Familienangelegenheiten sich hier zur Besprechung nicht eigneten. Dennoch hätte er gewünscht, Julia möchte weniger vergnügt von lauter bloßen Äußerlichkeiten reden; er gewann fast den Eindruck, als sei das Sterben der Stiefmutter das Nebensächlichste ihrer Reiseerlebnisse gewesen und habe auf dem flachen Sandboden ihres Herzens keinen Eindruck hinterlassen. Ihr Geschwätz peinigte ihn, weil er es rücksichtslos und verletzend gegen die Waise fand.

Rottraut saß ganz schweigsam dabei. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, ihre braunen Augen gingen wie große, erwartungsvolle Fragen über das Land; ihr etwas blasses, angegriffenes Gesicht wurde von dem rüstigen Märzwind rosig angehaucht. Sie beteiligte sich gar nicht an der Unterhaltung, kaum schien sie zu merken, daß eine solche geführt wurde. Plötzlich atmete sie tief auf und sagte:

„Wie wunderbar gut ist diese Luft! Hier muß man gesund sein!"

Björn sah sie gerührt an. Es beglückte ihn stets, wenn jemand irgend etwas Gutes über seine Heimat sagte. Julia lachte und meinte:

„Nun, wie du siehst, fehlt es daran bei uns auch nicht!"

In der That sah Björn gerade jetzt ganz besonders braun und frisch aus — mochte wohl von der Märzsonne kommen. Auch Julia sah aus, als käme sie von einer Erholungsreise. Sie war noch voller und runder geworden; ihr Gesicht glich trotz ihrer dreiunddreißig Jahre einer Pfirsichblüte. Und sie hatte einen ungewöhnlich vergnügten, zufriedenen Ausdruck. Die Trauerkleider paßten nicht recht zu alledem.

Auf dem Hof kam ihnen Harry entgegen und lief jauchzend neben dem Wagen her.

„Du hast ihn gut gepflegt, Björn," meinte Julia. „Es kommt mir fast so vor, als ob ich hier gar nicht vermißt worden wäre."

Im grellen Nachmittagssonnenschein hielt der Wagen vor der Thür des schlichten, weißen Hauses. Björn sprang herunter und half den andern beiden beim Aussteigen. Dann nahm er Rottrauts Hand und führte sie über seine Schwelle.

„Gott segne deinen Eingang, liebe Schwägerin," sagte er ernst und schlicht. „Ich hoffe, du sollst dich wohl bei uns fühlen."

Sie erwiderte seinen Händedruck schnell und heftig und lief dann eilig hinter Julia her, die sie ihr zu folgen bat. Die Thränen waren ihr in die Augen geschossen.

„Mach dich schnell zurecht und komm herunter, wir wollen dann Mittag essen!" Mit diesen Worten ließ Julia ihre junge Stiefschwester in deren Zimmer allein.

Rottraut streifte langsam die Handschuhe von den schmalen, kräftigen Händen und sah sich dabei in diesem Zimmer um, das nun für eine kurze oder lange Zeit, je nachdem die Verhältnisse es fügen würden, ihre Wohnung sein sollte. Es war sehr verschieden von den städtischen Einrichtungen, die sie bisher gewohnt gewesen. Fast wie eine Bauernstube, aber wie eine direkt aus der Werkstatt gekommene. Einfach und hell, von den weißen Gardinen an den Fenstern bis zu den naturhölzernen, steifbeinigen und geradlinigen Möbeln und den frischgescheuerten Dielen. Die Tapeten waren weiß und grün, wie der Schneeglöckchenstrauß auf dem Tisch mit der leinenen Decke. Durch die offenen Fenster schien die Sonne, daß es fast blendete, und dieselbe schöne Luft, die draußen über die Felder und Weiden wehte, füllte den ganzen Raum. Alles heimelte Rottraut an. In einer solchen Umgebung, schien ihr, müsse alles gesund und schlicht und wahr und fröhlich sein. Und auf alles aufgeprägt waren die Worte, die dieser neuen Umgebung von vornherein den Charakter des Fremdartigen genommen hatten: „Gott segne deinen Eingang."

Als sie herunterkam, standen Björn, Julia und Harry schon ihrer wartend im Speisezimmer. Zum erstenmal saß sie nun mit ihnen an einem Tisch. Sie war sehr still; es gelang bis zuletzt nicht, in ein Gespräch mit ihr zu kommen. Björn ließ sie nach einigen vergeblichen Versuchen in Frieden. Er begriff, daß ihr weh zu Mut sein mußte nach allem, was sie erlebt, und nach dem Abschied, den sie genommen hatte.

Auch er war stiller als gewöhnlich. Es wurde ihm fast schwer, Julias außerordentliche Gesprächigkeit zu ertragen. Er fand, es wäre rücksichtsvoller gewesen, wenn sie weniger lebhaft und weniger vergnügt geplaudert hätte. Und als er sah, daß des jungen Mädchens Gesicht immer abgespannter und nervöser wurde, beschleunigte er die Mahlzeit so viel wie möglich.

Rottraut ging gern auf den Vorschlag ein, sich ein paar Stunden zu ruhen.

„Willst du sie nicht hinaufbringen?" sagte Björn zu Julia. Aber Rottraut wehrte es ihr.

„Bemühe dich doch nicht — ich finde mich sehr gut allein. Wenn du mir nur sagen lassen möchtest, wann ich wieder herunterkommen soll!" Sie nickte freundlich zurück, indem sie aus der Thür schlüpfte wie ein schwarzer Schatten.

Als Björn mit Julia in seinem Zimmer allein war, fragte sie sogleich mit neugieriger Spannung:

„Wie findest du sie, Björn?"

Er antwortete nicht gleich. „Ich habe sie ja kaum gesehen," sagte er endlich ruhig. „Und sie ist noch zu befangen und zu traurig, um aus sich herauszukommen. Aber sie hat einen angenehmen, kindlichen Ausdruck."

„Das freut mich, daß du das findest. Ich mag sie sehr gern. Mir war es ein sehr tröstlicher Gedanke, sie mit her zu nehmen. Ich bin dann nicht mehr so viel allein. — Hoffentlich bist du doch wirklich einverstanden mit dieser Einrichtung?"

„Gewiß, Julia. Dein Wunsch allein war schon Grund genug für mich, einverstanden zu sein. Es ist für mich kaum weniger wichtig, als für dich, daß du dich

hier wohl fühlst. — Ich werde mich mit ihr schon einrichten, ich bin ja wenig berührt von dieser Veränderung —"

Julia sah ihn etwas erstaunt an. Dann fiel ihr ein, daß er im Frühling und Sommer thatsächlich wenig im Hause war und nicht viel von dem neuen Zuwachs merken würde.

„Zunächst wirst du nicht viel von ihr verlangen dürfen," fuhr Björn nach einer Pause fort. „Sie trauert und wird Ruhe und Schonung bedürfen. Thue, was du kannst, ihr beides zu gewähren und ihr den Aufenthalt hier wohlthuend zu machen. Sie wird dann eines Tages um so verständnisvoller und bereitwilliger den Ansprüchen genügen, die du an sie stellst. — Willst du mir nun aber nicht von der Verstorbenen erzählen? Es giebt doch gewiß noch allerhand zu besprechen!"

So liebenswürdig und unerschöpflich Julia von anziehenden und angenehmen Dingen zu plaudern verstand, so schnell versiegte ihr der Redequell, wenn es an ernste und traurige Eindrücke ging. Sie nahm nicht viel davon in sich auf, und das Wenige haftete nicht lange; so daß sie also auch nie viel davon wiederzugeben hatte. Björn kannte das und rechnete damit. Er fragte ihr einfach ab, was ihm zu wissen von Wert war. Julia antwortete, so gut sie konnte. Aber hier wie überall, wo es auf ein wärmeres Empfinden ankam, versagte ihr Gemüt. Es war keine Tiefe unter der schillernden Oberfläche.

‚Auf die Erleichterung wohlthuender Aussprachen wird Rottrant verzichten müssen,' dachte Björn bei sich.

Mit einer Absichtlichkeit, die aus logischer Überlegung entsprang, kümmerte sich Björn so gut wie gar nicht um das Thun und Treiben der Frauen in den ersten Wochen. Er wollte, daß sie sich ineinander einrichten sollten, und das geschah am besten ohne einen dritten. — Ohne daß er es sich ganz eingestand, gewährte es ihm eine Erleichterung, daß Julia nun nicht mehr allein auf seine Gesellschaft angewiesen war. Wenn er draußen auf dem Felde beschäftigt war, so beunruhigte ihn nicht der Gedanke, daß sie nun schon wieder sehnsüchtig auf ihn warte. War er einmal den ganzen Tag abwesend, was selten genug vorkam, so ließ er sie nicht allein zurück. Sie hatte fortan Gesellschaft und Unterhaltung auch ohne ihn. Eine Menge lästigen Kleinkram, mit dem ihre unselbständige Natur ihn sonst quälte, bekam er nun gar nicht mehr zu hören, weil sie eine andre dafür hatte. Er fühlte sich entlastet und befreit, und es war ihm wohl dabei zu Mut.

Die mancherlei Frühlingsarbeit im Freien füllte um diese Jahreszeit seine Tage immer voll aus. Kam er dann mit sinkender Dämmerung müde nach Hause, so stand sonst Julia meist an der Thür oder am Fenster und erwartete ihn ungeduldig: war wohl gar verstimmt und in Thränen, weil sie sich einsam gefühlt und gelangweilt hatte. Dann mußte er sie trösten und erheitern, ob ihm selbst schon oft nicht heiter zu Mut war. Er bewies dabei immer eine unendliche Sanftmut und Güte. Nie ließ er sie rauh an: keiner, und Julia am wenigsten, ahnte, welche Selbstbeherrschung es ihn kostete, sie zu ertragen und so zu behandeln.

Jetzt, wenn er nach Hause kam, wartete niemand auf ihn mit Thränen und Launen. Er hatte nicht mehr das bedrückende Gefühl, in seinen Kerker zurückzukehren,

wenn er Julias Zimmer betrat. Denn da drin war man jetzt immer frohgemut, trotz der Trauerkleider, und vor allem: man war fleißig.

Rottraut ſchneiderte und nähte ſich ihre einfachen Sommerkleider. Auf irgend eine eben ſo geräuſchloſe wie unbegreifliche Weiſe hatte ſie Julia vermocht, ihrerſeits für ſich Nadel und Faden zu rühren. Julia hatte angefangen, es ihr gleichzuthun, erſt aus Neugierde, dann, weil ſie ſich dem Fleiß der jüngern gegenüber ihrer eignen Unthätigkeit ſchämte; und ſchließlich fand ſie Gefallen daran. Sie ſtellte ſich herzlich ungeſchickt an, aber Rottraut ſpielte die Lehrmeiſterin mit unermüdlicher Geduld und Freundlichkeit, und das erſte Lachen, das in dieſem Hauſe von ihren Lippen kam, galt der Unbeholfenheit ihrer großen Schülerin.

Björn, der gerade hereinkommen wollte, hörte dieſes Lachen und zögerte noch einen Augenblick vor der Thür. Man lachte ſo ſelten in ſeinem Hauſe, und er hatte ſich immer verantwortlich dafür gefühlt. Nun lachte man ohne ſein Zuthun. Es ſtimmte ihn faſt dankbar gegen das fremde Mädchen, das er ſich noch kaum ordentlich angeſehen hatte. In dieſer Stimmung trat er ein.

Julia ſaß am Fenſter, umgeben von allerlei Nähzeug, und ſah mit kindlich hilfloſem Ausdruck zu Rottraut auf. Die ſtand vor ihr, mit dem Rücken nach der Thür, lang und ſchlank, hielt mit beiden Händen ein Stück Zeug ausgebreitet, von dem man noch nicht recht ſah, was es werden ſollte, und ſetzte Julia lachend auseinander, daß ſie den Ärmel verkehrt eingenäht habe. Bei Björns Eintritt wandte ſie ſich haſtig um; als ſie ihn erkannte, wurde ihr Geſicht ſofort ernſt, faſt verlegen; ſie ſetzte ſich hin und fing an, den Ärmel auszutrennen. Björn kam näher und ſah intereſſiert auf ihre fleißigen Finger. Dabei empfand er es angenehm, daß Julia es ſich ganz abgewöhnt hatte, ſofort bei ſeinem Eintritt auf ihn zu ſtürzen und ihn mit ihren Zärtlichkeiten zu überſchütten.

„Was wird denn das?“ fragte er, auf das blaue Etwas deutend, daran Rottraut trennte.

„Ein Kittel für Harry,“ erklärte Julia.

„Und das?“ fragte er weiter, auf einen dünnen, ſchwarzen Stoff zeigend, der neben Rottraut auf der Diele lag.

„Davon näht ſich Rottraut ein Sommerkleid!“

Björn ſah von neuem auf Rottrauts Hände, dann auf ihr geſenktes Geſicht. „Wo haſt du das alles gelernt, Rottraut?“ fragte er.

„Zu Hauſe,“ ſagte ſie und ſah nur flüchtig von ihrer Arbeit auf. „Wir hatten es nötig, unſer Leben ſo einfach und billig einzurichten als möglich. Mutter hat mich alles lernen laſſen, was dazu nötig war.“

Björn ſah das ſchmale Kindergeſicht gerührt an. „Und nun nimmſt du Julia in die Lehre?“

Sie hörte einen Vorwurf daraus und errötete.

„In unſrer Abgelegenheit hier,“ ſagte ſie entſchuldigend, „iſt es doch viel praktiſcher, ſelbſt zu nähen, als ſich alles von weit her ſchicken zu laſſen. Was ſoll man denn auch den ganzen Tag machen —“

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Th. H. Pantenius' Gesammelte Romane

Vollständig in 9 Bänden, elegant in Halbfranz eingebunden 36 M.

Einzel-Ausgaben der gesammelten Romane:

Allein und Frei. 2 Bände. — Im Banne der Vergangenheit. 1 Band. — Im Gottesländchen. 1 Band.
Die von Kelles. 2 Bände. — Das rote Gold. 1 Band. — Wilhelm Wolfschild. 2 Bände.

Preis jedes Bandes in elegantem Kalikoband 4 M.

Wenn man die ersten deutschen Erzähler unserer Zeit nennt, gehört der Name Theodor Hermann Pantenius in die vorderste Reihe. Die litterarische Bedeutung seiner Dichtungen ist längst festgestellt, und hoch über der seichten Marktware des Tages stehend, gehören sie unmittelbar neben das Beste, was unsere moderne Litteratur unserem Volke schenkte.

Mustergültige, formgewandte Uebersetzungen in eleganter Ausstattung:

Homers Odyssee.

In neuer Uebersetzung von Oskar Hubatsch. Eleg. geb. Preis 3.50 M.

Die Tragödien des Sophokles.

In neuer Uebersetzung von Dr. O. Hubatsch. Eleg. geb. Preis 5.50 M.

Homers Ilias.

In neuer Uebersetzung von Oskar Hubatsch. Eleg. geb. Preis 3.50 M.

Das Nibelungenlied.

Neu übertragen von Dr. Gustav Legerlotz. Eleg. geb. Preis 3 M.

Gudrun.

Neu übertragen von Dr. Gustav Legerlotz. Eleg. geb. Preis 3 M.

Weitere Romane:

Bernhardine Schulze-Smidt:

Eiserne Zeit

Eleg. geb. Preis 6 M.

Ernst Remin:

Die polnische Braut

Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Neue Bahnen

Preis 3 M. 50 Pf.

Joachim v. Dürow:

Die Herrin von Rotenstein

Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Hall Caine:

Der Sündenbock

Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Im Moor und Marsch

2. Aufl. Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Friedrich Jacobsen:

Im Weltwinkel

Eleg. geb. Preis 5 M.

Alex. v. Roberts:

Majestät

Eleg. geb. Preis 7 M.

Ad. Schmitthenner:

Psyche

2. Aufl. Eleg. geb. Preis 5 M.

C. Schroeder:

Sonnenblume

Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Passendes Konfirmationsgeschenk

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Silhouette Schillers.
Das älteste erhaltene Bild, aus dem Nachlass seiner Schwester Christophine. Nach eigener Photographie des Originals im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Russwurm.

Illustrierte Schiller-Biographie

Schiller

Dem deutschen Volke dargestellt

von

J. Wychgram.

„Lasset euch sein Beispiel lehren, wie viel der Mensch über sich vermag."

Schillers Witwe an ihre Kinder (4. Aug. 1805).

Dritte durchgesehene und **vermehrte Auflage.**

Mit 2 Lichtdrucken

und 40 autotyp. Beilagen, sowie 213 Abbildungen im Text.

Ein stattlicher Prachtband in feinem Halbledereinbande Preis 12 M.

Diese reich ausgestattete und umfassende Schillerbiographie hat sich rasch den Beifall der Kritik und die Gunst des Publikums erworben. Der Verfasser hat seine Darstellung für die Gesamtheit der Gebildeten bestimmt; besonders wird sich das Buch, das vor allem der vorbildlichen Grösse Schillers als Mensch gerecht wird, zum Geschenk für die herangereifte Jugend eignen. —

Aus den Beurteilungen heben wir einige hervor:

Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht: „Wychgrams Schillerbiographie ist ein köstliches Geschenk an das deutsche Volk."

Neue freie Presse: „Wychgrams schöne abgerundete Darstellung mutet uns in der That wie ein wahres echtes Volksbuch für alle Gebildeten der deutschen Nation an. Stellenweise ist es geradezu von packender Kraft."

Das Schillerhaus in Weimar.
Nach einer Lithographie von F. Goetz etwa aus dem Jahre 1808.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Elfter Band. Nr. 7

Velhagen & Klasings
ROMAN-BIBLIOTHEK

Erloschnes Licht

Roman

von Franz Rosen

(Fortsetzung)

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Passendes Konfirmationsgeschenk:

Deutsche Litteraturgeschichte

von Robert Koenig

27. durchgesehene und vermehrte Auflage.

Zwei Bände.

Mit 126 zum Teil farbigen Beilagen, 2 Lichtdrucken

und

443 Abbildungen im Text.

In feinsten reichvergoldeten Halbfranzeinbänden Preis 20 M.

Wohl eines der trefflichsten Standwerke des deutschen Hauses, das ihm den Ehrenplatz eines „Erbbuches" in vielen tausend Büchereien eingeräumt hat.

In 27 Auflagen und damit in

über

100 000 Exemplaren

ist das schöne Werk immer wieder neu gedruckt, von Auflage zu Auflage mit liebevoller Sorgfalt bis auf die neueste Zeit fortgeführt und besonders in der letzten Auflage durch eine umfassende Neubearbeitung sowohl des Textes wie der Illustrierung verjüngt und wesentlich bereichert worden, so dass jeder Litteraturfreund von neuem seine Freude an dem gediegenen, unvergleichlich reich ausgestatteten Werke haben wird.

Goethe im 79. Lebensjahre. Im Juni 1828 nach dem Leben gemalt von Josef Stieler im Auftrage Königs Ludwig I von Bayern. Nach einer Photographie des Originalgemäldes in der Pinakothek zu München. (Verkleinert.)

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

W

„Ich habe ſonſt nie etwas gethan,“ ſagte Julia ehrlich. „Es war auch wirklich oft tödlich langweilig. Aber allein iſt alles langweilig. Allein hätte mir auch das Nähen keinen Spaß gemacht.“

„Macht es dir denn jetzt Spaß?“ fragte Björn.

„O ja, freilich — ich ſah Rottrauts Eifer, und da kam mir auch die Luſt. Ich bin aber noch ſehr ungeſchickt.“

„Das findet ſich,“ tröſtete Rottraut. „Es macht mir große Freude, dich etwas lehren zu können.“

Björn fühlte ſich von dem ungewohnten Anblick des Fleißes in ſeinem Hauſe unwiderſtehlich angezogen. Er nahm ſich einen Stuhl und ſetzte ſich zu den arbeitenden Frauen. Julia erzählte ihm eifrig und umſtändlich von all den Blusen, Röcken, Kitteln und ſonſtigen nützlichen Dingen, die ſie noch verfertigen würden; während er mit halbem Ohr zuhörte, betrachtete er zum erſtenmal aufmerkſam die neue Hausgenoſſin.

‚Sie hat doch kein Lot Fleiſch auf dem Leibe,‘ dachte er bei ſich. Sie war Julia überhaupt in keiner Weiſe ähnlich. Sie hatte dunkles Haar, das dick und locker ihren ſchmalen Kopf umgab und ganz kunſtlos nach hinten geſtrichen war. Auch ihre Hautfarbe hatte einen dunkeln Ton, obgleich ſie rein und friſch war. An Julia war alles weich und rund, an Rottraut alles ſchmal, faſt ſcharf. Dabei machte ſie durchaus keinen ſchwächlichen Eindruck. Sie hatte Blut in ihren magern Gliedern, viel Blut, warmes Blut. Man ſah es pulſieren unter der feinen Haut, man ſpürte, wie es ſie ganz und gar mit kräftigem Leben durchrann. Hübſch war ſie nicht — dazu war ſie viel zu mager; aber ſie hatte irgend etwas an ſich, was ſie ſehr lieblich machte. Es kam Björn ſo vor, als ob es nötig ſei, daß man ihr recht viel Liebes und Gutes thue, und es fiel ihm ein wenig aufs Gewiſſen, daß er ſich in dieſen vier Wochen, die ſie nun hier war, gar nicht um ſie gekümmert, kaum einmal mit ihr von ihrer Mutter geſprochen hatte. Er wußte nicht, ob Julia das that, er nahm es aber nicht an. Er wußte auch nicht, ob Julia gut und rückſichtsvoll gegen ſie war, ob ſie ſich in ſeinem Hauſe wohl fühlte. Er hatte ſich bisher immer damit zufrieden gegeben, die beiden freundlich miteinander verkehren und Rottraut ein gleich bleibend liebenswürdiges Geſicht machen zu ſehen.

Er war letzthin ſo wenig im Hauſe geweſen; er hatte dem ſonderbaren Gefühl der Entlaſtung allzuſehr nachgegeben und war wirklich auf dem beſten Wege, ſeine Hausgenoſſen zu vernachläſſigen. Es wunderte ihn nur, daß Julia es noch nicht empfunden und ihn mit Thränen und Küſſen deshalb zur Rede geſtellt hatte.

‚Um ſo beſſer,‘ dachte er. ‚Aber ich darf mich doch nicht gehen laſſen. Ich kann ja auch vielleicht für mich an dem neuen Familienzuwachs Freude finden.‘ Und aus ſeinen Überlegungen heraus ſagte er:

„Haſt du dich nun ſchon ein wenig eingelebt, kleine Schwägerin?“ Sie ließ die Arbeit ſinken und ſah flüchtig auf. Ihre ſchönen braunen Augen waren erſtaunt und wurden traurig.

„O ja,“ entgegnete ſie mit einem kleinem Seufzer. „Julia meint es gut mit mir.“ Da Björn ein ſchlechtes Gewiſſen hatte, hörte er daraus einen Vorwurf gegen ſich.

„Glaubſt du, daß du es in unſrer Einſamkeit wirſt aushalten können?“ fragte er weiter.

„So lange ich etwas zu thun habe, und ſo lange ich euch nicht zur Laſt falle —“ es kam ſehr ſchüchtern heraus.

„Unſinn,“ ſagte Julia. „Du fällſt niemand zur Laſt; es iſt ein wahrer Segen, daß du da biſt.“ Es entfuhr ihr ſo ſchnell, und dann erſchrak ſie, denn Björn ſah ſie aufmerkſam an. „Ja,“ erklärte ſie, „es iſt wirklich ein Segen, denn ich war zu viel allein. Du mußt doch ſelbſt ſagen, Rottraut, er iſt zeitweiſe kaum im Hauſe. Und dafür eben iſt es ein Segen, daß du da biſt. Denn ich kann nicht allein ſein. Namentlich ohne dich kann ich nicht ſein, Björn,“ rief ſie, warf das Nähzeug fort, ſetzte ſich auf ſeinen Schoß und küßte ihn. „Und wenn ich niemand habe, der mir deine Abweſenheit verſchmerzen hilft, ſo bin ich ganz unglücklich.“

Rottraut bückte ſich tiefer über ihre Arbeit. Es war das erſte Mal, daß Julia in ihrer Gegenwart zärtlich mit Björn war, und es machte ſie verlegen, weil ſie dergleichen überhaupt nicht kannte. Auch Björn war aus irgend einem Grunde verlegen und bemühte ſich, Julia loszuwerden.

„Du biſt nicht ganz ſchuldlos an dem vielen Alleinſein,“ ſagte er. „Du haſt von Anfang an kein Gefallen daran gefunden, mich auf meinen Wegen zu begleiten. Ich konnte deinetwegen nicht meine Wirtſchaft vernachläſſigen; namentlich im Anfang, wo ich ſelbſt noch unerfahren war und viel zu lernen hatte.“ Julia ſtand da wie ein geſcholtenes Kind, und Björn war verſtimmt, weil er ſich über ſich ſelbſt ärgerte. Da ſagte Rottraut mit energiſcher Friſche:

„Eigentlich hat dein Mann ganz recht, Julia. So lange ich wenigſtens hier bin, ſind wir noch nicht ein einziges Mal ordentlich gegangen. Ich weiß noch nicht, wie es hinter dem Garten ausſieht!“

„Das geht aber doch gar nicht!“ rief Björn, die Ablenkung dankbar aufgreifend. „Wißt ihr, morgen machen wir zuſammen einen großen Spaziergang! Nicht wahr, Kind, es iſt dir recht?“ wandte er ſich mit rührender Freundlichkeit an Julia. „Verſuch es nur mal wieder, vielleicht findeſt du jetzt mehr Gefallen daran! Es muß dir doch auch Spaß machen, Rottraut unſer Gut und Eigentum zu zeigen!“

„Und noch eins,“ fuhr er fort, als Julia ſich einverſtanden erklärt hatte; „am Oſtertage fahren wir zu den Eltern, nicht wahr? Ich muß auf jeden Fall hin, ich war zu lange nicht dort. Und ich denke, du kommſt auch mit,“ wandte er ſich an Rottraut. „Es iſt niemand da außer uns. Du wirſt dich durch nichts verletzt fühlen in deiner Trauer. Und es iſt einmal eine Abwechslung.“

„O — ich ſehne mich durchaus nicht nach Abwechslung,“ ſagte Rottraut. „Aber ich fürchte mich auch nicht davor. Und wenn du es wünſcheſt, komme ich ſelbſtverſtändlich mit.“

„Ich wünſche nichts, was dir ſchwer fällt,“ entgegnete Björn. „Du brauchſt dich ja nicht ſchon heute zu entſcheiden. Heute iſt erſt Montag —“

Und dabei blieb es.

Am andern Morgen war es ſehr windig. Nach vielem Hin- und Herſchwanken und langem Zureden von Björn entſchloß ſich Julia endlich, es trotzdem mit dem Gehen zu verſuchen. Aber ſchon auf dem Hof erklärte ſie, es ſei ihr unmöglich,

weiter mitzukommen. Der Wind zerre ſie an den Kleidern und benähme ihr den Atem.

„Verſuche es doch, liebes Herz,“ bat Björn. „Es macht nur, weil du es ſo gar nicht mehr gewöhnt biſt!“

Er hatte ſich wirklich gefreut auf dieſen gemeinſamen Gang, und darauf, Julia wieder einmal die friſch beſtellten Felder und die neu bearbeiteten Wieſen, die Koppeln mit den jungen Kälbern und Füllen zu zeigen. Aber Julia blieb dabei, es ſei ihr unmöglich. Gerade, weil ſie es nicht mehr gewohnt ſei, müſſe ſie an einem recht ſchönen, windſtillen Tage anfangen. Es war nicht Laune von ihr, es wurde ihr ſelbſt ſchwer, nun doch zurückzubleiben; ſie hatte ſich eben durch jahrelange, unbeſiegbare Trägheit vollkommen verzärtelt. Björn hatte nie ein Machtwort ſprechen mögen — nun konnte er es jetzt erſt recht nicht.

„Schade —“ ſagte er ein wenig gereizt. „Dann muß ich mit Rottraut allein gehen.“

„Ach nein —“ rief Rottraut; es klang förmlich erſchrocken. „Es iſt doch beſſer, ich bleibe dann auch hier, und wir gehen ein andermal alle zuſammen.“

„Aber warum denn — Julia läßt dich ſehr gern mit mir gehen. Alſo wenn dir das Wetter nicht unangenehm iſt —“

„Ich glaube wirklich, Julia ſieht es lieber, wenn ich bei ihr bleibe,“ beharrte Rottraut nun beinahe ängſtlich.

„Nun, Julia? Äußere dich!“ Björn fing an, ungeduldig zu werden.

„Wenn ihr mich fragt,“ ſagte Julia ſehr harmlos, „ſo iſt es mir natürlich ſehr viel lieber, wenn Rottraut bei mir bleibt. Morgen hat der Wind vielleicht ſchon nachgelaſſen.“

Eine Wetterwolke zog flüchtig über Björns Stirn. Er kämpfte den Unmut aber ſchnell nieder.

„Wie ihr wollt — alſo auf Wiederſehen zu Tiſch.“ Damit drehte er ihnen den Rücken zu und ging davon. Er war ernſtlich geärgert. Die beiden Zurückbleibenden fühlten es, aber ſie ſchwiegen darüber: Julia, weil ſie ſich ſchämte; Rottraut, weil ſie doch nicht hätte ſagen können, warum ſie Björn nicht allein begleiten mochte. Das hätte zu unnützen Erörterungen und Ausſprachen geführt. Und Rottraut kannte Julia gut genug, um zu wiſſen, daß ſie ſich zur Vertrauensperſon nicht eigne.

Der Wind hielt mehrere Tage an, und von einem gemeinſamen Spaziergang war nicht mehr die Rede. Björn ſchien ſeinen flüchtigen Vorſatz, etwas mehr Gemeinſamkeit im Familienleben anzuſtreben, wieder aufgegeben zu haben. Die, die dieſen Vorſatz in ihm wachgerufen hatte, war nun ſeiner Ausführung ein Hindernis geworden. Er merkte, daß Rottraut ſich aus irgend einem ihm unerklärlichen Grunde ſcheu von ihm fernhielt, und es fiel ihm nicht ein, ihr ſeine Geſellſchaft aufzudrängen oder ſich durch ihr Weſen verletzt oder geärgert, ja nur beunruhigt zu fühlen.

Am Oſterſonnabend war er früh aufgeſtanden. Er hatte ein krankes Pferd im Stall, nach dem er ſich umſehen wollte. Aber das Tier hatte ſich über Nacht erheblich gebeſſert, es gab weiter nichts dabei zu thun. Unſchlüſſig ſtand Björn vor der Stallthür. Es war halb ſechs. Im Oſten ging eben hinter einer ſchmalen Wolkenwand die Sonne auf; die Lerchen ſangen und jubelten ihr entgegen, eine kräftige Briſe ſtrich

vom Meer über das grüne Land herüber. Es war ein friſcher, würziger, urgeſunder Frühlingsmorgen; viel zu ſchade, um noch einmal ins Haus zu gehen. Björn beſchloß, einen weiten Gang zu machen, obgleich er draußen nichts zu thun hatte. Aber gerade dieſe zweck- und zielloſen Wanderungen waren ſeinem Herzen dann und wann Bedürfnis. Sie waren ſeine Ruheſtunden, ſeine Gottesdienſte.

Er ging ums Haus herum durch den Garten. Julia und Harry ſchliefen noch hinter feſt zugezogenen Vorhängen. Rottrauts Giebelfenſter ſtand weit offen; aber die ſchlief immer bei offenem Fenſter, gerade wie er ſelber. Sie hatte recht wenig vom Stadtkind an ſich.

Durch die Pforte im dicken Heckenzaun trat Björn auf die Wieſen, die dicht hinter dem Garten anfingen und ſich längs des Flüßchens breit und grün dahinzogen. Das Gras fing eben an zu ſprießen, hier und da blühten Gänſeblumen und Wieſendotter. Längs des Waſſers war alles gelb von den dicken, fleiſchigen Blütenköpfen. Es war ſehr naß, der Tau lag in großen, breiten Tropfen, als ob es geregnet hätte; je höher die Sonne über dem Wolkenſaum heraufſchwebte, je luſtiger funkelte und glitzerte es überall.

Björn hatte dicke Stiefel an und ging unbeſorgt um die Näſſe bis an das Waſſer, und dann am Bache aufwärts. Das friſche Rauſchen und Plätſchern war eine angenehme Muſik; jeder Uferſtein war ſauber gewaſchen, und immer doch von neuem ſpülten und wiſchten die kleinen Wellen darüberhin. Hier und da wuchs eine Weide und ließ ihr knoſpenvolles Gezweig ins Waſſer hängen. Wunderlich verbogen und verkrüppelt neigten ſich die alten Stämme, der eine hierhin, der andre dahin, und unter dem Umkreis ihrer ſchattenden Äſte — jetzt freilich noch ſchattenlos — war das Wieſengras abgetreten von tränkendem Vieh und ruhendem Menſchenvolk.

Björn ſchlenderte in tiefen Gedanken weiter. Es kamen doch immer noch Zeiten, wo er zu kämpfen hatte mit dem Schickſal, in das er ſich nun doch endlich gefunden zu haben meinte; Zeiten, in denen er es nicht laſſen konnte, ſich auszumalen, wie ſein Leben ſich geſtaltet haben würde, wenn nicht — Julia hineingekommen wäre. Zeiten, in denen er ſich ganz vergeblich ſagte, daß ſolche Gedanken unfruchtbar und verderblich ſeien, daß ſein Leben eben ſo geworden ſei, wie er es ſich gemacht habe, und daß er es folglich auch geduldig und tapfer zu Ende führen müſſe; in denen er ſich vergeblich an alles Gute und Schöne erinnerte, das dies Leben ihm noch gelaſſen hatte und ihm täglich neu ſchenkte — ſeine Geſundheit, ſeinen Beſitz, ſein Kind und noch viel mehr — und ſich vergeblich bemühte, um deſſentwillen das andre zu verſchmerzen. War denn das eine, das er nicht hatte, die Hauptſache? War es nur dadurch zur Hauptſache geworden, daß es ihm verſagt geblieben war und verſagt bleiben mußte?

Seine Gedanken ſchienen heute keinen wohlthuenden Ausweg zu finden. Ärgerlich über ſich ſelbſt, ſchüttelte er energiſch den Kopf, als könne er damit die Gedanken abſchütteln wie taube Blüten, und beſchloß, ſich an dem ſchönen Morgen zu freuen.

Das erſte, was ſein wieder erhobener Blick mitten in dieſem ſchönen Morgen entdeckte, war Rottraut, die wenige Schritte vor ihm an einem Weidenſtamm lehnte, ihm den Rücken zugekehrt, und irgend etwas im Arm hatte, daß ſie zärtlich ſtreichelte. Björn war ſo überraſcht, daß er ohne weiteres Überlegen ſchnell den kurzen Raum durcheilte, der ihn von ihr trennte, und ihr einen fröhlichen Morgengruß zurief.

Rottraut fuhr zusammen und wandte ihm langsam ihr schmales braunes Gesicht zu. Sie hatte nicht einmal einen Hut auf. Verweint sah sie aus und wurde purpurrot unter seinem erstaunten Blick.

„Sieh mal, was ich gefunden habe!“ sagte sie hastig, als wolle sie jeder Frage seinerseits zuvorkommen. Dabei zeigte sie ihm ein ganz junges Häschen, das ängstlich die Nase in ihre Ärmelfalten steckte. „Hier in der Wiese saß es, ganz allein. Ein Raubvogel wollte eben darauf niederstoßen. Ich kam gerade noch zur Zeit. Ich wußte es nicht anders zu retten, als daß ich es auf den Arm nahm. Der Vogel muß es wohl schon lange verfolgt und gehetzt haben — es war ganz matt. Wenn es sich erholt hat, setze ich es wieder aus.“

Er hatte sie noch nie soviel zusammenhängend sprechen hören. Sie sprach sehr erregt, hastig und abgerissen. Er war überzeugt, daß diese Erregung noch andre Gründe hatte, als das kleine Abenteuer mit dem Häschen. Einstweilen ging er indes eifrig ein auf das, was sie ihm erzählte.

„Schade, daß ich nicht ein wenig früher kam und eine Flinte hatte; da hätte ich dem Raubzeug gleich den Garaus machen können. Zeige mal — wie verängstigt das arme Tierchen ist! Es begreift natürlich nicht, daß du es gerettet hast, und hält auch dich für irgend einen grausamen Feind!“ Er stand dicht vor ihr, und seine große braune Hand glitt liebkosend über das haarige Fell in ihrem Arm. Dabei kam es ihm vor, als sei es nicht allein das verängstigte Tier, was so zitterte, sondern das ganze Mädchen.

„Du bist ja ganz naß, Rottraut,“ sagte er, ihren schwer hängenden Kleidersaum und ihr durchweichtes Schuhzeug gewahrend. Sie sah kaum danach hin.

„Das schadet nichts. Ich habe keine so zimperliche Gesundheit. Das heißt,“ verbesserte sie sich erschrocken, „ich wollte damit nichts Unfreundliches gegen Julia sagen. Julia hat wirklich eine weniger robuste Natur, wie ich.“

„Von Julia ist ja gar nicht die Rede,“ wehrte er, peinlich berührt. „Und wo hast denn du als Stadtkind deine robuste Natur her?“ fragte er. Sie zuckte die Achseln und starrte in die Sonne.

„Mein Vater war ja auch ein Landmann,“ sagte sie nebenbei.

„Wie alt warst du denn, als er starb? Hast du noch eine Erinnerung an ihn? Du hast mir noch nie etwas von deinem Leben erzählt —“

„Wir haben ja überhaupt noch kaum zusammen geredet,“ sagte sie. Er schwieg beschämt still. Sie fing wieder an, ihren Hasen zu streicheln, als sei er nicht da.

„Was machst du eigentlich hier, zu dieser Stunde!“ begann Björn wieder. „Wie kommst du auf den abenteuerlichen Gedanken, vor Tau und Tage allein spazieren zu laufen?“

„Der Tau ist da und der Tag auch,“ versetzte sie ein wenig spöttisch. „Und warum es abenteuerlich sein soll, weiß ich nicht. Ich bin gewissermaßen darauf angewiesen, allein spazieren zu gehen. Da thue ich es natürlich zu einer Zeit, wo Julia mich nicht vermißt.“

„Du bist rührend gegen Julia —"

„Gar nicht! Ich bemühe mich nur, ihr zu danken. Und das kommt mir von Herzen." — Wieder eine lange Pause.

„Warum behauptest du, auf das Alleingehen angewiesen zu sein?" fragte endlich Björn. „Ich wollte neulich mit dir gehen, aber du hattest nicht Lust."

Sie sah ihn mit großen Augen flüchtig an und schwieg.

„Und warum kommst du just heute auf den Einfall, spazieren zu gehen? — Oder hast du das schon öfter gethan?" Sie schüttelte den Kopf.

„Nun also — beichte. Einen besondern Grund hat es. Ich weiß es. Denn du hast geweint."

Sie wurde wieder dunkelrot, senkte den Kopf ganz tief und schwieg.

„Willst du es mir nicht sagen? Gut — ich will dich nicht quälen. —" Es schien, als ob er gehen würde. Ihr wenigstens schien es so. Und da sagte sie hastig, während zwei große Thränen auf den weichen Hasenpelz fielen:

„Heute ist Mutters Geburtstag."

Den zwei Thränen folgten noch zwei — und noch zwei — und eine nach der andern; und das Mädchen schämte sich seiner Thränen und konnte sie nicht einmal verbergen, weil es die Hände nicht frei hatte.

„Gieb mal her!" sagte Björn plötzlich. Seine Stimme klang sehr bewegt. Er nahm ihr ohne weiteres das Tier ab, setzte es ein paar Schritt seitwärts ins Gras und ließ es laufen. „Dem ist viel wohler so —"

Als er zurückkam, hatte Rottraut das Taschentuch vor das Gesicht gedrückt und schluchzte herzbrechend. Dabei hörte man, wie sie sich krampfhaft bemühte, aufzuhören. Björn wurde ganz weich.

„Mein Kind — mein armes, liebes Kind! Weine dich nur ordentlich aus! — Ich habe ja keine Ahnung davon gehabt!"

Er wartete geduldig, bis sie sich beruhigt haben würde. Derweil überlegte er sich, daß sie ihn doch für einen recht gefühllosen Menschen halten mußte, weil er sich um den Schmerz, den sie so frisch mit hierher gebracht, noch gar nicht bekümmert hatte.

„Sage mal, Rottraut," begann er, als sie stiller wurde, „du hast wohl eigentlich gar kein Vertrauen zu mir?"

„Wie kommst du darauf?"

„Es scheint mir, als ob du es absichtlich vermiedest, in nähere Berührung mit mir zu kommen. Und ich habe mich ja wohl auch nicht besonders vertrauenerweckend betragen?"

Sie schlug die verweinten, schönen, sanften Augen zu ihm auf, und es schien, als überlege sie. Dann gestand sie etwas zaghaft:

„Ich habe geglaubt, du seist nicht einverstanden mit meinem Hiersein."

„Warum glaubtest du das?"

„Weil du dich gar nicht um mich kümmertest. Weil du es kaum der Mühe wert hieltest, mit mir zu reden. Weil ich dich überhaupt kaum sah. Ich bildete mir ein, du miedest das Haus, weil meine Anwesenheit darin dir unangenehm sei, und

du duldeteſt mich nur Julias wegen. Und aus dieſem Grunde überlegte ich mir heute früh, ob ich nicht lieber wieder gehen ſollte."

Das war eine ſolche Fülle von Offenbarungen und Anſchuldigungen, daß er nicht ſo ſchnell darauf antworten konnte.

„Da iſt es ja ein wahres Glück, daß ich gerade bei dieſen Überlegungen dazu komme," ſagte er endlich, „um ein großes Unheil zu verhüten. Denn du haſt dir da wirklich ganz falſche Begriffe in den Kopf geſetzt. — Sieh mal, kleine Schwägerin, als von deinem Kommen die Rede war, da habe ich es in der That zunächſt als eine für Julia ſehr willkommene Veränderung und Verbeſſerung ihres Lebens gehalten — du weißt ſelbſt, Julia fühlt ſich einſam hier, und man kann es ihr auch nicht ganz verdenken; nur iſt es nicht zu ändern — und ſchon allein aus dieſem Grunde habe ich dein Kommen freudig begrüßt. Wenn ich mich dann ſo wenig um euch kümmerte, ſo lag das zumeiſt daran, daß ich dachte, ihr, die ihr doch fortan am meiſten aufeinander angewieſen ſein würdet, könntet euch am beſten und am ſchnellſten einleben, wenn ich euch möglichſt euch ſelbſt ließe. Und dann — ſiehſt du, ich bin manchmal etwas angegriffen, nervös, ſchlechter Laune — nenn's wie du willſt; kurzum, es iſt mir manchmal gut, wenn ich recht viel allein ſein kann; und das Bewußtſein, daß Julia nun nicht mehr auf mich angewieſen ſei, ſondern durch deine Geſellſchaft Erſatz habe, beſtärkte mich noch in der Hingabe an dieſe meine Sonderbarkeit — —"

Es wurde ihm nicht leicht, ihr dieſe unzureichende und etwas erzwungene Erklärung zu geben. Er fühlte, daß ſie ihm nicht recht glaubte oder mindeſtens erſtaunt war und ihn groß anſah.

„Du begreifſt das vielleicht nicht," fuhr er fort, „und ich kann es dir auch weiter nicht erklären. Aber ich bitte dich, mir zu glauben, daß mein Benehmen mit dir nicht zuſammenhängt."

„Ich konnte es auch nicht recht begreifen," meinte ſie, immer noch ungewiß. „Ich hatte dir doch nichts gethan. Und wenn du mit meinem Kommen nicht einverſtanden warſt, hätteſt du es ja nicht zugeben brauchen. Und zu allererſt, als ich ins Haus kam — da warſt du ſo gut — da war ich ordentlich glücklich —"

Die Thränen kamen ſchon wieder. Während ſie ſich mühte, ihrer Herr zu werden, ſuchte er vergeblich, ſich zu erinnern, was er beſonders Gutes bei ihrem Eintritt in ſein Haus gethan oder geſagt habe.

„Um ſo unbegreiflicher war es mir nachher," fuhr ſie fort. „Ich hatte immer Angſt vor dir —"

„Aber mein liebes Kind!" ſagte er und nahm ihre herabhängende Hand väterlich feſt in ſeine beiden. „Das muß ja ſchrecklich für dich geweſen ſein! Das habe ich ja nicht geahnt! Denn ich war ſo gänzlich fern von all den Gedanken, die du mir da unterſchiebſt! — Wirſt du mir nun auch glauben, daß ich dich von ganzem Herzen bei mir aufgenommen habe und mir ebenſo von ganzem Herzen wünſche, daß du dich bei mir glücklich fühlen und recht lange bei mir bleiben möchteſt?"

Sein ganzes Herz voll Güte und Mitleid gegen die arme Waiſe, der er ahnungslos ſo weh gethan hatte, trat in ſeine Augen, die er dringend und bittend auf ihr Geſichtchen heftete. Sie ſtieß ein letztes, ſtoßendes Schluchzen heraus.

„Ach — ich bin ſo dumm — ſo kindiſch —"

„Du biſt gar nicht dumm. Aber ich war dumm, thöricht und verblendet, daß ich mir nicht ſelber ſagte, wie weh es dir gerade in deiner verwaiſten, traurigen Stimmung thun mußte, ſo verſtändnislos behandelt zu werden. Willſt du mir das verzeihen? Willſt du mir glauben?“

„Ja, ja, ich glaube dir!“ unterbrach ſie. „Ich bin auch jetzt ſchon ganz glücklich! Ich danke dir! Nun iſt ja alles gut!“

Er ſah ſie noch eine Weile beſorgt an. Sie wurde verlegen, entzog ihm ihre Hand und ſah ſich um.

„Iſt er weg?“ fragte ſie zerſtreut. Er konnte ſich erſt gar nicht erklären, wen oder was ſie meinte.

„Das Häschen — ach ſo, ja, das iſt weg. Das freut ſich ſeines Lebens. Und wir wollen jetzt auch weitergehen; vom Stehen bekommen wir nur kalte Füße. — Willſt du dich meiner Führung anvertrauen? Aber wenn du lieber allein bleibſt — heute?“

„Nein, ich will gern mitkommen,“ ſagte ſie mit einem guten, ſonnigen Blick, der ihn unbeſchreiblich freute.

„Na, dann komm.“ Und als könne er ihr nicht deutlich genug zeigen, daß er es gut mit ihr meine, zog er ihren Arm durch den ſeinen und hielt obenein noch ihre Hand feſt, die ganz kalt geworden war. So gingen ſie einträchtig die naſſe Wieſe entlang, an der Gjelſau hinauf, in Morgenduft und Sonnenſchein.

„Alſo deiner Mutter Geburtstag iſt heute,“ begann Björn nach längerm Schweigen, „Ich kann mir denken, wie ſolch Erinnerungstag deine Trauer ganz beſonders wach ruft. — Wie habt ihr dieſen Tag ſonſt gefeiert?“

Es wurde ihr ſchwer, zu antworten. Teils wollten immer von neuem die Thränen ihre Stimme erſticken; teils war es noch die Scheu vor ihm, die ſie nicht ſo ſchnell ganz ablegen konnte. Aber er half ihr liebreich ein, wo ſie nicht weiter fand, und ſtellte ſeine Fragen ſo, daß ihre Antworten möglichſt kurz ſein konnten. Mit der Zeit beruhigte ſie ſich und wurde ganz zutraulich. Er fühlte mehr und mehr, daß es ihr eine große Wohlthat war, von alledem zu reden.

„Sprichſt du oft mit Julia von deiner Mutter?“ fragte er plötzlich. Sie antwortete nicht gleich. Dann meinte ſie ausweichend:

„Julia hat ſie ſo wenig gekannt —“

Als Björn darauf ganz ſtumm blieb, glaubte ſie, etwas Thörichtes oder Unvorſichtiges geſagt zu haben, und fügte ſchnell hinzu:

„Es iſt auch viel beſſer, wenn wir nicht ſoviel davon ſprechen. Ich bin doch hier, um Julia Geſellſchaft zu leiſten und zu erheitern —“

„Sie hat es eigentlich nicht nötig, erheitert zu werden,“ ſagte er ziemlich ſcharf. „Du biſt diejenige, die Troſt bedarf!“

„Es iſt viel beſſer, wenn man nicht ſo viel getröſtet wird,“ meinte Rottraut freundlich. „Man legt ſonſt dem eignen Kummer leicht zu große Wichtigkeit bei. Julias Natur bedarf heiterer Einflüſſe und Eindrücke; indem ich mich bemühe, ſie ihr zu verſchaffen, verſchaffe ich ſie zugleich mir ſelbſt, und komme leichter hinweg über das, was ich nun doch einmal überwinden muß.“

Björn ſah mit einem Gemiſch von Rührung und Bewunderung auf das junge Ding nieder, deſſen Mund ſo einfache, große, rührende Worte ſprach.

„Ich danke dir, daß du ſo gut biſt," ſagte er, und drückte unwillkürlich ihren Arm feſter. „Du beurteilſt Julia vielleicht ganz richtig. Sie hat den Ernſt, das Traurige des Lebens nie recht vertragen können. Vielleicht iſt ihre Heiterkeit auch von einigem Wert für dich? —"

„O, gewiß, von großem Wert; ſie hilft mir über manche trübe Stunde hinweg."

„Nun, ſiehſt du — ſo giebt einer dem andern. Du ſollſt aber in keiner Weiſe darunter leiden, mein gutes Kind. Wenn dir einmal weh ums Herz iſt — wenn du dich einmal ausſprechen, einmal ausweinen möchteſt, dann komm zu mir. Mich bedrückt das nicht; mich macht es froh, wenn ich andern ein Leid tragen helfen kann. — Willſt du das thun? Wirſt du genug Vertrauen zu mir haben?"

Er blieb ſtehen, ohne ihre Hand loszulaſſen, und ſah ſie unverwandt an.

„Ich weiß nicht," ſagte ſie leiſe, nicht wagend aufzuſehen.

„Nimm es dir vor! Sage: ‚ich will!'" bat er. „Gieb mir damit die Möglichkeit, wieder gut zu machen, was ich in dieſen erſten Wochen gedankenlos verſäumt habe!"

„Ich will!" ſagte ſie faſt feierlich, drückte herzlich ſeine Hand und ſah ihn feſt an. Sein warmer Ton und Blick hatten ihm ihre Seele erſchloſſen.

„Das iſt brav!" rief er erfreut. „Du ſollſt ſehen, es wird dir nicht ſchwer werden, und wir ſind bald die allerbeſten Freunde! — Und nun ſieh — hierher wollte ich dich führen. Von dieſer kleinen Anhöhe kann man das ganze Gut überſehen, und noch ein gut Stück darüber hinaus. Hier ſieh dich einmal um — du weißt ja überhaupt noch kaum, wie es bei uns ausſieht."

Und Rottraut ſah ſich um, lange, ſtill und aufmerkſam, während er ihr alles erklärte; die Gehöfte, die man ſah, wie ſie hießen und wem ſie gehörten; die Wege, wohin ſie führten; die Merkmale, an denen ſie die Grenzen ſeines Grundſtückes erkennen konnte; was Wieſe war und was Weide; auf welchen Ackerſtreifen Gerſte geſät war, und auf welchen Kartoffeln und Futterrüben gepflanzt werden ſollten.

„Und da drüben, hinter jenem Höhenzuge, über den du eben den Kranichflug ziehen ſiehſt, da wohnen meine Eltern."

Rottraut hörte aufmerkſam zu und folgte ſeinem weiſenden Finger mit immer leuchtenderen Augen. Als er geendet hatte, breitete ſie plötzlich extatiſch die Arme aus, um ſie dann im Genick zu verſchränken, und rief begeiſtert:

„Ach — ich finde es ſo ſchön hier! So grün — und weit — und frei — — ich begreife nicht —" ſie ſtockte und wurde verlegen.

„Was begreifſt du nicht?" Und als er keine Antwort bekam, fuhr er bedrückt fort: „Du begreifſt nicht, daß Julia anders denkt; daß es ihr in mehr als ſechs Jahren nicht gelungen iſt, ſich hier einzuleben. Oder vielmehr, daß es *mir* nicht gelungen iſt, ihr mehr Liebe für meine Heimat einzuflößen. Ich weiß das: ſie hat mir nie ein Hehl daraus gemacht. — Nun, Rottraut, verſuche *du* es noch einmal. Vielleicht gelingt es dir. Dein Beiſpiel ſcheint ja auf ſie zu wirken. Sie hat ſchon das Nähen von dir gelernt, vielleicht lernt ſie auch noch von dir dies Stück Erde zu lieben — überhaupt das Zufriedenſein," ſetzte er leiſer hinzu.

„Wenn ich das könnte — wenn ich mich damit dir dankbar erweiſen könnte —“

„Laß doch das Wort aus dem Spiel,“ bat er. „Wir wollen uns doch nicht auf den Standpunkt ſtellen, daß wir einander zu alle möglichen Gegenleiſtungen verpflichten. Dann kommen wir nie zu einem zwangloſen Verhältnis.“

„Aber du kannſt mir doch nicht verbieten, euch dankbar zu ſein!“ Ein ſüßes Schelmenlächeln lag auf dem verweinten Geſicht. Er war betroffen.

„Nein, Traute, — gewiß nicht,“ ſagte er zerſtreut.

Sie war ganz blaß geworden bei dieſer Anrede, die ihm ſo unwillkürlich über die Lippen gekommen war, und ſtarrte ihn ſekundenlang an. Er merkte es nicht.

„Komm, wir wollen nach Hauſe gehen,“ ſagte er. „Wir dürfen Julia nicht warten laſſen mit dem Frühſtück.“

Zerſtreut ging ſie neben ihm her. Er ſchien auch das nicht zu merken. Er plauderte in zwangloſer, gemütvoller Weiſe von hunderterlei Dingen, als thäte es ihm gut, einmal ſo plaudern zu können; und endlich wurde ſie von ſeiner ihr ſo ſeelenverwandten Art angeſteckt und mitgeriſſen.

„Wie alt biſt du eigentlich?“ fragte er mitten dazwiſchen.

„Zweiundzwanzig Jahre —“

„Zweiundzwanzig —“ Er ſah ſie nachdenklich an. „Du ſiehſt noch ſo kindlich aus.“

„Aber ich bin nicht kindiſch,“ ſagte ſie lachend.

„O, nein — das meinte ich auch nicht. Du biſt ſogar, glaube ich, ein ſehr verſtändiges, tapferes Mädchen.“

Sie ſagte nichts darauf. Nach einer Weile fragte ſie befangen:

„Wie kamſt du vorhin darauf, mich Traute zu nennen?“

„Nannte ich dich ſo? Ich weiß es gar nicht.“

„Aber ich weiß es. Es hat mich noch nie jemand ſo genannt — außer meiner Mutter. Darum erſchrak ich faſt —“

„Verzeih, mein Herz — ich wußte es nicht. Ich werde dich nicht wieder ſo nennen, wenn dir das ſchmerzlich iſt.“

„O, nein — ſo meinte ich es nicht. Ich werde mich ſogar ſehr, ſehr freuen, wenn mich wieder jemand ſo nennt —“ ſie hatte Thränen in den Augen. Ihm aber hätte ſie keinen beſſern Beweis ihres ſchnell entſtandenen Vertrauens zu ihm geben können, und er ſagte ihr das.

„Alſo Traute — von dieſer Stunde an ſind wir gute Freunde, nicht wahr?“ rief er, als ſie ſich dem Hauſe näherten.

„Ja,“ ſtimmte ſie freudig zu. „Heute früh noch bildete ich mir ein, du fändeſt mich gräßlich; jetzt weiß ich, daß das ein Irrtum war — und bin von ganzem Herzen froh darüber!“ —

Julia ſaß ſchon mit Harry beim Frühſtück und ſchien ein wenig verſtimmt darüber, daß man ſie allein gelaſſen hatte.

„Wo wart ihr denn? Ich habe dich überall geſucht, Rottraut?“ ſagte ſie nicht ſehr freundlich. Rottraut flog ihr um den Hals.

„O — ſei nicht böſe, Julia! Der Morgen war ſo verlockend zum Spazierengehen!“

„Und den schönen Morgen haben wir benutzt, um Freundschaft zu schließen!“ rief Björn vergnügt. Er sah so frisch und heiter aus, als habe er die ganze kräftige Sonnenluft mit hereingebracht. Julia blickte von einem zum andern und hatte eine Falte auf der Stirn.

„So —“ meinte sie gedehnt. Es schien sie nicht zu interessieren, was Björn da sagte, wenigstens nicht zu erfreuen.

Ostern war vorüber. — Der Mai blühte in Gärten und Wiesen; in die Frühlingsatmosphäre mischten sich sommerliche Lüfte. Die Sonne schien manchmal erdrückend warm. Man sah förmlich, wie Laub und Gras wuchs und sich breitete.

Harry lief in den blauen Kitteln umher, die Rottraut ihm genäht hatte, und Björn meinte, es habe ihn noch nie ein Anzug so gut gekleidet.

Die Näherei hatte allmählich ein Ende genommen. Der Sonnenschein lockte ins Freie, aber um draußen mit der Handarbeit zu sitzen, war es noch zu feucht. Es gab ja auch andre Arbeit genug. Rottraut stand täglich viele Stunden im Garten, grub, hackte, goß und pflanzte, daß es eine Lust war. Wo sie das alles gelernt hatte, wußte kein Mensch. Sie war mehrere Tage lang mit dem Tagelöhner, der sonst unter Björns Anweisung die Gartenarbeiten machte, herumgegangen und hatte sich dann einfach ans Werk gemacht. Julia hatte gelacht, und Björn hatte widersprochen und gescholten — sie blieb dabei:

„Ich muß etwas zu thun haben. Ich bin nicht glücklich, wenn ich nicht arbeite. Ich bitte euch, erlaubt es mir!“

Da hatte man sie gewähren lassen. Sie entwickelte viel Geschick und war nebenbei eine wirkliche Arbeitskraft. Und täglich zeigte sich deutlicher, wie gut ihr diese Arbeit im Freien that. Ihre bräunlichen Wangen bekamen eine frischere Farbe; ihre Augen, aus denen noch deutlich die Trauer um die Tote klagte, strahlten in froherem Glanz. Sie wurde überhaupt heiterer und frischer. Sie lachte herzlich, so daß es durch den ganzen Garten schallte, und tollte mit Harry die geraden Wege entlang wie ein übermütiges Kind.

Julia fand an dieser neuen Liebhaberei ihrer Schwester keinen großen Gefallen. Hatte sie sich entschlossen, ihr zu Liebe zu nähen und zu trennen, so gewann sie es doch nicht über sich, ihre zarten, weißen Hände in die schwarze Gartenerde zu stecken. Sie stand nur bei Rottraut herum, wenn diese arbeitete, schüttelte den Kopf und langweilte sich.

„Man hat gar nichts mehr von dir,“ klagte sie eines Tages. „Den ganzen Vormittag arbeitest du wie ein Knecht, und nachmittags machst du es ebenso, wenn wir nicht gerade andres vorhaben —“

Rottraut stand auf einem langen, schmalen, saubergeharkten Beet und steckte Bohnen. In der aufgebundenen weißen Schürze trug sie die blanken, weißen Samenkerne; in der einen Hand einen Holzlöffel, mit dem sie die Löcher aushob, in welche die andre Hand je drei und vier Bohnen versenkte. Es ging so schnell, daß man

kaum begriff, wie ſie es machte. Bei Julias Worten ſah ſie auf — einen Hut trug ſie natürlich nicht, trotz der Sonne; den hätte der Wind ihr zu oft abgeweht — und lachte ſie fröhlich an.

„Du ſollteſt mir helfen, das wäre viel hübſcher. Du mußt nur nicht bange ſein, dir die Finger ſchmutzig zu machen!“

Julia ſeufzte. Im Grunde ihres Herzens beneidete ſie Rottraut, daß ſie Gefallen an all dieſen Arbeiten fand, die ihr reizlos und entwürdigend dünkten.

„Du ſollſt mal ſehen,“ fuhr Rottraut fröhlich fort und arbeitete unverdroſſen weiter, „wie prächtig mir nachher die Früchte meiner Arbeit ſchmecken werden! Und was übrig bleibt, ſchicken wir in die Stadt auf den Markt. Prölſen —“ das war der Gartenarbeiter — „meint, wenn der Garten nur ordentlich gepflegt und bearbeitet würde, müßte er das Doppelte tragen; er habe nur nie Zeit genug, alles rechtzeitig und gründlich zu beſorgen. Nun will ich meine Ehre darein ſetzen, die Arbeitslücken mit meinen eignen Händen auszufüllen. Ich beabſichtige, eine große Ernte zu machen. Und den Erlös von dem, was ich mit Prölſen verkaufe, den liefere ich dir dann ab: den kannſt du auf die Sparkaſſe tragen für Harry. Weißt du, er möchte ſo gern ein Pony haben!“ Sie hielt einen Augenblick in ihrer Arbeit inne und ſah halb ſchwärmeriſch, halb glücklich zu dem kleinen Schlingel hinüber, der an einem Kirſchbaum verzweifelte Kletterverſuche machte.

„Du haſt dir ja ein recht hübſches Ziel geſteckt!“ ſpottete Julia.

„Ich wollte, ich hätte es erſt erreicht,“ ſagte Rottraut und arbeitete weiter.

Jeden Abend kam Björn und ließ ſich zeigen, was ſie geſchafft hatte. Wenn er ſie dann lobte und bewunderte, glühte ihr Geſicht vor Freude. Sie entwickelte ihm all ihre Pläne und änderte, was er unpraktiſch daran fand. Manchmal tadelte er auch dies oder jenes, was ſie aus Mangel an Erfahrung verſehen hatte. Dann verbeſſerte ſie den Irrtum ſofort oder war untröſtlich, wenn das nicht mehr anging.

„Heute hab' ich Zwiebeln geſteckt,“ ſagte ſie einmal, als er ſie gegen Abend im Garten aufſuchte und bei dem kleinen Gerätſchuppen im hinterſten Winkel entdeckte. „Das war eine greuliche Arbeit.“

„Du biſt doch ein braves Mädel,“ ſagte Björn und ſah gerührt in ihr friſches, von Eifer und Geſundheit belebtes Geſicht. „Zeig mal deine Hände her!“

Rottraut machte ein erſchrockenes Geſicht und verſteckte die Hände auf dem Rücken.

„Ich habe ſie noch nicht gewaſchen,“ ſagte ſie verlegen.

„Um ſo beſſer! Ich will ſehen, ob du das alles wirklich eigenhändig machſt!“ Sie wußte nicht recht, ob er im Ernſt oder Scherz ſprach. Die Möglichkeit, daß er ihren Fleiß anzweifle, entrüſtete ſie aber.

„Da, ſieh her!“ rief ſie und ſtreckte ihm ein Paar Hände entgegen, deren roſige Haut nur ſpärlich durch graugetrocknete Erde hindurchſchimmerte. Björn nahm dieſe kleinen ſchmutzigen Hände, betrachtete ſie eine Weile ernſt und aufmerkſam und drückte dann einen herzhaften Kuß auf jede.

„Was thuſt du denn? —“ rief Rottraut erſchreckt und entriß ſie ihm.

„Was ſie verdienen, dieſe fleißigen Finger —“. Er lachte.

„O — und ſie riechen noch dazu ſo ſchlecht —“ ſagte ſie bedauernd, aber dabei ſah ſie ganz glücklich aus.

Eines Tages konnte ſie Björns und Julias Zimmer mit großen Sträußen von Tauſendſchönchen und roten Primeln ſchmücken, die ſie ſelbſt gepflanzt hatte.

„Erſt, wenn man ſie ſelber pflegt, weiß man, was Blumen für eine Freude ſein können!“ ſagte ſie vergnügt.

„Es iſt nicht zu glauben, daß du ein Stadtkind biſt!“ meinte Björn mit einem nachdenklichen Blick über ſie hin. Dann fiel ihm auf, daß Julia ein bedrücktes Geſicht mache. Er verſtand ſofort, was in ihr vorging, und ſie that ihm leid. Sie konnte ja nicht für das, was ſie war —

Er nahm aus einem Glaſe ein Bündel Primeln, ſchüttelte die Waſſertropfen ab und ging zu Julia hin.

„Gieb mal das Köpfchen her!“ Er ſteckte mit vieler Vorſicht die roten Blumen in ihrem goldblonden Haarſchopf feſt. Sie lehnte den Kopf feſt an ſeine Bruſt dabei, und ließ ihn liegen, als Björn längſt fertig war.

„So — nun ſieh uns mal an —“ ſagte er und wollte ſie aufrichten. Da merkte er, daß ſie weinte. „Aber Julia? —“

Dieſe Thränen konnte er ſich nun doch gar nicht erklären. Er ſtreichelte ſie und verſuchte ſie aufzurichten.

„Hab mich lieb, Björn!“ flüſterte Julia. „Ich habe Sehnſucht nach dir!“

„Aber mein ſüßes Kind — ich bin ja doch da —“ ſagte er ratlos.

„Du mußt mich immer lieb haben — ſonſt werde ich ſchlecht. Verſprichſt du mir das?“

„Aber natürlich — wie kommſt du nur darauf!“ Sie ſchlang ſtatt aller Antwort die Arme um ihn und küßte ihn leidenſchaftlich. Er begriff ihre Erregung ganz und gar nicht. Aber er war ſehr gut und freundlich mit ihr.

Rottraut war zartfühlend hinausgeſchlichen.

Nach immer wiederholtem Zureden hatte Julia endlich doch wieder angefangen, ſpazieren zu gehen. Es kamen auch windſtille Tage, wo es beſſer und leichter ging, und wo ſie Gefallen daran fand. Die eigentliche Triebfeder bei dieſen Unternehmungen war Rottraut. Seit jenem einſamen Morgenſpaziergang hatte ſie eine wahre Begeiſterung für das Umherſtreifen durch Feld und Flur gepackt. Und als ſie merkte, daß Julia es nicht gern ſah, wenn ſie ſich ſtundenlang von Haus entfernte, ließ ſie nicht nach mit Bitten und Zureden, bis Julia ſich bereit fand, ſie zu begleiten.

Eines Nachmittags überraſchten ſie Björn ziemlich weit draußen an der Grenze, wo er einen großen Torfſtich angelegt hatte.

Björn traute ſeinen Augen kaum, als plötzlich die beiden Frauen, von Harry begleitet, hinter dichtem Werftgeſtrüpp unmittelbar vor ihm auftauchten.

„Aber das iſt ja etwas ganz Neues!“ rief er und eilte ihnen vergnügt entgegen. „Wie haſt du denn das fertig gebracht, Traute?“ ſetzte er hinzu, indem er Julias Hände ergriff und Rottraut anſah. — Julia, die ſich zuletzt wirklich gefreut hatte, ihren Mann zu überraſchen, ſchien ein wenig unzufrieden, daß er jene lobte, ſtatt ihrer. Rottraut ſah und fühlte es und meinte ſchnell:

„Ich habe weiter kein Verdienſt dabei, Julia wollte dir eine Freude machen.“ — Es war ſo neu, ſo unglaubwürdig, daß Julia ſich ein Opfer oder auch nur eine Unbequemlichkeit auferlegt haben ſollte, um ihm eine Freude zu machen, daß er es nicht recht glauben konnte. Aber er ſchluckte ſeine Zweifel hinunter, er wollte nicht die Stimmung verderben.

„Das iſt brav, Julia,“ lobte er. „Nun komm, und ſieh dir an, wie meine neue Torfmaſchine arbeitet!“ Er zog ihren Arm durch den ſeinen und ging mit ihr davon. Rottraut ſah ihnen eine Weile ſehr nachdenklich nach. Dann ſeufzte ſie ein wenig und ſtrich ſich mit einer ungeduldigen Bewegung ein paar widerſpenſtig flatternde Haare unter den großen ſchwarzen Strohhut zurück.

„Komm, Harry!“ rief ſie, und begann — ſelbſt wie ein Kind — mit dem Knaben herumzutollen. Im Moor gab es eine Menge merkwürdige Dinge: dicke, fleiſchige Blumen, die eben mühſelig aus den Deckblättern krochen; breite, grünliche und bräunliche Fröſche, die ſchwerfällig zwiſchen den groben Gräſern umherplumpſten; kleine Schnecken in zerbrechlichem Gehäuſe; hier und da einen Schmetterling, der ungeduldig um halb erſchloſſene, duftloſe Blumenknoſpen flatterte. Dann ſahen auch ſie der Arbeit zu. Harry zeigte ein großes Intereſſe für die viereckigen, ſchwarzen, feuchten Erdſtücken, welche die Maſchine aushob und die von ſchnellen Händen zum Trocknen ausgelegt wurden, und Rottraut ließ ſich von Björn ganz genau alles erklären und, was noch mehr war, verſtand auch alles.

„Das war ein zu hübſcher Einfall von euch,“ ſagte Björn auf dem Heimweg, den ſie gemeinſam antraten. „Hoffentlich haſt du Geſchmack daran gefunden und thuſt es öfter,“ wandte er ſich an Julia. Er ſah den ganzen Abend ſehr zufrieden, beinahe heiter aus, und Rottraut war glücklich, etwas gethan zu haben, was ihn freute.

Hätte ſie nicht einen ſo gewaltigen Reſpekt vor ihm gehabt, ſo wäre ihr Gefühl für ihn vielleicht Mitleid geweſen, entſpringend aus dem Bedürfnis, irgend etwas zu thun, was die ernſte Schwermut ſeines Weſens ein wenig milderte. So aber dünkte er ſie viel zu ſelbſtändig, zu erhaben über irgend welche Abhängigkeit von Menſchen und Verhältniſſen, als daß ihr Thun von Wichtigkeit für ihn ſein könne.

Julia zeigte wirklich den redlichſten Willen, ihre Faulheit und Schwerfälligkeit zu überwinden. Sie brachte es darin ſo weit, daß ſie ſich jeden Nachmittag zur verabredeten Stunde zum Spazierengehen einfand, und einige Male auch wirklich mitging. Aber ihr Vergnügen an dieſen Wanderungen war nur ein erzwungenes. Bald war es ihr zu windig, bald fand ſie den Weg zu ſandig oder zu ſchmutzig, oder das Ziel zu weit, oder ſie bildete ſich ein, zu Hauſe noch etwas Notwendiges zu thun zu haben. Allmählich wurde es zur ſtillſchweigend angenommenen Gewohnheit, daß Julia mit Harry nach etwa halbſtündiger Wanderung wieder umkehrte, während Björn und Rottraut weitergingen. Rottraut hatte ſich nur ungern darein gefunden. Im Grunde hielt ſie es für ihre Pflicht, Julia heimzubegleiten. Aber ihre Vorliebe für friſche Luft, für Bewegung, für dieſe ganze geheimnisvoll anziehende, ernſte, liebliche Natur ſiegten.

Mit Björn ſpazieren zu gehen, war auch noch ein ganz beſonderer Genuß. Abgeſehen von dem Intereſſe, das ſie ſeiner Wirtſchaft und allen darin vorkommenden

Arbeiten entgegenbrachte, eröffnete sich ihr auf diesen Gängen noch eine ganz andre Seite des Lebens: nämlich die eigentliche Seite *seines* Lebens.

Er lehrte sie die Sprache der Natur verstehen, wie er sie verstand. Und indem er sie ihr zeigte und erklärte, verwandelten sich ihr die einfachsten Dinge, die alltäglichsten Erscheinungen in tiefsinnige Wunder; sah sie in ihnen, wie überhaupt in der ganzen Natur, die für manchen nur der Acker ist, auf dem ihm das Brot wächst, eine göttliche Offenbarung.

„Du mußt doch glücklich gewesen sein, Björn," meinte sie einmal nach solchem Gespräch, „als du hierher zurückkommen konntest!"

Björn schwieg. — Die Sonne ging eben am flachen Horizont unter; eine Gruppe schlanker Birken stach schwärzlich und scharf gegen den flammend goldgelben Himmel ab. Kiebitze strichen in der hellen Luft umher, dann und wann brüllte und wieherte das junge Weidevieh.

„Wie konntest du es nur in der Stadt aushalten," fuhr sie harmlos und ahnungslos fort, „mit deiner Liebe für die Natur, mit deinem Verständnis für ihr verborgenstes Wesen — —"

„Ich war mit Leib und Seele Soldat," sagte er einfach.

„Das kann ich mir gar nicht denken! Das Soldatenleben ist so ganz anders. Hast du nicht immer Heimweh gehabt?

„O, nein — gar nicht." Er lächelte. „Ich habe sogar daran gezweifelt, daß ich mich jemals auf dem Lande wohl fühlen würde." Sie sah ihn ungläubig an.

„Ich habe mich aber da in mir selbst getäuscht," fuhr er schnell fort. „Ich wußte nicht, daß ich viel mehr Anlage zum Landmann wie zum Soldaten in mir habe. — Sieh 'mal," sprach er weiter, in dem Bestreben, das Gespräch von sich abzulenken, „du bist auch ein Stadtkind, und zwar viel mehr, wie ich jemals war, denn du hast seit deiner frühesten Kindheit in der Stadt gelebt. Und trotzdem hast du dich in das Landleben gefunden wie wenige, die darin aufgewachsen sind. Hast all deine städtischen Gewohnheiten abgeschüttelt, stehst mit den Hühnern auf, arbeitest im Garten mit schmutzigen Fingern, gehst hochgeschürzt spazieren auf Wegen, die eigentlich gar keine sind. Du rettest kleine Hasen und streichelst schmutzige Kälber —"

„O, die sind nicht schmutzig —"

„Kurz und gut," fuhr er in fröhlichem Eifer fort, „du bist ein Landkind, wie ich es mir nicht anders wünschen kann. Und was das Beste ist: ich glaube, du bist glücklich dabei!"

Er beobachtete sie verstohlen. Er wollte gern wissen, ob er das Rechte glaubte. Rottraut atmete tief: sie machte ein ernstes Gesicht, ihre Augen bekamen einen bewegten Ausdruck und richteten sich verträumt in die golddunstige Ferne.

„Ja," sagte sie. „Ich bin glücklich; so glücklich, wie ich sein kann, seitdem ich das Liebste verlor —"

„Erzähle mir von deiner Mutter!" rief er. „Du hast es nie mehr gethan seit jenem Morgen, obschon du es mir damals versprachst!"

Björn hatte die Absicht, ihr wohlzuthun, indem er ihr Gelegenheit gab, von ihrem Kummer und von ihrer Toten zu reden. Aber er ahnte nicht entfernt, wie

wohl er ihr that. Rottraut hatte oft ein brennendes Heimweh nach der Mutter. Sie lag oft nachts und weinte heiße Thränen um die eine, die ihr Mutter und Freundin, Rat und Fürsorge, Teilnahme und Verständnis, alles in einem gewesen war; denn das alles war nun mit der einen dahin. Selbständig, selbstverantwortlich war sie ins Leben hinaus geworfen worden, und wenn auch gute Menschen sie in ihrer schützenden Mitte freundlich aufgenommen hatten, wenn sie auch äußerlich versorgt und geborgen war — es war doch anders. Nicht das schreckte sie, daß sie bei allen ferneren entscheidenden Schritten ihres Lebens auf ihr eignes Gutdünken und Entschließen angewiesen sein würde — sie besaß Mut, Selbständigkeit und Frische genug, um den Kampf ums Dasein aufzunehmen. Aber daß sie mit ihrem jungen Herzen einsam war, das fiel ihr schwer zu tragen. — Julia geriet trotz ihres redlichen Bemühens, es zu verbergen, allemal in eine unbehagliche Stimmung, wenn Rottraut über ihre Trauer sprach und traurig war; und wenn sie vollends gar weinte, so war Julia außer sich und ratlos. Und da Rottraut selbstlos und taktvoll war und nichts so sehr scheute, als andern lästig zu fallen, hörte sie schnell ganz auf, ihre eignen Angelegenheiten zum Gesprächsgegenstand zu machen. Julia beruhigte sich dabei. Sie glaubte, Rottraut habe sich getröstet, und fragte nicht mehr danach.

Aber nicht solche Aussprache allein war es, was Rottraut schmerzlich vermißte. Der ganze rückhaltlose Gedankenaustausch, den sie mit ihrer Mutter in inniger Herzensgemeinschaft gepflegt hatte, die innere Wechselwirkung zweier Menschen aufeinander, das sympathische Ineinanderströmen von Seele zu Seele war es, was sie viel empfindlicher vermißte, und was sie oft mit dem traurigen Gefühl innerer Verödung quälte. — Julia war gut und liebenswürdig; aber außer über Wirtschaft, Kleider und allerlei Tagesklatsch war mit ihr nicht zu reden. Und Björn war ja nie vorhanden. Tags über war er draußen — abends am Schreibtisch.

Weil Rottraut ein verständiges Mädchen war und niemand mit sentimentalen Gesichtern oder selbstsüchtigen Klagen behelligte, sondern von dem Standpunkt ausging, daß es ihre Aufgabe sei, Björn und Julia die Aufnahme in ihr Haus täglich und stündlich zu danken, daß sie nichts zu verlangen, sondern nur zu vergelten habe, so zweifelte niemand daran, daß sie vollkommen zufrieden sei.

Seit Björn mit ihr spazieren ging, war diesem Mangel abgeholfen. Seine Art flößte ihr ein unbegrenztes Vertrauen ein und that ihr unbeschreiblich wohl. Sie fühlte sich ihm nah und vertraut und scheute sich nicht, ihre geheimsten Gedanken vor ihm auszukramen. Sie kam nie auf den Einfall, daß er ihr Geplauder langweilig oder lächerlich finden könne — er hatte Verständnis und Erklärung für alles. Diese Spaziergänge waren ihre Erholungsstunden, von denen sie sich eine Portion Frische und Freudigkeit heimbrachte, mit welcher sie allen ihrer guten Laune auferlegten Proben frohgemut stand hielt.

Es gab eine ganze Menge solcher Proben für sie. Julia war ein verzogenes Kind, und mit solchen ist nicht immer leicht fertig werden. Das einzige, was vom Weibe in ihr war — die anbetende Leidenschaft für Björn — das ging ja Rottraut nichts an; das verlieh in ihren unschuldsvollen Augen Julia nur einen gewissen rührenden, geheimnisvollen Reiz.

Seit ſie nun auch mit Björn von ihrer Mutter ſprach, war die letzte Scheu vor ihm von ihr gewichen. Seitdem hängte ſie ſich an ihn mit einer grenzenloſen Dankbarkeit.

„Ich danke dir, daß du ſo gut zu mir biſt!“ ſagte ſie mit unterdrückter Heftigkeit, als ſie ſich dem Hofe näherten; ſchob ihren Arm zutraulich in den ſeinen und drückte ihr Geſicht an ſeinen Ärmel. Er ſtand erſchrocken ſtill.

„Aber Traute — aber Kind — ich habe dir ja gar nichts gethan “ Sie richtete ſich auf und ſchien verlegen über ihre impulſive Vertraulichkeit. Doch ihre Augen ſtrahlten, als ſie ſagte:

„Du biſt aber ſo gut —“

Björn brauchte in der That eine ganze Weile Überlegung, um zu begreifen, was ihm ſolche heiße Dankbarkeit eingetragen. Und als er es begriff, wurde er ſehr ernſt. Er ſah an dieſem Abend mehreremale zu Julia hinüber und unterdrückte einen Seufzer. Und wenn er dann Rottraut anblickte, flog über ſein Geſicht ein ſehr weicher, gerührter Ausdruck.

Julias Wirtſchafterin war krank geworden und mußte außer der Zeit entlaſſen werden. Julia war unglücklich über die Störung im Haushalt, über die ihr daraus erwachſenden Mühen und Unbequemlichkeiten, über die vorausſichtliche Unmöglichkeit, vor Ablauf des Vierteljahrs einen Erſatz zu finden.

„Beunruhige dich doch nicht ſo ſehr deshalb,“ ſagte Rottraut in ihrer freundlich beſchwichtigenden Art. „Ich werde ſo lange Wirtin ſpielen!“ Julia ſah ganz verblüfft auf.

„Du? — Kannſt du denn kochen?“

„Mutter hat es mich ein wenig gelehrt, ſo die erſten Grundlagen. Das einfache Eſſen, das ihr gewohnt ſeid, wird mir ſchon glücken. Das Küchenmädchen iſt ja auch ganz anſtellig —“

„Aber das iſt doch eine ſchreckliche Beſchäftigung — in der Junihitze!“

„O, es iſt nicht ſo ſchlimm. Du beſuchſt mich mal bei der Arbeit und überzeugſt dich davon!“

„Aber das Einmachen — all das Obſt und Gemüſe —“ jammerte Julia. „Und all das kleine Vieh im Hühnerſtall? —“

„Ja — kannſt du denn nicht einmachen?“ fragte Rottraut ein wenig zaghaft.

„Wie ſollte ich? — In der Stadt lernt man das nicht. Hier hatte ich immer eine gute Wirtin und habe mich nie darum gekümmert.“

‚Ja — was haſt du denn den ganzen Tag gethan?‘ dachte Rottraut und ſah Julia verwundert an. Aber ſie faßte ſich ſchnell und ſagte:

„Hm — das iſt dumm; ich kann es auch nicht. — Weißt du was? Wir bitten Litta, daß ſie kommt und uns hilft; die thut es ſicher gern!“ Julia fand den Vorſchlag nicht ſehr angenehm, ſah aber doch ein, daß er gut war.

„Und das kleine Federvieh," fuhr Rottraut unermüdlich fort, „das will ich schon besorgen. Du hast ja ohnehin den ganzen Tag eine alte Frau zum Hüten auf dem Grashof — die wird mir schon von allem Bescheid sagen. Das Ausführen ist dann eine Kleinigkeit."

Julia schüttelte verständnislos den Kopf und seufzte. Es war ihr unbegreiflich, wie man an all diesen unangenehmen Arbeiten ein Vergnügen finden, wie man sie gern thun könne. Daß man auch einmal aus Notwendigkeit, aus Pflicht etwas Unangenehmes thun, und es, eben weil es Pflicht ist, gern thun könne, begriff sie noch weniger. Da es ihr aber auf sehr angenehme Weise aus der Verlegenheit half, so nahm sie nach einigem Hin- und Herreden Rottrauts Anerbieten willig an.

Mit einem wahren Feuereifer stürzte sich Rottraut in die Obliegenheiten ihres neuen Amtes. Heimlich — Björn durfte nichts davon wissen, weil er es sonst am Ende nicht gelitten hätte — stand sie täglich eine Stunde früher auf, fütterte das Federvieh und besorgte das Frühstück. Sie stand vormittags mit hochroten Backen am Herde, und was sie dann auf den Tisch brachte, wurde mit jedem Tage besser und appetitlicher. Sie hatte zu allem Talent, auch zum Kochen. Julia sah es mit wehmütigem Neide an, fühlte aber nicht einmal den Wunsch, es ihrerseits zu versuchen.

Björn war anfangs mit dieser Einrichtung durchaus nicht einverstanden gewesen, und es hatte vieler Klagen von Julia und vielen Schmeichelns und Zuredens von Rottraut bedurft, bis er endlich darein willigte. Die ersten Tage war er sichtlich verstimmt und beobachtete Rottrauts Gesicht mit heimlichem Mißtrauen, ob es nicht Spuren von Überanstrengung zeige. Schließlich konnte er ihrem immerfrohen Wesen, mit dem sie ihrer Arbeit nachging, den strahlenden Augen, mit denen sie die Erzeugnisse ihrer Kochkunst auf den Tisch kommen sah, nicht mehr widerstehen.

„Na, Traute — wenn es dir solchen Spaß macht, dann darf ich dir ja wohl den Spaß nicht verderben," sagte er eines Tages; und nun fing er an zu essen, wie ein Ferienkind und behauptete, es habe ihm noch nie so gut geschmeckt, und sagte das jeden Tag, nur, um Rottraut eine Freude zu machen, denn es schmeckte keineswegs immer köstlich. Er wollte sie auf irgend eine Weise für ihren Fleiß und ihre Emsigkeit belohnen, und es gelang ihm. Sie wurde feuerrot vor Freude, wenn er sie lobte. Aber auf Julias Stirn erschien eine trübe Falte.

„Mein armer Garten kommt zu kurz über meiner Küchenthätigkeit," meinte Rottraut eines Abends bedauernd, als sie mit Julia die arg verunkrauteten Steige entlang schritt. „Die Bohnen müssen gehäufelt werden, und die Erbsen müssen Strauch haben, und alles Gemüse muß gehackt werden — Prölsen verläßt sich jetzt ganz auf mich und denkt, wenn er begießt, so hat er genug gethan. Ich werde Björn fragen, ob ich morgen ein paar Frauen bekommen kann — du könntest sie doch beaufsichtigen, während ich in der Küche zu thun habe!"

Julia seufzte ein wenig, widersprach aber nicht.

„Mein ganzer, schön erträumter Gelderwerb geht mir verloren," fuhr Rottraut in fröhlichem Unmut fort. „Das kommt davon, wenn man zu vielerlei vornimmt: oder vielmehr, wenn man seine Zeit so schlecht einteilt, daß nicht jede Pflicht zu ihrem Recht kommt!" Mit gerunzelter Stirn, als habe sie ernste Sorge, ging sie zwischen

den Beeten umher, dabei laut überlegend, was morgen alles gemacht werden müſſe, und wie die Arbeit am richtigſten einzuteilen ſei.

„Die Erdbeeren ſind auch ziemlich reif; von morgen ab kann ich welche auf den Tiſch bringen. Und heute noch ſchreibe ich an Litta, daß ſie kommen möchte. Vielleicht giebt es bis dahin auch noch grüne Erbſen, ſoviel, daß wir ein paar Büchſen davon einmachen können und ich es dabei lerne —“

Während ſie ſo ſprach und ſann und dachte, kam Björn des Weges daher. Sie bemerkte ihn erſt, als er ſchon dicht herangekommen war, und rief ihm mitten aus ihren Gedanken heraus zu:

„Ach, Björn, du kommſt wie gerufen! Kannſt du mir morgen ein paar Arbeitskräfte in den Garten geben? Sieh nur, wie das hier ausſieht — ich ſchaffe es nicht mehr allein, ich habe jetzt zu wenig Zeit!“

Björn ſah die verwilderten Beete, ſah ihr bekümmertes Geſicht und lächelte.

„Selbſtverſtändlich, Traute. Ich werde heute abend noch anordnen, daß ein paar Mädchen oder Frauen von der Heuarbeit zurückbleiben.“

„Von der Heuarbeit — o, das iſt aber ſicher ſehr unbequem?“

„Du kannſt Leute haben, wann und wieviel du willſt,“ ſagte er kurz und beſtimmt.

„Wenn ich einmal Leute in den Garten haben wollte, warſt du nicht ſo bereitwillig,“ meinte plötzlich Julia und machte ein gekränktes Geſicht. Björn ſah ſie überraſcht an.

„Das war auch etwas ganz andres —“

„So — warum denn? Muß man gegen Fremde immer gefälliger ſein, wie gegen die eigne Frau?“

„Nein, durchaus nicht. Aber du haſt dich nie eingehend und regelmäßig um den Garten gekümmert. Du haſt ein oder zwei Sommer hindurch Leute gehabt ſo oft du wollteſt und ſo ſchwer ſie mir manchmal zu entbehren waren. Hätte ich irgend einen Erfolg geſehen, ſo hätteſt du die nötige Hilfe auch weiter bekommen. Aber du wirſt zugeben, daß der Erfolg fehlte. Und da meinte ich natürlich: Das Wenige, was bei all dem Aufwand an Arbeit und Koſten gewachſen iſt, kann auch Prölſen allein beſorgen. Und er hat es ja auch beſorgt.“

„Und nun — glaubſt du denn, daß Rottraut mehr Erfolge erzielen wird?“ Björns Blick ſtreifte die langen Beete, auf denen es trotz Unkraut von kräftig entwickelten Pflanzen und Stauden ſtrotzte, mit wohlwollendem Blick:

„Ja, nach dem, was ich ſehe, glaube ich das. — Ich mache dir ja keinen Vorwurf daraus, liebes Herz,“ fuhr er gutmütig fort, und ſchlang ſeinen Arm um Julias Schultern. „Gartenbau iſt eben Talentſache, und was kann man dafür, ob man ein Talent hat oder nicht. Rottraut hat auch mehr Zeit wie du. Du haſt mich und den Jungen und die Wirtſchaft — alle erheben Anſpruch an dich; da konnteſt du dich nicht einer Sache ſo ausſchließlich widmen, wie es nötig war, um etwas darin zu leiſten.“

Julia ſchmiegte ſich an ihn an und lauſchte gierig auf jedes ſeiner ſchonenden Worte. Rottraut hatte ſich abgewandt. Sie hatte manchmal ſo ein ſonderbares Gefühl im Herzen, wenn der Mann ſo nachſichtig, ſo großmütig, ſo unendlich zart

und liebreich mit ſeiner Frau umging, wie mit einem Kinde. Ein ſonderbares Gefühl, das ſie nicht verſtand, und das ein Gemiſch von Bewunderung und Erbarmen war.

„Und wenn Rottraut keine nennenswerten Erfolge erzielt," fuhr Björn beinahe neckiſch fort und ſah fröhlich zu dem ſchmächtigen Mädchen hinüber, „ſo bekommt ſie nächſtes Jahr auch keine Leute mehr! Alſo — nimm dich zuſammen, Traute!"

Sie konnte ihn nicht im Stich laſſen; ſie mußte ihm zu Hilfe kommen. Und ſo rief ſie vergnügt:

„Nächſtes Jahr bekommt Harry von den Früchten meiner Arbeit einen Pony, und damit wird er mir Gartenfuhren leiſten, damit ich noch mehr verdienen kann! Hurra!" Und ſie ergriff den Jungen, der hinter ſeinem Vater hergelaufen war, bei der Hand und lief mit ihm davon.

Rottraut hatte ein reines Herz und ein fröhliches Herz. Und mit dieſem Herzen war ſie des Hauſes Sonnenſchein und ganz beſonders Björns Sonnenſchein. Sie war ſeinem Gemüt eine Erquickung mit ihrer tauigen Friſche und ſeiner Seele eine Wohlthat mit ihrer impulſiven Wärme, mit ihrer ernſten Tiefe. Er ſonnte ſich förmlich in dem Zauber ihres Weſens, und das Licht, das er im Umgang mit ihr einſog, ſtrahlte zurück aus ſeinen Augen, die noch nie ſo heiter gelacht hatten, als jetzt.

Am andern Morgen traten ſechs ſtramme Weiber zur Gartenarbeit an. Rottraut verteilte ſie an den verſchiedenen Beeten bei verſchiedenen Beſchäftigungen. Als ſie zum erſten Frühſtück hereinkam, ſagte ſie zu Julia:

„So, wenn du nun ſo gut ſein willſt, ab und zu nachzuſehen, ob ſie fleißig ſind und ihre Sache gut machen —"

„Laß nur," Julia blickte nicht von ihrer Taſſe auf; „bleibe du nur im Garten. Ich habe mir vorgenommen, heute einmal zu kochen." Rottraut ſah erſtaunt, beinahe erſchrocken aus.

„Aber das kannſt du ja gar nicht!"

„Das werden wir ſehen."

„Und es iſt dir doch auch ſo unangenehm —" Es wollte Rottraut durchaus nicht in den Sinn, was Julia da vorhatte.

„Das kann dir ja gleichgültig ſein," entgegnete Julia eigenſinnig. „Ich habe mir das nun einmal ſo ausgedacht."

Rottraut ſchwieg und ließ ihr den Willen.

Zu Mittag kam ein Gericht auf den Tiſch, von dem man nicht recht erkannte, was es ſein ſollte.

„Was ſtellt denn das vor?" fragte Björn, der ſonſt nichts weniger als ein Feinſchmecker war.

„Das hat Mutter gekocht," rief Harry; er hatte den ganzen Vormittag ſehr intereſſiert bei Julias Unternehmungen zugeſehen. Björn ſah auf — Julia war erhitzt und nicht in beſter Laune; Rottraut ſah verlegen auf ihren Teller nieder. Björn begriff.

„Ach ſo," ſagte er mit dem Ausdruck rührendſter Güte; „darum ſchmeckt es auch ſo ſchön —"

Er aß tapfer und anſcheinend mit dem größten Behagen.

„Aber wie kommſt du denn plötzlich darauf, zu kochen?“ fragte er beluſtigt. Julia ſchluckte ein paarmal an Thränen.

„Rottraut hatte ja im Garten zu thun — und es machte mir Spaß —“

„Es wäre gar nicht nötig geweſen,“ miſchte ſich Rottraut darein. „Aber Julia wollte mir durchaus helfen — und nun ſieh nur, wie nett ſie es gleich das erſte Mal gemacht hat!“

Sie nickte ihr vergnügt zu. Aber Julia bemühte ſich vergebens, über das unverdiente Lob erfreut zu thun. Schweigend ließ ſie es geſchehen, daß Björn ſeinen ganzen Teller leerte und ihn ſich dann noch zum zweitenmale füllte.

Nach Tiſch pflegte Björn ein Viertelſtündchen zu ruhen. Auch Julia und Rottraut ſaßen oder lagen dann wohl eine Weile in traulichem Nichtsthun beiſammen.

Heute warf ſich Julia mit einer Gebärde gänzlicher Mutloſigkeit in einen tiefen Lehnſeſſel — die Einrichtung ihres Zimmers war noch dieſelbe, die ſie als Eberhard Alteſahrs Frau beſeſſen — und ſagte, die Arme im Genick verſchränkend und zur Decke ſtarrend:

„Morgen koche du nur wieder, Rottraut. Ich bin ja doch nichts nütze —“ und dann brach ſie in Thränen aus.

Das junge Mädchen war furchtbar erſchrocken; blickte Julia ſekundenlang faſſungslos an, kniete dann neben ihr nieder und überſchüttete ſie mit Zärtlichkeiten.

„Aber Julia — liebe, einzige Julia, wie kannſt du dir das nur ſo zu Herzen nehmen, daß dir mal was mißglückt iſt — es war doch dein erſter Verſuch —“ ſo und weiter bemühte ſie ſich aus treuem, warmem Herzen die Thränen zu ſtillen, die ſie beſſer zu verſtehen und zu würdigen wußte, als Julia es ahnte.

„Du kannſt alles — und ich kann nichts —“ ſchluchzte Julia.

„Du kannſt nichts, meinſt du, weil du gerade zufällig nicht kochen kannſt —“ rief Rottraut unter Küſſen und Streicheln; „du kannſt ſo vieles andre! Du kannſt, zum Beiſpiel, lieben —“ es entfuhr ihr ſo, und ſie wurde dunkelrot dabei.

„Und ich glaube,“ fuhr ſie eifrig fort, „wichtiger als alles andre an ſeiner Frau iſt dem Manne, ob ſie ihn liebt oder nicht!“

Julia ſtarrte trübſinnig vor ſich hin.

„In den erſten Monaten vielleicht — nachher nicht mehr. Nachher treten andre Dinge in den Vordergrund!“

Zum erſtenmal in ihrem Leben litt Julia entſetzlich unter ihrer eignen Untüchtigkeit.

Am andern Tage kam Litta zum Erdbeereneinkochen. Rottraut ging eifrig bei ihr in die Lehre, und Julia, die ihre gute Laune wiedergefunden hatte, that ſo, als helfe auch ſie.

Rottraut hatte ſich in Björns Familie ſchnell die ungeteilteſte Zuneigung gewonnen. Nicht durch das, was Björn von ihr erzählte — Björn erzählte nie etwas von ihr —, ſondern lediglich durch das, was ſie war; durch ihre Natürlichkeit und Warmherzigkeit, durch ihre Tüchtigkeit und Brauchbarkeit, wo immer das Leben ſie hinſtellte.

‚Wenn doch Rottraut seine Frau wäre!‘ so dachten sie alle; so sprachen sie wohl auch zueinander in vertraulichen Augenblicken. Natürlich waren sie viel zu taktvoll und zartfühlend, um es Julia oder, schlimmer noch, Björn empfinden zu lassen. Aber Julia fühlte es trotzdem. Sie argwöhnte diese Empfindung, weil sie selbst sie allzu natürlich fand. Es füllte sie mit gekränktem Stolz, mit schmerzendem Trotz. Aber sie ließ sich nichts merken und verzehrte sich in schweigendem Herzweh.

„Das nächste Mal kannst du es allein — du bist ja eine fabelhaft geschickte kleine Person!“ sagte Litta, als sie die schön gefüllten Gläser zuband. Sie nannte sich längst „du“ mit Rottraut und hatte überhaupt ein sehr vertrautes Verhältnis mit ihr. — Rottraut errötete vor Freude über das Lob und nahm sich sofort vor, es auch wirklich das nächste Mal allein zu machen.

Litta war lange nicht dagewesen und hatte beschlossen, über Nacht zu bleiben. Es gab viel Neues zu sehen, und Litta interessierte sich für das Geringste in ihres Bruders Wirtschaft. Björn schlug einen großen Spaziergang vor. Julia erklärte von vornherein, ihn nicht mitmachen zu können; sie wußte, daß ein Marsch mit diesen beiden kernigen Menschen ihre Kräfte überstieg. Rottraut beschloß, bei Julia zu bleiben, soviel diese auch dagegen redete. In Wirklichkeit war sie ein wenig abgearbeitet und hatte außerdem noch im Garten zu thun; mochte aber von beidem nicht reden.

So gingen die Geschwister allein. — Es war eine Lust, Litta gegen den immer wehenden Wind ausschreiten zu sehen. Björn sah ihren ruhigen, kraftvollen Bewegungen mit Wohlgefallen zu.

„Du kannst doch noch besser marschieren, wie Rottraut!“

„Die ist ja auch wie ein Grashalm,“ sagte Litta fast mitleidig. „Ihr müßt sie besser pflegen.“

„Ich glaube nicht, daß es daran liegt. Ich habe nie den Eindruck gehabt, als ob sie schwächlich sei. Im Gegenteil, sie ist ungemein leistungsfähig. Sie steckt voller Blut und hat Muskeln von Draht. Sie ist nur so schmal und geschmeidig — wie eine junge Pantherkatze. Sie wird nie einen stämmigen Eindruck machen.“

„Wie kommt sie denn mit Julia aus?“

„Sehr gut; sie lieben sich, wie es scheint, aufrichtig. Zweifelteſt du daran?“

„Das nicht gerade — aber du weißt ja, wie das oft ist mit Stiefschwestern. Und sie sind doch sehr verschieden —“

Björn hatte nicht Lust, auf diese Verschiedenheit näher einzugehen, und fing von etwas anderm an.

Bei den Koppeln hielten sie sich länger auf. Von allem Landwirtschaftlichen liebte Litta das Vieh ganz besonders.

„Du solltest nur sehen, wenn Rottraut mit Harry die Füllen herumjagt,“ sagte Björn so beiher und sah ganz vergnügt aus bei der bloßen Vorstellung. „Man weiß nicht, wer besser springt von den jungen Geschöpfen, die vierbeinigen oder die zweibeinigen!“

„Interessiert sich denn Rottraut für das alles?“

„O, sehr. Sie versteht sogar schon eine ganze Menge davon.“

„Nun ja, das habe ich ja eigentlich selbst längst gemerkt —“ meinte Litta nachdenklich.

Dann, auf dem kleinen Hügel an der Gjelſau, wo ein paar einſame Birken ein windſchiefes Daſein friſteten, ſtand er ſtill.

„Hier halte ich immer gern eine kurze Umſchau. Ich mag den Platz gern. Er iſt auch ſchon Rottrauts Lieblingsplatz geworden.“

„Geht ſie viel ſpazieren?“ fragte Litta.

„Ja, viel und gern. Wir gehen oft zuſammen. Julia iſt ja leider nicht dazu zu bewegen.“

Heimkehrend, kamen ſie an dem Grashof hinter dem Hühnerſtall vorbei; ein altes krummes Weiblein trieb eben mit vieler Mühe ein ſtattlich Häuflein allerhand flatternden, hüpfenden und piependen Getiers dem hintern Eingang zu. Litta intereſſierte ſich ſofort lebhaft dafür und wollte allerlei darüber wiſſen.

„Da mußt du Rottraut fragen,“ ſagte Björn. „Seit Julia ſo plötzlich ihre Wirtin entlaſſen mußte, hat ſie die Aufſicht über den Hühnerſtall.“ Litta ſchwieg. Dann wünſchte ſie, noch den Gemüſegarten zu ſehen.

„Wir ſind nun gerade mal unterwegs, und wer weiß, was morgen für Wetter iſt.“ Björn war ihr gern zu Willen.

Es war ſchon Feierabend, der Garten lag ſtill und verlaſſen. Nach der eben vollendeten Säuberung ſahen die Beete und Pflanzen doppelt ſtattlich und luſtig aus. Manche waren friſch gegoſſen; das junge Grün hing ſchwer darnieder unter der Laſt der Tropfen, die noch an Blättern und Stengeln haſteten.

„Was iſt denn hier für eine Veränderung vorgegangen?“ rief Litta überraſcht. „Sonſt war euer Garten doch immer ein Stückchen Wildnis —“

„Ja — das iſt Rottrauts Verdienſt,“ ſagte Björn beinahe verlegen. „Sie wollte durchaus ihre Künſte auch auf dieſem Gebiet erproben und hat die Abſicht, große Einnahmen zu erzielen.“

„Wo nimmt ſie nur die Zeit dazu her?“ fragte Litta und ſah ſich bewundernd um.

„Ich weiß es ſelber nicht; ſie iſt emſig wie eine Biene von früh bis ſpät, und je mehr ſie zu thun hat, um ſo fröhlicher iſt ſie.“

Harry hatte durchs Fenſter den Vater und Tante Litta entdeckt und kam herausgeſtürzt aus dem Hauſe, ihnen nachzueilen. Jubelnd ſchoß er den Weg entlang in Littas ihm entgegengebreitete Arme.

„Er ſieht prächtig aus!“ ſagte ſie, ihn zärtlich betrachtend. Dann, mit einem Kennerblick ſeinen Anzug muſternd: „Und wer hat ihm denn den allerliebſten Kittel genäht?“

„Tante Rottraut!“ rief das Kind mit ſtolzem Augenleuchten.

Björns Geſicht trug wieder den ſchwermütig lächelnden, unendlich guten Ausdruck, der Rottraut manchmal zu Thränen rührte. Es war nicht recht zu erkennen, ob er das Kind anſah oder den Kittel.

„Rottraut ſcheint ja hier eine ſehr wichtige Perſönlichkeit geworden zu ſein.“ Litta lachte dabei; eigentlich aber war ſie ſehr ernſt geſtimmt.

„Ja,“ ſagte Björn ruhig. „Sie iſt wie ein Sonnenſchein und ein Vogellied. Es iſt ein rechtes Glück für Julia.“

Spät abends, als schon jeder sein Schlafzimmer aufgesucht hatte, schlich Litta, bereits halb ausgezogen, über den Gang und klopfte leise bei Rottraut an.

„Mach mir noch einmal auf!“ bat sie hinter der Thüre. Rottraut öffnete sofort und sah den späten Gast ein wenig erstaunt an. Auch sie hatte ihr schwarzes Kleidchen bereits ausgezogen und einen weißen Frisiermantel um die schmalen Schultern gehängt. Ihr dunkles Köpfchen mit dem bräunlichen, warm gefärbten Gesicht hob sich überraschend scharf und wirksam von dem hellen Weiß ab.

Litta betrachtete sie von oben bis unten, während Rottraut die Thür hinter ihr zumachte und ihr einen Stuhl herbeitrug.

„Du müßtest immer helle Farben tragen,“ sagte sie. „Du siehst ja ganz fabelhaft hübsch darin aus!“ Rottraut lachte kurz und herzlich.

„Kommst du nur, um mir das zu sagen?“

„Nein, bewahre — ich war ja auf diesen Eindruck gar nicht vorbereitet. — Ich wollte noch ein wenig mit dir plaudern. Wir haben uns den ganzen Tag nicht einen Augenblick allein gehabt —“

Sie setzte sich behaglich auf dem Stuhl zurecht, den Rottraut für sie hingeschoben hatte. Das große, blonde, breit und kräftig gebaute Mädchen bot einen schroffen Gegensatz zu dem feingliedrigen, dunkelfarbigen Geschöpf, das einige Schritt von ihr auf der Kante seines schmalen weißen Bettchens hockte. Sie waren fast gleich alt, und doch sah Rottraut aus wie ein Kind gegen die reifer entwickelte Gefährtin.

„Eigentlich —“ begann Litta, ohne die klaren, blauen Augen von Rottraut zu wenden, „bin ich nur gekommen, um dir zu sagen, daß ich dich bewundere. Ich wollte dir das nicht in Julias Gegenwart sagen, denn ich dachte, es könnte sie traurig machen —“

Rottraut sah erstaunt und unschuldsvoll zu der Sprecherin auf.

„Was meinst du denn?“

„Nun — du machst doch jetzt hier alles. Was früher ein andrer oder niemand that, das thust du. Alle Unordnung bringst du in Ordnung. In jede Lücke springst du helfend ein. Es ist in allem ein ganz andrer Zug —“

„Aber Litta, du übertreibst ja furchtbar!“ rief Rottraut, die dunkelrot geworden war. „Ich mache mir etwas zu thun — nun ja, das ist wahr, aber das ist doch nur natürlich. Was sollte ich wohl den ganzen Tag machen? Meine Mutter hat mich immer zum Arbeiten angehalten. Und da ist es auch weiter ganz natürlich, daß ich mir solche Arbeiten vornehme, womit ich Julia ein wenig nützen kann. Denn ich bin ihr doch auch sehr, sehr viel Dank schuldig!“

„Dafür, daß sie dich aufgenommen hat? Nun — ich finde, sie kann sich freuen, daß sie dich unter ihrem Dache hat. Glaube mir, es weht jetzt hier eine ganz andre Luft!“

„Ach Litta —“ es klang bedrückt, und Rottraut legte die Stirn in die Hand: „ich mit meinen Trauerkleidern und mit meinem — glaube mir's! — oft recht traurigen Herzen!“

Da saß Litta neben ihr auf der Bettkante und drückte sie zärtlich an sich.

„Du armer, verwaister Vogel! Wer wollte dir's verdenken! Aber gerade um so mehr bist du zu bewundern und zu loben, daß du so viel schaffst und thust, mit

dem betrübten Herzen und den — ſei nicht böſe — erbärmlichen kleinen Gliedern! Und wenn du merkſt, wieviel Gutes du hier thuſt, ſo wirſt du allein dadurch mit der Zeit ſchon Glück und Befriedigung finden!“

Rottraut hob das Geſicht aus den Händen. Ihre Augen leuchteten noch wärmer durch die Thränen, die ſich raſch darin geſammelt hatten.

„Ich bin ſo gern hier, Litta. So ſehr, ſehr gern!“

Litta ſah ſie nachdenklich an. „Haſt du Julia lieb?“

„Ja. Julia iſt gut und freundlich; und ich glaube, es iſt ihr gut, daß ſie nicht mehr ſo viel allein iſt.“

„Sie brauchte nie allein zu ſein,“ ſagte Litta ein wenig ſtreng. „Wenn eine verheiratete Frau an Alleinſein leidet, ſo iſt das ihre Schuld.“

„Wieſo?“

„Weil ſie ihren Mann nicht genug zu feſſeln verſtand.“

„Das iſt doch hart geurteilt, Litta. — Julia iſt ſehr ungern allein; ſie hätte es gewiß verhindert, wenn ſie es vermocht hätte. Aber ſie kann oft körperlich nicht ſo, wie ſie wohl möchte.“

„Wie meinſt du das?“

„Nun — Björn iſt ein Landkind und eine kernige, zähe Natur. Er iſt bei Wind und Wetter den ganzen Tag im Freien; er muß es auch, denn es iſt ſein Beruf. Julia kann es aber einfach nicht. Sie iſt ein verzärteltes Stadtkind —“

„Ach was,“ ſtritt Litta mitleidslos; „das iſt alles Gewohnheit. Wenn ſie nur von Anfang an gewollt hätte! — Du haſt es doch auch gelernt!“

„Ich habe eben eine andre Natur, wie Julia. Das iſt Anlage; dafür kann man nichts.“ Litta ſchwieg ein Weilchen.

„Gut —“ meinte ſie dann. „Nehmen wir an, du habeſt recht. Es iſt das Los mancher Frau, täglich ſtundenlang ſich ſelbſt überlaſſen zu ſein. Es liegt aber ganz an ihr, wie ſie dieſe Zeit ausnützt. Jede Frau, namentlich auf dem Lande, findet genug Gelegenheit zu nützlicher und zeitkürzender Beſchäftigung; es iſt ſogar ihre Pflicht, zu arbeiten und zu ſchaffen. Julia aber hat das nie gethan. Natürlich haben ſich ihr die Stunden des Alleinſeins zu endloſer Öde gedehnt, in der ſie Grillen fing und ſich unglücklich fühlte. Das letztere kann ich ihr nicht einmal verdenken. Ich wäre verrückt geworden bei einem Leben, wie ſie es hier all dieſe Jahre geführt hat.“

„Du mußt ſie nicht ſo hart beurteilen,“ ſagte Rottraut begütigend. „Bedenke, was ihr früheres Leben war. Sie hat es nie gelernt, zu arbeiten.“

„So hätte ſie es hier lernen können. Sie war noch nicht zu alt dazu. Damit, daß ſie ein Stadtkind iſt, kannſt du ſie nicht entſchuldigen. Du biſt auch ein Stadtkind —“

„Du mußt mich nicht immer mit ihr vergleichen. Ich bin ganz anders erzogen, wie ſie.“

„So hätte ſie ſich ſollen durch das Leben weiter erziehen laſſen. Und du kannſt mir glauben, wenn ſie die rechte Liebe zu Björn hätte, ſo würde ſie manches gelernt haben. Denn wir Frauen haben die Gabe, aus Liebe das zu werden, als was die Männer uns haben möchten. Aber es muß die rechte Liebe ſein. Und die hat Julia nicht.“

„Aber Litta — wie kannst du das behaupten?“ rief Rottraut ganz entrüstet. „Julia liebt Björn leidenschaftlich; sie betet ihn an, sie vergöttert ihn geradezu! Ich weiß es, denn ich sehe und erlebe es täglich!“ Ihre Augen flammten, sie war ganz erregt.

„Das gebe ich alles zu,“ sagte Litta mit überlegener Ruhe. „Trotzdem ist ihre Liebe nicht die rechte. Denn es ist eine selbstsüchtige und kindische Liebe; eine Leidenschaft, die nur nach Genuß und Befriedigung strebt, die nur das eigne Glück sucht, und nicht das des andern.“ Sie schwieg. Rottraut senkte den Kopf und schien angestrengt nachzudenken. Endlich seufzte sie kurz auf.

„Du mußt nicht so von Julia sprechen. Julia ist wirklich gut und kann sehr reizend sein. Und oft, weißt du, thut sie mir leid. Ich glaube, sie wäre ganz anders, wenn sie könnte. Aber sie kann eben nicht anders sein, wie sie ist.“

„Damit kann man freilich vieles entschuldigen —“

„Man muß auch so viel wie möglich entschuldigen.“

Litta stand auf und begann im Zimmer hin und her zu gehen. Sie schien noch etwas auf dem Herzen zu haben. Rottraut blieb ruhig in ihrer kauernden Stellung sitzen.

Plötzlich machte Litta dicht vor ihr Halt.

„Rottraut,“ fragte sie mit gedämpfter Stimme, „glaubst du, daß Björn glücklich ist?“

Langsam sah die Angeredete auf. Ihr Auge war durchsichtig wie ein helles Fenster.

„Natürlich ist er glücklich,“ sagte sie, beinahe lachend über die seltsame Frage. Aber Litta lachte nicht mit.

„Warum: natürlich!?“

„Weil ein Mann, wie Björn, gar nicht anders als glücklich sein kann.“

„Wie meinst du das: ein Mann wie Björn?“

„Ein Mann,“ erklärte Rottraut, „der seine Arbeit mit soviel Liebe thut und mit soviel Erfolg, der gegen alle Menschen gut und freundlich ist, der die Natur so liebt, der einen so selbstständigen, festen Charakter hat und ein so zufriedenes Gemüt.“

„Nun ja — das alles sind sehr schöne Gaben und Eigenschaften; sie helfen das Leben ertragen und verschönern. Aber glücklich ist man dadurch allein noch nicht!“

„Ja — was meinst du denn?“

„Ich meine: ob Björn Julia liebt?“

Rottraut antwortete darauf nicht gleich. Es war, als überlege sie, warum Litta diese Frage stelle. Und darum klang ihre Antwort auch weniger ungezwungen, als vorhin:

„Aber natürlich liebt er sie!“

Litta war entschieden nicht befriedigt von dieser Antwort. Sie warf Rottraut einen mißtrauenden Blick zu und ging wieder einigemale auf und ab. Dann setzte sie sich abermals neben Rottraut nieder, zog sie vertraulich an sich und sprach warm und ehrlich zu ihr.

„Du mußt nicht denken, ich wolle dich aushorchen über das Haus, in dem du verwandtschaftliche Aufnahme gefunden hast. Das wäre ja abscheulich von mir. Aber

ſiehſt du, wir machen uns manchmal Sorge um Björn. Er war früher ganz anders. Er iſt ſo verſchloſſen geworden; wir wiſſen gar nicht mehr, wie es in ihm ausſieht. Und gerade das macht uns beſorgt. Denn wenn es heiter und glücklich in ſeinem Herzen ausſähe, ſo würde er uns doch nicht gefliſſentlich jeden Einblick verwehren! — Wenn ich nicht überzeugt wäre," fuhr Litta fort, als Rottraut ſchwieg, „daß du die beiden lieb haſt, wenn du nicht ſo ein verſtändiges Mädchen wärſt, dem man vertrauen kann, ſo würde ich gewiß nicht mit dir darüber ſprechen. So aber dachte ich, könnten wir getroſt einmal davon reden, als von zwei Menſchen, deren Glück uns am Herzen liegt!"

Rottraut ſchwieg noch immer, und Litta fing an, ſich zu beunruhigen. War ſie vorſchnell geweſen mit ihrem Vertrauen?

„Wenn du mich indiskret findeſt, ſo ſage es nur," meinte ſie ein wenig gekränkt. Rottraut ſah langſam zu ihr auf.

„Ich finde dich gar nicht indiskret. Ich denke nur darüber nach. Und ich kann nur wiederholen: natürlich liebt er ſie."

„Warum glaubſt du das?"

„Weil er die Güte und Freundlichkeit ſelbſt iſt gegen ſie. Weil er immer und bei allem zuerſt denkt, ob es Julia freuen wird oder nicht. Weil er alles thut, was er ihr an den Augen abſehen kann. Weil ſein ganzes Weſen Rückſichtnahme und Aufmerkſamkeit gegen ſie iſt."

„Hm —" meinte Litta nachdenklich; „das haben wir ja auch eigentlich immer gefunden — und uns doch nicht dabei beruhigt. Glaubſt du nicht, daß er das alles doch vielleicht nur aus — Pflichtgefühl thut. Du weißt, unter welchen Umſtänden er ſie geheiratet hat, und du kennſt ſeinen Charakter —"

Sie beobachtete Rottraut beinahe ängſtlich. Die ſah aus, als ob ſie angeſtrengt nachdenke und als ob dies Nachdenken ihr weh thue.

„So, wie Björn zu Julia iſt," ſagte ſie dann langſam und beſtimmt, „ſo kann man nicht aus Pflichtgefühl ſein. So kann man nur ſein aus großer, treuer Liebe."

Es war nicht zu erkennen, ob Litta überzeugt war. Und Rottraut fühlte plötzlich den heftigen Wunſch, Litta zu überzeugen. Als ſei ſie es Björn ſchuldig, jeden Zweifel an ſeinem Glück aus dem Herzen ſeiner Angehörigen zu verſcheuchen. Und ſo fuhr ſie eifrig fort:

„Ich habe mich ja oft ſelbſt gewundert, wie die beiden zueinander paſſen möchten. Aber wir wollen uns doch darüber freuen und nicht daran rühren. Ich glaube, es wäre Julias Tod, wenn ſie dächte, es könnte anders ſein."

„Bewahre!" rief Litta ganz erſchrocken. „Du wirſt mir doch nicht zutrauen, zu ihr etwas von dieſen Gedanken zu äußern!"

Sie ſprachen noch dies und das; aber ſie waren beide zerſtreut. Litta war durch den Inhalt dieſes Geſprächs eher erregt als beruhigt. Als ſie einander Gutenacht ſagten, hielt ſie Rottraut innig umſchlungen und ſagte leiſe:

„Du mußt Björn immer recht lieb haben, hörſt du?"

„Ich? Warum denn ich?" Rottraut riß die Augen weit auf und wußte nicht, ſollte ſie das ernſt oder ſcherzhaft nehmen.

„Ich glaube," sagte Litta bewegt, „du bist so eine Art Sonnenschein für ihn. Es wird ihm wohl thun, wenn du recht gut zu ihm bist!"

Sie gab ihr noch schnell einen Kuß auf jede Backe.

„Gutenacht, Traute!" Dann lief sie hinaus.

Rottraut blieb mitten im Zimmer stehen und sah ihr verblüfft nach. Sie wußte nicht recht, warum es ihr unlieb war, daß Litta sie „Traute" nannte. Bis jetzt hatte das nur Björn gethan. War denn das ein besonderes Vorrecht, das er mit keinem teilen sollte?

Die ganze Nacht mußte sie darüber nachdenken, ob Björn glücklich sei; ob er Julia liebe; ob sie zu ihm passe — oder nicht; Gedanken, die sie noch niemals gehabt hatte.

Am andern Morgen war sie befangen und scheu ihm gegenüber, als habe sie ein schlechtes Gewissen. Namentlich in Littas Gegenwart wagte sie kaum die Augen aufzuschlagen. Und gerade heute blieb Björn im Hause, weil er von seiner Schwester soviel wie möglich haben wollte.

Es wollte Rottraut scheinen, als ob sich in Littas Zärtlichkeit für den Bruder etwas wie Mitleid mische, und das empörte sie. Niemand sollte Björn bemitleiden. Zu beneiden war er, und nicht zu bedauern. Es giebt Menschen, für die kann man im allergrößten Unglück nur Bewunderung und Hochachtung, aber nicht Mitleid haben. Zu denen gehörte Björn. Und Björn war nicht einmal unglücklich —

— — —

Der Schluß des Wirtschaftsjahres brachte Björn viel schriftliche Arbeiten. Stundenlang saß er abends am Schreibtisch, rechnete und ordnete in seinen Büchern bis in die Nacht hinein.

Eines Vormittags hatte er mit Julia eine sehr lange und sehr ernste Unterredung. Es war auch in diesem Jahre wieder im Haushalt zu viel verbraucht worden, und er machte ihr in der liebevollsten Weise sehr ernste Vorstellungen darüber.

„Wir müssen uns durchaus nach unsrer Decke strecken, und unsre Decke ist nicht sehr lang. Du mußt mit dem reichen, was ich dir nach sorgfältiger Berechnung und mit Rücksicht auf unsre Gesamteinnahmen zubilligen kann. Unser Haushalt ist einfach; wir leben still, ich mache gewiß keine großen Ansprüche. Ich begreife nicht, wo all die Naturalien bleiben, ganz abgesehen von deinem ziemlich hohen Wirtschaftsgeld!"

Da Julia wußte, daß seine Unzufriedenheit begründet war, und weder die Fähigkeit, noch den ernsten Willen hatte, der Ursache abzuhelfen, brach sie in Thränen aus und versuchte, durch zum Teil recht kindische Klagen sein Herz zu rühren. Und es war leider eine von Björns wenigen Schwächen, daß er Julia nicht weinen sehen konnte. Er kam sich fast wie ein Barbar vor, solchen Thränen gegenüber, die er veranlaßt hatte. Sie war ihm eben — ohne daß er sich vielleicht ganz klar darüber war — nur ein Kind, von dem man nichts verlangen, dem man nichts aufbürden

durfte, weil es nichts leiſten und nichts tragen konnte: gegen das man nur unbegrenzte Nachſicht üben mußte.

„Sei doch nicht gleich ſo unglücklich darüber, liebes Herz,“ tröſtete er. „Ich weiß ja, daß du es beſſer machen würdeſt, wenn du es verſtändeſt. Aber weil du es doch eben allein nicht kannſt, müſſen wir es einmal gemeinſam ernſtlich beſprechen. Denn es geht wirklich nicht weiter ſo. Wir haben gute Jahre gehabt, ich habe mit Glück gearbeitet, und wir haben trotzdem keinen Pfennig zurückgelegt. Kommen einmal ſchlechte Jahre, ſo müſſen wir Schulden machen. — Und wenn wir wenigſtens von dem Geld, das du ausgiebſt, etwas Bemerkenswertes hätten! Aber ich weiß in der That nicht, wo du es läßt!“

Da Julia es ſelbſt nicht wußte, konnte ſie ihm auch keine Auskunft darüber geben, und fuhr fort, zu klagen und zu weinen. Björn entwickelte eine faſt unnatürliche Langmut. Als er endlich fühlte, daß ihm doch die Geduld zu ſchwinden begann, brach er die Unterredung ab.

„Ich habe keine Zeit mehr,“ ſagte er. „Ich bin ja auch keine Hausfrau und könnte dir vielleicht nicht ſagen, wie du es beſſer machen ſollſt. — Sprich doch mal mit Rottraut darüber; die iſt ſo praktiſch veranlagt und weiß vielleicht, wie es ſich ſparſamer einrichten ließe.“

Rottraut — ja, das war ein Hoffnungsſtrahl. Aber Rottraut ſtand vorausſichtlich in der Küche und hatte keine Zeit. Julia ging indes trotzdem hin, nachzuſehen.

Nein, Rottraut ſei im Garten beim Erdbeerenpflücken. Morgen ſollte Saft gekocht werden.

Julia ging und ſuchte ſie im Garten. Unter ihrem großen Strohhut kniete Rottraut in den Beeten und ſuchte zwiſchen dem in der ſchattenloſen Sonne würzig duftenden Blattwerk nach den reifen, roten Früchten. Ein paar Mädchen halfen ihr.

„Kannſt du ein Weilchen mitkommen?“ fragte Julia. „Ich möchte etwas mit dir beſprechen.“

Rottraut war nicht eben entzückt über die Störung. Als ſie aber bemerkte, daß Julia verweint und bedrückt ausſah, ſtellte ſie ſofort ihren irdenen Topf hin, ſtand auf und lief leichtfüßig zu ihr hinüber.

„Da!“ ſagte ſie und ſchob ihr eine beſonders fleiſchige, große Beere, die ſie ſchnell noch abgezupft hatte, in den nur unluſtig ſich öffnenden Mund. „Was giebt's denn?“ fragte ſie, nahm ihren Arm und ging mit ihr den Steig entlang, nach einer Weinlaube am andern Ende. — Mit beredten Worten ſchüttete Julia ihr Herz aus; Björns Unzufriedenheit, und ihre völlige Ratloſigkeit. Sie gewährte ihr einen vollſtändigen Einblick in alle hier mitſprechenden Verhältniſſe, wobei ſie weinend verſicherte, daß ſie es nie nötig gehabt habe, zu rechnen und zu ſparen, und daß ſie das auch niemals lernen werde.

Rottraut hörte ſehr ernſt, ſehr aufmerkſam zu und that dann und wann eine kurze ſachliche Frage. Und als ſie nichts mehr zu fragen und Julia nichts mehr zu ſagen hatte, blieb ſie in der Laube aufrecht ſtehen, während Julia mutlos auf die Holzbank niederfiel, ſtemmte die ſchmalen Hände in die ſchlanken Hüften, ſah unter

dem großen Hut hervor mit nachdenkenden Augen in das ſommerliche Land hinaus und ſagte ſehr energiſch:

„Ja, da muß natürlich Abhilfe geſchaffen werden!“

„Aber wie?“ ſeufzte Julia.

„Das findet ſich ſchon mit der Zeit. — Zum Beiſpiel —“ fing ſie an, direkt auf das Ziel losſteuernd und Julia dabei friſch anſehend — „was ich ſchon lange gedacht habe: warum willſt du durchaus wieder ſo eine teure Wirtin nehmen?“

„Ach — darauf kommt's doch nicht an?“

„Eins kommt zum andern, und dies eine halte ich gar nicht für ſo unwichtig. Denke doch: erſtens der hohe Lohn! Zweitens haben ſolche Perſonen meiſt eine ſehr großartige Manier, aus dem Vollen zu wirtſchaften. Ich habe längſt gefunden, daß in eurem einfachen Hauſe für ſolchen Poſten gar kein Platz iſt. Nimm eine einfache, tüchtige Köchin, die Fleiſch und Gemüſe kochen kann und weder hohen Lohn noch Selbſtändigkeit beanſprucht, ſich kontrollieren läßt und thut, was ſie ſoll. Wenn mal etwas Beſonderes auf den Tiſch kommen ſoll — das werde ich ſchon machen, und mit der Zeit lernt ſie es auch.“

„Ach nein — das geht doch nicht. Dann kommt es doch wieder darauf heraus, daß du Wirtin ſpielſt —“

„Ich denke nicht daran!“ rief Rottraut heiter. „Das ſind immer nur die erſten Wochen, die etwas mühſam ſind, bis man ſich das Mädchen angelernt hat. Und was thut's, wenn man ſich dauernd etwas eingehender um die Wirtſchaft kümmert — das iſt im Gegenteil eine ſehr nützliche Folge einfacher Köchinnen. Und dir, liebe Julia, ſchadet es gar nichts, wenn du den Verbrauch in der Speiſekammer etwas genauer überwachſt!“

Julia ließ den Kopf hängen und wurde immer unfroher, je mehr Rottraut auf ſie einredete. Endlich rief das Mädchen ärgerlich:

„Weißt du, Julia, wenn ich du wäre — es würde mir eine wahre Wonne ſein, für meinen Mann zu arbeiten, und ich wäre ſtolz über jeden Groſchen, den ich ihm durch meiner Hände Arbeit erſpare oder einbringe.“

Julia ſah das Mädchen und ſeinen lieblichen Eifer freudlos an.

„Wenn es nur nicht ſo unbequem wäre —“ ſagte ſie und wurde dabei rot vor Scham über ſich ſelber. Rottraut ſah es und unterdrückte in ſchnell aufſteigendem Mitleid ein hartes Wort.

„Du bildeſt dir nur ein, daß es unbequem iſt. Aller Anfang iſt ſchwer. Und denke mal an den ſüßen Lohn —“ Julia ſah fragend auf. „Stelle dir mal vor,“ fuhr Rottraut mit einem reizenden Schelmenausdruck fort, „du haſt dich einen Tag lang redlich geplagt, vielleicht auch Ärger und Unannehmlichkeiten gehabt, und biſt abends rechtſchaffen müde — meinetwegen auch ein wenig verſtimmt — und dann kommt Björn und hört und ſieht, was du geleiſtet haſt, und weiß, daß es dir recht ſauer geworden iſt — und dann ſtrahlt er dich mit ſeinen guten Augen ſo recht anerkennend an und lobt dich und giebt dir gar noch einen Kuß — was meinſt du, würdeſt du noch einen Augenblick an die Mühe denken, die du gehabt haſt? Würdeſt du nicht vielmehr ſtolz ſein auf das, was dir ſeine Anerkennung erwarb?“

Rottraut war im Eifer des Sprechens ganz heiß geworden, ihre Augen ſtrahlten Julia ermutigend und lachend an. Sie ſah entzückend aus, und Julias Blick hing gefeſſelt an ihr.

„Du haſt eigentlich recht," ſagte ſie endlich. „Er iſt es wert, daß man ſich für ihn plagt."

„Siehſt du wohl!" rief Rottraut, ſchnell befriedigt. „Und die Plage, die von dir verlangt wird, iſt nicht einmal beſonders groß. Nichts mehr und nichts weniger, als was jede fleißige Hausfrau thut. — Wir werden uns redlich in die Arbeit teilen, dann merken wir beide nicht viel davon. Heut nachmittag wollen wir weiter überlegen, gründlich und in Ruhe. Jetzt muß ich zu meinen Erdbeeren, ſonſt gehen die guten ins Köpfchen und die ſchlechten ins Töpfchen. Weißt du — ſchreibe einſtweilen an die Mietsfrau wegen der Köchin, es iſt doch eilig. Das kannſt du ganz gut allein."

„Du könnteſt es aber lieber nachher leſen —"

„Ja, natürlich, wenn du willſt?"

„Und Björn — was wird er dazu ſagen?"

„Er wird unſern Unternehmungsgeiſt anſtaunen und loben!" rief Rottraut. Sie war ſelbſt ganz glücklich in dem Gedanken, ihm eine Freude zu machen, indem ſie Julia bewog, ſeinen Wünſchen entgegenzukommen. Und Julia war getröſtet durch die Ausſprache mit Rottraut und ermutigt durch die Gewißheit ihrer unverdroſſenen Mitarbeiterſchaft.

Sie arbeiteten zuſammen ein förmliches Spar- und Ordnungsſyſtem aus; Rottraut ſtellte Zahlen und Zahlen einander gegenüber. Soviel war bis jetzt verbraucht worden — ſoviel hofften ſie in Zukunft zu erſparen. Den ganzen Nachmittag brachten ſie dabei zu. Abends unterbreiteten ſie Björn ihre Pläne. Julia legte ihm die Berechnung vor, und Rottraut hielt den erläuternden Vortrag dazu.

Björns Antlitz war den ganzen Tag umwölkt geweſen. Nun war es, als gleite eine Lichtwelle darüber hin. Sein Mund lobte Julia, die ſelig dabei errötete; ſein Auge ſuchte Rottraut — aber die ſah es nicht. Dann bückte er ſich tief über den vollgekritzelten Bogen, bis Zahlen und Buchſtaben vor ſeinen Augen zu tanzen begannen. Endlich merkte er, daß es ſtill um ihn geworden war. Er ſah auf. Julia war hinausgegangen. Rottraut ſtand ihm gegenüber auf der andern Seite des Tiſches. Sie ſchien ihn beobachtet zu haben, denn ſie wandte den Kopf ab und ward rot dabei.

„Komm einmal her, Traute," ſagte er.

Sie kam herum, ſtand neben ihm und wußte nicht, was er wollte.

„Ich danke dir, Traute!" Seine Stimme klang bewegt. Er ergriff ihre kleine Hand und drückte ſie an ſeine Lippen. Ihr Herz begann ängſtlich zu flattern.

„Wofür dankſt du mir denn —" Sie verſuchte, ihm ihre Hand wegzuziehen.

„Ich danke dir, daß du Julia immer ſo ſchön hilfſt —". Dabei ſah er ſie mit einem jener unbeſchreiblichen Blicke an, die ſie nicht ertragen konnte.

„Ach — das ist ja ganz selbstverständlich und gar nicht der Rede wert!“ sagte sie noch, während sich ihre Kehle zusammenschnürte. Ganz sacht machte sie sich von ihm los und verließ langsam und unauffällig das Zimmer. Einmal draußen, lief sie schnell und leise die Treppe hinauf in ihr Stübchen, zog die Thür hinter sich zu und brach in ein haltloses Schluchzen aus. Es that ihr gut, wie ein warmer Regen. Plötzlich nahm sie die Hände vom Gesicht und sah sehr erstaunt aus.

‚Was fällt mir nur ein — warum weine ich nur? Ich glaube gar, ich werde nervös!‘

Mit Rottrauts Hilfe oder, besser gesagt, unter ihrer Leitung wurde die neue Ordnung allmählich eingeführt. Julia wollte oft dabei ermatten und bei jeder Schwierigkeit den Mut verlieren; aber Rottraut zog sie immer wieder mit sich, ermunterte, schalt auch mitunter, und ging stets mit gutem Beispiel voran. Julia folgte — seufzend zwar, aber sie folgte doch. Hätte Rottraut sie weniger lieb gehabt, so würde sie sie wahrscheinlich gering geschätzt haben wegen ihrer Unfähigkeit, Tüchtiges zu leisten. So hatte sie nur schonendes Mitleid für sie; machte ihr alles so leicht wie möglich, that immer das Schwierige und Unangenehme selber und überließ Julia das Leichte und Angenehme. Schließlich beschäftigte sie Julia nur mehr zum Schein, und verstand es dabei in zartester Weise, ihr das Bewußtsein ihrer Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit, und dadurch Befriedigung und Freudigkeit zu geben, während in Wirklichkeit doch Rottraut das treibende Rad und die schaffende Kraft war oder mehr und mehr wurde.

Julia ließ sich täuschen und nahm mit seliger Genugthuung von Björns Lippen das Lob hin, das im Grunde Rottraut gebührte. Und Rottraut stand neidlos dabei und freute sich über Julias Freude. Einen andern Lohn brauchte und suchte sie nicht.

Björn aber ließ sich nicht täuschen. Und wenn er Julia lobte, wo Rottraut es verdiente, so geschah das, weil er bereitwillig mitarbeitete an dem frommen Trug, den Rottraut spann.

Hätte er Julia geliebt, so würde er anders gehandelt haben. So aber scheute er sich, sie rauh anzufassen und von ihr zu verlangen, was sie doch niemals mehr lernen würde. Er wußte, daß sie unter seiner Unzufriedenheit entsetzlich leiden, sich aber dennoch nicht mehr ändern würde. Wozu also sie seine Unzufriedenheit erst fühlen lassen?

Er glaubte sich immer in ihrer Schuld, gegenüber ihrer jeweilig ausbrechenden, heißen Leidenschaft für ihn; und er suchte diese Schuld beständig abzutragen durch eine Güte, Geduld und Nachsicht, die ans Unwahrscheinliche streifte. Rottraut erleichterte ihm das wunderbar, indem sie seinem Streben in verständnisvollster Weise entgegenkam.

Manchmal machte ihn das stutzig. Durchschaute sie ihn und sein Verhältnis zu Julia?

Die Dankbarkeit gegen sie brachte es mit sich, daß er sie immer freundlicher und rücksichtsvoller und aufmerksamer behandelte. Ohne viel Worte und Thaten fand er überall Gelegenheit, ihr seine liebevollste Verehrung zu beweisen. Manchmal wußte sie gar nicht, daß sie diese oder jene Erleichterung ihres Tagewerkes seinen heimlichen Anordnungen zu danken habe, und es war ihm am liebsten, wenn sie seine

Ein schönes, vorbildliches Konfirmationsgeschenk:

Silhouette Schillers.
Das älteste erhaltene Bild, aus dem Nachlass seiner Schwester Christophine. Nach eigener Photographie des Originals im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Russwurm.

Illustrierte Schiller-Biographie

Schiller

Dem deutschen Volke dargestellt

von

J. Wychgram.

„Lasset euch sein Beispiel lehren, wie viel der Mensch über sich vermag."

Schillers Witwe an ihre Kinder (4. Aug. 1805).

Dritte durchgesehene und **vermehrte Auflage.**

Mit 2 Lichtdrucken

und 40 autotyp. Beilagen, sowie 213 Abbildungen im Text.

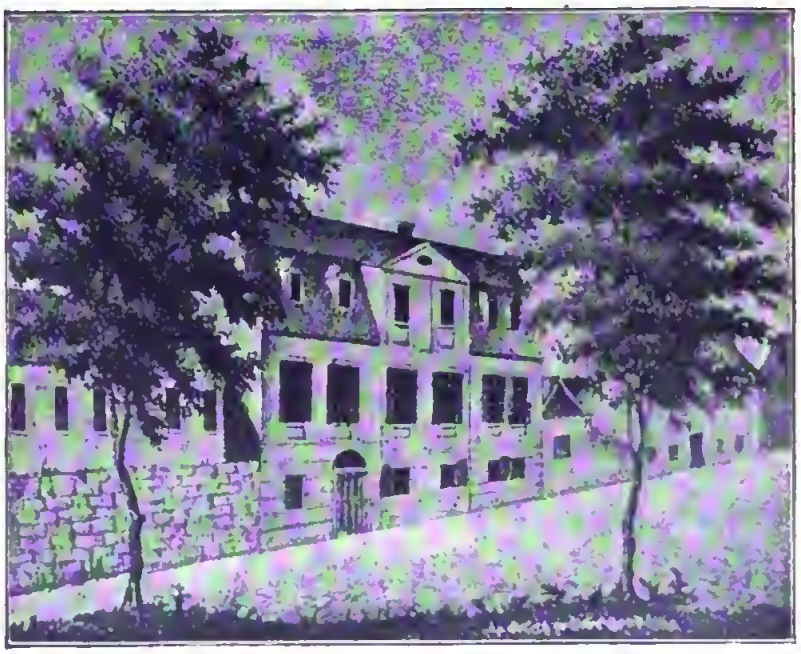
Ein stattlicher Prachtband in feinem Halbledereinbande Preis 12 M.

Diese reich ausgestattete und umfassende Schillerbiographie hat sich rasch den Beifall der Kritik und die Gunst des Publikums erworben. Der Verfasser hat seine Darstellung für die Gesamtheit der Gebildeten bestimmt; besonders wird sich das Buch, das vor allem der vorbildlichen Grösse Schillers als Mensch gerecht wird, zum Geschenk für die herangereifte Jugend eignen. —

Aus den Beurteilungen heben wir einige hervor:

Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht: „Wychgrams Schillerbiographie ist ein köstliches Geschenk an das deutsche Volk."

Neue freie Presse: „Wychgrams schöne abgerundete Darstellung mutet uns in der That wie ein wahres echtes Volksbuch für alle Gebildeten der deutschen Nation an. Stellenweise ist es geradezu von packender Kraft."



Das Schillerhaus in Weimar.
Nach einer Lithographie von F. Goetz etwa aus dem Jahre 1808.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Wertvolle Konfirmationsgeschenke:

Weltgeschichte

in vier Bänden von **Oskar Jäger.**

Neue dritte Auflage. Mit 1155 Holzschnitten im Text und 77 Tafeln in Schwarz- und Farbendruck.
In vier eleganten Halbfranzbänden Preis 40 Mark. Jeder Band ist auch einzeln zu beziehen für 10 Mark.
I. Band: **Altertum.** II. Band: **Mittelalter.** III. Band: **Neuere Zeit.** IV. Band: **Neueste Zeit.**

Geschichte des 19. Jahrhunderts. Separatausgabe des IV. Bandes. Mit 17 Beilagen in Schwarz- und Farbendruck und 367 authentischen Abbildungen im Text. **Dritte Auflage.** Preis in Originaleinband 10 Mark.

Karl V. und Clemens VII. Gemälde im Signorienpalast zu Florenz.

Die lichtvolle, fesselnde Darstellungsweise und die wissenschaftliche Gründlichkeit, von der Kritik allgemein anerkannte Vorzüge der Jägerschen Weltgeschichte, haben, verbunden mit der gelungenen geschichtlich zuverlässigen Illustrierung in künstlerisch meisterhafter Ausführung, dem Werke eine von Jahr zu Jahr wachsende Beliebtheit und Verbreitung verschafft, und wo in einer Familie sich das Bedürfnis nach einer ausführlichen, dabei aber doch nach Umfang und Preis sich in den Grenzen des Erschwinglichen haltenden Weltgeschichte fühlbar macht, wird man heute zu diesem Werke greifen. Namentlich für die vaterländische Jugend reiferen Bildungsgrades eignet sich das Werk wie wenig andere.

Prof. G. Droysens Historischer Handatlas

in 96 Karten mit erläuterndem Text. Vollständig Preis 20 M., in Leder geb. 25 M.

Eine wichtige Ergänzung zu jedem Geschichtswerke, ein passendes Weihnachtsgeschenk besonders für die studierende Jugend.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Elfter Band. Nr. 8.

Velhagen & Klasings ROMAN-BIBLIOTHEK

Erloschnes Licht

Roman

von Franz Rosen

(Fortsetzung)

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing.

Wertvolle Romane.

Boy-Ed, Ida, Aus Einer Wiege.

Roman aus dem hanseatischen Familienleben. Ein starker Band von 420 Seiten. In elegantem Geschenkband 6 M.

Wie wenige andere deutsche Autoren weiss Frau Ida Boy-Ed die Leser mit persönlicher Anteilnahme an den Schicksalen ihrer Helden und Heldinnen zu erfüllen; in diesem Roman ganz besonders für die schöne, gelatig starke Lydie und die liebenswürdige sanfte Malve und beider Herzenskämpfe. Der Roman spielt in einer unserer grossen Hansastädte, in den Kreisen des alten Patriciertums — ein Milieu, das Frau Boy-Ed genau kennt und überaus anschaulich wiederzuspiegeln weiss. Man fühlt stets: sie zeichnet wirklich getreu nach der Natur.

von Berlepsch, G., Fortunats Roman.

Ein starker Band von 658 Seiten. In elegantem Geschenkband 5 M.

In das gemütliche Wien, in ein altes gutes Zinshaus, abseits von der grossen Heerstrasse der modernen Ringe, führt uns die Verfasserin, um ein Stück intimen Wiener Lebens in köstlich gezeichneten, mit fein humoristisch gefärbten Zügen vor uns zu entrollen. Die Erzählung ist ein kleines Meisterwerk, in allen Einzelheiten anmutsvoll, reich an treffend charakterisierten Gestalten aus den verschiedensten Sphären der Kaiserstadt an der schönen blauen Donau. Ein duftiger Hauch echter Poesie ruht auf dem Ganzen.

Voss, Richard, Psyche.

Ein starker Band von 320 Seiten, elegant gebunden Preis 6 M.

Der Verfasser führt uns in diesem grossen Roman in die hohe Majestät eines weltfernen einsamen Alpenthals. Mit dramatischer Wucht schildert er die Herzenskämpfe, Herzensleiden eines ungleichen jungen Paares, das ein seltsames Geschick dort zusammenkettet: einen idealistisch veranlagten Arzt und ein schlichtes Wirtstöchterlein. Die Crescentia aus der ‚blauen Genziane' ist die reinste, rührendste Frauengestalt, die der Dichter überhaupt geschaffen; ihr stilles Ringen um das Herz des Guten, ihre leidvolle Entsagung, ihre heroische Aufopferung für den über alles in der Welt geliebten Mann, der an der Seite der einsehen, fast unschönen Frau vor Sehnsucht nach den Schönheitsidealen seiner Jugend sich verzehrt, dem immer wieder, wenn er sie anschaut, seine „Psyche von Capua" vor dem geistigen Auge erscheint — das alles ist mit höchster psychologischer Feinheit dargelegt. In rascher Entwickelung, aber unter liebevollster Ausmalung des ganz eigenartigen Milieus, spinnt der überaus spannende Roman sich hin zur unvermeidlichen Katastrophe, bis zu dem Augenblick, in dem der Held der Dichtung am Totenlager seiner für ihn gestorbenen Frau deren wahre Schönheit, ihre sittliche Reinheit, die Grösse ihrer Seele erkennt. Alles in allem: ein ergreifendes, aber auch ein erhebendes Werk voll wahrhaft dichterischem Schwung und Adel.

Früher erschienen:

Ida Boy-Ed:

Zwei Männer.
Eleg. geb. 6 M.

Die Schuldnerin.
Eleg. geb. 6 M.

Nichts.
Eleg. geb. 5 M. 50 Pf.

„X".
Eleg. geb. 6 M.

Früher erschienen:

Ida Boy-Ed:

Sieben Schwester.
Eleg. geb. 6 M.

G. von Berlepsch:

Mutter.
Eleg. geb. 5 M. 50 Pf.

Bianca Bobertag:

Sommermärchen.
Eleg. geb. 5 M.

Gefälligkeiten hinnahm, ohne zu ahnen, daß ſie von ihm kamen. Und wenn ſie es doch einmal erfuhr und ihre braunen Samtaugen ihn dankbar froh anſtrahlten, ſo that ihm das gut bis ins Herz hinein.

Sie war in Wahrheit ſein Sonnenſchein. Sie hatte ſich tiefer eingeniſtet in ſeinem Herzen mit dem ſanften Strahl ihres Weſens, als er ahnte. Es war gut, daß er es nicht ahnte; zu ändern wäre es ja doch nicht geweſen. —

Hochſommer war es geworden und drückend heiß. Die gemeinſamen Wanderungen waren ſeit lange unterblieben; einesteils wegen der drückenden Schwüle, andernteils, weil Rottraut den ganzen Tag zu thun hatte und abends oft zu müde war. Björn fing an, unzufrieden darüber zu werden.

„Du überanſtrengſt dich. Ich will nicht, daß du ausgenützt wirſt," ſagte er ziemlich ſchroff in Julias Gegenwart; ſie hatte ihm wieder ihre Begleitung abgeſchlagen — aus Müdigkeit, wie ſie ſagte; in Wahrheit aber aus Rückſicht auf Julia, die es immer unliebſamer empfand, wenn Rottraut ſie allein ließ. „Ich glaube, du biſt noch magerer geworden, als du ſchon warſt!" ſchloß er mit einem flüchtigen Blick über ihre Geſtalt hin.

„O bewahre," rief Rottraut erſchrocken und ſchielte bange nach Julia hin. „Das Arbeiten iſt mir ſehr geſund. Ich habe mir ſogar meine Kleider weiter machen müſſen."

„Wie lange wirſt du denn noch Trauer tragen?" Björn fragte es abſchweifend in ruhigerm Ton. „Bei dieſer Hitze müſſen die ſchwarzen Kleider doch ſehr läſtig ſein!"

„Man trauert ein Jahr um eine Mutter," ſagte Julia trocken.

„So mag es Sitte ſein; Geſetze giebt es doch darüber nicht. Haſt du die Abſicht, es damit ſo genau zu nehmen, Traute?" Er ſah ſie zärtlich an. Aber ſie merkte es nicht, weil ſie verlegen um eine Antwort war, die jeden von beiden befriedigte.

„Ich habe noch gar nicht darüber nachgedacht," ſagte ſie ſanft. „Aber wenn du es wünſchſt, kann ich die Zeit ja abkürzen. Alle Männer haben eine Abneigung gegen Schwarz."

„Man braucht aber doch nicht aus Rückſicht auf den Geſchmack der Männer die gute Sitte zu verletzen!" warf Julia ein. „Ich habe meine rechte Mutter ein volles Jahr betrauert."

„Das war auch anders. Du lebteſt in der Welt, wo es all der Unbeteiligten wegen mehr auf die peinliche Befolgung äußerer Gebräuche ankommt. In unſrer Abgeſchiedenheit iſt es harmloſer. Da bleibt es lediglich Gefühlsſache."

„Nun, da Rottraut ihre Mutter ſehr geliebt hat, wird es ihren Gefühlen wohl mehr entſprechen, ſie noch eine Weile zu betrauern."

„Auf die Kleider kommt es dabei am Ende nicht ſo viel an —"

„Aber das äußere Benehmen iſt immer ein Abbild des innern Empfindens!" beharrte Julia.

Rottraut begann, das ganze Geſpräch äußerſt peinvoll zu finden. Sie verſuchte d a ſelten verſagende Mittel, einen Scherz daraus zu machen.

„Ihr werdet euch doch nicht über meinen Anzug streiten, über so etwas Unwichtiges! Meine liebe Mutter legt gewiß keinen Wert darauf, daß ich ein genau gemessenes Jahr hindurch in Schwarz gehe. Sie weiß, daß mein Herz unberührt davon bleibt. Ich habe noch ein paar weiße Kleider liegen — wenn Björn es doch so gern will, mache ich sie mir zurecht und trage sie Sonntags. Nicht wahr, Julia? Wenn man einander mit solchen Kleinigkeiten gefällig sein kann, soll man es thun!"

Julia antwortete nicht und schien verstimmt. Und ihre Verstimmungen, so unwichtig sie an und für sich waren, hatten stets etwas Bedrückendes für ihre Umgebung.

„Ich finde es sehr überflüssig, daß Björn sich um deinen Anzug kümmert," sagte sie spitz, als er schweigend das Zimmer verlassen hatte.

Rottraut begann, sich zu ärgern.

„Aber Julia — wie kannst du nur! Er sagte doch das nur, weil es ihm eben einfiel, wie man von hundert andern gleichgültigen Dingen auch spricht. Im Grunde ist es ihm wahrscheinlich sehr unwichtig, ob ich Schwarz oder Weiß trage."

„Nun also — dann trage nur ruhig weiter Schwarz."

Rottraut biß sich auf die Lippen und schwieg. Sie hätte Björn gern den Gefallen gethan; außerdem war ihr — einmal angeregt — der Gedanke sehr angenehm, das hitzende Schwarz gegen lustiges Weiß zu vertauschen. Aber obschon sie nicht begriff, was Julia für ein Interesse daran haben könne, sie in schwarzen Kleidern zu sehen, beschloß sie, nachzugeben und die Sache nicht mehr zu erwähnen.

Aber am nächsten Sonntag, als sie in ihrem einfachen Trauerkleidchen neben der in hellem Lila prangenden Julia erschien, fragte Björn sofort: „Ich denke, du wolltest heut ein weißes Kleid anziehen, Traute?"

Das Mädchen wurde rot vor Schreck und warf Julia einen hilfesuchenden Blick zu.

„Warum willst du sie denn durchaus zwingen, ihre Trauer abzulegen?" sagte Julia. Björn sah sehr erstaunt aus.

„Ich will sie gar nicht zwingen. Ich frage ja nur." Dann sprach er von andern Dingen und schien die Kleiderangelegenheit zu vergessen. Rottraut aber fühlte, daß er nicht zufrieden war.

Nach Tisch ging sie zu Julia, als diese allein war.

„Sage mir, Schwesterherz," begann sie freundlich und kniete neben dem Sofa hin, auf dem sich Julia mit einem Buch ausgestreckt hatte, „hast du eigentlich irgend einen vernünftigen Grund dafür, daß du mich nicht in hellen Kleidern sehen willst?"

Julias Gesicht, das längst wieder den Ausdruck ruhigen Behagens angenommen hatte, umdüsterte sich schnell.

„Ich dachte, in deinem Sinne zu handeln, indem ich Björn widersprach," sagte sie scharf. Rottraut aber hörte diese Schärfe nicht, sondern rief fröhlich:

„O — das ist gut — dann hast du also nichts dagegen, und ich kann ihm den Gefallen thun. Mir ist es ganz gleich — und meiner Mutter auch, das weiß ich!" Sie wollte aufspringen; Julia aber hielt sie am Handgelenk fest.

„Liegt dir denn so sehr viel daran, ihm einen Gefallen zu thun?" Ihre Blicke bohrten sich in Rottrauts Augen.

„Aber gewiß — ich wollte, ihr hättet alle Tage neue Wünſche, die ich euch erfüllen könnte!“ Sie ſah ſo hell und heiter aus wie ein Kind, das ſich über ein neues Spielzeug freut.

„Nun — ſo geh nur — mach ihm die Freude und zieh dich um!“ Rottraut gab ihr einen dankbaren Kuß und ſprang hinaus. Julia ſah ihr nach — das Herz ward ihr ſchwer. Seufzend kehrte ſie ſich nach der Wand um.

Im Sommer veſperte man immer hinter dem Hauſe unter den Ulmen. Rottraut machte den Kaffee und ſtrich für Harry eine Semmel mit goldgelbem Honig, wobei ſie heiter mit ihm plauderte. Sie hatte ein weißes Waſchkleid an und einen ſchwarzen Bandgürtel dazu — unbeſchreiblich einfach und anſpruchslos. Durch das grüne Laub fielen ein paar verirrte Sonnenſtrahlen mit grünlichem Licht über ſie hin. Zwiſchen den Stühlen auf dem Kies hüpften ein paar Spatzen, die ſie mit Krümchen fütterte.

Björn trat aus der Hausthür. Er blieb verdutzt ſtehen, als er Rottraut ſah. Sie merkte es, errötete und wurde ſo verlegen, wie ein junges Mädchen, das zum erſtenmal einen Ballſaal betritt. Und dieſe unſchuldige Befangenheit machte ſie ganz beſonders reizend und anmutig.

„Alſo doch!“ ſagte er näher tretend, ohne ſie aus den Augen zu laſſen. „Warum habt ihr denn erſt ſolche Komödie aufgeführt?“ Rottraut wurde immer verlegener.

„Wir hatten uns mißverſtanden, Julia und ich!“ Sie ſah nicht von ihrer Kaffeekanne auf. „Jetzt haben wir uns geeinigt.“

Merkwürdig — Björn konnte die Augen gar nicht loslaſſen von ihr. Er ſtand ihr ſchweigend gegenüber, die Hände auf dem Rücken verſchränkt, und betrachtete ſie immerfort mit ſelbſtvergeſſenen, zärtlichen Blicken. Er hatte es ſchon lange als ein großes Glück betrachtet, ſo ein junges, frohes, geſundes Geſchöpf im Hauſe zu haben. Ihre ſonſtigen Reize waren ihm noch nie bewußt geworden.

„Traute, was biſt du hübſch!“ ſagte er ganz glücklich.

In dieſem Augenblick trat Julia aus dem Hauſe. Sie hörte noch dieſe Worte; und ehe ſie Zeit hatte, darüber nachzudenken, kehrte ſich Björn zu ihr und fuhr fort:

„Iſt ſie nicht reizend, Julia?“

Julia nahm ihren gewohnten Platz ein und ſtreifte das Mädchen mit einem gleichgültigen Blick.

„Sieht ſie denn anders aus als ſonſt?“

„Die ſchwarze Hülle iſt gefallen — ein weißer Falter iſt ihr entflattert,“ rief Björn fröhlich. „Auf die äußere Hülle kommt es ja ſchließlich nicht an; aber es iſt mir doch lieb, daß ich nun weiß, was dahinter ſteckt!“ ſchloß er lachend.

Rottraut fühlte ſich wieder peinvoll bedrückt, ohne recht zu wiſſen, warum.

„Nimm doch die Sache nicht ſo wichtig,“ ſchalt ſie. „Ich komme dir ungewohnt vor — das iſt alles. In einer halben Stunde wirſt du dich daran gewöhnt haben und nichts Neues mehr an mir finden. So, der Kaffee iſt fertig — willſt du einſchenken, Julia? — Setz dich, Harry, mit Honigſemmeln muß man nicht umherlaufen; das iſt gefährlich. — Sieh mal, Björn, was dein Jagdhund wieder für Löcher im Raſen gekratzt hat, du mußt ihn wirklich an die Kette legen!“

So plauderte sie, erst etwas gezwungen und absichtlich, dann bald ganz harmlos und vergnügt, und stellte das gestörte Gleichgewicht schnell wieder her. Auch Björn war gut aufgelegt, stimmte in ihren Ton ein und sah sie immer wohlgefälliger an. Nur Julia blieb verstimmt. Er merkte es wohl, beachtete es aber anfangs nicht. Nach einigen vergeblichen Bemühungen, sie ins Gespräch zu ziehen, sagte er zu Rottraut, während er Julias Hand ergriff, die auf dem Tische lag:

„Weißt du, warum Julia so gern solche lila Kleider trägt? — Sie hatte lauter solche Kleider, als wir uns kennen und lieben lernten — und sie weiß, daß es mir Freude macht, diese Farbe zu sehen, die mich an jene Zeit erinnert. — Weißt du noch, der Ball beim Präsidenten, Julia? Ich war an jenem Abend sehr unglücklich, weil ich mir vorgenommen hatte, mich für immer von dir zu trennen. Ich Thor —" Er sah sie besorgt an; er hoffte, sie zu erheitern mit diesen Rückerinnerungen.

Anfangs wollte sie sich nicht erheitern lassen. Dann gewannen die Erinnerungen Gewalt über sie. Sie sah auf und lächelte durch Thränen.

„Ja, und wenn ich nicht alles aufs Spiel gesetzt hätte, so wären wir vielleicht wirklich für immer getrennt gewesen. Aber ich wollte dich nicht loslassen; ich konnte nicht sein ohne dich. Ich habe dich gezwungen zu deinem Glück!"

„Ja — zu meinem Glück —" wiederholte er gedankenschwer. Über Rottrauts Seele sank es plötzlich wie eine dunkle Wolke. Sie hörte Litta fragen: ‚Ist er glücklich?' und es befiel sie eine jähe Angst, daß irgend jemand darauf antworten könne. Und als Harry eben den Wunsch aussprach, daß man ihm auf seine Schaukel helfen möchte, sprang sie bereitwillig auf und ging mit ihm. — Björn hatte alles gemerkt.

„Wie zartfühlend sie ist —" meinte er.

„Zartfühlend? Wieso?" Julia schien sogleich abgekühlt.

„Sie denkt, diese Unterhaltung bedürfe keines Zuhörers. Sie denkt vielleicht auch, ich wollte dir einen Kuß geben —"

„Als ob du das noch nie in ihrer Gegenwart gethan hättest!"

„Nicht oft. Und dann kommt es auch auf die augenblicklichen Umstände an."

„Wie meinst du das?"

„Nun — wenn ich meiner Frau Gutentag oder Gesegnete Mahlzeit sage und gebe ihr dabei einen Kuß, so kann das jeder sehen. Wenn ich aber am Sonntagnachmittag mit meiner Frau unter den Ulmen sitze, und sie ist ein wenig schlechter Laune, und ich schmeichle ihr, um sie wieder zu erheitern, und sie sieht das ein, und schämt sich ein wenig — nun, den Kuß, den sie mir dann giebt, braucht nicht jeder zu sehen!"

„Ach, Björn!" Es klang wie Lachen und Schluchzen durcheinander, und dann hing sie an seinem Halse und küßte ihn und war froh, daß er nicht nach dem Grunde ihrer Verstimmung fragte. Sie ahnte nicht, daß er ihn besser kannte, als sie selber.

„Es ist wirklich gut und nett von dir, mein altes Kind," sagte er, zog sie neben sich auf die Bank und sah sie beinahe gerührt an, „daß du immer noch mir und der alten Zeit zuliebe lila Kleider trägst —"

„Aber Björn," sie barg verschämt ihr Gesicht an seiner Schulter, „das ist ja nicht allein der Grund. Ich weiß sehr gut, daß diese Farben mir am besten stehen."

„Wirklich? Ich finde, jede Farbe ſteht dir gut. Ich finde dich überhaupt immer hübſch.“

Sie richtete ſich ſehr plötzlich auf und ſah ihn ſcharf an.

„Findeſt du mich auch hübſcher als Rottraut?“ Sie verriet ſich. Aber er that aus Rückſicht auf ſie, als ſei er ahnungslos.

„Biſt du etwa eiferſüchtig auf ihre blühende Jugend?“ lachte er. „Das lohnt ſich nicht, Herzblatt; es giebt allzuviel hübſche junge Menſchen. Je älter wir werden, um ſo mehr Veranlaſſung zur Eiferſucht fänden wir da.“

„Du kannſt ſie ja hübſch finden,“ ſagte Julia bedrückt. „Ich ſehe ja ſelbſt, daß ſie hübſch iſt. Aber du ſollſt ſie deshalb nicht lieber haben, als mich!“

Sekundenlang ſtand Björn das Herz ſtill. Dann beſann er ſich. Sie war ja ein Kind; ſie wollte nur eine Scene.

„Du mußt nicht ſolche häßlichen Späße machen, Julia,“ erklärte er gütig und ſtreng. „Das iſt unzart gegen uns alle drei.“

„Es ſoll kein Spaß ſein,“ entgegnete ſie trotzig, wagte aber nicht, ihn anzuſehen, als ſie weiter ſprach. „Daß du ſie jemals lieber haben könnteſt, als mich, fällt mir natürlich nicht ein zu glauben. Aber ich bin doch nicht blind; ich ſehe doch, daß ſie viel beſſer und tüchtiger, viel tiefer und zuverläſſiger und darum alſo viel liebenswerter iſt, als ich. Und du ſiehſt das auch, ebenſogut oder vielleicht noch beſſer als ich. Und darum iſt mir oft ſo bange —“

„Aber Julia — Herzenskind —“

„Und nun haſt du auch noch ihre Schönheit entdeckt!“ rief ſie aufſchluchzend und verſteckte wieder ihr Geſicht an ihm.

Björn war tief erſchrocken und wußte nicht, wie er dieſe Sache anfaſſen ſollte. Es war ihm alles ſo neu, ſo unerhört, was ſie da ſagte! — Und nun weinte ſie auch noch.

„Sage nur, Julia, wie kommſt du auf ſolche Gedanken!“

„Ich weiß es ſelber nicht —“ ſtieß ſie unter Thränen hervor und drängte ſich immer feſter an ihn. „Ich ſehe nur täglich deutlicher den Unterſchied zwiſchen ihr und mir, und was ſie leiſtet, und wie du ſie verziehſt —“

„Ja, aber eben weil ſie ſo viel leiſtet, muß ich ſie doch ein wenig verziehen —“

Julia hörte nicht darauf.

„Und du vernachläſſigſt mich ſeit einiger Zeit ſo ſehr,“ ſagte ſie.

„Ich vernachläſſige dich — ja, wie mache ich denn das?“

Sie preßte ihr Geſicht an ſeine Bruſt und ſchwieg.

Björn dachte nach. Dabei legte ſich ein tiefer, ſchwermütiger Ernſt über ſein Geſicht: über ſeinen ganzen Menſchen. Halb unbewußt, wie aus treuer Gewohnheit, ſtreichelte er dabei Julias blonden Kopf. Und ſie wurde ruhiger bei dieſer Liebkoſung.

„Höre mal zu, Julia,“ ſagte er endlich; „aber ganz ſtill und verſtändig. Haſt du ſchon jemals an meiner Liebe zu dir gezweifelt oder daran, daß du und dein Glück mir mehr am Herzen liegt, als alles andre in der Welt?“

Sie ſchüttelte heftig den Kopf.

„Nun denn — iſt es hübſch von dir, wenn du mir bei der erſten beſten, echt weiblichen Eiferſuchtsregung, die ebenſo folgenlos vorübergehen wird, wie ſie grundlos entſtand, Dinge zutrauſt, die mein Herz und meine Mannesehre verletzen müſſen?“

Er wußte, daß er am meiſten Gewalt über ſie hatte, wenn er ſie ernſt nahm.

„Sei nicht böſe, Björn,“ flüſterte ſie. „Das kommt ja alles nur, weil ich dich ſo liebe. Ich müßte verrückt werden, wenn ich an dir zweifeln müßte, ich würde ſterben, wenn ich dich verlöre —“

„Du mußt nicht ſo aufgeregt ſein, Liebling. Sieh mal, wenn man jemanden lieb hat, ſo recht echt und wirklich lieb, ſo quält man ihn nicht mit Mißtrauen und Eiferſucht, ſondern man vertraut ihm. Nicht wahr?“ Sie nickte.

„Nun alſo, dann vertraue mir und fülle dir nicht den Kopf mit Hirngeſpinſten an. Und vor allen Dingen, laß Rottraut nichts von dieſen Gedanken merken; ich traue ihr zu, daß ſie dann davonginge —“

„Und das möchteſt du auf alle Fälle verhindern, nicht wahr?“

„Ja,“ ſagte er ruhig und verſchluckte den Ärger, den dieſe häßliche Bemerkung ihm verurſachte. „Ich wäre in der That außer mir, wenn deine Thorheit dieſem verwaiſten und ſchutzloſen Kinde die Heimat nähme, die ich ihm unter meinem Dache zu gründen bemüht war. Und niemand würde Rottraut ſchmerzlicher vermiſſen, als du ſelber.“

Wenn er ſo energiſch ſprach, hatte ſie eine unbegrenzte Scheu vor ihm; ſie war dann allemal ernüchtert und wußte, wie ſie ſich zu benehmen hatte. Er war aufgeſtanden und ſchien ſehr erregt zu ſein, und ſie wagte nicht, ihn anzureden oder auch nur anzurühren. Eine Zeitlang ſchien er ſie ganz zu vergeſſen. Plötzlich wandte er ſich um und ſah ſie ermutigend an.

„Komm, mein Herz!“ Er zog ſie, die nur allzu bereit war, in ſeine Arme. „Ich hoffe, die Sache iſt erledigt, und wir ſind wieder gute Freunde —“

„Gute Freunde —“ es klang enttäuſcht und unzufrieden.

„Alſo Liebesleute, wenn dir das beſſer gefällt.“

Eine Viertelſtunde ſpäter gingen ſie Arm in Arm durch den Garten, Rottraut und Harry zu ſuchen. Sie fanden beide auf dem entlegenen Platz, wo Harrys Turngeräte ſtanden. Rottraut half ihm mit verſtändnisvollen Griffen, ſeine kleinen Kunſtſtücke ausführen und neue dazu lernen. Sie ſah ein wenig ängſtlich auf, als die beiden herankamen. Als ſie Julias wieder ganz vergnügtes Geſicht ſah, fiel ihr ein Stein vom Herzen.

Jedenfalls hat er ihr wieder eine Liebeserklärung machen müſſen, um ihre Laune zu verbeſſern — dachte ſie und war im ſtillen empört über Julias kindiſches Benehmen, mit dem ſie Björn nur allzu oft quälte.

„Kommſt du mit, Traute? Ich geh' ins Moor, Enten ſchießen!"

Er ſtand vor der Hausthür, im graugrünen Leinenrock, die Flinte über der Schulter, den Hund neben ſich. Es war gegen Abend an einem gewitterſchwülen Auguſttage.

Rottraut kam aus dem Hühnerſtall. Sie trug eine weiße Battiſtbluſe und eine große weiße Leinenſchürze. Am Arm hing ihr ein Körbchen mit Eiern. Bei Björns Frage leuchtete ihr ganzes Geſicht auf.

„Ach ja — gern!" ſagte ſie. „Aber ich möchte erſt mit Julia ſprechen."

„Nun, dann lauf ſchnell! Ich warte hier auf dich!" Sie ging ins Haus, und er ſetzte ſich auf die Bank neben der Thür. Der Hund ſtreckte ſich in den Sand, ließ die Zunge aus dem Maule hängen und ſtieß ab und an ein kurzes, ungeduldiges Bellen aus.

Björn hatte ſein Benehmen gegen Rottraut nicht geändert. Er hätte ſich damit nur Julia gegenüber ſchuldig bekannt und des Mädchens Aufmerkſamkeit — wenn nicht andres — erweckt. Es wäre ihm auch ſchwer geworden, ſeinem Umgang mit ihr Zwang anzuthun. Sie verdiente in vollſtem Maße die Achtung und zärtliche Zuneigung, die er ihr bewies. Und ſie war je länger je mehr der Sonnenſchein ſeines pflichttreuen Daſeins geworden.

Nach wenigen Minuten erſchien Rottraut wieder in der Thüre.

„Julia möchte lieber, daß ich bei ihr bleibe. Sie hat Kopfſchmerzen. Ich ſoll ihr vorleſen," ſagte ſie, tapfer bemüht, eine große Enttäuſchung lächelnd zu leugnen. Björn unterdrückte eine ärgerliche Aufwallung.

„Hm — vorleſen ſcheint mir nicht ſehr angebracht bei Kopfſchmerzen. Aber meinetwegen. — Dann ſchick' mir, bitte, den Jungen."

Rottraut ging ins Haus zurück. Abermals nach einigen Minuten kam ſie wieder heraus und meldete:

„Julia meint, es ſei zu weit und zu ſpät für Harry."

Mit einer heftigen Gebärde fuhr er auf. „Wo iſt Julia?"

„In ihrem Zimmer."

„Wo iſt der Junge?"

„Er ſpielt im Garten."

„Sei ſo gut und ſorge dafür, daß er lange Stiefel anzieht und ſchicke ihn hierher. Ich werde ihn auf alle Fälle mitnehmen." Damit ging er an ihr vorbei ins Haus.

Julia ſaß am Fenſter und ſtickte irgend etwas. Sie ſah ſehr blühend und gar nicht nach Kopfweh aus. — Als Björn bei ihr eintrat, hatte er ſeinen Ärger bereits hinuntergezwungen.

„Willſt du denn alles für dich allein behalten?" ſcherzte er, doch ſo, daß ſie den Ernſt wohl durchhörte. „Wenn du Rottraut zu deiner Geſellſchaft hier behalten willſt, ſo kannſt du mir doch den Jungen laſſen." Julia zuckte die Achſeln.

„Wenn du ihn durchaus überanſtrengen willſt —"

„Ich weiß ſo gut wie du, wieviel er leiſten kann, und werde ihn nicht überanſtrengen. Wohl aber werde ich ihn an das Gehen gewöhnen, und ihn fortan öfter

mitnehmen. Erstens ist das sehr gesund für ihn. Zweitens habe ich nicht Lust, dauernd allein umherzulaufen. Bei meiner Frau habe ich es ja leider nicht durchsetzen können, daß sie mich begleitete. Bei meinem Sohn werde ich es einfach befehlen. — Du hast Kopfschmerzen?" fragte er dann, in einen andern, sehr freundlichen Ton verfallend. „Das kommt gewiß von der Hitze. Ich denke, wir bekommen heute noch ein Gewitter —"

„Das denkst du — und dann willst du das Kind mitnehmen?" rief sie auffahrend.

„Aber einziges Herz, was schadet es denn dem Jungen, wenn er mal naßregnet!"

Sie versuchte vergeblich, es ihm auszureden. Was sie anfangs nur aus Laune hatte verhindern wollen, machte ihr nun Angst. Aber er blieb dabei.

„Kurz und gut, der Junge geht heute mit. In zwei Stunden sind wir wieder hier. Ihr wartet wohl auf uns mit dem Abendbrot?"

Harry war glückstrahlend, daß er seinen Vater begleiten durfte. Er lief vor ihm und neben ihm her, und sein kindliches Fragen und Plaudern zerstreute des Mannes schwere Gedanken. Zuletzt leuchtete es sonnig auf in seinen Augen, wie ein erster Sonnenblitz nach einem schwülen Wetter.

„Komm mal her, Junge!" Er hatte sich auf einen Baumstumpf gesetzt, inmitten eines dichten Werftgestrüpps am Rande des Torfmoors, von wo aus er das Wassergevögel am besten belauschen und treffen konnte. — Vorläufig schien er indes daran noch nicht zu denken. Er nahm den Jungen zwischen seine Knie und sah ihn zärtlich an.

„Wem bist du eigentlich ähnlich, kleiner Schlingel?"

„Die traute Tante sagt, ich sehe aus wie Mutter."

„So. Es heißt aber nicht: traute Tante, sondern: Taute Traute."

„Ach, Vater — ich kann so nicht sagen. Ich verspreche mich immer."

Er strich ihm die Locken aus dem erhitzten Gesicht. „Bist du müde, Bübchen?"

„Nein. Aber heiß!" Harry machte eine Bewegung des Erstickens.

„Nun, mir ist auch heiß. Setz dich hier neben mich ins Gras und kühl dich ab. Und paß fein auf, daß wir keine Ente entwischen lassen."

Lange regte sich nichts. Nur zahllose Mücken summten und surrten, und Harry erschlug eine nach der andern auf seinen bloßen Armen.

„Die traute Tante sagt, man darf nicht Tiere töten, außer wenn man ihr Fleisch oder ihr Fell braucht. Aber Mücken darf man doch töten, nicht wahr, Vater?"

Björn lächelte. „Ich glaube nicht, daß der liebe Gott darüber böse ist. Aber du kannst sie auch leben lassen, für die Schwalben und Fliegenschnäpper. Ich werde mir eine Cigarre anstecken, das hilft auch."

Harry fand ein ganz neues Vergnügen daran, zu beobachten, wie die kleinen, blutgierigen Plagegeister vor den bläulichen Rauchwölkchen Reißaus nahmen.

Ein paar Enten flatterten aus dem Röhricht auf und strichen vorüber. Björn legte an, zielte und schoß vorbei.

„Aber, Vater —" sagte Harry enttäuscht und weinerlich.

„Ich habe zu ſpät aufgepaßt," lachte Björn. „Das nächſte Mal mache ich's beſſer." Aber wieder eine lange Weile rührte ſich nichts.

„Komm, wir wollen ein paar Schritt gehen. Ich werde den Hund hineinſchicken. Bleib immer ganz dicht hinter mir."

Eine halbe Stunde ſpäter hing Björns Jagdtaſche ſchwer von gefiederter Beute. Den ſchönſten, grünblau ſchillernden Vogel ſchleppte Harry. Er war außer ſich vor Vergnügen.

„Willſt du öfter mit mir kommen?" fragte Björn, als ſie den Heimweg antraten.

„Alle Tage!" rief der Knabe begeiſtert.

„Nun — wir wollen mal ſehen; wenn's nicht zu weit iſt, und wenn's Mutter erlaubt —"

Am weſtlichen Himmel ſammelte ſich blauſchwarzes Gewölk, darin es manchmal feurig zuckte. Es war trotz der vorgerückten Tagesſtunde immer noch drückend ſchwül. Die ganze Natur lag lautlos, in ängſtlichem Harren.

Björn ſchritt langſam aus; es war Rückſicht für das Kind, aber es kam auch daher, weil er ſich in ſolch einer ſtillen Feierabendſtimmung befand. Er hätte gemocht, daß jetzt jemand käme und ihm den Kopf ſtreichelte, wie ſeine Mutter es ihm gethan, als er noch ein Junge war — und dann ſpäter noch einmal, an einem unvergeßlichen Abend —

Unſinn, jetzt hatte er ſelbſt einen Jungen zum Streicheln, und für ſentimentale Anwandlungen war er zu alt.

„Was willſt du eigentlich einmal werden, Kind?" fragte er, in dem Bedürfnis nach Gedankenablenkung.

„Soldat, wie du einer warſt," erwiderte Harry prompt.

„Woher weißt du denn, daß ich ein Soldat war?" Björn war erſtaunt. Er hatte ihm nie davon geſprochen. Er ſprach überhaupt nicht mehr von jener Zeit.

„Mutter hat mir Bilder gezeigt, wo du als Soldat darauf biſt. Sie ſagt, du ſeiſt der allerſchönſte Mann geweſen. Und dann haben wir dich geküßt, und Mutter hat geſagt, wenn ich groß bin, darf ich auch Soldat werden. Ich weiß nur noch nicht, ob ich lieber einen blauen Rock mit Silber haben möchte, oder einen grünen. Aber ich glaube, ein blauer iſt hübſcher!"

Er dachte dieſem ſchwierigen Problem noch eine Weile ſchweigend nach. Dann plötzlich:

„Vater —"

„Nun? Was iſt?"

„Denke mal, Vater —" und nun lachte er, „die traute Tante ſagt, ſie findet deine grünen Jagdröcke viel hübſcher, wie alle Uniformen! Das iſt aber doch falſch, nicht wahr?"

„Warum?" ſagte Björn. „Ich finde dasſelbe."

„Aber Vater —" klang es bedauernd.

„Ich will dir ſagen, mein Junge, man liebt gewöhnlich am meiſten den Rock, in dem man am glücklichſten iſt."

Harry konnte ſich nicht Rechenſchaft darüber geben, warum ihn dieſe Antwort nicht befriedigte. Die traute Tante konnte doch nicht wiſſen, in welchem Rock ſie ſich am glücklichſten fühlen würde!

Zu Hauſe warteten ſie ſchon mit dem Abendeſſen. Julias Kopfſchmerz ſchien vergangen zu ſein — wenigſtens war ſie ganz vergnügt —, und als hinge von ihrer Laune die aller übrigen ab, wurde es noch ein ſehr fröhliches kleines Mahl.

Julia konnte ſich überzeugen, daß Harry durchaus nicht überanſtrengt war, und das Gewitter kam erſt ſpät in der Nacht zum Ausbruch.

Die gereinigte und gekräftigte Luft, der balſamiſche Odem, den Erde, Kraut und Baum am andern Morgen ausſtrömten, der Vogelſang und das blitzende Sonnenlicht über allem ließen Rottraut keine Ruhe im Hauſe. Heimlich ſtahl ſie ſich hinaus, um vor dem Frühſtück noch ſchnell ein wenig querfeldein zu laufen. Sie kam ohnehin jetzt ſo ſelten dazu. — Durſtig trank ſie den duftenden Äther in die Lungen, in denen ſich Staub und Hitze der letzten Tage förmlich angeſammelt zu haben ſchien. Einen Hut trug ſie nicht. Der Morgentau, die Regentropfen, die von den Zweigen fielen, hängten ſich feucht und ſchwer in ihr Haar, und näßten ihre dünnen Schuhe.

Es lag ſo etwas heilig Reines über der morgendlichen Erde, das ſie zwang, die Hände zu falten und die Augen nach oben zu richten. In dieſer Stellung, mit dem ernſten, unſchuldigen Ausdruck ſah ſie aus wie die jungfräuliche Prieſterin dieſer unentweihten Morgenſtunde.

Als ſie heimkam, hatte ſie noch Zeit genug, im Garten ein paar Roſen zu ſchneiden: damit wollte ſie Julia begrüßen. Wie ſie damit beſchäftigt war, entdeckte ſie Björn, der am offenen Fenſter ſeines Zimmers ſtand.

„Guten Morgen, Traute!“ Er ſprang mit einem jugendlichen Satz aus dem niedrigen Geſchoß ins Freie.

„Julia ſchläft noch,“ fuhr er fort. „Sie hat eine unruhige Nacht gehabt wegen des Gewitters. Ich wollte nach dir ſchicken, aber Julia meinte, du fürchteteſt dich nicht.“

„Keine Spur!“ rief ſie munter. „Kaum aufgewacht bin ich. Mein Schlaf iſt viel zu feſt und geſund!“

„Und nun biſt du natürlich wieder die erſte auf —“

„Morgens habe ich nie lange Ruhe, das kennſt du ja. Wegen der Wirtſchaft wäre es gar nicht nötig, früh aufzuſtehen — Chriſtine hat ſich ſehr gut eingelebt und angelernt —“

„Ja, im vorigen Monat iſt ſehr viel weniger gebraucht worden von allem —“

„Siehſt du — und ich hoffe, es ſoll noch weniger werden!“ Er mochte ſie nicht loben und hatte überhaupt keine Luſt, jetzt von dieſen alltäglichen Dingen zu reden.

„Biſt du ſchon lange auf?“

„Ja; ich bin ſpazieren gegangen.“

„Warum haſt du mir nichts davon geſagt?“

„Ich wußte ja nicht, ob du ſchon auf warſt.“

„Du hätteſt es mir ſchon geſtern abend ſagen können!“

„Geſtern abend wußte ich noch gar nicht, daß ich heute früh ſpazieren gehen würde!“ lachte ſie.

„Ach, Traute, du biſt unfreundlich. Mit mir zu gehen, haſt du nie mehr Zeit. Allein zu gehen — immer. Nun — wenn es dir mehr Spaß macht, in deiner eignen Geſellſchaft herumzuſtrolchen —“

Sie ſah ihn erſchrocken an; da merkte ſie, daß er nur Spaß mit ihr treibe, und fing herzlich an zu lachen. Plötzlich legte ſich ein tiefer Ernſt über ihr friſches, junges Geſicht.

„Ich will dir etwas ſagen, Björn — ganz im Vertrauen —“

„Nun —?“

„Ich glaube, Julia fühlt ſich vernachläſſigt, wenn wir beide ſie ſtundenlang allein laſſen. Ich habe das ſo allmählich begriffen und meine, es iſt beſſer, du gehſt allein.“

„So ſoll ſie doch lieber mitkommen!“ rief er unwillig.

„Das kann ſie nicht. Nein, ſie kann es wirklich nicht,“ beteuerte Rottraut. „Sie hat ihren Körper nie an dergleichen Übungen gewöhnt.“

„Und weil ſie nicht kann, ſollſt du auch nicht — —“

„Laß nur, Björn! Es iſt beſſer ſo. Harry wird ja nun auch immer größer —“

Björn ſah ihr gedankenvoll zu, wie ſie eine Roſe nach der andern abſchnitt. Wie ſah ſie ſüß und friſch aus — und dabei doch ein wenig wehmütig. Galt das den vereitelten Spaziergängen?

„Ja, ja,“ ſagte er aus ſeinen Gedanken heraus, „Julia iſt etwas anſpruchsvoll — wie ein verwöhntes Kind —“

„Und wer hat ſie denn verwöhnt? Wer verwöhnt ſie denn noch alle Tage?“ rief ſie neckiſch.

„Hätte ich es nicht thun ſollen?“ fragte er ernſt.

„Aber natürlich — es war und iſt das einzige Rechte. Es iſt ja ihr ganzes Glück, ſich von dir verwöhnen zu laſſen!“

Wieder blieb er nachdenklich.

„Aber Traute —“ rief er dann beluſtigt, „du ſchneideſt ja den ganzen Roſenſtock kahl!“

Vor Schreck fielen ihr alle Roſen aus der Hand, und ſie ſtarrte mit kläglicher Miene die wahrhaft traurig zugerichtete Krone an.

„Ach — ich bin doch auch zu dumm —“

„Laß nur,“ tröſtete er lachend; „es wachſen neue.“ Dann kniete er auf dem feuchten Erdboden hin und begann, die zerſtreuten Roſenblumen zu ſammeln. Rottraut war ſo verwirrt, daß ſie es ſchweigend geſchehen ließ, regungslos vor ihm ſtehen blieb und ihm eine Roſe nach der andern, wie er ſie ihr zureichte, aus der Hand nahm. Er war in übermütigſter Laune und machte lauter neckende Bemerkungen.

„Bekomme ich nicht eine einzige zum Lohn?“ fragte er, indem er ihr die letzte roſenrote Knoſpe hinreichte. Rottraut zog die Hand wieder zurück, die ſchon danach griff.

„Behalte ſie,“ ſagte ſie und ärgerte ſich, daß ſie nicht ſelbſt auf den Gedanken gekommen war. Er wollte ſie in ſeine Joppe ſtecken, kam aber nicht recht zu ſtande damit.

„Wart' ich werde dir helfen," sagte sie und that es. Er lag immer noch mit einem Knie auf der Erde und sah ihr lachend in das rosige Gesicht, das sich ein wenig über ihn beugte.

Plötzlich fiel ihm etwas Merkwürdiges ein; etwas, das gar nicht hierher gehörte. Eine Unterhaltung mit seiner Mutter, ein ganz zusammenhangloses Stück daraus:

‚Wenn du die einzige Frau bleiben solltest, vor der ich knien kann, wäre das so schlimm, Mutter? Und kann man nur lieben, wo man knien kann?'

Björn fühlte plötzlich, daß der Erdboden kühl und feucht war. Er stand auf. Das Lachen auf seinem Gesicht erstarb. Die Rose saß fest in seinem Knopfloch, und Rottraut sah ihn erstaunt an.

„Ich danke dir," sagte er zerstreut. „Komm, es ist längst Frühstückszeit."

Von dieser Stunde an schien irgend etwas auf Björns gleichmäßig gute Laune zu drücken. Er gab sich alle Mühe, sich nichts merken zu lassen; war aufmerksamer und zuvorkommender gegen Julia, denn je; machte sich den ganzen Tag zu thun, trotz Hitze und Sonnenbrand, und ging regelmäßig abends mit Harry spazieren; er zeigte die gewohnte Teilnahme für große und kleine Vorkommnisse; die gewohnte liebevolle Fürsorge für alle Hausgenossen. Und doch war etwas um und in ihm, das ihn veränderte; ein grüblerischer Ausdruck in seinen Augen, ein Schatten von Kümmernis um seine ganze Erscheinung. Er hielt oft den Kopf tief gesenkt, wenn er ging, was er sonst nie that, und es kam vor, daß er zerstreut und gedankenabwesend war. Abends sah er oft müde und angestrengt aus und zog sich früher zurück als die andern.

Die einzige, die von dieser Veränderung etwas merkte, war Rottraut. Sie wurde aufmerksam darauf, nachdem sie ihn einmal, als er unter dem Vorwand großer Müdigkeit Gutenacht gesagt hatte, etwa eine Stunde später von der Gartenseite her leise hatte ins Haus schleichen hören.

‚Er trennt sich von uns also nicht, weil er müde ist, sondern weil er allein sein will,' folgerte sie. Und nachdem ihre Gedanken einmal auf diesen Weg gebracht waren, beobachtete sie unwillkürlich weiter. Kraft irgend eines ihr unbewußten Sinnes sah und verstand sie all die kleinen, unscheinbaren Färbungen seines Wesens.

Es war augenscheinlich, daß etwas ihn bedrückte, beunruhigte oder ängstigte. Je mehr er sich bemühte, heiter, sorglos und liebenswürdig zu sein, um so weher that es Rottraut. Sie konnte es oft nicht ertragen, wenn sein Mund gleichgültige und lustige Dinge sprach, während in seinen Augen die schwermütige Finsternis saß. Dann ging sie unter irgend welchem leichtgefundenen Vorwand davon.

Sah denn Julia nicht, was sie, die Fremde, sah? Oder wußte sie darum, trug sie es mit ihm, verbarg sie es gleich ihm? — Nein, Julia war nicht die Frau, Kümmernisse irgend welcher Art lächelnd zu ertragen; überhaupt nicht eine Frau, die etwas tragen konnte. Es war daher viel natürlicher, daß Björn ihr gar nicht erst davon sprach.

Armer Björn! Nicht einmal die Wohlthat der Aussprache war ihm vergönnt. Rottraut fing an, zu begreifen, daß mancher Segen, manches Glück ihm in seiner Ehe versagt geblieben war.

Digitized by Google

Nein, Julia sah und merkte nichts. Sie lebte gedankenlos weiter in den Tag hinein, ließ sich von ihm verhätscheln, küßte ihn dafür mehr als gut war und quälte ihn reichlich mit ihren kindischen Launen und Verständnislosigkeiten.

Rottraut überlegte, ob sie Julia auf Björns veränderte Stimmung aufmerksam machen solle. Aber sie sagte sich bald, daß sie damit nichts Zweckmäßiges erreichen, daß sie Björn durchaus keinen Gefallen damit thun würde.

Da sie sich nicht berufen fühlte, mit ihm darüber zu sprechen, begnügte sie sich damit, ihn wo sie konnte durch zarte Rücksichten und kleine Aufmerksamkeiten zu erfreuen; und wenn es weiter nichts war, als daß sie ihm seine Lieblingsgerichte kochen ließ, ihm täglich frische Rosen in sein Zimmer stellte oder ihm einen kalten Trunk, eine Schale frisches Obst brachte, wenn er heiß und müde vom Felde kam.

Er dankte ihr fast nie für all diese Aufmerksamkeiten; und sie wollte auch seinen Dank gar nicht. Er sah sie nur manchmal so gerührt an, und in seinen Augen zitterte dann etwas wie Glück und tiefes Unglück zugleich. Sie blickte dann allemal weg, weil ihr das Herz weh that.

„Warum bist du immer so besorgt für mich?“ fragte er einmal und hielt die Hand fest, die ihm soeben ein Glas Wasser gereicht hatte. Sie senkte errötend den Kopf.

„Ich thue ja gar nichts Besonderes —“ stammelte sie.

„Du thust mir wohl. Ich danke dir, Herzenskind du —“

Rottraut schlüpfte hinaus, sobald sie konnte. Im hintersten Winkel des Gartens hockte sie nieder und weinte bitterlich.

Die Erkenntnis, gegen die sie sich gesträubt hatte, Wochen und Monate hindurch, war nun doch über sie gekommen. Sie wußte, daß er unglücklich war.

Wenn sie nur erst wußte, weshalb und wodurch?

Eigentlich wußte sie auch das; ihr Gefühl sagte es ihr, aber sie wollte es nicht glauben. Gefühle täuschen.

Harry hatte sich eine kleine Erkältung zugezogen. Julia schob es natürlich auf die unvernünftigen Abendspaziergänge und erklärte, daß es nun vorläufig damit ein Ende haben müsse. Björn sprach mit keinem Wort dagegen. Er küßte das Kind, das kaum die Thränen über das Verbot zurückdrängen konnte, zärtlich auf Stirn und Augen und ging hinaus. Schon in der Thür, grüßte und winkte er noch einmal liebevoll zurück.

Rottraut schwoll das Herz bis in die Kehle. Sie war empört über die Frau, die beständig verwöhnt und auf Händen getragen werden wollte, und all die ihr entgegengebrachte himmlische Güte durch nichts vergalt, als durch gelegentliche launenhafte Zärtlichkeitsausbrüche.

„Da Harry jetzt nicht mit seinem Vater spazieren gehen soll,“ sagte sie mit mühsam beherrschter Erregung, „so werde ich Björn begleiten, bis der Junge wieder gesund ist.“

„So —“ meinte Julia gedehnt. „Du weißt ja gar nicht, ob er dich mitnehmen will!“

„Ich werde ihn fragen.“

„Und deine Arbeiten?“ fragte Julia spitz.

„O — abends bin ich damit noch immer fertig gewesen. Außerdem wäre es Grund genug, meine Tageseinteilung zu ändern."

„Du wirst ja sehr eigenmächtig!" höhnte Julia.

„Aber liebste Julia," sagte Rottraut einlenkend, „ich kann doch über meine Zeit verfügen — ich bin doch kein Dienstbote! Du kannst sicher sein, daß ich keine meiner freiwillig übernommenen Pflichten vernachlässigen werde. Das heißt — wenn Björn etwas von mir verlangen würde, so würde es mich stets meine oberste Pflicht dünken, seinem Verlangen nachzukommen."

„Ich weiß gar nicht, warum du dich so ereiferst," sagte Julia. Rottraut begann zu fürchten, daß sie zu weit gegangen sei, und that sich Gewalt an.

„Ich weiß es eigentlich auch nicht —" sie lachte etwas gezwungen. „Also nicht wahr, du bist einverstanden, daß ich mitgehe, und beurlaubst mich?" setzte sie freundlich bittend hinzu.

„Ja — meinetwegen — geht nur —" seufzte Julia; und dann fuhr sie verstimmt fort: „Ich weiß nicht — früher ist doch Björn immer allein gegangen!"

„Ja, früher — das war auch anders," sagte Rottraut in harmlosem Eifer. „Harry war da noch zu klein, und ich war nicht da. Wenn man etwas nicht haben kann, so denkt man nicht daran und kommt gar nicht erst so weit, es zu vermissen. Wenn man es aber gehabt hat oder haben könnte, dann empfindet man den Mangel um so schmerzlicher!"

‚Von mir spricht sie schon gar nicht mehr,' dachte Julia. ‚Warum sollte sie auch? Ich bin ihm nichts — wie sollte er mich vermissen —'

Sie war unlogisch und ungerecht, wie immer, wenn sie ärgerlich war.

Rottraut ging indessen hinaus, Björn zu suchen. Sie freute sich ordentlich in dem Gedanken, ihm eine Freude zu machen, indem sie ihm ihre Begleitung anbot.

In seiner Stube war er nicht zu finden; auch nicht auf dem Hofe. Ein Knecht hatte ihn in den Garten gehen sehen.

Sie durchsuchte im Laufschritt den ganzen Garten. Rufen mochte sie nicht. Beinahe schon hatte sie die Hoffnung aufgegeben, ihn zu finden — da sah sie ihn sitzen, auf einer einsamen Bank an der Hecke, hinter welcher das Wasser plätscherte. Er kehrte ihr den Rücken zu, hatte die Stirn in die Hände gestützt und rührte sich nicht.

Rottraut überlegte, ob sie auf ihn zugehen oder lieber wieder umkehren solle. Dann beschloß sie das erstere zu thun.

Er war wohl tief in Gedanken, und sie hatte einen leichten Schritt. Er hörte sie nicht. Als sie nahe herangekommen war, trat sie fester auf, und als auch das nicht half, räusperte sie sich. Da richtete er sich auf und sah sich um.

Wie kummervoll sah er aus! Und es war ihm sichtlich unangenehm, daß sie ihn hier aufsuchte.

„Was willst du denn, Kind? Oder bist du zufällig hier?"

„Ich lief dir nach," sagte sie und stützte sich leicht auf die Lehne in seinem Rücken. „Ich wollte dich fragen — da der Junge nicht mitgehen darf — ob du mich mitnehmen willst?" Es klang unsicher, beinahe ängstlich. Er sah lange auf seine zwischen den Knien gefalteten Hände nieder.

Digitized by Google

„Hat es Julia erlaubt?“ fragte er dann.

„Ja.“

„Aber am Ende that ſie es nur aus Rückſicht und freut ſich doppelt, wenn du trotzdem bei ihr bleibſt!“ Er ſah nicht auf. Rottraut fühlte ſich enttäuſcht.

„Ich ſehe aber doch nicht ein —“ meinte ſie — „Julia hat immer Geſellſchaft, und du biſt immer allein!“

Er ſah noch immer nicht auf. Es war ſo ſtill — er konnte ganz genau des Mädchens leiſen, ſchnellen Atem hören. Und dann fühlte er einen ganz leichten Druck auf ſeiner Schulter.

„Björn,“ ſagte eine zitternde Stimme, „haſt du Sorgen?“

Er zuckte zuſammen. Der Druck auf ſeiner Schulter hörte auf; Rottraut hatte im erſten Schreck über die unbedacht entſchlüpften Worte ihre Hand wieder zurückgezogen.

„Wie kommſt du darauf, Traute?“ fragte er und ſah ſie groß an. Sie begann, ſich zu fürchten.

„Weil du ſo traurige Augen machſt — und ſo gedrückt biſt — trotz aller Verſtellungskunſt —“

„Woher weißt du denn, daß ich mich verſtelle?“

„Aber Björn —“ ſie ſah ihn hilflos an. „Das merkt man doch, wenn man jemanden kennt!“ ſchloß ſie mutig.

„So? — Hat Julia es auch gemerkt?“

„Nein,“ ſagte ſie und ſchämte ſich in Julias Seele. Björn hüllte ſich wieder in Schweigen.

„Ich dachte auch,“ fuhr Rottraut fort, indem ſie ſich krampfhaft an der hölzernen Lehne feſtklammerte, „weil du damals das mit dem großen Verbrauch im Haushalt ſo ernſt nahmſt — man fängt ja oft erſt an zu ſparen, wenn es zu ſpät iſt —“

„Und da haſt du gemeint, ich hätte Geldſorgen?“

„Sei nicht böſe, Björn —“ Er ſah nicht im mindeſten böſe aus; er lächelte ſogar ganz glücklich.

„So — alſo darum haſt du gearbeitet und dich geplagt von früh bis ſpät?“

„Nein, darum nicht,“ fiel ſie haſtig ein. „Damals dachte ich an all das noch gar nicht. Ich arbeitete, weil ich gern thätig bin — und für euch noch ganz beſonders gern.“

Björn ſah ſie immer noch an mit dieſem ganz merkwürdigen Lächeln, aus dem ſie nichts zu machen wußte. Endlich ſagte er:

„Komm, ſetz dich zu mir, Traute.“

Sie nahm neben ihm Platz, aber ſie fühlte ſich unſicher und beklommen. Er faßte eine ihrer Hände und ſtreichelte ſie mechaniſch.

„Wie braungebrannt ſie iſt —“ bemerkte er ſo nebenbei. Sie kämpfte mit den Thränen und mit einer qualvollen Verlegenheit. Sie glaubte indiskret geweſen zu ſein, und das war ihr ſchrecklich. Björn fühlte, was in ihr vorging.

„Du mußt dir nicht ſolche Gedanken machen, mein Herzenskind,“ ſagte er. „Sieh mal, es kommt wohl für jeden Menſchen ab und zu eine Zeit, wo etwas ihn

drückt, wo er etwas mit ſich abzumachen hat. Solche Zeiten ſind notwendig und gut. Aber es giebt Dinge, die muß man ganz allein ausfechten. Niemand kann dabei helfen; man kann zu niemand davon ſprechen. Dafür hat man den lieben Gott, das Gewiſſen und den freien Willen. Es iſt ſchon eine große Wohlthat und Erleichterung, in ſolchen Zeiten ein Weſen um ſich zu haben, das zart und ſchonend mit einem umgeht. Verſtändnisvoll, obwohl es ahnungslos iſt. Und wenn du mir dieſe Wohlthat gewähren willſt, Traute, dann ſei weiter ſo zu mir, wie du bis jetzt warſt — und frage weiter nicht. Willſt du?"

Sie nickte heftig, und dabei fiel eine Thräne auf ihre ineinandergelegten Hände.

„Aber Traute — meine liebe Traute —" rief er erſchrocken.

„Laß nur —" wehrte ſie verzweifelt. — „Ich glaube, ich bin etwas nervös heute. Ein Spaziergang wird mir gut thun. Nimmſt du mich mit?" Sie war aufgeſprungen und ſtand fragend vor ihm.

„Gewiß!" rief er und erhob ſich gleichfalls. „Aber dann wollen wir gleich gehen. Und nun will ich dir etwas ſagen," fuhr er lebhafter fort, „ſeit einigen Tagen ſteht ein Rehbock auf meinem Revier — unten in den Moorwieſen — ein Ereignis in dieſer waldarmen Gegend; wahrſcheinlich ein Überläufer von den Wonenſer Höhen. Den wollen wir anpürſchen. Das Wetter iſt günſtig. Ich hole mir ſchnell die Büchſe —"

Über dem Moor lag die ganze, ſchwere Melancholie des Sommerabends. An den trocknern, inſelartig aus dem binſendurchwucherten Torfſumpf ſich abhebenden Stellen ſtand das Heidekraut in Blüte. Die Strahlen der Abendſonne vergoldeten die bräunlichen Spitzen und durchglühten die winzigen, rötlichen Blütenglöckchen, über denen trunkene Schmetterlinge ſchwerfällig flatterten. Nur der klagende Schrei des Brachvogels klang durch die Totenſtille.

Die beiden, die rüſtig durch den müden Abend ſchritten, empfanden lebhaft den poeſievollen Zauber der Stunde und kämpften vergebens gegen die große Schwermut an, die mit tragiſchem Flügelſchlag unſichtbar darüber ſchwebte. Sie waren ſtill geworden; das wohlthuende Schweigen zweier Menſchen, die einander auch ohne Worte verſtehen und einander oft durch Schweigen mehr Verſtändnis beweiſen, als durch Sprechen.

Plötzlich ergriff Björn Rottrauts Arm und nötigte ſie, ſtill zu ſtehen.

„Sieh hin — da ſteht er!"

Weiterhin, in den Wieſen, am Rande einer ſtillen, ſchwarzen Waſſerlache ſtand der Bock und tränkte. Dann hob er den ſchlanken Hals und äugte umher.

„Wie ſchön er aufgeſetzt hat!" lobte Björn. Rottraut rührte ſich nicht. Das Tier ſchien nichts gefunden zu haben, was es beunruhigte, ging ein paar Schritt tiefer in die Wieſe hinein und äſte ſorglos weiter.

„Komm," ſagte Björn. „Wir ſchleichen nun hinter dem Geſtrüpp und Röhricht entlang auf die Jenſeite — ich weiß, wo er ſeinen Wechſel hat. Irgendwo da herum liegt im Gebüſch ein geſtürzter Weidenſtamm — das giebt einen guten Beobachtungspoſten. Geh aber recht vorſichtig — tritt nicht auf trocknes Reiſig, ſonſt verrät uns das Knacken."

Digitized by Google

Behutſam ging ſie hinter ihm her, immer in ſeine Fußſtapfen tretend; ſie ſchwebte faſt. Einmal ſah er ſich um, weil er ſich überzeugen wollte, ob ſie ihm überhaupt gefolgt ſei. Sie waren noch ſchweigſamer als im Anfang.

Immer das arglos äſende Wild im Auge behaltend, gewannen ſie den von Björn bezeichneten Platz. Auf dem bemooſten Stamm, der wuchtig und ſchwer im wuchernden Graſe lag, wuchs allerlei kleines Unkraut mit unſcheinbaren Blütchen. Das Gezweig der Büſche wölbte ſich darüber zu einer engen Laube. Rottraut ſetzte ſich. Björn blieb neben ihr ſtehen und lehnte die geladene Büchſe vorſichtig gegen das Geäſt. Dann ſah er ſchweigend lange auf das Mädchen nieder, das mit großen Augen durch das feine Blattwerk hinausſpähte. Sie hatte den Hut auf die Knie gelegt und das ſchmale Köpfchen lauſchend nach vorn geneigt. Björns Geſicht wurde immer weicher und wehmütiger, je völliger er ſich in ihren Anblick verſenkte.

„Glaubſt du wirklich, daß er hier vorüberkommt?“ fragte ſie plötzlich mit gedämpfter Stimme. Er hatte eben noch Zeit, fortzuſehen, bevor ſie zweifelnd zu ihm aufblickte.

„Ja, ich glaube es. Er wird hier herum Deckung ſuchen. Jedenfalls iſt hier der einzige Ort, wo wir ihm auflauern können. Aber es kann freilich noch eine Weile dauern. Wirſt du auch nicht die Geduld verlieren?“

„O nein — ich könnt' hier noch ſtundenlang ſitzen —“

Ihre Zweifel und Sorgen waren zerſtreut. Sie fühlte ſich zufrieden und glücklich. Es war immer ein unendliches, wohlthuendes Behagen, ſolch eine zufriedene Stille in ihr, wenn ſie bei Björn war. Das lag an dem Einfluß ſeines ernſten, geſammelten Weſens; weil ſie ihm ſo unbedingt vertraute nnd weil ſie ihn ſo herzlich lieb hatte, mit einer Liebe, die manchmal ordentlich weh that, wenn ſie dachte, daß er nicht glücklich ſei. — Jetzt, in dieſer vergoldeten und verklärten Abendſtunde dachte ſie nicht mehr daran. Sie ſchien im Gegenteil frohe und glückliche Gedanken zu haben, denn es lag ein ſonniger Ausdruck über ihrem Antlitz.

„Kann ich dir etwas erzählen,“ fragte ſie nach einem langen Schweigen, „oder meinſt du, daß es ihn ſtört?“

„Erzähle nur — du kannſt ja ein wenig leiſe ſprechen.“

Da fing ſie an zu plaudern, im Flüſterton, in ihrer vertraulichen, offenen Art. Erſt von allerlei kleinen wirtſchaftlichen Sorgen und Nöten, die ſich viel beſſer als mit Julia mit ihm beſprechen und erledigen ließen. Dann von Harry, von allerhand kleinen Witzen und Streichen, die er losgelaſſen hatte. Dabei lachte ſie ganz leiſe, als wenn ein Vögelchen zwitſchert. Und endlich von allerlei Gedanken und Betrachtungen, die ſie in ihrem raſtloſen jungen Geiſt bewegt hatte.

Da Björn Mühe hatte, ihre gedämpfte Sprache zu verſtehen, ſetzte er ſich neben ſie. Und während er ſeine Aufmerkſamkeit dem Wild zuzuwenden ſchien, verlor er doch kein Wort von dem, was ſie ſagte, und hatte eine wohlthuende Freude daran, auf ihre Erzählungen und Gedanken einzugehen und dafür ſeinerſeits Anſichten und Meinungen vor ihr auszukramen.

„Ach, Björn,“ ſagte ſie aufatmend, „du glaubſt gar nicht, wie ich es liebe, ſo mit dir zu plaudern. Ebenſo machte ich es früher mit Mutter. Ich habe damals geglaubt, niemals wieder würde ich einen Menſchen finden, der mich ſo geduldig

anhört und so gut versteht, wie sie es that. Aber du verstehst mich fast noch besser. Es bringt mir etwas von dem stillen, unberührten Glück jener Zeit wieder, wenn wir so miteinander reden —"

„Trauerst du denn immer noch so sehr um jene Zeit?"

„In gewissem Sinne werde ich nie aufhören, darum zu trauern, weil ich nie aufhören werde, Mutter zu lieben. Andrerseits habe ich nicht für möglich gehalten, daß ich mich so schnell in das veränderte Leben finden, daß ich so zufrieden darin sein könnte. Das liegt auch in der Hauptsache an dir, Björn, ich kann es ja getrost aussprechen. Ohne dich hätte ich mich doch wohl dauernd etwas vereinsamt gefühlt. — Schade, daß unsre schönen Spaziergänge jetzt so selten geworden sind!"

Er wandte sich nach ihr um und sah sie scharf an.

„Ja — warum sind sie denn so selten geworden?" fragte er und bereute die Frage in demselben Augenblick.

Rottraut aber schien sie gar nicht gehört zu haben. Sie bog plötzlich den Oberkörper vor und spähte durch das Gezweig hinaus; dabei legte sie unwillkürlich ihre Hand auf seinen Arm, als wolle sie ihn vor jeder unvorsichtigen Bewegung hüten.

„St! Da ist er!"

Björn sah hin — wirklich, er hätte es beinahe verpaßt. Dreißig Schritt vor ihnen stand der Bock und kam langsam, ruhig weiter äsend, immer näher. Dann mußte er irgend etwas gehört haben — er stutzte, hob den Kopf und äugte regungslos nach dem Busch hinüber, in dem Björn und Rottraut verborgen saßen.

Björn machte sich schußfertig. Rottraut wagte kaum zu atmen.

Drüben ging die Sonne unter in einem von Staub und Hitze erzeugten, rötlichen Nebel. Ein trüber Dunst hüllte den Horizont ein. Die Luft war beklemmend still. In den Moorlachen schrien die Unken mit ihren kläglich heulenden Stimmchen.

Rottraut stieß einen kurzen Seufzer aus — ihr Herz klopfte so sehr in Erwartung des Schusses. Langsam sah sie sich nach Björn um. Er stand dicht neben ihr, hatte die Büchse an der Schulter und hielt sein Opfer fest ins Auge gefaßt. Wie unerbittlich scharf und fest konnte dieses schöne, warme Auge blicken! Wie war es überhaupt möglich, daß dieselben Hände, die sonst nur liebkosten und wohlthaten, sich nun erhoben, um ein unschuldiges Geschöpf zu töten!

Sie schalt sich sentimental, und doch lief ihr ein kleiner Schauder den Rücken herunter.

In demselben Augenblick setzte Björn das Gewehr wieder ab.

„Er steht zu spitz von vorn. Ich muß warten, bis er sich wendet. — Was hast du denn?" unterbrach er sich, ihr Zusammenschauern bemerkend. Sie schämte sich ihrer Thorheit.

„Ich weiß nicht — mich fröstelt ein wenig —"

„Bei der Wärme? Hast du dich etwa erkältet? Du bist ja ganz blaß!" Er sah sie besorgt und liebevoll an.

„Du hast wohl wieder zu viel gewirtschaftet," fuhr er, immer im vorsichtigen Flüsterton, fort, „und bist übermüdet. Setz dich wieder hin — so — mein Liebling." Er strich mit der Hand über ihr lockeres Haar. Die Hand war schwer und zitterte.

„Jetzt — Björn — ſieh.“ Mit ausgeſtrecktem Finger zeigte ſie nach vorn. Der Bock hatte ſich gewendet und zeigte dem Schützen die ganze ſchlanke Breitſeite. Björn legte haſtig an — es dauerte lange; ſein Auge war trübe geworden und ſeine Hand unſicher. Aber nun — — Da machte das Tier wieder eine unerwartete Bewegung und äugte von neuem herüber. Der Buſch da mußte ihn doch nicht ganz geheuer dünken.

Rottraut war aufgeſprungen, und dabei hatte ihr Kleid geraſchelt. Sie legte abermals ihre Hand auf ſeinen Arm — beinahe auf die Finger, die den Hahn ſpannten und nun unwillkürlich abließen.

„Schieß ihn nicht, Björn!“ ſagte ſie mit erſtickter Stimme. „Heute nicht! Jetzt nicht! Bitte, bitte!“

Er ſah ſich erſtaunt um. Ihre Augen ruhten ineinander; die ihren mit einem ängſtlichen, für die eigne Thorheit um Nachſicht flehenden — die ſeinen mit einem gerührten, nachdenklichen, ſehr ernſten Ausdruck. Dann ſetzte er die Büchſe ab und entlud ſie.

„Nein, du haſt ganz recht. Es wäre ſchade um den Frieden dieſer Stunde.“

Bei dem kräftigen Aufſetzen der Büchſe auf den unebenen Boden knackte ein Zweig. Der Bock ſchreckte und ging in langen Sprüngen ab. Nun that es Rottraut doch leid.

„Es war doch wohl recht kindiſch von mir, Björn,“ meinte ſie ſchüchtern. Er ſteckte die Patrone in die Taſche und ſah ſie nicht an.

„Einem lieben Kinde einen Wunſch zu erfüllen oder ſeiner Stimmung Rechnung zu tragen, iſt für einen Mann eine ganze beſondere Art von Freude.“

„Ja — aber vielleicht iſt er nun ein- für allemal auf und davon!“

„Nun, das wäre auch nicht das Schlimmſte.“ Er hängte die Büchſe über die Schulter und bog vor ihr das Geſtrüpp auseinander, daß ſie unbehindert durch das Dickicht hinausſchlüpfen konnte.

Schweigſam traten ſie den Heimweg an. Sie konnte ſich des bedrückenden Gefühls nicht erwehren, ihn durch eine ſentimentale Laune um ein Vergnügen gebracht zu haben. Björn fing nach einiger Zeit eine harmloſe, fröhliche Unterhaltung an; aber es dauerte lange, bis ſie an die Echtheit dieſes zur Schau getragenen Frohſinns glaubte.

‚Was werden wir Julia ſagen?‘ dachte ſie zwiſchendurch. Aber ein unbekanntes Gefühl hinderte ſie, die Frage laut werden zu laſſen.

Julia empfing die Heimkehrenden nicht allzu freundlich. Man hatte ſie warten laſſen, und das konnte ſie nicht vertragen.

„Nun — und der Bock?“ fragte ſie mit höhnendem Anflug im Ton.

„Ich bin nicht zu Schuß gekommen,“ ſagte Björn ruhig und lehnte die Büchſe an die Wand.

Julia warf dem Mädchen, das ihr den Rücken drehte und geſchäftig am Speiſeſchrank herumhantierte, einen mißtrauenden Blick zu, in dem nichts Gutes geſchrieben ſtand.

III.

Rottraut verlebte schlimme Tage.

Julias Benehmen ihr gegenüber hatte sich aus irgend einem unbekannten Grunde sichtlich verändert. Sie war reizbar und empfindlich, mit nichts zufrieden, verletzte das Mädchen mit unfreundlichen, spitzfindigen Bemerkungen oder kümmerte sich so gut wie gar nicht um sie.

Sie hetzte sie im Hause herum wie ein Dienstmädchen und machte sie verantwortlich für jeden umherliegenden Papierfetzen, für jedes Spinnennetz und für jeden Fliegenfleck. Rottraut ertrug es mit bewundernswerter Geduld und Liebenswürdigkeit, konnte es dennoch in nichts recht machen und wurde um so schlechter behandelt, je großmütiger sie es sich gefallen ließ.

Während sonst nie mit einem Wort die Rede gewesen war von irgend einer Stellung, die Rottraut im Hause einzunehmen hatte — sie war eben aufgenommen als ein Familienmitglied und stets als solches gehalten worden — benutzte Julia jetzt jede Gelegenheit, um ihr anzudeuten, daß sie nur aus Mitleid aufgenommen worden sei und sich dafür erkenntlich zu zeigen habe; daß jede Vertraulichkeit, überhaupt jede Gleichstellung mit ihr und Björn ein taktloses Überschreiten ihrer Grenzen sei, die Zartgefühl und Dankbarkeit ihr nicht eng genug stecken könnten.

Nur in Björns Gegenwart nahm sich Julia zusammen. Sie hatte Angst vor ihm. Ihr Instinkt sagte ihr, daß er Rottraut in Schutz nehmen würde, und darauf wollte sie es nicht ankommen lassen. Sie fand aber allemal bald einen Vorwand, Rottraut zu entfernen, wenn Björn anwesend war.

Rottraut schob solch unfreundliches, launenhaftes Benehmen anfangs auf körperliche Mißstimmung. Julia litt im Sommer viel an Kopfweh und sah in letzter Zeit überhaupt nervös und blaß aus. So oft sie aber etwas Derartiges andeutete oder es sich einfallen ließ, sie schonen und pflegen zu wollen, wurde Julia aufgebracht und böse und machte die unverständlichsten Redensarten.

„Es wäre dir wohl gerade recht, wenn du mich in die Krankenstube einsperren könntest!“

„Aber Julia, was fällt dir nur ein!“ rief Rottraut ärgerlich. Und dann, bei solchen gelegentlich energischen Worten geschah es wohl, daß Julia in Thränen ausbrach, Rottraut mit Zärtlichkeiten und Liebesbeteurungen überschüttete und ihr all ihre Unfreundlichkeiten himmelhoch abbat.

Rottraut kam endlich zu der Überzeugung, daß Julia ein beschwertes Gemüt habe und selbst kreuzunglücklich sei. Einmal von dieser Überzeugung durchdrungen, wurde ihr Benehmen gegen die Stiefschwester noch rücksichtsvoller und liebreicher.

„Was ist dir denn eigentlich, Julia?“ fragte sie einmal zart und teilnehmend, als Julia nach solchem Thränenerguß ganz matt und apathisch auf ihrem Sofa lag. „Willst du dich nicht einmal aussprechen? Sage mir doch, was dich beunruhigt!“

„Mich beunruhigt nichts,“ erwiderte sie abweisend.

„Hast du irgend einen Kummer?“

„Was sollte ich wohl für einen Kummer haben!“ lachte sie rauh. Ja — das hätte Rottraut selbst nicht gewußt. Diese Frau hatte ja alles — man breitete ihr die Hände unter und streute ihr Rosen; sie brauchte nur darauf zu treten.

„Und du bestreitest auch, daß dir gesundheitlich etwas fehle — ja, aber was ist es denn? Irgend einen Grund muß es doch haben, daß du so verändert bist!“

„So? Bin ich verändert?“

„Aber, liebe Julia — du warst sonst immer so gut gegen mich, es war nie etwas zwischen uns. Und nun — nun bist du so — ja, gelinde gesagt, wunderlich!“

„So? Wirklich?“

„Ich will dir nicht etwa Vorwürfe machen und mich beklagen,“ fuhr Rottraut mit unendlicher Sanftmut fort. „Es wäre ja thöricht, wenn ich das nicht ertragen könnte, wo ich weiß, daß sich doch innerlich zwischen uns nichts geändert hat. Ich betrachte es nur als einen Ausfluß deiner innern Stimmung, die doch keine glückliche zu sein scheint —“

„Du suchst also Grund und Schuld dieser sogenannten Veränderung nur in mir?“ fragte Julia und machte die Augen weit auf. Rottraut erschrak über den lauernden, grausamen Ausdruck darin und schwieg betroffen still.

„Einer allein hat selten schuld an einem beginnenden Mißverhältnis,“ fuhr Julia rücksichtslos fort.

Diese Worte gaben Rottraut ein neues Rätsel auf. Ihr Gewissen war so rein, ihr Herz war sich nur dankbarer und guter Gesinnungen gegen Julia bewußt. — Trotzdem begann sie über sich nachzudenken und nach ihrem Anteil an Schuld zu suchen. Aber wenn sie auch alles, was sie seit ihrem Eintritt in dies Haus gearbeitet, geschafft und geleistet hatte, als einfache Pflichterfüllung aus der Reihe ihrer Verdienste strich — wenn sie sich überhaupt keinerlei Verdienste zuerkannte und all ihr Thun und Sein als einen diesem Hause zukommenden Dankeszins betrachtete, so blieb doch neben diesem noch ein ganzer Reichtum von Liebessaat übrig, der weder aus Dankbarkeit noch aus Pflichtgefühl, sondern nur aus der Aufrichtigkeit eines warmen und guten Herzens kommen kann. —

Björn merkte lange nichts von dem häßlichen Wurm, der an den Pfosten seines Hauses zu nagen begann. Er war wenig mit den beiden Frauen zusammen, und in seiner Gegenwart beherrschte sich Julia. Noch wagte sie es nicht, ihrer Mißstimmung gegen Rottraut ihm gegenüber Luft zu machen, denn sie hätte keine Gründe dafür anzugeben gewußt.

Und noch viel weniger kam es Rottraut in den Sinn, sich bei Björn zu beklagen, um so weniger, je fester sie innerlich davon überzeugt war, daß er ihr recht geben würde.

Sie wußte, es würde das Verhältnis nicht verbessern, sondern verschlechtern. Wozu da erst Scenen heraufbeschwören und Björn Ungelegenheiten machen!

Die zarte, verständnisvolle Rücksicht auf Björn war die unbewußte Triebfeder all ihres Handelns. Aus Rücksicht auf Björn nahm sie Rücksicht auf Julia und ertrug schweigend und mit freundlichem Gesicht alle schlechte Behandlung.

Sie kam stillschweigend mit ihm darüber überein, daß man in jeder Weise auf Julia Rücksicht zu nehmen habe.

Aber sogar über solch selbstloses Eingehen auf ihre Wünsche konnte Julia gereizt und empfindlich sein.

„Wo ist Björn?“ fragte sie eines Tages gegen Abend. Rottraut stand im Garten und beaufsichtigte das Einernten des Wintergemüses. Sie sah flüchtig auf und sagte:

„Er ist mit der Flinte fortgegangen. Wohin — weiß ich nicht.“

„Warum bist du nicht mitgegangen?“

„Er hat mich gar nicht aufgefordert!“ rief sie heiter. „Außerdem hätte ich heute keine Zeit gehabt,“ schloß sie mit einem Blick auf die Häufchen roter und weißer, sauber entblätterter Rüben rings umher am Boden.

„O — sonst hattest du doch immer Zeit!“ sagte Julia herausfordernd. Rottraut schwieg.

„Warum gehst du denn jetzt nie mehr mit ihm?“ Rottraut beherrschte nur mühsam ihre Ungeduld.

„Habt ihr euch gezankt?“ fragte sie immer gereizter. Rottraut sah endlich ein, daß sie eine Antwort nicht würde umgehen können.

„Nein, wir haben uns nicht gezankt. Wir denken aber, daß es dir lieber ist, wenn ich zu Hause bleibe.“

„So — also ganz stillschweigende Abmachung! Warum habt ihr mich denn nicht danach gefragt? Wenn es mir nicht paßte, euch zusammen gehen zu lassen, so hätte ich ja mitkommen können!“

„Ja, Julia, das hättest du nur schon längst thun sollen! Übrigens meinte ich auch nicht, daß es dir unangenehm sei, wenn ich mit Björn ginge, sondern wenn du allein bliebest. Und das kann ich dir ja auch nachfühlen,“ setzte sie versöhnlich hinzu. Aber Julia war gar nicht versöhnlich gestimmt.

„Du bist sehr gnädig. Aber ich verlange eure Rücksichten gar nicht. Ihr sollt euch meinetwegen keinen Zwang auferlegen. Du denkst wohl gar, ich sei eifersüchtig!“

Rottraut sah die Frau, die so häßliche Worte sprach, mit einem großen, reinen Blick voll heiliger Entrüstung an.

„Pfui, schäme dich,“ sagte sie und kehrte ihr den Rücken zu.

„Thu nur nicht so!“ lachte Julia schrill auf. Dann, begreifend, daß sie zu weit gegangen, fing sie an, von den Gartenarbeiten zu sprechen. Rottraut aber blieb einsilbig und unzugänglich.

„Nun sei auch noch empfindlich!“ spottete Julia. Endlich ging sie davon. Es war ihr unbehaglich zu Mut.

Als sie außer Sicht war, stellte Rottraut ihre Arbeit ein.

„Macht nur so weiter,“ sagte sie zu den schaffenden Mägden, „ich komme dann wieder und sehe nach.“

Dann ging sie über das Beet und den Weg entlang nach dem baumreichern Teil des Gartens. Während sie ging, fing sie an zu weinen; große Thränen perlten über ihre Wangen und fielen auf ihre helle Schürze. Auf der Bank an der Hecke, wo sie damals Björn hatte trösten wollen, setzte sie sich nieder. Es war der einzige Platz, der von allen Seiten durch Buschwerk versteckt war.

Digitized by Google

Sie fragte ſich von neuem, womit ſie dieſe Behandlung von Julia verdient habe, und warum ſie dieſelbe immer noch ſchweigend ertrage. Ihre Pflicht war es doch nicht; Not zwang ſie auch nicht dazu. Sie war ja frei — ſie konnte jeden Tag in die Welt hinausgehen. Eine Stelle, die ihr die Möglichkeit gab, ſich den Lebensunterhalt zu verdienen, würde ſie ſchon finden.

Dann dachte ſie, daß das doch recht undankbar wäre. Wieviel Liebe, wieviel Gutes hatte ſie in dieſem Hauſe genoſſen — nun wollte ſie es bei der erſten Unannehmlichkeit verlaſſen?

Ja, wenn ſie nur wüßte, ob dieſem Hauſe mit ihrem Bleiben gedient war? Wenn wirklich ſie die Urſache von Julias Stimmung war, ſo mochte es viel richtiger ſein, wenn ſie fortging. Denn mit der Zeit würden nicht nur ſie, ſondern unfehlbar auch Björn und das Kind unter dieſer Stimmung leiden.

Wenn Julia doch nur mit ſich reden laſſen, ihr einen unverſchleierten Einblick in ihre Gedanken gewähren wollte! Wenn ſie dieſe Gedanken kannte, würde es ſicher ein Leichtes für ſie ſein, das Rechte zu finden und zu thun. Aber Julia entzog ſich hartnäckig, ſchlau und eigenſinnig jedweder Ausſprache, als ob eine ſolche ſchlimmer ſei als alles andre.

‚Du denkſt wohl, ich ſei eiferſüchtig!‘ Bei dieſem Ausruf blieben Rottrauts Gedanken ſchließlich wie vor einer Mauer ſtehen. Eiferſüchtig! Du lieber Gott — worauf denn? Sie war hübſcher, ſie war glücklicher, ſie war reicher; ſie war die Hauptperſon und wurde ganz ungebührlich verwöhnt und berückſichtigt, namentlich von Björn. Oder fand Julia etwa, daß Björn zu viel Freundlichkeiten für das herzugelaufene Waiſenkind hatte? Dann konnte ſie es ihm einfach ſagen, und er würde ſicher ſein Benehmen ſofort ändern; und Rottraut würde ſich darein finden, obgleich ihr das Herz bluten würde.

Nein, ſie hatte keinen Grund. Sie beſtritt es ja auch ſelber durch ihre höhnende Frage. — Aber wenn ſie nun doch eiferſüchtig war?

Ja, dann — ob mit oder ohne Grund — dann war Rottrauts Zeit hier abgelaufen. Dann konnte ſie nicht einen Tag länger bleiben. Das war ſie Björn, das war ſie Julia, das war ſie am meiſten ſich ſelbſt ſchuldig. —

Während deſſen ſchlenderte Björn mit der Flinte durch die Felder, ohne auch nur im geringſten auf ein Beuteſtück zu achten. Er wollte nur aus dem Hauſe fort ſein, aus dem Hauſe, in dem ſich ihm alles mehr und mehr in Qual verwandelte. Wenn er ſich tagsüber rechtſchaffen müde machte, ſo hatte das auch noch den Vorteil, daß er dann nachts beſſer ſchlief und nicht mit nervöſer Hartnäckigkeit auf jedes Geräuſch in und außer dem Hauſe lauſchte.

Er hatte heute den ganzen Vormittag junge Pferde zugeritten. Alle Glieder thaten ihm weh. Es war eigentlich ein Unſinn, jetzt noch umherzulaufen; obendrein allein —

Früher, als er beabſichtigt, kehrte er heim.

‚Ich will doch noch durch den Garten gehen und nachſehen, was Traute macht,‘ dachte er und kam unmittelbar von den Weiden durch einen Schlupf in der Hecke herein. Er fand die arbeitenden Frauen ohne Aufſicht; ſie gaben ihm die Richtung an, in der Rottraut ſich vor kurzem entfernt haben ſollte.

Er fand ihre Fußspuren auf den sauber gehaltenen Wegen und folgte ihnen. Und so fand er auch Rottraut.

„Aber Traute — was ist denn los?“ rief er ganz erschrocken, als sie sich vergeblich bemühte, ihm ihr verweintes Gesicht zu verbergen.

„Ach — nichts. Eine dumme Laune. Wirklich, weiter nichts. — Es ist übrigens gut, daß du kommst. Ich wollte dir noch sagen, wir haben viel zu viel Wintergemüse für den eignen Bedarf. Es kann über die Hälfte davon verkauft werden. Das giebt eine schöne Einnahme.“ Er schien gar nicht zu hören, was sie sagte, sondern sah sie immer nur besorgt an.

„Hast du kein Vertrauen zu mir, Traute?“ fragte er. Sie stutzte; dann zuckte es schelmisch um ihren Mund.

„Du hast mir ja damals auch nicht sagen wollen, was dich drückte —“

„Aber Traute!“ klang es vorwurfsvoll.

„Nicht etwa, daß ich Gleiches mit Gleichem vergelten wollte,“ lenkte sie schnell ein. „Ich bin nur zufällig in einer ähnlichen Lage. Ich kann auch nicht sprechen über das, was mich eben traurig machte; weil ich mich schäme, weil es so unwichtig ist und gar nicht der Mühe wert, darüber zu reden, geschweige denn zu weinen. Und nun komm, du mußt dir wirklich meinen Gemüsereichtum ansehen und darüber bestimmen!“

Er folgte ihr willig aber gedankenschwer, und es kam ihn hart an, dem praktischen Vortrag zuzuhören, den sie ihm zwischen den durchwühlten Beeten hielt.

Von nun an hatte Björn ein aufmerksameres Auge auf Rottraut. Er blieb sogar mehr im Hause, um besser beobachten zu können. Eingetretenes, frühherbstliches Regenwetter gab ihm einen willkommenen Vorwand.

Und da mußte er es endlich merken: Julias scharfes, gereiztes Wesen sowohl als Rottrauts rührende Sanftmut dem gegenüber.

Björn beurteilte die Sachlage sofort ganz richtig. Er beschloß indes, zu thun als merke er nichts, in der festen Annahme, Julia werde sich mit der Zeit von selbst wieder beruhigen und zur Vernunft kommen.

Er irrte sich. Es wurde nicht besser, sondern täglich schlimmer. Er entdeckte oft, daß Rottraut rote Augen hatte, und würde auch ohnedem gemerkt haben, daß sie litt. Sie hatte so etwas Unsicheres, Geängstetes in ihrem Wesen. Und endlich hielt er es für seine Pflicht, ihr zu Hilfe zu kommen.

Er benutzte dazu eine Stunde, in welcher der Ärger, der jetzt oft in ihm kochte, schwieg und einer überlegenen Beurteilung Platz gemacht hatte. Es war abends, und Rottraut hatte, Müdigkeit vorschützend, bereits ihr Zimmer aufgesucht.

„Sage doch, Julia,“ begann er sehr ruhig, „was hat Rottraut seit einiger Zeit?“ Julia wurde ein wenig blasser.

„Was soll sie haben?“ fragte sie, erstaunt thuend.

„Sie ist stiller und gedrückt. Sie zieht sich auffallend zurück. Und sie sieht öfter verweint aus.“

„So — das ist mir ja noch gar nicht aufgefallen. Ich beobachte sie freilich wohl auch nicht so aufmerksam wie du!“

„Dazu gehört keine große Beobachtung. Das sieht man, ohne es sehen zu wollen."

Julia sagte nichts mehr, sondern fing an zu lesen.

„Möchtest du nicht das Buch hinlegen, wenn ich mit dir spreche!" sagte er in so strengem Ton, daß sie vor Schreck augenblicklich gehorchte. „Wenn du meine Frage nicht beantworten kannst," fuhr er fort, „so werde ich sie anders stellen: Was hast du seit einiger Zeit gegen Rottraut?"

„Ich —?" meinte Julia unschuldsvoll und wurde noch blasser dabei.

„Ja, du. Du bist geradezu unausstehlich mit ihr."

Sie lachte gezwungen. „Wirklich? — Ach — weißt du, ich überlege mir gar nicht, wie ich mit ihr bin."

„Um so schlimmer, wenn dies Benehmen dir unwillkürlich und ein Ausfluß deiner Gesinnung gegen sie ist."

„Aber Björn —" sie wurde nun doch etwas unsicher — „ich habe wirklich nicht die Absicht, unfreundlich gegen sie zu sein. Ich bin eben auch mal angegriffen oder nervös — dann kann man nicht immer schmelzend liebenswürdig sein."

„O, es ist ein großer Unterschied und leicht zu merken, ob es nur an der Liebenswürdigkeit, oder an der Liebe fehlt!"

„Und wenn es an der Liebe fehlt," rief sie trotzig, „was geht's dich an?"

„Es geht mich wohl etwas an!" Er hielt noch immer an sich. „Ich kann es nicht dulden, daß irgend jemand, dem ich in meinem Hause Heimatsrecht gab und den ich in meinen Familienkreis aufnahm, von dir schlecht behandelt wird."

„Wieso behandle ich sie denn schlecht?" fragte Julia herausfordernd. Er hielt es nicht der Mühe wert, darauf zu antworten.

„Du nimmst das alles viel zu tragisch," sagte sie einlenkend. „Rottraut hat dir vielleicht einmal etwas vorgeweint —"

„Sie hat mir nie etwas vorgeweint," unterbrach er; „sie ist viel zu stolz und viel zu rücksichtsvoll dazu."

„Nun — dann wird sie es wohl selbst nicht so schlimm finden. Sie ist überdies sehr empfindlich, das gute Kind —"

„Wenn sie das, was du ihr zumutest, nicht empfinden sollte, so müßte sie kein Herz oder keine Ehre haben. Und selbst angenommen, es wäre an dem, so werde ich es doch wegen meines Hauses Ehre nicht dulden. Kurz und gut, Julia, ich verlange von dir, daß du dich zusammennimmst, deine Launen beherrschst und Rottraut den Aufenthalt in meinem Hause nicht unerträglich machst. Hast du mich verstanden?"

Er sprach fast nie in diesem Ton zu ihr. Es that ihr entsetzlich weh, und daß er um dieses Mädchens willen so zu ihr sprach, brachte sie fast um die Besinnung. — Sie brach in Thränen aus.

„Sei nicht so hart gegen mich, Björn! Du weißt nicht, wie unglücklich ich bin!"

Ihr Weinen stimmte ihn unbehaglich. „Warum bist du unglücklich?" sagte er rauh. „Du hast nicht die geringste Veranlassung dazu!"

„So? Keine Veranlassung — — —"

Er wandte ſich ſchroff zu ihr um. „Und was denn für eine?“ In ſeinen Augen funkelte etwas ſo Drohendes, Warnendes, daß ſie nicht den Mut hatte, es auszuſprechen. Dieſer drohende Blick, der ihn ſo männlich machte, der ihr Angſt einflößte, entfeſſelte ihre ganze Leidenſchaftlichkeit.

„Björn!“ rief ſie außer ſich, ſprang auf, kniete vor ihm hin und legte ihr weinendes Geſicht in ſeinen Schoß, wie ſie immer that, wenn ſie ſich vor Liebe zu ihm nicht laſſen konnte, „Björn, es kommt ja doch alles nur, weil ich dich ſo über alle Vernunft und Einſicht liebe! Weil ich es nicht ertragen kann, wenn du mit einer andern freundlich biſt — freundlicher als mit mir, ja, das biſt du oft! Und am wenigſten kann ich ertragen, wenn ich ſehe, daß die andre es mehr verdient, als ich! Wenn du meiner überdrüſſig biſt, wenn ich dir nicht genüge — ich kann es dir ja nicht verdenken, ich weiß überhaupt keine, die genug für dich iſt — ſo ſchick mich doch fort, ſo trenne dich doch von mir, du thuſt dann nichts Schlechteres, als ich mit Eberhard gethan habe! — Aber das ſag' ich dir,“ rief ſie leidenſchaftlich, ballte die Fauſt, hob den Kopf, und ihre Augen funkelten wild, „wenn du das thuſt — ich ertrag's nicht, ich ermorde dich oder mich — oder uns beide! Ich laſſe dich keiner andern!“

Sie zitterte am ganzen Leibe. Björn ſah traurig auf ſie nieder. Was ſie ſagte, überraſchte ihn nicht ſehr; er war darauf vorbereitet geweſen. Aber ihre zügelloſe Heftigkeit erſchreckte ihn.

„Du ſollſt mich lieb haben, Björn,“ rief ſie außer ſich und warf ſich ſchluchzend an ſeine Bruſt. „Lieber als alle andern!“ Er zog ſie vollends auf ſeinen Schoß und legte die Arme um ſie wie zum Schutz gegen ihre eigne Leidenſchaftlichkeit.

„Ich habe dich ja lieb, Julia!“ ſagte er mühſam.

„Du ſollſt es nicht bloß ſagen — ich will es auch fühlen, ich will ganz feſt davon überzeugt ſein!“

„Was ſoll ich denn thun, um dich zu überzeugen!“ Sie antwortete nicht: aber ſie erſtickte ihn beinahe in ihren Armen. Björn fing an, ſie zu ſtreicheln und zu liebkoſen; er küßte ſie auch, ſanft und innig, wie man ein aufgeregtes Kind küßt, und hielt ſie dabei feſt in ſeinen Armen, wie ein Engel der Barmherzigkeit. Sie weinte ſich aus, und er wartete geduldig, bis ſie fertig ſein würde. — Allmählich beruhigte ſie ſich.

„Nun ſage mir nur, mein einziges Kind,“ fragte er liebreich, ohne ſie loszulaſſen, „warum machſt du dir und mir ſolche Aufregungen?“

„Ach — ich liebe dich ſo!“ Das war ihre einzige Antwort auf all ſeine Fragen, auf all ſein verſtändiges, gütiges Zureden. Das war ihre Erklärung, ihre Rechtfertigung, ihre Entſchuldigung. Alles in ihr war Kind geblieben. Nur dieſe Liebe hatte zügelloſen Umfang angenommen.

„Und was ſollen wir denn nun mit Rottraut machen?“ fragte er zuletzt, doch ein wenig unſicher. „Sollen wir ſie wegſchicken?“

„Ach nein —“ rief ſie erſchreckt. Dieſe Folge ihres Benehmens ſchien ihr doch zu ernſthaft in jeder Beziehung. Er atmete unwillkürlich auf.

„Dann wirſt du dich doch wohl bemühen müſſen, den alten Ton ihr gegenüber wiederzufinden! Ihr waret doch ſo gut miteinander und hattet euch ſo lieb! Laß doch euer Verhältnis nicht an ſolchen unſinnigen Wahnvorſtellungen

Digitized by Google

scheitern! Du hast doch selbst so viel gewonnen durch ihren Eintritt in unser Haus!"

Julia sah bedrückt vor sich nieder.

„Sie war mir auch wirklich sehr lieb geworden," gestand sie beschämt.

„Nun, siehst du — so beraube dich nicht selbst der fast einzigen Gesellschaft, die du hast!"

Mehr als all sein freundliches Zureden half es, wenn er sie zwischendurch streichelte und küßte. Endlich war sie wieder ganz getröstet. Und wie immer, einzig nur mit sich beschäftigt, entging es ihr, daß sein Gesicht kummervoll blieb.

Es war spät geworden, und die maßlose Aufregung hatte sie müde gemacht. Mehreremale hatte sie Björn schon Gutenacht gesagt und konnte sich noch immer nicht aus seinen Armen lösen.

„Geh nur," sagte er endlich und schob sie sanft von sich. „Ich komme nach." Da ging sie, zögernd, als klebten ihre Sohlen an den Dielen; als läge Gefahr darin, wenn sie ihn nur einen Augenblick aus den Augen ließ.

Als sie oben an Rottrauts Thür vorüberkam, glitt ein zufriedenes Lächeln über ihr Gesicht. Rottraut wußte nicht, wie seine Küsse thaten, und würde es nie erfahren — —

Björn unterdrückte ein Stöhnen, als sie hinaus war. Er reckte sich, als sei ein Panzer von ihm abgefallen.

Möchte Gott ihn vor mehr solchen Stunden bewahren; diese war eine der schwersten seines Lebens gewesen, und er war sich nicht sicher, eine häufige Wiederholung ertragen zu können. Und doch sagte er sich, daß noch schlimmere Stunden ihm bevorstanden.

Einstweilen hieß es abwarten und soviel als möglich ausgleichen. Für heute schien es ihm gelungen, Julias eifersüchtige Zweifel niederzuschlagen; eine Weile mochte es nun wieder gehen. Es ging vielleicht um so länger, je zärtlicher er mit ihr war, je mehr von seiner Zeit er ihr widmete.

Rottraut würde zu kurz dabei kommen; sie würde nun auch noch von ihm zurückgesetzt werden. Aber das half nichts, das war nicht die Hauptsache.

Wenn es nicht anders wurde, so mußte Rottraut fort. Wie und wohin würde sich schon finden.

Björn wurde blaß; er schloß die Augen, seine Lippen preßten sich aufeinander wie in heftigem Schmerz, und sein frisches, jugendliches Gesicht bekam einen alten, müden Zug.

Eine Weile ging es auch.

Es war nicht die alte Unbefangenheit zwischen ihnen, und die Fröhlichkeit hatte oft etwas Erzwungenes. Aber man zankte sich doch nicht, es fielen keine gehässigen Bemerkungen, es gab keine Thränen und Scenen. Aber es gab auch kein helles Lachen, kein harmloses Scherzen, keine rechte Gemeinsamkeit im Arbeiten und im

Genießen. Jeder hielt sich für sich, ging schweigsam seinem Tagewerk nach und sprach nicht viel davon. Es war etwas Totes in diesem Frieden.

Björn erkannte Julias Bestrebungen, höflich und freundlich zu sein, an, und ermunterte sie durch häufiges Lob. Er ließ sich täuschen; denn Julia nahm sich nur aus Angst zusammen, und nicht etwa, weil sie die Unsinnigkeit ihrer erregten Gedanken eingesehen hätte. Heimlich beobachtete sie ihren Mann und das Mädchen unausgesetzt, und hatte keine Auffassung dafür, daß es sie selbst entwürdigte, wenn sie den beiden beständig nachspürte. Daß sie nichts, auch nicht das Geringste entdecken und erspähen konnte, was ihr Mißtrauen gerechtfertigt hätte, erhöhte es, statt es zu zerstreuen, und verschärfte ihre eifersüchtige Qual, statt sie zu lindern.

Björn merkte es nicht, weil er es nicht merken wollte. — Aber Rottraut fühlte alles nach wie vor, sie litt schweigend weiter darunter. Daß Julia sich zusammennahm, war auch keine Linderung für sie. Mit ihrem hellem Verstande führte sie den Zwang, den jene ihren Launen anthat, auf eine Auseinandersetzung mit Björn zurück, von der sie zwar nie erfuhr, die aber ihrer Ansicht nach zweifellos stattgehabt haben mußte.

Sie wurde noch bestärkt in dieser Annahme durch die auffallende Zurückhaltung, mit der Björn sie behandelte. Sie zürnte ihm nicht darum, sie war ihm dankbar dafür; sie wußte, es geschah aus Rücksicht auf Julia, und es erwuchs ihr selbst eine wesentliche Erleichterung dadurch, so schmerzlich sie seine warmherzige Güte gerade jetzt vermißte.

Daß Björn um alles wußte, teils aus eigner Beobachtung, teils aus Julias Klagen, war ihr sonnenklar. Und das fiel ihr fast am schwersten. Sie schämte sich schrecklich vor ihm, obwohl sie keinen Grund dafür hatte. Es erfüllte sie mit heißem, ohnmächtigem Zorn, wenn sie sah, wie Björn mit dieser Frau und ihren Schwächen umging, und wie sie es ihm lohnte. Sie sehnte sich danach, mit Björn über das alles zu sprechen; aber sie wußte, das war unmöglich.

Mehr und mehr erwog sie den Gedanken, dieses Haus zu verlassen und sich anderswo einen Platz und eine Pflicht zu suchen. Sie sah voraus, daß es eines Tages so kommen mußte, wenn Julias Stimmung eine dauernde blieb; und sie sagte sich, daß es am besten sein möchte, wenn sie mit einem raschen Entschluß der nahenden Notwendigkeit zuvorkäme. — Aber wie sollte sie einen solchen Entschluß begründen? Würden dadurch nicht gewaltsam Dinge ans Licht gezogen, die besser nie beleuchtet wurden?

Und noch eins ließ sie immer wieder wankend werden in ihrem Entschluß. Das war die Todesangst, die sie ergriff bei dem Gedanken an eine Trennung von hier. Sie erschrak über die schmerzhafte Gewaltsamkeit ihrer Empfindungen für dies Haus. Aber sie hätte sich ja lieber hier auf dem kleinen Kirchhof begraben lassen, als fern von hier weiter zu leben.

So behielt sie einstweilen ihre Gedanken für sich und litt und liebte und wartete schweigend weiter.

Es war Ende September noch einmal sehr heiß geworden. Am Tage hatte die Luft nichts von herbstlicher Frische und Reine, sondern lastete still, schwer und blendend auf dem flachen Lande und seinen abgeernteten Feldern. Nur zur

Nachtzeit kam wohlthätige Abkühlung. Dann öffnete man alle Fenster, um sie einzulassen.

Rottraut schien sehr mitgenommen von der Hitze; sie sah oft welk und matt aus, und ihre Fröhlichkeit, mit der sie immer von neuem unverdrossen den Bann zu sprengen suchte, der auf ihnen dreien lastete, hatte etwas Wehmütiges. Ihr ernstes, oft schmerzlich grüblerisches Gesicht zu sehen, machte Björn unruhig; aber ihr rührendes Lachen zu hören, schnitt ihm ins Herz. Er sagte nie etwas darüber, auch nicht über ihr ermüdetes Aussehen. Er vermied es überhaupt soviel wie möglich, mit ihr zusammen zu sein.

Um so besorgter war er um Julia. Er verzog und verhätschelte sie, obgleich sie das Bild der Gesundheit und des Behagens war. Er las ihr die Wünsche von den Augen ab und nahm die unbegreiflichsten Rücksichten auf sie. Er schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, sich in Ritterdiensten gegen diese Frau zu erschöpfen. Und Julia nahm das alles hin wie einen ihr zukommenden Tribut. Sie setzte eine selbstbewußte, triumphierende Miene auf, wenn Rottraut zugegen war, und trug eine siegesgewisse Zärtlichkeit gegen Björn vor ihr zur Schau.

War sie allein mit ihm, so hatte er es schwer mit ihr. Sie war über alle Begriffe launenhaft in ihrer Stimmung; bald stieß sie ihn zurück mit den unsinnigsten Beschuldigungen — bald erschöpfte sie sich in heißen Liebesbeteurungen. Fortwährend verlangte sie, daß er ihr seine Liebe beweise.

„Ich will sie fühlen, ich will ganz überzeugt davon sein!“ Er ertrug alles mit bewundernswerter Ruhe und Geduld. Aber das paßte ihr erst recht nicht. Er hätte rasen sollen — natürlich nicht gegen sie.

Rottrauts Namen hatte sie nicht wieder vor ihm zu nennen gewagt. Sie hatte immer im untersten Grunde ihrer Seele die Angst, sich seine Liebe zu verscherzen, wenn sie seinen Unwillen erregte. Aber einmal, durch seine unerschütterliche Geduld und Sanftmut gereizt, ließ sie sich doch wieder hinreißen.

„Du behandelst mich wie ein thörichtes Kind. Aber ich bin nicht so dumm, und was ich nicht höre, das fühle ich. Denkst du, ich lasse mich dadurch täuschen, daß du mit Rottraut nicht mehr sprichst? Sehe ich doch die zärtlichen Blicke, mit denen du sie immer beobachtest —“

Sie hielt inne, erschrocken über sich selbst, und sah ängstlich nach ihm hin. Er war ganz bleich geworden unter seiner braunen Haut, und ein heiliger Zorn machte seine Augen leuchten und seine Gestalt beben.

„Ich verbiete dir ein für allemal, solche leichtfertigen Reden zu führen. Du solltest dich ihrer schämen, vor dir und vor mir. Meine Geduld mit dir ist groß; aber das erträgt sie nicht.“

Ohne einen weitern Blick, ein weiteres Wort verließ er festen Trittes das Zimmer und klinkte die Thür hinter sich ein. Julia stand sekundenlang wie versteinert. Dann warf sie sich auf den ersten besten Stuhl und weinte wie eine Verzweifelte.

Da trat Rottraut ein. Sie hatte eine wirtschaftliche Meldung machen wollen. Bei dem Anblick, der sich ihr bot, erstarb ihr das Wort auf den Lippen, und sie blieb stumm vor Schreck.

„Julia — um Gotteswillen — was haſt du denn?“ ſagte ſie endlich und trat zögernd näher. Niemand hätte Julia in dieſem Augenblick unwillkommener ſein können. Sie wollte zu weinen aufhören und die Unbefangene ſpielen; aber ihr, die nie hatte Selbſtbeherrſchung üben können, gelang das natürlich nicht.

„Geh!“ ſagte ſie heiſer hinter ihrem Taſchentuch hervor. „Ich will allein ſein.“

Aber Rottraut ging nicht. Es wuchs ihr plötzlich ein großer Mut. Sie kam und kniete vor Julia hin und bemächtigte ſich der Hand, die unruhig in ihrem Schoß hin und her zuckte.

„Julia, ſag mir doch, was dir iſt! Sprich dich aus, es wird dir gut thun!“

„Geh — ich kann dich nicht brauchen!“ rief Julia und riß ihre Hand aus Rottrauts Fingern. Aber Rottraut ging immer noch nicht.

„Julia,“ ſagte ſie weich und dringend, beinahe zärtlich, „warum willſt du denn durchaus nichts von mir wiſſen? Wir haben uns doch ſo lieb gehabt! Denke doch an die Stunden, die wir zuſammen verlebten, als wir uns kaum kannten, am Sterbebett meiner Mutter! Wie ſchnell brachten ſie uns einander nah! Und dann, als ich zu euch kam — was für ſtille, ſchöne, friedliche Zeiten haben wir verlebt! Wie hat mir dein Frohſinn geholfen in meinem Kummer! Wie oft haſt du mir geſagt, daß dir meine Anweſenheit dein Leben angenehmer und leichter mache! — Iſt denn das nun alles aus und vergeſſen? — Sieh, ich habe dich lieb, Julia, herzlich lieb, und du thuſt mir weh, ſo wie du zu mir biſt. Ich will mich darüber nicht beklagen. Ich weiß, daß du mich auch lieb gehabt haſt. Iſt denn das alles erloſchen in deinem Herzen? — Du haſt mir doch ſonſt alles erzählt; es gab nichts, was wir nicht gemeinſam beſprochen hätten. Willſt du denn nun gar kein Vertrauen zu mir haben?“

Julia ſchüttelte heftig den Kopf. Rottrauts Reden machten ſie weich. Aber ſie wollte nicht weich werden.

„Ich kann nicht,“ ſagte ſie.

„So überwinde dich ſelbſt und ſage mir, was ich dir gethan habe, und warum du weinſt! Es iſt ja aufreibend, in dieſem Zuſtand zu leben und nicht zu wiſſen, wie man ihn ändern kann!“

„Ich weine gar nicht um dich,“ ſagte Julia, als endlich eine Pauſe in ihrem Schluchzen eintrat. „So wichtig biſt du überhaupt gar nicht. — Schick mir Björn!“ rief ſie faſt heftig und drückte von neuem das Taſchentuch vor das Geſicht. Bereitwillig erhob ſich Rottraut.

„Weißt du, wo er iſt?“

„Wenn du es nicht weißt — wie ſollt' ich es wiſſen!“ Rottraut warf ihr einen langen, ſonderbaren Blick zu; beinahe verächtlich. Dann ging ſie nach der Thür.

„Nein — bleib hier!“ rief ihr Julia haſtig nach. „Rufe ihn nicht.“ Rottraut blieb unſchlüſſig ſtehen und unterdrückte einen unmutigen Seufzer.

„Was willſt du nun eigentlich, Julia?“ fragte ſie ratlos.

„Ach, ich bin ſo unglücklich!“ ſchluchzte Julia.

„Dazu haſt du aber doch wirklich keine Veranlaſſung!“ Julia ſah betroffen auf — dasſelbe hatte neulich Björn geſagt. Hatten ſie ſich verabredet? — Und Julia

fühlte sich noch unglücklicher; geradezu kläglich. Die Sehnsucht nach Björn, die Angst vor seinem Unwillen gewannen wieder die Oberhand.

„Ich habe wohl Veranlassung. Björn ist böse mit mir. Du kannst das natürlich nicht verstehen. Du weißt ja nicht, was es heißt, lieben und geliebt zu werden — von solchem Manne!"

„Wenn ihr euch gezankt habt," sagte Rottraut ziemlich kalt, „so wirst du wohl schuld haben. Also geh hin und bitte um Verzeihung."

„Natürlich!" lachte Julia auf. „In euren Augen habe ich ja immer schuld — in Björns Augen dir gegenüber, in deinen Augen ihm gegenüber."

Rottraut überhörte großmütig auch diesen Stich. „Angenommen also, du habest nicht schuld — so betrachte es als dein schönes Frauenrecht, dennoch die erste zu sein, welche die versöhnende Hand reicht!" Aber Julia schüttelte wieder den Kopf.

„Nein, nein, es geht nicht. Ich habe Angst vor ihm. Ich habe etwas gethan, gesagt, was er mir niemals verzeihen kann!"

Rottraut machte ein betroffenes Gesicht. Was mußte sie gesagt haben, das sie selbst für unverzeihlich hielt! — Und wie konnte sie Angst haben vor Björn, vor ihm, der gegen niemand so gut und so nachsichtig war, wie gegen diese Frau!

Der Wunsch, zu helfen, beseelte ihren sinkenden Mut.

„Julia, Julia," sagte sie traurig und liebevoll, „warum beschwörst du immer von neuem solche Scenen herauf, die euch beide unglücklich machen! Diese Scenen haben keinen Grund — aber sie können endlich die Veranlassung werden, daß Björns Liebe zu dir sich abkühlt. Vergiß das doch nicht! Es gehört oft eine wahre Engelsgeduld dazu, deine Launen zu ertragen. Dazu hast du ihn doch nicht geheiratet, um deine Launen an ihm auszulassen!"

Zum erstenmal seit langer Zeit war Julia wieder einmal zugänglich für solche Worte. Zarter, liebevoller wie Rottraut, und doch dabei so ernst und ehrlich, hätte keiner mit ihr über diese Dinge reden können. Und doch würde es nicht viel nützen können, denn jede hütete sich ängstlich, an die Wurzel alles Übels zu rühren. Julia, weil sie wußte, daß sie dann vor eine peinliche Entscheidung gestellt werden würde; Rottraut, weil sich ihre reine Seele immer noch dagegen sträubte, an solche Gründe zu glauben.

Nachdem es ihr beinahe gelungen war, Julia von ihrer Schuld an allem zu überzeugen und ihr begreiflich zu machen, daß sie allein es in der Hand habe, die gestörte Harmonie wieder herzustellen, ging es plötzlich über das ruhiger gewordene Gesicht der Frau wie eine dunkle Wolke, die der Schatten eines finstern Gedankens schien, der durch ihre Seele zog.

„Warum giebst du dir eigentlich soviel Mühe mit mir?" fragte sie mit einem lauernden Blick. Rottraut sah ahnungslos auf und verstand nicht.

„Nun — meinetwegen und um mir zu helfen doch gewiß nicht!"

„Nur deshalb!" rief Rottraut freudig. „Natürlich — wenn dir geholfen ist, so ist uns allen geholfen," setzte sie hinzu.

„Siehst du?" sagte Julia bitter. „Wenn es dir gelänge, meine Zweifel zu zerstreuen und mich in so eine recht tiefe Ruhe einzuwiegen, so hättest du ja viel

leichteres Spiel. Und für Björn wäre es ja auch viel angenehmer, wenn ich dauernd erblindete und nicht sähe, was um mich her vorgeht —"

Julia glaubte selbst nicht die Hälfte von dem, was sie sagte. Es war nur ihre Taktik, durch solche verletzenden Andeutungen die Wahrheit herauszubekommen.

Rottraut war bei ihren Worten gewesen, als sei in ihrem Herzen etwas gemordet worden. Eine Totenstille kam über sie, und die Glieder wurden ihr schwer.

„Laß gut sein, Julia," sagte sie sanft und beschwichtigend. „Ich weiß etwas, das wird dir gut thun —"

„Nun —?" fragte Julia, etwas eingeschüchtert durch die unerwartete Wirkung ihrer Worte.

„Ich kann es dir nicht jetzt gleich sagen —"

„Du mußt es wohl erst mit Björn besprechen?"

„Nein. Aber mit mir selber." Es wäre ihr in der That unmöglich gewesen, das verhängnisvolle Trennungswort in diesem Augenblick zu sprechen. „Ich hoffe, es läßt sich machen," setzte sie noch hinzu. „Und nun — weshalb ich vorhin kam — die Waschfrauen müssen noch Seife haben. Willst du mir die Vorratsschlüssel geben?"

Schweigend nahm sie sie in Empfang; schweigend ging sie hinaus. Julia sah ihr mit Herzklopfen nach.

„Sie will fort!" sagte sie sich und wußte nicht, ob sie Freude oder Angst dabei empfand. „Es wäre noch das beste, wenn sie selbst zu gehen verlangte. Hierbleiben kann sie nicht. Ich ertrage es nicht. Ob ich recht habe oder nicht mit meinen Vermutungen — schon der bloße Gedanke macht mich rasend. — Aber was wird Björn sagen —?" Plötzlich strahlte ihr Gesicht auf wie bei einer Entdeckung. „Dabei wird es sich ja herausstellen, ob er lügt oder nicht. Liebt er mich am meisten, so wird er einsehen, daß sie gehen muß. Liebt — er — sie — mehr —" sie würgte an dem Gedanken und dachte ihn nicht weiter. „Schließlich ist es doch recht unangenehm, wenn sie wirklich fortgeht, dann fängt meine Einsamkeit wieder an!"

Inzwischen stand Rottraut in der Vorratskammer und zählte die viereckigen, schön gelbglänzenden Seifestücke in den Korb.

‚Ich muß es ihm sagen, heute noch. Ich muß es ihm sagen.' — Es war schon später Nachmittag, und den ganzen Abend fand sich keine Gelegenheit für sie, Björn zu sprechen. Es war ihr auch fast lieb, denn sie hatte noch keine Ahnung, wie und was sie ihm sagen wollte, was sie sagen mußte. Und hätte sie es gewußt, so hätte ihr der Mut gefehlt.

Julia war sehr freundlich gegen sie; als ob sie etwas wieder gut machen oder etwas aus ihr herausbekommen möchte. Aber Rottraut schien ihre Freundlichkeit gar nicht zu bemerken und that im übrigen, als sei nichts zwischen ihnen vorgefallen. Ebenso schien auch Björn den Auftritt, den Julia ihm gemacht hatte, überwunden und verziehen zu haben. Sonst freute sich Rottraut über solch großmütiges Einlenken seinerseits. Heute ließ es sie völlig kalt.

Sie sagte ihm Gutenacht, ohne daß sie ihr Anliegen hatte anbringen können.

‚Also morgen —' sagte sie sich, als sie schweren Herzens ihr Giebelzimmer betrat.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Th. H. Pantenius' Gesammelte Romane

Vollständig in 9 Bänden, elegant in Halbfranz eingebunden 36 M.

Einzel-Ausgaben der gesammelten Romane:

Allein und Frei. 2 Bände. — **Im Banne der Vergangenheit.** 1 Band. — **Im Gotteswinkelchen.** 1 Band.
Die von Kelles. 2 Bände. — **Das rote Gold.** 1 Band. — **Wilhelm Wolfschild.** 2 Bände.

Preis jedes Bandes in elegantem Kalikoband 4 M.

Wenn man die ersten deutschen Erzähler unserer Zeit nennt, gehört der Name Theodor Hermann Pantenius in die vorderste Reihe. Die litterarische Bedeutung seiner Dichtungen ist längst festgestellt, und hoch über der leichten Marktware des Tages stehend, gehören sie unmittelbar neben das Beste, was unsere moderne Litteratur unserem Volke schenkte.

Mustergültige, formgewandte Uebersetzungen in eleganter Ausstattung:

Homers Odyssee.

In neuer Uebersetzung von Oskar Jubatsch. Eleg. geb. Preis 3.50 M.

Die Tragödien des Sophokles.

In neuer Uebersetzung von Dr. O. Jubatsch. Eleg. geb. Preis 5.50 M.

Homers Ilias.

In neuer Uebersetzung von Oskar Jubatsch. Eleg. geb. Preis 3.50 M.

Das Nibelungenlied.

Neu übertragen von Dr. Gustav Legerlotz. Eleg. geb. Preis 3 M.

Gudrun.

Neu übertragen von Dr. Gustav Legerlotz. Eleg. geb. Preis 3 M.

Weitere Romane:

Bernhardine Schulze-Smidt:

Eiserne Zeit

Eleg. geb. Preis 6 M.

Ernst Remin:

Die polnische Braut

Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Neue Bahnen

Preis 3 M. 50 Pf.

Joachim v. Dürow:

Die Herrin von Rotenstein

Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Hall Caine:

Der Sündenbock

Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Im Moor und Marsch

2. Aufl. Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Friedrich Jacobsen:

Im Weltwinkel

Eleg. geb. Preis 5 M.

Alex. v. Roberts:

Majestät

Eleg. geb. Preis 7 M.

Ad. Schmitthenner:

Psyche

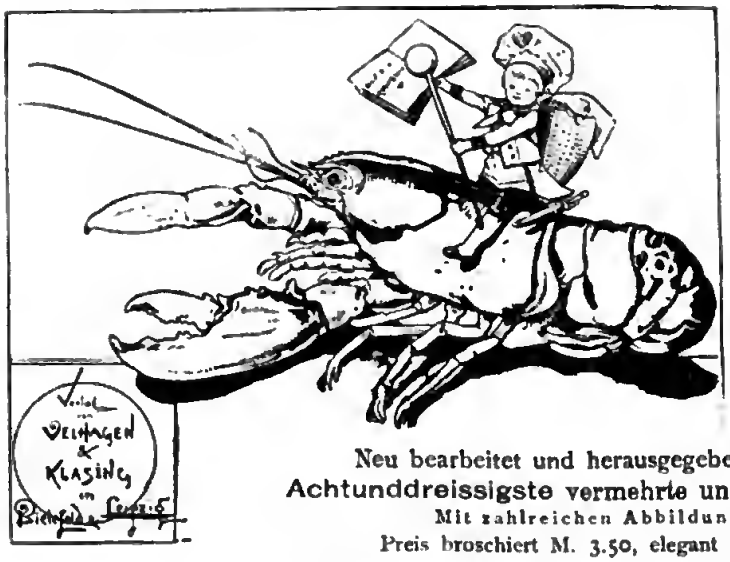
2. Aufl. Eleg. geb. Preis 5 M.

C. Schroeder:

Sonnenblume

Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig



Für sparsame Hausfrauen:

Davidis-Holle

Praktisches

Kochbuch.

Neu bearbeitet und herausgegeben von **Luise Holle.**

Achtunddreissigste vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen im Text.

Preis broschiert M. 3.50, elegant gebunden M. 4.50.

Der Wert eines guten Kochbuches

ist für jede Haushaltung, sei dieselbe gross oder klein, sparsam oder reich eingerichtet, gleichbedeutend, das Kochbuch ist heutzutage kein Luxusartikel mehr, sondern das unentbehrlichste Küchengerät zur Führung eines nahrhaften und wohlschmeckenden und — was besonders wichtig — zugleich sparsamen Tisches. Ein gutes Kochbuch ersetzt der angehenden Hausfrau die Erfahrung vieljähriger Übung, der bereits geübten gibt es stets neue Anregung und wertvolle Winke, in allen Fällen dient es zur Erleichterung, Vereinfachung und Veredelung der Kochkunst.

Davidis-Holles Kochbuch, das schon zum 38. Male in neuer verbesserter Auflage erscheint, vereinigt in vollendeter Weise alle Vorzüge, die zu einem guten Kochbuche gehören. Dasselbe enthält über ***1900 zuverlässige und selbstgeprüfte Recepte*** und hat sich wie kein anderes den Ruf eines Musterkochbuches erworben; es sollte in keiner Küche fehlen.

Es dürfte demnach nicht leicht ein nützlicheres Geschenk für junge Frauen und Mädchen, nicht wohl eine zweckmässigere Anschaffung für das Hauswesen geben, als das Davidissche Kochbuch, das in jeder neuen Auflage auch in der äusseren Ausstattung, in Druck, Papier und Einband wesentlich bereichert und verschönert ist, so dass es sich als Geschenkwerk ganz besonders eignet.

Die Stütze der Hausfrau.

Ein Handbuch für junge Mädchen von **Conradine Stinde.**

Preis gebunden 5 M. 50 Pf.

Ein ausserordentlich praktisches Handbuch zur Erwerbung hauswirtschaftlicher Kenntnisse. Das Buch fängt vom Abc des Wirtschaftens an und verbreitet sich in der eingehendsten Weise über jede häusliche Thätigkeit und häusliche Kunst. Die Verfasserin sagt, es habe ihr Mitleid erregt, zu sehen, wie viele junge Mädchen ohne alle praktischen Kenntnisse in die Welt hinausgeschickt würden, ihr Brot als Stützen zu verdienen. Diesen will sie helfen, ihnen bis ins Kleinste genau sagen, was eine erfahrene Hausfrau einem jungen Neuling zu sagen hat. 42 Kapitel der Haushaltungskunde geben Bescheid über allerlei Punkte des Auftretens und Benehmens, sodann über die praktischen Gebiete des Zimmerreinigens, Tischdeckens, Servierens, Aufwaschens, Kochens, Einmachens, Einkaufens, Aufbewahrens, Waschens, der Kindererziehung etc. Das Buch ist in einem urwüchsigen, urgemütlichen Ton geschrieben, der sich einprägt wie ein persönlich gesprochenes Wort. Man hört ordentlich die Stimme der freundlichen, praktischen Holsteinerin, die diese Anweisungen gab.

Jedes junge Mädchen, ob sie Stütze einer fremden Hausfrau oder der eigenen Mutter ist oder werden soll, erhält mit diesem prächtig ausgestatteten Buche einen Schatz fürs Leben in die Hand.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Elfter Band. Nr. 9.

Velhagen & Klasings ROMAN-BIBLIOTHEK

Erloschnes Licht

Roman

von Franz Rosen

(Fortsetzung)

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Weltgeschichte

in vier Bänden von Oskar Jäger.

Neue dritte Auflage. Mit 1155 Holzschnitten im Text und 77 Tafeln in Schwarz- und Farbendruck.
In vier eleganten Halbfranzbänden Preis 40 Mark. Jeder Band ist auch einzeln zu beziehen für 10 Mark.
I. Band: Altertum. II. Band: Mittelalter. III. Band: Neuere Zeit. IV. Band: Neueste Zeit.

Geschichte des 19. Jahrhunderts.

Separatausgabe des IV. Bandes.
Mit 17 Beilagen in Schwarz- und Farbendruck und 367 authentischen Abbildungen im Text. **Dritte Auflage.** Preis in Originalleinband 10 Mark.

Karl V. und Clemens VII. Gemälde im Signorienpalast zu Florenz.

Die lichtvolle, fesselnde Darstellungsweise und die wissenschaftliche Gründlichkeit, von der Kritik allgemein anerkannte Vorzüge der Jägerschen Weltgeschichte, haben, verbunden mit der gelungenen geschichtlich zuverlässigen Illustrierung in künstlerisch meisterhafter Ausführung, dem Werke eine von Jahr zu Jahr wachsende Beliebtheit und Verbreitung verschafft, und wo in einer Familie sich das Bedürfnis nach einer ausführlichen, dabei aber doch nach Umfang und Preis sich in den Grenzen des Erschwinglichen haltenden Weltgeschichte fühlbar macht, wird man heute zu diesem Werke greifen. Namentlich für die vaterländische Jugend reiferen Bildungsgrades eignet sich das Werk wie wenig andere.

Prof. G. Droysens Historischer Handatlas

in 96 Karten mit erläuterndem Text. Vollständig Preis 20 M., in Leder geb. 25 M.

Eine wichtige Ergänzung zu jedem Geschichtswerke, ein passendes Weihnachtsgeschenk besonders für die studierende Jugend.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

In der Nacht kam ein Gewitter. Rottraut, die schlaflos auf ihrem Bette lag, hörte es von weitem leise grollen und murren. Sie setzte sich auf und sah es in dem dichtgeballten Gewölk zuckend leuchten. Sie liebte die Gewitter; heute besonders war ihr so recht danach zu Mut, es um sich herum toben und stürmen zu hören. Sie stand auf, kleidete sich notdürftig an und setzte sich an das offene Fenster. Und während das Wetter näher kam, die Wolken sich über den halben Himmel breiteten, die Blitze schärfer und der Donner lauter wurden, bewegte sie in ihrem Herzen immer nur die eine Frage:

„Wie sag' ich es ihm! Wie sag' ich es ihm! So, daß er es einsieht, und daß es ihn doch nicht kränkt! So, daß er mir den Willen läßt und Julia darum nicht zürnt!"

Aus der Ferne nahte sich ein hohles Brausen, das in wenigen Sekunden die Kronen der Bäume im Garten auseinanderbog. Große, schwere Tropfen fielen klatschend nieder. Welke Blätter wirbelten in der Luft herum und zum Fenster herein. Ein Fauchen und Heulen stob durch das ganze Haus, und dann flog mit lautem Klirren ein Fenster zu.

Rottraut fuhr erschreckt auf. Erst jetzt dachte sie daran, daß man vor dem Zubettgehen unten alles geöffnet hatte, um die Nachtkühle in die schwülen Stuben einziehen zu lassen. Schnell warf sie eine Jacke über und schickte sich an, hinunter zu gehen. Das Licht, das sie angezündet hatte, löschte der Zug ihr sofort wieder aus. Da tastete sie sich mit Leichtigkeit den wohlbekannten Weg im Dunkeln hinab.

Sie ging durch die ganze Zimmerreihe, behutsam ein Fenster nach dem andern schließend. Nur an Björns Stube ging sie vorbei. Sie wußte selbst nicht, warum — sie mochte da nicht ungerufen eintreten.

In Julias Zimmer war das Fenster zerbrochen. Als Rottraut den im Winde hin und her schwankenden Flügel zumachen und festriegeln wollte, fielen ein paar große Glasstücke mit lautem Geklimper zersplitternd auf die Diele.

„Wenn nur niemand davon aufwacht!" dachte sie unwillkürlich. Da kam wieder ein greller Blitz und gleich darauf ein heftiger Donner. Rottraut faltete unwillkürlich die Hände.

„Wäre es doch nur erst gesagt!" dachte sie mitten in allem Schreck und Schauder.

Plötzlich ging eine Thür auf, und ein blendender Lichtschein erfüllte die Dunkelheit. Björn stand im Zimmer, die Lampe in der Hand.

Er prallte förmlich zurück, als er Rottraut stehen sah. Sie selbst war in peinlichster Verlegenheit. Ihr unvollkommener Anzug, der lange Zopf, der ihr den Rücken hinunterhing, ihr verweintes, vergrämtes Gesicht — all das war ihr wohl bewußt und machte, daß ihr das heiße Blut bis in die Schläfen stieg. Sein Blick glitt erstaunt über sie hin.

„Aber Traute — was machst du denn hier — mitten in der Nacht?"

„Ich hörte das Fenster klirren — da fiel mir ein, daß alles offen stand — da kam ich herunter —" stotterte sie.

„So — nun, aus demselben Grunde bin ich hier. Es klirrte ja wohl schon zum zweitenmal —" er stellte die Lampe aus der Hand. „Laß mal sehen — ist das

Fenster entzwei?“ Er kam heran und untersuchte den Schaden. Es war zu merken, daß er es nur that, um die Zeit auszufüllen. Er faßte das Glas so gedankenlos an, daß es ihn in die Hand schnitt.

„Morgen müssen wir nach dem Glaser schicken. Das Wetter kann jähe Abkühlung bringen. — Fürchtest du dich oben allein, Traute?“

„O — keine Spur; ich will jetzt auch wieder gehen. Verzeih nur —“ schloß sie mit einem beredten Blick auf ihren Anzug.

„Du siehst sehr angezogen aus,“ tröstete er. Das schien sie zu beruhigen. Plötzlich, schon im Gehen begriffen, drehte sie sich um und stand still.

„Es ist zwar ein sehr unpassender Augenblick,“ sagte sie und wagte nicht aufzusehen, „aber ich möchte es dir doch jetzt sagen — ich weiß nicht, wann ich sonst dazu komme. — Ich muß fort, Björn.“

Nun war es heraus, und sie fühlte sich fast erleichtert.

„Du mußt fort — so! Warum denn, wenn ich fragen darf?“ Er stand breit und fest vor ihr und sah sie gleichfalls nicht an.

„Ich kann ja doch nicht dauernd hier bleiben — euch zur Last fallen — ich muß ordentliche Pflichten haben — mir etwas verdienen. Später werde ich ja doch wohl auf eignen Füßen stehen müssen — da ist es doch besser, ich gewöhne mich bald daran — statt mich hier von d— — von euch verziehen zu lassen —“ stammelte sie immer verwirrter und unsicherer. Er hatte währenddessen langsam den Kopf gehoben und sah sie nun mit traurigen Augen an.

„Und das alles ist dir so plötzlich eingefallen — muß so eilig ausgeführt werden, daß du es mir mitten in der Nacht sagen mußt?“ Sie wollte etwas erwidern, sah ihn aber nur kläglich an und schwieg. Da atmete er tief auf.

„Laß nur, mein Herzenskind,“ sagte er. „Ich weiß schon, warum du gehen willst; ich kann es dir nicht einmal ausreden. Du bist die einzige von uns, die den Mut hatte, das Notwendige zu sagen und zu thun —“

Also er widersprach ihr nicht, legte ihr keine Schwierigkeiten in den Weg; er war einverstanden mit ihrer Absicht.

Sie sah zu ihm auf, erleichtert und doch sehr, sehr unglücklich. Er konnte es nicht mehr ertragen, sie so zu sehen. Seine Kraft wankte.

„Geh nur jetzt wieder zu Bett, Traute. Morgen besprechen wir das Weitere. Du kannst natürlich fort, wann und wohin du willst.“

Sie neigte ergeben das Köpfchen und wollte gehen.

Da öffnete sich noch einmal die Thür. Auf der Schwelle erschien Julia. Sie hatte ein ganz verzerrtes Gesicht und trug nur ein kurzes dünnes Röckchen über ihrem weißen Nachthemd. Björn schämte sich, als er sie sah.

„So!“ rief sie und lachte mißtönend, „also darum warst du noch nicht müde, Björn! Die dunkle Nacht benutzt ihr zu eurem Treiben, und meine Zimmer entweiht ihr dazu?“

Rottraut stand wie gelähmt. Leichenblaß, starrte sie Julia an mit Augen, die ihr fast aus dem Kopf sprangen vor Angst und Zorn. Björn aber sagte mit unnatürlicher Ruhe:

Digitized by Google

„Du biſt nicht geſcheit, Julia! Das Fenſterklirren — du haſt es doch wohl auch gehört — rief ſie und mich herbei —“

„Ich habe nichts gehört!“ ſagte ſie feindſelig.

„Du kannſt dir ja die zerbrochene Scheibe anſehen,“ meinte er mit einer läſſigen Handbewegung. „Ich habe mich ſogar in den Finger geſchnitten,“ fuhr er fort, und wickelte ſein Taſchentuch um die blutende Stelle. Sie zuckte die Achſeln.

„Der Wind that euch vielleicht den Gefallen,“ meinte ſie boshaft. „Mich werdet ihr nicht dumm machen. Aber ich habe es jetzt ſatt —“

„Rottraut hat es auch ſatt,“ ſagte Björn und ſtellte ſich unwillkürlich zwiſchen beide.

„Warum iſt ſie dann noch hier?“ rief Julia trotzig.

„Aus Rückſicht auf mich wahrſcheinlich.“

„Sie hat keine Rückſichten zu nehmen auf dich — nur auf mich!“

„Liebe Traute,“ ſagte Björn, ſich zu dem Mädchen wendend, „ich bitte dich, geh hinauf! Thu es mir zuliebe!“

Rottraut ging ohne Widerrede.

„Wenn du wieder einmal nachts umgehſt, ſo zieh dich wenigſtens anſtändig an,“ rief Julia ihr hämiſch nach. Sie erwiderte keinen Ton; aber Björn ſah noch, wie ſie zuſammenzuckte.

„Meinſt du etwa, du ſeiſt anſtändig angezogen?“ fragte er ſcharf. „Oder du betrügeſt dich anſtändig? Schämen ſollteſt du dich, dieſem Kinde einen ſolchen unwürdigen Auftritt zu machen.“

„Du brauchſt ſie gar nicht in Schutz zu nehmen —“

„Jawohl werde ich ſie in Schutz nehmen. Ich werde es auf keinen Fall dulden, daß jemand, der unter meines Daches Schutz ſteht, ſchlecht behandelt und gar beleidigt wird. Und weil es nicht in meiner Macht ſteht, dies zu verhindern, ſo wird Rottraut dieſes Haus morgen verlaſſen.“

Das kam ihr denn doch überraſchend.

„Was hat ſie dir geſagt —“

„Das kann dir ganz gleichgültig ſein. Wenn du behaupteſt, du ſeieſt nicht blind — nun, ſo bin ich es auch nicht. Sie hätte kein Wort zu ſagen brauchen — ſie hat auch, glaube ich, keins geſagt — es war nicht ſchwer zu erfahren, wie du mit ihr umgingſt. Lange genug habe ich ſtill geſchwiegen. Und wenn ſie mir nicht ſoeben ſelbſt den Wunſch ausgeſprochen hätte —“

„Aha — ſo war es doch nicht nur das Fenſter!“

„— von hier fortzugehen, wer weiß, wann ich den Mut gefunden haben würde, ihr die Notwendigkeit auszuſprechen. Denn weißt du, Julia, ich ſchäme mich; ſchäme mich ganz entſetzlich in deiner Seele!“ Es war, als ob ihr dieſe Worte, mehr noch der ſie begleitende Ausdruck einen Stoß verſetzten.

„Björn — du biſt doch nicht böſe auf mich —“

„Ja, ich bin ſehr böſe. Ich bin außer mir über dich.“

„Björn — du kannſt es mir nicht verdenken! Sie hat meinen Frieden geſtört, mein Glück untergraben. Sie ſtiehlt mir deine Liebe.“ Er fuhr auf, als wolle er ſie ſchlagen.

„Du überlegst wohl nicht, was du sprichst," sagte er eisig.

„Ja, ich überlege es wohl. Ich weiß, was ich damit sage. Und wenn ich ein wenig übertreibe — über kurz oder lang wäre es doch wahr geworden. Denke doch nicht immer nur an sie, denke doch auch an mich! Das einzige, was ich habe, bist du! Ich liebe dich, ich vergöttere dich. Und du ziehst mir eine andre vor, du nimmst sie in Schutz gegen mich, du schiltst mich ihretwegen —"

„Weil du mich fortwährend in die Notwendigkeit versetzt, sie gegen deine ungerechten Anschuldigungen zu verteidigen."

„Wenn du mich allein liebtest, so wäre dir das alles gleichgültig. Du würdest gar nicht danach fragen, ob sie glücklich oder unglücklich ist."

„Beruhige dich — das nimmt ja nun alles ein Ende. Sie geht morgen fort."

„Wohin —"

„Das weiß ich noch nicht. Das muß ich noch mit ihr besprechen."

„Natürlich. Nun — vielleicht habt ihr dann die Güte, es mir mitzuteilen."

„Selbstverständlich. Ich bitte dich, Rottraut morgen nicht mehr zu sprechen. Diese letzte Rücksicht kannst du wohl noch auf sie nehmen."

Julia wurde blaß.

„Es ist doch am Ende mehr ihre Sache, zu vermeiden, daß sie mir nochmals unter die Augen tritt!"

Er hatte nicht Lust, diese Unterhaltung fortzusetzen, nahm die Lampe und wollte gehen.

„Björn —" rief sie ängstlich, „willst du mich so verlassen?"

„Was erwartest du denn noch?" fragte er kalt.

„Ein gutes Wort, Björn —"

„Das verdiene dir erst wieder."

„Björn —"

Er hörte nicht auf diesen klagenden Schrei. Er ging hinaus, schloß die Thür und dachte nicht einmal daran, daß er sie im Dunkeln sitzen ließ. In seinem Zimmer riegelte er sich ein.

Julia überließ sich einem wahren Verzweiflungsanfall. Daß sie ihn erzürnt hatte, das war ihr das ärgste von allem.

„Ach was —" dachte sie endlich — „wenn Rottraut erst fort ist, dann findet sich das alles wieder. Dann hat er ja nur noch mich — und ich werde ihn wieder haben!"

Und bei verliebten Träumereien beruhigte sie sich über die große Tragik, die unerkannt und schweigend im Hause lagerte.

Rottraut fand die ganze Nacht keinen Schlaf mehr. Als der Tag dämmerte, stand sie auf, zog sich vollständig an und begann ihre Sachen einzupacken. Es stand bei ihr fest, daß sie heute noch fort mußte; wohin — das würde ihr Björn schon sagen.

Digitized by Google

Das Fenster hatte dauernd offen gestanden; es hatte eingeregnet, Vorhänge und Fußboden waren naß; die Luft im Zimmer war erquickend kühl und that Rottrauts schmerzendem Kopf, ihren heißgeweinten Augen wohl. Sie ging geschäftig hin und her, und bemühte sich, mit rüstigem Thun die Gedanken zu bändigen.

Gegen sieben Uhr klopfte Björn bei ihr an. Er streifte sie mit einem besorgten Blick und sah sofort, wie elend ihr zu Mut war.

„Guten Morgen, Traute," sagte er herzlich und unbefangen, wie in solchen Augenblicken nur Menschen miteinander reden können, die innerlich eins sind und einander felsenfest vertrauen. „Das war eine schlechte Nacht. Hast du noch ein wenig schlafen können?"

Sie schüttelte betrübt den Kopf. Mitten im Zimmer stehend, betrachtete er die unvermeidliche Unordnung des Packens.

„Du machst dich wohl schon reisefertig?" Sie nickte. Er trat ans Fenster und blieb dort eine Weile schweigend stehen. Dann setzte er sich auf das Fensterbrett, verschränkte die Arme über der Brust und sprach, ohne sie aus den Augen zu lassen:

„Ich habe mir überlegt, was nun werden soll. Ich habe dir einen Vorschlag zu machen. Ich bringe dich jetzt gleich zu meinen Eltern. Die Hauptsache ist, daß du schnell hier fortkommst. Einmal dort, kannst du in Ruhe weiter überlegen. — Bist du einverstanden?"

Es schien nicht ganz so. Sie ließ den Kopf tief sinken.

„Was wirst du deinen Eltern sagen, um mein Kommen zu erklären?"

„Die Wahrheit natürlich." Sie schüttelte sich leicht.

„Es ist schrecklich —" hauchte sie.

„Warum ist es schrecklich?"

„Es ist so demütigend, gerade deinen Eltern gegenüber!"

„Gerade meine Eltern werden das alles sehr recht verstehen. Wo solltest du auch sonst hin, so plötzlich? Hier bleiben möchtest du doch gewiß nicht mehr?"

„O, nein — lieber auf der Landstraße!" rief sie erregt, und ihre Augen funkelten. Er hörte und sah es mit Herzweh, und da fühlte sie sofort, daß sie unzart gegen ihn gewesen war.

„Wenn du mich zu deinen Eltern bringen willst, und wenn deine Eltern mich eine Weile beherbergen wollen, so werde ich sehr, sehr dankbar sein," sagte sie weich. Es that ihm so leid; er konnte es kaum noch mit ansehen.

„Du sollst sehen, Traute," tröstete er, „du wirst dich bei meinen Eltern sehr bald wohl fühlen. Sie haben dich herzlich lieb, und an Litta wirst du eine muntere Gefährtin haben."

Sie mochte nicht widersprechen; mochte nicht sagen, daß sie nirgends anders mehr glücklich werden zu können meinte, und nickte nur gedankenvoll mit dem Kopfe.

„Nun, es ist mir lieb, daß du einverstanden bist," sagte er. „Ich werde gleich den Wagen bestellen. Wenn du fertig bist, dann komm doch herunter zum Frühstück. — Du brauchst ja nur das Nötigste mitzunehmen — alles andre schicken wir dir nach."

Wie eilig er es hatte, sie zu entfernen! Aber sie freute sich doch sehr, daß er sie noch hinausbegleiten wollte. Ob Julia damit einverstanden war?

Sie fürchtete, Julia unten zu sehen. Aber als sie herunterkam, saß Björn allein am Frühstückstisch. Er hatte ihre Tasse bereits gefüllt und ihr sogar das Weißbrot zurechtgemacht.

„Julia läßt dir Lebewohl sagen," bestellte er mit befangener Stimme, was ihm gar nicht aufgetragen worden war; denn seit sie erfahren, daß Björn Rottraut begleiten werde, hatte sie ihn keines Blickes mehr gewürdigt.

Um nichts zu versäumen, betrat er noch einmal ihr Schlafzimmer, als der Wagen schon vorgefahren war.

„Gott befohlen, Julia. Morgen zu Tisch bin ich wieder hier." Sie antwortete nicht und drehte den Kopf weg.

„Hast du etwas zu bestellen an die Eltern oder Litta?" Sie schüttelte den Kopf.

„Na — dann lebe wohl."

Sie hatte gehofft, er würde kommen und ihr einen Kuß geben. Nun er gegangen war, ohne es zu thun, war sie außer sich, daß sie ihn nicht geküßt hatte.

Björn hatte ein paar junge, flotte Pferde einspannen lassen und fuhr selber. Seine sichere Hand bändigte die übermütigen Tiere mit kräftigem Griff und weichem Spiel. Sie schäumten ins Gebiß und griffen aus, daß es eine Lust war.

Es war an und für sich schon schön, an diesem klaren Morgen durch die neugereinigte, starke Luft dahinzufliegen. Kein Wölkchen am Himmel, kein Staub auf der Erde. Aber Herbst war es geworden. Der Gewittersturm hatte das Laub der Bäume gelichtet, vom Horizont war der sommerliche Dunst verschwunden, und aus der Atmosphäre die sommerliche Schwüle. Die große Schwermut lagerte wieder in erhöhtem Maße über dem weiten Lande.

Björn und Rottraut sprachen wenig. Von dem, was ihre Herzen füllte, konnten sie nicht reden des Kutschers wegen; hätten es auch sonst vielleicht nicht gethan. Zu dem fröhlichen Geplauder sonstiger Zeit waren sie erst recht nicht aufgelegt. Er fragte nur manchmal, ob sie auch bequem säße, oder machte sie auf das und jenes in der Natur und der Umgebung aufmerksam. Im übrigen widmete er sich den Pferden.

Rottraut kämpfte anfangs fortwährend mit den Thränen. Allmählich beruhigte die kräftige Morgenluft ihre erregten Nerven.

Als der kleine weiße Kirchturm von Björns Heimatsdorf über den grünen Herbstweiden auftauchte, atmete sie hoch auf. Björn sah zu ihr nieder.

„Was hast du, Traute?"

„Ich freue mich, daß du mit mir bist!" sagte sie.

„Du Herzenskind —" murmelte er. Aber so leise es gesprochen war, sie hörte es doch; es freute sie; es bewies ihr, daß er ihr keine Schuld beimaß; denn so nannte er sie nur in seinen besten Augenblicken.

Man wollte eben zu Tisch gehen, als Björns Wagen vorfuhr. Den Schwarm von staunenden und erfreuten Fragen schlug er von vornherein nieder mit den lauten Worten:

„Ich möchte dich gleich einen Augenblick allein sprechen, Mutter!"

Während er sich mit ihr in ein anstoßendes Zimmer zurückzog, erzählte Rottraut ein wenig krampfhaft von Harry, von Julia, von der Wirtschaft und vom Garten.

Endlich, endlich ging die Thür wieder auf. Björn kam heraus; er sah sehr bewegt aus — beinahe als ob er weinen wolle.

„Komm, Traute — geh einmal hinein zur Mutter!“

Sie gehorchte blindlings, aber ihr armes, wundes Herz hämmerte. Und da, mitten im Zimmer, stand Magna Heddenholm mit ausgebreiteten Armen.

„Mein Kind, mein gutes, liebes Kind!“ rief sie mit Thränen in den Augen, „Björn bringt dich mir — komm, hab Vertrauen! Du sollst es nicht bereuen, ihm gefolgt zu sein!“ Und Rottraut stürzte aufschluchzend in die geöffneten Arme, an das Mutterherz.

Rottraut bekam ein helles, freundliches Stübchen im Mansardenstock, mit Littas Zimmer durch eine Thür verbunden; das war fast so gut, als wenn sie zusammen wohnten. Magna Heddenholm hatte sofort beschlossen, sich liebevoll um das ihr anvertraute Mädchen zu bekümmern und es möglichst wenig sich selbst zu überlassen; Litta sollte sie darin unterstützen. In diesem Sinne war das Zimmer gewählt worden.

„Wir wollen hier oben gute Nachbarschaft halten, nicht wahr?“ sagte Litta, die Rottraut hinaufbegleitet hatte. „Und allemal, wenn dir's einsam zu Mut ist, schlüpfst du schnell bei mir unter!“

Bei Tisch vereinigten sich alle stillschweigend in dem Bestreben, Rottraut die Situation zu erleichtern. Man unterhielt sich in gewohnter Weise, und an Rottrauts zurückkehrender Unbefangenheit merkte man, daß sie anfing, sich wohlzufühlen.

Björn richtete nicht ein einziges Mal das Wort an sie; es schien ihm überhaupt von allen am schwersten zu werden, an der allgemeinen Unterhaltung teilzunehmen. Manchmal ruhte sein Blick voll trauriger Gedanken auf dem Mädchen, daß sich so tapfer zusammennahm.

Nachher fand er, daß sie etwas ruhen müsse nach der unruhigen Nacht und der langen Fahrt, und seine Mutter bestärkte ihn darin. Rottraut aber zögerte, obwohl sie sehr müde war.

„Ich möchte doch nicht die letzten Stunden unsers Zusammenseins verschlafen,“ sagte sie unsicher, und nahm ihn zärtlich bei der Hand.

„Geh du nur und ruhe aus; ich bleibe bis morgen!“

Ein Lichtstrahl glitt über ihr Gesichtchen.

„Bis morgen — o, ich danke dir!“ Er strich flüchtig mit der Hand über ihr Haar, und sah ihr nach, so lange er konnte.

Litta ging mit ihr hinauf und legte sie trotz ihres anfänglichen Sträubens aufs Bett. Dann setzte sie sich noch einen Augenblick zu ihr.

„Soll ich die Thür auflassen?“ fragte sie.

„Wie du willst — du wirst doch wohl hinuntergehen zu den andern —“

„Wenn es dir lieber ist, bleibe ich ebensogern oben.“

„Nein — geh nur. Sage mir, Litta,“ sprach sie lebhafter, während es heiß und rot in ihre Wangen stieg, „weißt du schon, weshalb ich hier bin?“

„Ja — so ungefähr. Das Nähere kann ich mir denken.“

„Ich wollte dir nur ſagen, Litta — ſei nicht böſe, wenn ich nicht mit dir davon ſpreche. Ich kann nicht darüber reden, zu keinem, höchſtens zu deiner Mutter. Du mußt verſuchen, dir vorzuſtellen, wie ſchrecklich das alles für mich iſt.“

Litta beugte ſich über ſie und küßte ſie zärtlich.

„Sei unbeſorgt, du ſcheuer Vogel — ich werde dich nicht quälen. Und das freut mich, daß du zur Mutter Vertrauen haſt!“

Derweil ſprachen ſie unten von denſelben Dingen. Björn war ſehr bedrückt und gab ſich jetzt, wo Rottraut nicht zugegen war, auch keine beſondere Mühe, es zu verbergen.

„Ja, ja,“ ſagte Arwin Heddenholm in ſeiner gutmütigen Derbheit, „es iſt allemal ſehr peinlich für den Mann, wenn die Frau ſich thöricht beträgt. Und deine Julia — du weißt, ich habe ſie ſehr gern und wir ſind immer gut miteinander fertig geworden — aber ſie iſt doch in vieler Beziehung ein rechtes Kind!“

„Darum muß man ihr auch vieles verzeihen,“ ſagte Björn. „Ihre Fehler ſind zum Teil auch meine Schuld.“

„Nun ja, ich weiß ja, du willſt nie leiden, daß man etwas gegen ſie ſagt. Aber bei dieſer Großmut ziehſt du den Kürzern. Es thut mir wirklich leid für dich, daß du die Kleine hergeben mußt. Iſt denn keine Ausſicht vorhanden, daß ſie wieder zurückkommt?“

„Nein. Ich will es nicht,“ ſagte Björn ungewöhnlich ſchroff.

„Nun — du mußt es ja am beſten wiſſen. Aber ſchade iſt es — ſchade! Litta ſagte immer, ſie ſei ein Sonnenſchein für euer Haus.“

Über Björns braunes Geſicht zuckte es verräteriſch, und er ſeufzte tief.

„Für ſie iſt es am ſchlimmſten,“ ſagte er. „Sie hätte bei uns eine dauernde Heimat haben können; nun iſt ſie wieder einſam und ſchutzlos in die Welt hinausgeſtoßen. Und wenn die Thatſache ſchon traurig iſt — die Art, in der das alles geſchah, iſt das Traurigſte. Durch ſie muß ſo ein reines, junges Gemüt in ſeinen zarteſten Empfindungen tötlich verwundet werden!“

Arwin Heddenholm, der eine große Schwäche für das ſeinem Schutz ſo unerwartet übergebene Geſchöpf hegte, ſchalt in ſeinem Innern in den härteſten Ausdrücken über Julias kindiſches und ſelbſtſüchtiges Benehmen. Magna dachte gar nicht an Julia. Die dachte nur an Björn. Sie ſah ihn ſitzen, gebückt, grübleriſch, kummervoll. Und ſie ſah tiefer, als irgend ein andrer. Sie wußte am beſten, wie das alles hatte kommen können, und warum es ihrem Jungen ſo furchtbar nah ging. Sie hatte es ſchon lange kommen ſehen — es hatte gar nicht anders werden können. Sie allein von allen hatte ſeine Ehe am richtigſten beurteilt; ſie allein hatte ſein Herz gekannt, kannte es auch heute, und wußte, warum es ihm faſt brechen wollte. Am liebſten hätte ſie ihn in ihre Arme genommen, ſchützend, tröſtend und rettend, wie dazumal, als er noch ein ganz kleines Kind war. Sie konnte ſich gar nicht darin finden, ſeinen Kummer machtlos und hilflos mit anſehen zu müſſen.

„Mutter,“ ſagte Björn, und ergriff ihre Hand, „willſt du mir etwas recht Liebes thun? — Sei gut mit dem Kinde, ſo gut du kannſt. Ich weiß, du kannſt ſehr gut ſein. Nimm dich ihres verwaiſten Herzens an —“

„Es ſoll geſchehen, mein Junge,“ ſagte ſie mit erſtickter Stimme, und wußte fortan, wie ſie ihn in ſeinem Schmerz am beſten tröſten und beruhigen konnte.

Als Rottraut nach einigen Stunden wieder herunterkam, sah sie frischer aus. Ihr erster Blick suchte Björn und leuchtete auf bei seinem Anblick. Sie schien sich vorgenommen zu haben, ihm einzureden, daß sie ganz zufrieden sei und sich die Sache nicht so sehr zu Herzen nähme, denn sie plauderte ganz vergnügt. Sie wollte es ihm dadurch leichter machen. Aber Magna Heddenholm bemerkte wohl, daß sie alle Augenblick nasse Augen bekam.

„Wollt ihr nicht noch einmal durch den Garten gehen, ehe es dunkel wird?" sagte sie nach beendeter Vespermahlzeit. „Ihr habt gewiß noch dies oder das zu bereden!"

Sie hätten sich beide nichts Lieberes wünschen können, und gingen gleich durch die Glasthür hinaus ins Freie. Magna Heddenholm stand am Fenster und sah ihnen nach. Rottraut hängte sich zutraulich an Björns Arm; an ihrem zu ihm erhobenen Gesicht merkte man, daß sie zu ihm sprach. Und er ging nebenher, steif und aufrecht, aber mit tiefgesenktem Haupt.

„Schade — schade —" seufzte seine Mutter aus tiefster Seele.

Rottraut strengte ihre ganze Willenskraft an, um heiter und gefaßt zu bleiben und so auch Björn zu erheitern. Aber er blieb zerstreut und wortkarg, und kein Lächeln war ihm zu entlocken.

„Wir wollen nach dem Kiek-Öwer gehen," schlug Rottraut vor. „Da sitzt man so hübsch und so ungestört." Willenlos folgte er ihr.

Er konnte den Platz nie mehr betreten, ohne an jene Unterredung zu denken, die er hier vor Jahren mit seiner Mutter gehabt hatte. Er dachte auch jetzt wieder daran, als er mit Rottraut auf der schmalen Bank saß. Damals war Frühling gewesen voll schwellender Knospen und Vogelgesang. Heute war es Herbst; am Boden lagen welke Blätter, und durch die Luft zogen Kraniche mit sehnsüchtigem Geschrei dem entflohenen Sommer nach.

Er vertiefte sich so sehr in all diese Erinnerungen, daß er Rottrauts Gegenwart fast vergaß. Sie that auch lange nichts, um sich bemerklich zu machen; sie rang lautlos mit einem übervollen Herzen und wurde dabei immer blasser.

„Björn —" sagte sie endlich schüchtern. Er horchte auf.

„Björn — ich muß dir etwas sagen. Ich will dir noch danken für alles, was ich bei euch gehabt habe —"

Er ergriff die kleine Hand, die sich leise durch seinen Arm stahl, und drückte sie herzlich.

„Wir haben dir ebensoviel zu danken, Traute. Und dir obenein noch vieles abzubitten —"

„Ach — sprich davon nicht. — Björn," fuhr sie fort, und man hörte an ihrer Stimme, wie bange ihr Herz klopfte, „nicht wahr, du glaubst es mir, daß ich keine Schuld habe, wenigstens keine wissentliche!" Sie beugte sich vor und schien ihm die Antwort aus dem Gesicht lesen zu wollen, ehe sein Mund sie sprach. Über alle andern Wünsche ging ihr der, vor seinen Augen rein dazustehen.

„Ja, Traute; ich bin fest überzeugt davon. Ich weiß es." Sie atmete befreit auf.

„Und noch eins, Björn — versprich mir, daß du mit Julia nicht böse darum bist. Ich weiß, sie ist unglücklich in ihrem Innern. Nimm dich ihrer an, sie ist jetzt ganz allein auf dich angewiesen. — Es ist deine Pflicht, Björn!“ schloß sie energisch, als er nicht gleich antwortete.

„Gewiß, mein Kind,“ sagte er mechanisch.

„Und von mir kannst du Julia einen Gruß bestellen und ihr sagen, sie möchte sich nun keine Gedanken mehr über mich machen, sondern die Sache ausgestanden sein lassen. Es thäte mir ja sehr leid, daß wir so auseinander gegangen wären, aber ich würde meinen Weg schon finden. — Vielleicht kommen wir später noch einmal zusammen, wenn alles vergessen ist —“

Er sagte nichts, sondern streichelte nur ihre Hand. Die Rührung würgte ihm an der Kehle.

„Wenn du nach Hause kommst,“ fuhr Rottraut fort, „so hole dir doch aus meiner Stube die Gartenbücher; ich habe sie auf meinen Schreibtisch gelegt. Es stimmt alles. Die letzten Einnahmen habe ich dir vorgestern noch abgegeben. — Ich habe auch ein Verzeichnis gemacht von dem Gemüse, das verkauft werden kann, und von dem Obst, das bist jetzt abgenommen ist. — Ich hätte so gern noch die Äpfel geerntet — ich werde immerfort denken müssen, ob es wohl auch rechtzeitig und gut gemacht wird! Ich bin recht eingebildet, nicht wahr? Als ob es nicht früher auch ohne mich gegangen wäre!“

„Ja — aber wie?“ entfuhr es ihm.

„Du mußt nicht zu viel von Julia verlangen,“ fuhr sie in ihrer rührenden, sanften Art fort. „Und wenn es jetzt manchmal in der Küche nicht recht klappt — drücke ein Auge zu, Björn, bitte! Du weißt doch — die junge Köchin — ich habe doch ziemlich viel selbst machen müssen seit sie da ist!“

„Nun — wenn es nicht geht, müssen wir eben wechseln.“

„Das wäre schade, sie hat sich schon ganz nett angelernt und ist willig und anstellig.“

„Aber wenn es für Julias Bequemlichkeit wünschenswert ist —“

„Ja — dann freilich wird es nichts helfen.“ Rottraut mußte sich in solchen Augenblicken immer Gewalt anthun, um nicht auf Julia ernstlich böse zu sein.

„Dann wollte ich dich noch wegen meiner Sachen bitten — es ist alles eingepackt, aber ich brauche es vorläufig nicht; es hat Zeit, bis einmal Gelegenheit ist. Ein paar Kleinigkeiten habe ich auf dem Tische liegen lassen; die sind für Harry; er spielte immer so gern damit, wenn er mich oben besuchte —“

Björn konnte es gar nicht mehr mit anhören; es war gerade als ob sie ihr Testament machte.

„Nun, Traute,“ sagte er, das Gespräch gewaltsam ändernd, „ich hoffe, es geht dir gut hier. Und wenn du dich einlebst, und gern hier bist, so bleibe, so lange du willst, und beschwere dir den Kopf einstweilen nicht mit Zukunftsgedanken.“

„Ach ja, Björn; das werde ich doch wohl thun. Wenn ich überhaupt einmal etwas Selbständiges ergreifen will — und darauf bin ich doch schließlich angewiesen — so ist es besser, keine Zeit zu versäumen. Das Herumsitzen kann ich nicht ertragen; man verwöhnt sich dabei und fühlt sich dennoch unbefriedigt. Ohne undankbar zu sein,“ ergänzte sie schnell. „Du weißt, wie ich es meine.“

Digitized by Google

Ja, er wußte es, und er verstand es. Sie besprachen kühl und sachgemäß, welcher Beruf sich am besten für sie eignen würde. Er setzte ihr klar und objektiv die Vorzüge und Nachteile der verschiedenen Erwerbszweige auseinander, die für sie in Frage kamen. Die ganze Unterhaltung war ihm eine Qual; aber er ließ es sich in keiner Weise merken.

„Nun kannst du dir das alles überlegen," schloß er endlich, „und dann nach eignem Ermessen Schritte thun. Mutter wird dir in allem mit Rat und That beistehen; habe nur immer Vertrauen zu ihr. — Und eins versprich mir noch, Kind: fasse keinen endgültigen Entschluß, sprich kein bindendes Wort, ohne mich vorher in Kenntnis zu setzen."

Sie versprach es ihm und gab ihm die Hand darauf.

Dann schien es, daß sie einander weiter nichts mehr zu sagen hatten. Jeder hing den eignen Gedanken nach und sah schweigend vor sich nieder.

Plötzlich fing Rottraut an zu weinen. Stundenlang hatte sie sich zusammengenommen — nun ging es nicht mehr. Der Abschied rückte immer näher. Immer näher kam der Augenblick, der sie endgültig losreißen würde von dem Hause, in dem sie so glücklich gewesen war; von dem ernsten Mann, der neben ihr saß. — Hätte sie gewußt, daß sie ihn im Glück zurückließ, so wäre ihrem Abschiedsschmerz der bittere Stachel genommen gewesen. Aber sie wußte jetzt, daß er unglücklich war.

Eine dunkle Ahnung sagte ihr, daß sie die Macht gehabt hatte, ein wenig Sonnenschein in sein Leben zu zaubern und daß es jetzt um so dunkler und einsamer für ihn werden würde. Aber gerade, weil sie diese Macht besessen hatte, darum mußte sie nun fortgehen aus seinem Hause und aus seinem Leben.

Ihr Schluchzen wurde immer heftiger, je mehr sie sich mühte, es zu unterdrücken. Es schnitt ihm ins Herz; seine Hände zitterten ihm; aber er war nicht im stande, etwas zu thun oder zu sagen.

Da legte Rottraut ihren Kopf an seine Schulter, drückte ihr Gesicht gegen seinen Ärmel, und weinte leise weiter, ihr Schluchzen in den Falten seiner Joppe erstickend.

„Aber Traute — liebe einzige Traute —" sagte er mit schwankender Stimme. Er sah mit erregten Augen auf sie nieder, die sich wie schutzsuchend an ihn flüchtete — aber er rührte keinen Finger. Und als ob sie sich ihrer Schwäche und ihrer Vertraulichkeit schäme, richtete sie sich bald wieder auf.

„Mein Herzenskind," sagte er, „du mußt dich nicht so grämen. Die Welt ist groß, und das Leben ist lang — es wird dir noch viel Schönes darin vorbehalten sein!"

„Ach — am liebsten wäre ich doch bei euch geblieben!" schluchzte sie. Er antwortete nichts; er ließ sie sich ruhig ausweinen. Und allmählich beruhigte sie sich.

„Wollen wir nun nach Hause gehen?" fragte er, sich erhebend. Sie stand gehorsam auf.

„Wir wollen das unsern Abschied gewesen sein lassen," sagte sie. „Morgen, wenn die andern dabei sind, kann ich doch nichts thun und sagen."

Digitized by Google

Wieder lag ſo ein ſeltſames Gemiſch von Glück und Unglück in dem Blick, mit dem er ſie ſchweigend betrachtete. Einmal ſchien es, als wolle er irgend eine Bewegung zu ihr hin machen; aber ſtatt deſſen wandte er ſich ſchroff um.

„Wir ſehen uns ja wieder —“ ſagte er, wie um eine Abſchiedsſcene zu vermeiden.

Der Abend verlief ſo, wie es in traulichen, harmoniſchen Familienkreiſen zu ſein pflegt, wo einer dem andern in verſtändnisvoller Liebe die Hände unterbreiten möchte.

Rottraut ging früh zu Bett und weinte ſich in den Schlaf. Litta hörte es, nahm aber keine Notiz davon, weil ſie wußte, daß es Rottraut eine Wohlthat war, ſich ungeſtört auszuweinen.

Am andern Morgen frühſtückten ſie noch alle zuſammen. Rottraut ſaß neben Björn und ſorgte für ſeinen Teller. Einmal ſtrich ſie ihm leiſe und zärtlich über die Hand.

Dann fuhr der Wagen vor. Björn ſagte Vater, Mutter und Litta Lebewohl und ließ ſich von ihnen küſſen. Dann kam er zu Rottraut. Sie ſah erſchreckend blaß aus und reichte ihm wortlos die Hand.

„Lebe wohl, meine Traute —“ ſagte er innig. Dann ging er. Er ſchwang ſich auf den hohen Sitz, ergriff die Zügel und trieb die Pferde an. Im Galopp ging es zum Hofe hinaus. Vater, Mutter und Litta ſahen ihm nach, jeder mit ſeinen eignen Gedanken. Als ſie ſich nach Rottraut umwandten, war ſie nicht mehr da.

Als Björn nach vierſtündiger Fahrt nach Hauſe kam, hatte ſeine Seele ſich geklärt unter dem Sturm, der ſie durchbrauſte, und er hatte neuen Mut gefaßt, das verödete Feld ſeines Lebens wieder in Angriff zu nehmen.

Es kam ihm niemand entgegen an ſeines Hauſes Thüre. Auf dem bereits gedeckten Eßtiſch ſtand die Blumenſchale, die Rottraut vorgeſtern noch friſch gefüllt hatte; aber die Blumen ſahen welk und traurig aus.

Nach kurzem Beſinnen öffnete Björn ohne weiteres die Thür zu Julias Zimmer. Sie ſtand am Fenſter und war gut und ſorgfältig angezogen. Bei ſeinem Eintritt wandte ſie ſich langſam um. Sie prüfte ihn mit einem kurzen, ängſtlichen Blick; dann ſtürzte ſie auf ihn zu und lag an ſeinem Halſe, ehe er noch recht wußte, wie ihm geſchah.

„Verzeihe mir, Björn! Bitte, verzeihe mir! Es thut mir ſo leid!“

„Ja — dazu iſt es nun leider zu ſpät,“ ſagte er bitter.

„Wozu iſt es zu ſpät? Zum Verzeihen?“ Sie ſah ihn mit zurückgebogenem Kopf angſtvoll an.

„Zum Bereuen,“ ſagte er. „Du kannſt das Geſchehene nie wieder gut machen.“ Sie ließ die Arme ſinken.

„Ich will dir nur gleich ſagen, Björn, daß ich das, was geſchehen iſt, durchaus nicht bereue. Es iſt mir ſehr lieb, daß Rottraut fort iſt. Es kam ja etwas

plötzlich — aber einmal hätte es doch kommen müssen. Und wenn alles, weshalb mich ihr Fortgang befriedigt, Einbildung wäre, so wäre doch mein durch solche Einbildung gestörter Frieden Grund und Notwendigkeit genug zur Trennung gewesen. Ich hoffe, du siehst das ein. — Aber daß ich dir mit alledem vielleicht weh gethan, daß ich dich erzürnt habe, das bereue ich, und das bitte ich dich, mir zu verzeihen."

„Ja, ja — es ist schon gut —"

„Nein, es ist nicht gut!" rief sie heftig. „Du sollst mich nicht so abfertigen. Du sollst mir verzeihen, du sollst wieder gut zu mir sein!"

„Aber Julia — quäle mich doch nicht!"

„Du quälst mich viel mehr. Du spannst mich auf die Folter, indem du mich ewig an deiner Liebe zweifeln läßt!"

„Was verlangst du denn eigentlich —" fragte er ganz erschöpft.

„Liebe!" rief sie leidenschaftlich. „Nur Liebe!" Er fühlte Mitleid mit dem kindischen Geschöpf, das so zu ihm sprach.

„Es würde mir leichter werden, dich zu lieben, Julia, wenn du es nicht immer als einen schuldigen Tribut mit pünktlicher Beweisführung von mir verlangtest. Außerdem finde ich, daß es in der Ehe mehr darauf ankommt, aus Liebe zu handeln, als von Liebe zu sprechen."

Sie schwieg beschämt. Dann that sie eine Frage nach Rottraut.

„Sie läßt dich grüßen," sagte Björn. Es war ihm nicht möglich, noch mehr zu sagen.

„Und deine Eltern? Die nehmen natürlich ihre Partei. Sie haben ja von Anfang an mit ihr so eine Art Abgötterei getrieben!"

„Meine Eltern werden sie so lange bei sich behalten, bis sie irgend eine passende Anstellung gefunden haben wird." Björn hatte nicht die geringste Lust, sich mit ihr auf Auseinandersetzungen einzulassen. — Julia machte große Augen.

„Also so ernst nimmt sie es mit der Trennung —"

„Wie soll sie es denn anders nehmen? Glaubst du, daß sie jemals hierher zurückkehren möchte — daß ich das erlauben würde?"

„Mein Gott, wie tragisch! Es ist ja auch viel besser, wenn von ihrer Rückkehr keine Rede gewesen ist. Es ist ganz, was ich mir wünsche."

„Nun — so sind wir hierin wenigstens einig. — Wo ist Harry?"

„Im Kinderzimmer wahrscheinlich. Aber lauf' doch nicht schon wieder weg! Kannst du es denn gar nicht mehr mit mir aushalten!" Sie sah ganz verzweifelt aus. Und er erinnerte sich an seine Pflicht.

Das Mittagessen verlief sehr schweigsam. Nur Harry plauderte. Und daß er mit Vorliebe von der trauten Tante sprach, die nun nicht mehr da sei, die aber gewiß bald wiederkommen werde, machte seine Eltern nicht gesprächiger.

Nach Tisch, als Julia sich, wie gewöhnlich, zurückgezogen hatte, stieg Björn hinauf in Rottrauts Zimmer. Man hatte da schon aufgeräumt. Das Bett war abgezogen, die Vorhänge herabgelassen. Die Möbel standen in kahler Ordnung an den Wänden entlang. Der große Koffer versperrte fast den Durchgang. Auf dem Tisch in der Mitte standen und lagen ein paar Porzellanfigürchen ein langer roter

Bleistift und ein kleiner Taschenspiegel; das waren die Kleinigkeiten, die Harry haben sollte. Björn betrachtete sie gerührt. Dann ging er weiter.

Auf dem Schreibtisch lagen zwei Rechnungsbücher und einige lose Blätter, mit Zahlen bedeckt. Björn zog den Vorhang ein wenig zurück, setzte sich und begann in den Büchern zu blättern und zu lesen; lange, sehr lange. Und zuletzt klappte er die Bücher zu, stützte den Kopf in die Hand, und blieb so sitzen; ebenfalls sehr lange.

Endlich stand er auf, nahm die Bücher unter den Arm, zog den Vorhang wieder zu, steckte die bunten Kleinigkeiten zu sich und ging ins Kinderzimmer, wo Harry mit Bleisoldaten spielte.

„Hier, Junge," sagte er und begann seine Taschen auszukramen. „Das hat die traute Tante für dich zurückgelassen. Ich soll es dir geben." Harry jauchzte auf und stürzte sich auf die oft heimlich ersehnten Gegenstände.

„Warum bist du nicht draußen?" fuhr Björn fort. „Es kümmert sich wohl niemand um dich? Mach' schnell, komm, wir gehen einmal in die Koppeln — —"

Und so ging der einsame Mann mit seinem lachenden Kinde in den sonnigen Herbsttag hinaus.

Ja, die Sonne schien über Björns Hause — in seinem Herzen schien sie nicht. Sein Herz war beschwert und traurig, und sehnte sich mit seiner ganzen, reifen Kraft nach dem andern Sonnenschein, der ihm erloschen war. Er suchte sich wieder Arbeit, so viel er konnte, und zur Erholung ging er mit Harry spazieren. Abends las er bis in die Nacht hinein in Büchern, die er sich von auswärts verschaffte und die Julia ein Greuel waren. Er schlief schlecht und man sah es ihm an, daß er oft Kopfschmerzen hatte.

Julia bemerkte die Veränderung in seinem Wesen, und wußte auch, worauf sie dieselbe zu schieben hatte. Eine blinde, nagende Eifersucht, verschärft durch das niederdrückende Gefühl eignen Unwerts, bereitete ihr Qualen. Anfangs versuchte sie, Björns Aufmerksamkeit zu erregen, indem sie die Gekränkte spielte. Aber das machte auf ihm gar keinen Eindruck; er schien es nicht einmal zu merken, so gleichgültig war es ihm. Das verursachte ihr einen größern Schrecken, als wenn er heftig geworden wäre.

Nun fing sie es anders an. Sie begann, ihm nachzugehen auf alle mögliche Weise, und mit Worten und Thaten um seine Zufriedenheit, um seine Anerkennung zu betteln. All die kleinen Aufmerksamkeiten, über die sie anfangs gelächelt und dann gezürnt, wenn sie ihm von Rottraut kamen, die hatte sie jetzt für ihn; nur, daß sie alles ein wenig ungeschickter anfing. Sie lief in Hof und Garten herum, um wenigstens den Anschein zu erwecken, als thue sie etwas. Sie bestellte ihm seine Lieblingsgerichte, und konnte es freilich oft nicht ändern, daß sie mißraten auf den Tisch kamen. Ohne es sich recht einzugestehen, versuchte sie auf alle erdenkliche Art, ihm Rottraut zu ersetzen.

Björn hatte ihre Gekränktheit ebensowohl gemerkt, wie er jetzt ihre Bemühungen, ihm zu gefallen, bemerkte. Die erstere hatte ihn völlig kalt gelassen. Die letztern nötigten ihm nun doch eine gewisse Rührung ab — um so mehr, je weniger sich bei alledem ihr Wollen mit ihrem Können deckte.

Digitized by Google

Es koſtete ihn indes eine mehrtägige Überwindung, bis er es vermochte, ihr ein anerkennendes Wort darüber zu ſagen. Sie wurde rot vor Freude und hatte ordentlich Thränen in den Augen.

„Ach, Björn — wenn du doch immer zufrieden mit mir wäreſt!“

„Ich bin es ja eigentlich immer,“ ſagte er. „Ich kann es dir nur nicht fortwährend ſagen.“

„Rottraut haſt du ſo oft gelobt — wo es gar nicht nötig war!“

„Zieh doch nicht immer Vergleiche. Du biſt meine Frau und ſie war unſer Gaſt. Wir wollen doch überhaupt fürs erſte lieber nicht mehr von Rottraut reden.“

Das war eine ſehr weiſe Maßregel; es ging nie ohne Aufregungen ab bei Nennung dieſes Namens, die bei Julia um ſo bemerkbarer ſich äußerten, je innerlicher ſie bei Björn waren.

Julia ſprach niemals den Wunſch aus, Rottraut noch einmal zu ſehen, ehe ſie vielleicht in kurzem ganz von hier fortging. Es ſchien ihr nichts daran gelegen, ſich mit ihr zu verſöhnen. So wenig ſie das in Björns Meinung hob, ſo war er doch faſt froh, die mit ſolchem Wiederſehen notwendig verbundenen Aufregungen und Ausſprachen vermieden zu ſehen.

Auch daß er ſelbſt ohne alle Verbindung mit Rottraut war, dünkte ihn, obwohl das Schwerſte, ſo doch das Beſte. Nur keine halben Maßregeln. Wohl dachte er oft mit Unruhe an ſie; namentlich nachts, wenn er Stunde um Stunde verwachte, glaubte er förmlich zu fühlen, daß ſie traurig war; einmal bildete er ſich ſogar ein, ſie weinen zu hören, und fuhr aus ſchwerem Halbſchlaf entſetzt empor. Aber er wußte ſie bei ſeiner Mutter in guten Händen; das war ein Troſt; und wenn irgend etwas Wichtiges vorfiel, ſo würde man ihn ſchon benachrichtigen.

Julia in ihrem beſtändig wachen Mißtrauen konnte nicht glauben, daß er keinerlei Verkehr mit ihr unterhielt, die er mit That und Wort ſo kräftig gegen ſie in Schutz genommen hatte. Sie war feſt überzeugt, daß er heimlich Briefe mit ihr wechſelte; aber ſie ſpürte vergeblich nach einem Beweiſe. Endlich fragte ſie ihn geradezu. Er ſah ſie ſehr erſtaunt an.

„Nein,“ ſagte er kurz. Zwei Tage ſpäter kam er gegen Mittag in ihr Zimmer.

„Du fragteſt geſtern, ob ich Nachricht von Rottraut hätte. Heute habe ich die erſte bekommen. Hier iſt ein Brief von meiner Mutter.“

„Darf ich ihn leſen?“ fragte ſie mit abſichtlich zur Schau getragener Diskretion.

„Dazu bringe ich ihn dir,“ erwiderte er ruhig. Nun begann ſie zu fürchten, daß etwas Unangenehmes darin ſtehen könne, und entfaltete ihn mit ſchlecht verhehlter Haſt.

Magna Heddenholm ſchrieb zunächſt von allerhand nebenſächlichen Dingen in gewohnter, vertraulicher Ausführlichkeit. Dann ſprach ſie von Rottraut, und daß es ihm gewiß lieb ſein werde, von ihr zu hören, zumal ſie ſelbſt ihm wohl keine Nachricht gegeben habe. Es gehe ihr gut, aber ſie könne den Abſchied doch noch nicht recht verwinden, ſo tapfer ſie ſich zuſammennähme. Sie ſtehe in eifrigem Briefwechſel mit verſchiedenen Stellenvermittlungsinſtituten, aber hoffentlich werde es ihnen gelingen, ſie bis Neujahr zu halten, was ihnen um ſo erwünſchter wäre, da ſie ihnen täglich lieber würde, ja ein wahrer Schatz im Hauſe wäre.

Digitized by Google

Julia legte den Brief aus der Hand und wußte nicht recht, was sie darauf sagen sollte. Es war ihr, als läse sie in Björns Gesicht den stummen Vorwurf: ‚und dieses Schatzes hast du dich und mich beraubt!‘

„Nun, sie scheint ja dort ganz am Platze zu sein,“ meinte sie endlich ein wenig unsicher. Auf diese Worte hin drehte sich Björn nach ihr um, und sah sie lange an mit einem Blick, aus dem sie nichts Rechtes zu machen wußte.

„Sage mal, Julia,“ sprach er endlich sehr ernst, „ist es dir wirklich gleichgültig, daß deine Schwester —“

„Stiefschwester,“ unterbrach sie.

„Der du selbst eine Heimat in deinem Hause angeboten hast, nun gezwungen ist, sich bei fremden Leuten ihr Brot zu verdienen, weil es dir beliebt, ihr diese Heimat wieder zu nehmen?“

Julia fühlte sich ein wenig in die Enge getrieben.

„Wenn ich sie nicht hierher gebracht hätte,“ wehrte sie sich, „so wäre sie wahrscheinlich gleich zu fremden Leuten gegangen, und die Sache wäre dieselbe geblieben.“

„Nein, dann wäre sie ganz anders gewesen,“ sagte er und steckte den Brief wieder ein. Im Grunde war er überzeugt, daß sie den Unterschied nicht verstehen würde.

Sie dachte nicht einmal darüber nach. Sie sah nur mit neu genährter Eifersucht den harmlosen Brief in seine Rocktasche gleiten. Den wird er nun aufbewahren wie ein kostbares Schriftstück, dachte sie ingrimmig. Sie konnte nicht den Mund halten.

„Du legst ihn dir wohl heute abend unters Kopfkissen!“ spottete sie. Sein Gesicht wurde steinern.

„Du hast wohl vergessen, liebes Kind, daß ich mir diesen Ton und diese Redensarten verbeten habe,“ sagte er, und wollte hinausgehen. Da stürzte sie ihm nach. Eine leidenschaftliche Zärtlichkeitsscene war das Ende; und solche waren ihm schwerer zu ertragen, als ihre heftigen Ausbrüche von Ärger und schlechter Laune.

Mit der Zeit fing Björn an, zu wünschen, Rottraut möchte nicht noch bis Neujahr bei seinen Eltern bleiben. Das Weihnachtsfest würde sie unfehlbar wieder zusammenführen, und es war besser, wenn das vermieden wurde. Er hoffte auch, eher wieder ruhig und zufrieden zu werden, wenn er Rottraut nicht mehr immer in erreichbarer Nähe wissen mußte. Er hoffte von Tag zu Tag auf einen Brief von ihr oder seiner Mutter, der ihm eine Entscheidung vorlegen sollte. Aber Tag um Tag verging; solch ein Brief kam nicht; und er rieb sich innerlich auf in täglich sich erneuerndem Kampf.

Dazu kam noch, daß sein altes Leiden, das ihn vor mehreren Jahren einmal monatelang schmerzhaft gepeinigt hatte, sich plötzlich infolge einer Erkältung wieder einstellte und ihn mehrere Tage ans Zimmer fesselte. Die zwangsweise Unthätigkeit war für ihn, der schon in zufriedenen Zeiten die Thätigkeit nicht entbehren konnte, doppelt schwer zu ertragen.

Julia schien gerade hier noch einmal ihre Macht erproben zu wollen. Sie pflegte ihn mit einer bei ihrem Charakter geradezu überraschenden Geduld und

Selbſtloſigkeit. Den ganzen Tag dachte ſie nur darüber nach, was ſie für ihn thun könne. Sie las ihm vor, ſie ſchrieb für ihn; ſie rührte ihm mit anerkennenswerter Pünktlichkeit die ſchmerzſtillenden, einſchläfernden Pulver ein, die der Arzt ihm verſchrieb. Sie lief in Hof und Ställen umher, ja ſogar bis hinaus in die Koppeln, um ihm die Nachrichten und Neuigkeiten aus der Wirtſchaft zuſammenzutragen, von denen ſie glaubte, daß ſie ihm von Intereſſe und Wichtigkeit ſein könnten. Sie kam ſogar auf den Gedanken, ihm die Mutter einzuladen, überhaupt die Seinen; aber ſie ließ bald wieder ab davon. Rottraut hätte auf den Einfall kommen können, ſie zu begleiten; oder mindeſtens wäre dann immerfort von ihr geſprochen worden; und ſchließlich ſchämte ſich Julia doch ein wenig vor ihnen. — Sie wollte abwarten, bis Björn ſelbſt den Wunſch ausſprechen würde, die Seinen zu ſehen; aber zu ihrer Freude wartete ſie vergebens.

Hätte Björns Leiden in irgend einer Weiſe bedenklich werden können, ſo hätte die haltloſe Angſt, die Sorge, der ſie noch nie gewachſen geweſen war, es ihr unmöglich gemacht, ihn ſo zu pflegen. Sie wußte aber, daß die Sache ungefährlich war, und benutzte ſeine Krankheit nur als Gelegenheit, ſich bei ihm einzuſchmeicheln.

Bei jeder andern Frau wäre ſolch Benehmen dem kranken Geliebten gegenüber natürlich und ſelbſtverſtändlich geweſen. Bei Julia war es immerhin anerkennenswert, und Björn erkannte es auch voll an. Er hatte ſich ſo daran gewöhnt, nichts von ihr zu verlangen, daß auch ihre geringen Leiſtungen ihn erſtaunten und rührten. Es war etwas Niedageweſenes, daß ſie die eigne Bequemlichkeit aufgab um eines andern Bequemlichkeit willen. Zum erſtenmal ſchien ſie etwas davon zu ahnen, daß vor allem in der Liebe Geben ſeliger ſei als Nehmen.

Aber es machte ihn nicht glücklich; es machte ihn nur noch trauriger. Ja, wenn ſie vor ſechs Jahren auch ſchon ſo geweſen wäre!

Immerhin rührte es ihn. Es kann etwas Ergreifendes haben, wenn große Leute ſich noch mit dem Lernen quälen, und wenn in ihren Augen die Furcht vor dem Mißlingen, die Sehnſucht nach Lob geſchrieben ſteht!

„Du pflegſt mich ſo ſchön, Julia,“ ſagte er eines Tages und zog ſie zu ſich nieder auf die wuchtige Armlehne ſeines breiten Seſſels. „Ich bin nun auch bald wieder geſund und werde dir keine Mühe mehr machen.“ Sie errötete vor Freude.

„O — ich wollte du wäreſt immer krank!“ rief ſie.

„Warum denn?“ meinte er lächelnd.

„Damit ich dich immer ein wenig verziehen könnte!“

„Aber das kannſt du doch auch, wenn ich geſund bin!“

„Ach nein. Dann wage ich es nicht.“

„Warum nicht?“

„Du kommſt mir ſo vor — ſo — ich weiß nicht — ſo erhaben über mir, als wenn ich mich gar nicht an dich herannahen dürfte —“

„Aber Julia, mein Herz, das iſt doch wohl nicht dein Ernſt! Wenn wir Männer auch noch ſo klug und groß und erhaben ſind — und ich bin nichts von alledem — für eins ſind wir doch alle zugänglich und dankbar und oft gar waffenlos: für die zarte Verwöhnung einer treuen, verſtändnisreichen Frauenliebe“ —

Sein Auge ſchweifte ins Weite mit einem verträumten Ausdruck; ſein Mund, um den Körper- und Seelenſchmerz ſeine Falten gezogen, lächelte verklärt. Julia barg den Kopf an ſeiner Bruſt.

„Es iſt doch am ſchönſten, wenn wir beide ganz allein ſind!“ ſagte ſie.

Sie hätte es nicht ſagen ſollen. Sie erinnerte ihn an etwas, an das ſie ihn lieber nicht hätte erinnern müſſen.

Das Lächeln erloſch in einem wehen Lippenzucken.

Es wurde immer mehr Herbſt. Der Himmel war meiſt von dicken Wolken verhüllt, wilde Stürme tobten über das Land mit klagendem Heulen, als trügen ſie von Meer zu Meer eine traurige Kunde. Es war ein Wetter, das auf die Dauer ſelbſt ein fröhliches Gemüt bedrücken kann.

Björn war wieder hergeſtellt und lief trotz Sturm und Wetter ſtundenlang im Freien umher: als könnte er ſich die Gedanken hinausbrauſen laſſen aus Kopf und Herzen, oder als treibe ihn eine verzehrende Raſtloſigkeit.

Er fürchtete ſich vor dem Winter mit ſeiner totenſtillen Verſchneitheit, mit ſeinen langen, dunkeln, einſamen Abenden. Es war ihm, als würde er das nicht ertragen können; als würde er dann eines Tages ſich ſelbſt untreu werden. Und er begann auf Mittel und Wege zu ſinnen, wie er dem ſchrecklichen Einerlei dieſes Winters entfliehen könne.

„Was meinſt du, Julia,“ ſagte er eines Abends, als es draußen wieder fegte und ſtürmte und ein ſchwerer Regen an die Scheiben klatſchte, „wenn wir in dieſem Winter eine recht ſchöne Reiſe machten?“ — Sie ſah ihn ungläubig an. Bis jetzt hatte er nie vom Reiſen etwas wiſſen wollen. Aber ſie ſtrahlte vor Entzücken bei dem Gedanken.

„Wir ſind jahrelang häuslich geweſen,“ fuhr er fort, „und haben nichts für unſer Vergnügen ausgegeben. Du haſt lange genug dieſe Einſamkeit mit mir geteilt — wirklich, du haſt dir eine ſolche Abwechſelung verdient. Früher warſt du es doch ganz anders gewohnt!“

„Früher hatte ich dich nicht,“ fiel ſie ein, mit einem mädchenhaften Erröten und in glücklichem Stolz.

„Nun, und jetzt ſollſt du noch eine ſchöne Reiſe dazu bekommen,“ antwortete er faſt fröhlich. „Wir wollen nach Italien gehen, dahin, wo der Winter warm und ſchön iſt. Den Jungen nehmen wir natürlich mit.“

„O, Björn — es wäre über die Maßen herrlich!“ rief ſie außer ſich vor Freude. „Aber ich möchte nicht, daß du nur meinetwegen —“

„Bewahre!“ rief er heiter. „Ich wünſche es ebenſoſehr meinetwegen. Auch ich ſehne mich nach Abwechſelung. Außerdem bin ich doch etwas angegriffen nach meinem letzten Krankſein; die warme Sonne da unten wird mir gut thun.“

„Und wo nehmen wir denn plötzlich ſoviel Geld her?“

„Das richte ich schon ein," tröstete er. „Ich habe in diesem Herbst sehr gute Geschäfte mit dem Torf gemacht. Großen Aufwand dürfen wir natürlich nicht treiben!"

„Das ist auch gar nicht nötig —"

„Und dann, meine ich, reisen wir bald. Oder hängst du sehr daran, Weihnachten hier zu verleben?"

„Aber gar nicht!" rief sie schnell. „Die Leute können wohl auch einmal ohne uns feiern, und wir können uns unser Bäumchen ebensogut wo anders schmücken." Im stillen dachte sie daran, daß sie auf diese Weise um so eher aus Rottrauts Nähe kommen würden.

Nun machten sie jeden Abend Pläne mit Landkarten und Reisebüchern. Nie noch hatten sie ein so gemeinsames Interesse gehabt; es machte sie fast glücklich, und nach langer Zeit flog dann und wann wieder ein ungetrübtes Freudenlicht über Björns ernste Züge. Er hoffte Genesung von dieser Reise, nicht nur für seinen Leib, sondern vor allem für seine Seele; und er freute sich auf diese Genesung.

Am ersten November wollten sie reisen; bis dahin waren noch acht Tage. Selbstverständlich mußte Björn, ehe er sich auf mehrere Monate von Hause entfernte, noch einmal zu den Seinen, die bis jetzt noch nichts von diesem schnell gereiften Plan wußten. Er mußte seinen Vater bitten, sich seiner Angelegenheiten inzwischen anzunehmen; es wäre auch gut, wenn seine Mutter einmal herüberkäme, um das Haus und die Dienstboten zu mustern. Vor allem aber wollte er sich noch um Rottrauts Zukunftspläne kümmern.

Trotzdem konnte er sich nicht entschließen, diese Fahrt anzutreten, sondern verschob sie von einem Tage zum andern. Er konnte sich nicht einmal entschließen, davon zu sprechen. Er hoffte, Julia würde von selbst auf den Gedanken kommen, daß er hinüber müsse, und davon reden, und sich erbieten, mitzufahren. Aber er überschätzte sie; den Gedanken hatte sie wohl — aber sie hütete sich, ihn auszusprechen. Sie zitterte davor, daß er Rottraut noch einmal sehen könne; sie glaubte, seine gute Laune, am Ende gar seine Reiselust würden an solchem Wiedersehen unfehlbar scheitern.

Da Björn wieder einen kleinen Schmerzenanfall gehabt hatte, war er einen Tag im Zimmer geblieben. Er saß mit Julia am Tisch bei den Reisebüchern; sie hatte rote Backen vor Eifer und Freude; aber er war zerstreut; er fühlte sich unfrisch, und der Gedanke an die immer dringender werdende Notwendigkeit jenes Besuches beunruhigte ihn. — Auf der Erde saß Harry und baute aus Büchern und Bauklötzen Brücken und Bahndämme.

Als die frühe Dämmerung anbrach, trat Björn ans Fenster. Der Himmel hatte sich bezogen. Im Westen ballten sich dicke, bleigraue Wolken in schwerfälligen Massen.

„Es wird Schnee geben, oder irgend ein Unwetter," sagte Björn.

„Ach," rief Julia und blickte von ihrer Lektüre auf, „und wir wollten doch morgen zur Stadt fahren, um die letzten notwendigen Einkäufe zu machen!"

„Wir hätten es heute thun sollen. Aber ich habe nicht daran gedacht. Nun ist es zu spät."

In dieſem Augenblick wurde ihm ein Brief von ſeiner Mutter eingehändigt, den ſoeben ein reitender Bote gebracht hatte. Mann und Frau ſahen einander unwillkürlich an.

„Von der Mutter — durch einen Boten — das muß etwas Eiliges, mindeſtens etwas Wichtiges ſein," ſagte Björn und brach den Brief auf; dabei verriet nichts die Aufregung, die ſich ſeiner bemächtigte. Julia war blaß geworden und beobachtete ihn in ängſtlicher Spannung.

Magna Heddenholm ſchrieb ihm, daß ſich für Rottraut eine ſehr paſſende und vorteilhafte Stellung gefunden habe, die ſie auch geſonnen ſei anzunehmen. Da ſie aber verſprochen habe, keine endgültige Entſcheidung ohne Björns Urteil und Einwilligung zu treffen, ſo bäte ſie ihn, zu dieſem Zweck hinüberzukommen, und zwar möglichſt bald; denn wenn Rottraut nicht binnen acht Tagen erklärt haben würde, daß ſie die Stellung annähme, ſo würde man ihre Bewerbung nicht weiter berückſichtigen können.

„Es iſt gut," ſagte Björn, nachdem er den Inhalt überflogen, zu dem wartenden Dienſtmädchen. „Der Bote kann natürlich hier nächtigen."

Das Mädchen aber ſagte, daß der Mann es vorziehe, nur eine Stunde zu ruhen und heute noch zurückzukehren, da vorausſichtlich morgen ſehr ſchlechtes Wetter ſein würde.

„So ſoll er beſtellen, daß ich kommen würde," ſagte Björn. „Es trifft ſich ganz gut," fuhr er dann zu Julia gewendet fort. „Ich hätte doch noch einmal hinüber genußt vor der Reiſe."

„Die Eltern hätten ja auch herkommen können," bemerkte Julia gereizt; ihre heitere Stimmung war wie weggeblaſen; ſie zitterte vor Ungeduld.

„Das kannſt du doch kaum verlangen. Wir waren ſeit Monaten nicht dort. Außerdem handelt es ſich hier zunächſt um Rottraut, und du mußt einſehen, daß ſie die nicht mitbringen können."

„Warum kann Rottraut ihre Angelegenheiten nicht allein beſorgen?" ſagte Julia hart. „Sie iſt alt genug dazu. Außerdem hat ſie deine Mutter, die ihr helfen kann."

„Ich habe ihr das Verſprechen abgenommen, nichts ohne mich zu beſchließen; ich bin alſo gezwungen —"

„Warum verlangſt du ihr ſolche Verſprechungen ab?"

„Weil mir ihr Wohl am Herzen liegt, und weil ich mich nach dem Vorgefallenen geradezu verpflichtet fühle, ihr zu einer angenehmen und ſichern Lebenslage zu verhelfen."

„So müßte ſie taktvoll genug ſein, ſolche Verſprechungen nicht zu geben. Warum that ſie es?!"

„Weil ſie Vertrauen zu mir hat."

„Ich finde es ganz und gar unpaſſend," rief Julia, die ihre Erregung nicht mehr meiſtern konnte, „daß du einen Verkehr weiter unterhältſt, den ich abgebrochen habe!"

„Das mußt du meinem Gutdünken überlaſſen," ſagte Björn mit unerſchütterlichem Gleichmut, beinahe kalt. Sie ſchwieg; aber er ſah, daß ſie vor Aufregung bebte.

Digitized by Google

„Ich muß dich sogar bitten, mitzukommen," fuhr er fort. „Es wäre doch sehr unhöflich von dir gegen meine Eltern, wenn du ohne Abschied abreistest."

„So muß ich diesmal leider unhöflich sein. Übrigens wird ihnen nicht viel daran liegen, mich noch zu sehen. Rottraut wird dafür gesorgt haben." Björn überhörte diese gehässige Bemerkung und sagte, um dem Streit ein Ende zu machen:

„Nun — dann werde ich also allein fahren. Und zwar heute noch." Julia wußte vor Schreck nicht gleich, was sie sagen sollte.

„Heute noch —" stotterte sie — „aber du sagtest doch eben, es sei zu spät, um nach der Stadt zu fahren — und der Weg zur Stadt ist kürzer —"

„Aus der Stadt hätten wir heute zurückkommen müssen; das macht vier Stunden Fahrzeit. Dazu die Zeit für die Besorgungen. Zu den Eltern gebrauche ich kaum vier Stunden und kann den Rückweg morgen antreten. Ich würde sowieso dort zur Nacht geblieben sein."

Julia hatte auf diese sachliche Erklärung nichts zu erwidern; sie fühlte aber, wie ihre Erregung wuchs; alle ihre Sinne suchten nach einem Mittel, ihn von seinem Vorhaben abzuhalten. Sie verfiel in den Ton eines verzogenen Kindes.

„Morgen können wir dann auch nicht zur Stadt fahren," klagte sie, „und übermorgen werden die Pferde ruhen müssen — da geht es wieder nicht."

„So fahre morgen allein; du kannst die Pferde bekommen. Ich werde reiten."

„Nein — ich will aber eben mit dir fahren!" Björn unterdrückte ein unmutiges Seufzen.

„So mußt du bis übermorgen warten; ich verspreche dir —"

„Ich will aber nicht warten!" rief Julia heftig aufspringend. „Ich brauche nicht auf dich zu warten — wegen dieser andern! Ich stehe dir näher als sie, und ich kann verlangen, daß du mich vor ihr berücksichtigst!"

„Aber Julia — darum handelt es sich doch nicht! Rottrauts Angelegenheit erfordert eine schnelle Erledigung —"

„Auf einen Tag wird es dabei wohl nicht ankommen —"

„Deine Fahrt zur Stadt kann ebensogut einen Tag aufgeschoben werden!"

„Nun gut, wenn es sich in beiden Fällen um einen Tag nicht handelt, so kannst du um so eher zuerst meine Wünsche berücksichtigen!" Björns Glieder zuckten ungeduldig; aber noch bezwang er sich.

„Ich möchte gern heute noch fahren," sagte er, „weil mich morgen vielleicht das schlechte Wetter daran hindert."

„So wird es dich morgen am Wiederkommen hindern — aber das hoffst du vielleicht — damit du um so länger —"

Er warf ihr einen strengen Blick zu, vor dem sie verstummte.

„Meinetwegen — so fahre!" rief sie unter ausbrechenden Thränen. Dann lief sie hinaus und machte heftig die Thür zu.

Das Kind, das schon lange mit neugierigen Augen die Mutter beobachtet hatte, richtete nun einen ängstlichen Blick auf Björn.

„Ist Mutter böse?" fragte es.

„Nein — Mutter spaßt nur. Mutter wird doch nicht mit mir böse sein!“ scherzte Björn; dabei standen dem Manne die Thränen in den Augen. Arme, kleine Traute! dachte er.

Indes irrte Julia im Hause umher, von allen Furien ohnmächtiger Eifersucht und von ohnmächtiger Auflehnung gegen Björns ruhigen Willen geplagt. All ihr Denken gipfelte darin, wie sie ihn hindern könne, hinüber zu fahren; und dabei wußte sie, daß es ihr ganz gewiß nicht gelingen würde.

Sich selbst zur Qual malte sie sich fortwährend sein Wiedersehen mit Rottraut aus; wie sie sich begrüßen — wie ihre Augen dabei strahlen würden; wie sie miteinander reden würden, und was? Ob auch von ihr? Wahrscheinlich — natürlich. Und dann beim Abschied — wie sie sich die Hände drücken, was sie einander alles Schöne sagen würden! — Ob sie sich wohl auch einen Kuß gaben?

Julia hätte aus der Haut fahren mögen bei dem Gedanken. Sie schämte sich nicht einmal, mit solchen Phantasien ihren Gatten zu beleidigen. Sie war ganz aus den Fugen. Sie faßte sogar vorübergehend den Entschluß, ihn zu begleiten.

Sie sah zum Fenster hinaus auf den Hof und wartete, daß sein Wagen angespannt würde. Aber das geschah nicht. Sie sah den Boten, der den Brief gebracht hatte, zum Thore hinausreiten. Die Stallthüren wurden geschlossen: es wurde dunkel und still draußen. Da ging Julia hinunter ins Wohnzimmer.

Hier war inzwischen die Lampe angezündet worden; Björn saß am Tisch und spielte mit Harry; es sah nicht aus, als ob er heute noch etwas vorhabe. Julia stellte sich vor ihn hin und sah ihn neugierig und ein wenig mißtrauisch an.

„Nun?“ fragte sie gedehnt. Er antwortete nicht gleich. Dann blickte er mit unendlich sanften und dabei sehr traurigen Augen zu ihr auf und sagte:

„Ich möchte dich nicht betrüben. Ich will morgen mit dir zur Stadt fahren.“

Mit einem erstickten Aufschrei fiel sie ihm um den Hals. Nun war alles gut — wenigstens augenblicklich. Sie war zufrieden, verliebt und selig, und merkte nicht, daß er schwermütig aussah.

Über Nacht kam der Schnee mit einem wütenden Sturme. Am andern Morgen waren Wege und Plätze dick verschneit, und an allen Ecken hohe Schanzen aufgetrieben; die Knechte schaufelten Steige. Dabei dauerte das Wetter ungemildert an.

Björn erklärte beim ersten Frühstück, daß es heute unmöglich sein würde, zu fahren, und zuerst war Julia ganz einverstanden damit. Bald aber fing sie wieder an, sich innerlich aufzuregen.

Einen Tag Aufschub duldete Rottrauts Angelegenheit; ob aber zwei, drei Tage? Es war nicht anzunehmen, daß Björn sie solange auf sich warten lassen würde. Wenn das Wetter sich gebessert, würde er also doch zuerst zu ihr fahren wollen.

Schließlich — was änderte es an der Sache, ob er sie einen Tag früher oder später sah? Was war gewonnen, wenn es gelang, das Wiedersehen hinauszuschieben! Es zu verhindern, darauf kam es an!

Wie Julia in den kalten Wind hinausſah, in dem die ſchweren, feuchten Flocken unmutig tanzten, durchblitzte ſie plötzlich ein Gedanke, der ſo verblüffend war, daß ihr ſekundenlang der Atem ſtockte vor Schreck. Sie erſchrak vor Freude und zugleich vor Angſt. Dieſer Gedanke ſprach:

Wenn ich ihn nun doch bewegen könnte, heute zur Stadt zu fahren — er iſt ohnehin nicht ganz wohl — ſo würde er ſich bei dieſem Wetter zweifellos erkälten. Dann bekäme er ſeine Schmerzen. Die würden ihn mehrere Tage ans Haus feſſeln, jedenfalls an einer abermaligen Fahrt hindern. Dann müßte Rottraut allein entſcheiden. Das Wiederſehen wäre nicht mehr ſachlich notwendig. Dann würde Björn vielleicht überhaupt auf dieſes Wiederſehen verzichten und ohnedem abreiſen. Seine Eltern, wenn er es wünſchenswert fand, ſie noch zu ſprechen, würden ſicher gern zu ihm kommen, wenn Julia ihnen ſchriebe, daß die weite Fahrt ihm jetzt nicht zuträglich ſei.

Julia ſtand lange regungslos; nur in ihren Augen zuckte und brannte ein unheimliches, verborgenes Leben.

Um die Mittagsſtunde legte ſich der Wind, und es hörte auf zu ſchneien; aber der Himmel blieb dunkel und drohend.

Julia ging zu Björn und bat ihn, nun doch die Fahrt zu wagen. Er blieb dabei, daß es Unſinn ſei; außerdem habe er Schmerzen. Sie glaubte ihm nicht — wollte ihm nicht glauben, und fuhr fort, zu bitten. Schließlich machte ſie ihm eine Scene; eine jener Scenen, die er haßte, die ſein innerſtes Gefühl verletzten, und in denen er doch oft nachgab, nur um ſie zu beendigen.

Heute, wo er mehr denn ſeit lange an Rottraut dachte, wo ſein Herz voll war von friedlichen, erquickenden Bildern, deren Mittelpunkt ſie war, that ihm Julias Art doppelt weh. So gab er denn auch heute nach und beſtellte aller Vernunft zum Trotz das Anſpannen.

„Wir werden nicht weit kommen," ſagte er ſich. „Und dann wird ſie ihre Thorheit einſehen und ſich fügen müſſen."

Sobald Julia ihren Willen durchgeſetzt hatte, war ſie die Liebenswürdigkeit ſelber; um ſo liebenswürdiger, weil ſie ein ſchlechtes Gewiſſen hatte und auf dieſe Weiſe gut machen wollte, was ſie an ihm heimlich zu ſündigen im Begriff war. Björn ging kaum auf ihr Geplauder ein; er war müde und mürbe.

Gleich nach dem Eſſen fuhren ſie fort. Das Wetter war ganz leidlich; auch der Weg ließ ſich beſſer an, als man dachte.

„Siehſt du wohl?" ſagte Julia übermütig und ein wenig nervös; denn wenn es ſo blieb, erreichte ſie am Ende ihren Zweck nicht.

Als ſie eine halbe Stunde gefahren waren, fing es wieder an zu ſchneien; gleich darauf ſetzte der Wind ein — mit einem heulenden Ton, wie Tauwind. Björn ſchlug vor, umzukehren; Julia beſtand darauf, weiterzufahren.

Der Weg wurde zuſehends ſchlechter. Die Pferde arbeiteten angeſtrengt, um den Wagen durch die querüber gewehten Schanzen zu ziehen; einen Schlitten hatte man des ungleichen Schneefalles und des aufgeweichten Bodens wegen nicht nehmen können. Björn führe die Zügel, lenkte die Tiere und half ihnen, ſo gut es ging; er ſprach kein Wort mehr. Julia warf ihm manchmal einen ſcheuen Seitenblick zu; ſie

begann, sich ungemütlich zu fühlen; aber sie war zu eigensinnig, um ihre Tollheit einzusehen.

Nach einer weitern Viertelstunde saßen sie im Schnee fest. Die Pferde zogen, bis ein Strang platzte. Sie waren aufgeregt geworden, stampften ungeduldig und hoben sich auf die Hinterbeine.

Ohne ein Wort zu sagen, sprang Björn vom Wagen herunter, bis über die Knie in den Schnee. Julia schrie auf vor Schreck und machte Miene, aufzustehen.

„Bleib sitzen!“ herrschte er sie an. Dann bemühte er sich gemeinsam mit dem Kutscher, das Gefährt herauszuarbeiten. Der geplatzte Strang wurde durch Stricke ersetzt. Mit den bloßen Händen schaufelten sie den Schnee von den Rädern. Zwischendurch beruhigten sie die schnaubenden Tiere.

Julia stand eine große Angst aus — nicht nur um Björn, sondern auch um sich, denn sie war bei solchen Gelegenheiten nie tapfer. Aber sie wagte sich nicht zu rühren und nicht zu sprechen.

Einmal stieß Björn, der am Vorderrade beschäftigt war, einen dumpfen Laut aus — in demselben Augenblick hatte das Pferd, hinter dem er stand, ausgeschlagen — griff sich an die linke Seite und taumelte ein wenig. Dann arbeitete er weiter; aber sein Gesicht war leichenblaß und schmerzverzogen. Julia starrte mit verängstigten Augen nach ihm hin, getraute sich aber nicht zu fragen.

Endlich gelang es, Wagen und Pferde freizubringen, indem man kurz umwendete, die Pferde am Zaum führend.

„Du hast nun wohl nichts mehr dagegen, daß wir nach Hause fahren,“ sagte Björn, indem er einstieg, sehr ruhig, aber mit großer Schärfe. Julia senkte den Kopf und schwieg. Sie schämte sich und empfand nebenbei eine unbestimmte Angst.

Als Björn sich in die Decke wickelte, sah sie, daß er bis über die Knie durchnäßt war von dem an der Körperwärme geschmolzenen Schnee, und daß jede Bewegung ihm heftige Schmerzen zu verursachen schien. Weiterhin fiel ihr auf, daß er sich ab und zu schüttelte, wie vor Frost.

Der Schnee hatte sich in Regen verwandelt, der in großen, kalten, vom Wind getriebenen Tropfen niederfiel; sie liefen Björn über das nur von einem schmalen Hut bedeckte Gesicht; es machte Julia einen so kläglichen Eindruck — sie wußte selbst nicht, warum. Es dünkte sie eine Ewigkeit, bis sie wieder vor ihrer Thüre hielten; sie litt Folterqualen auf dieser kurzen Rückfahrt.

Björn stieg langsam und vorsichtig vom Wagen, wie ein Verwundeter, und begab sich, ohne ein Wort zu sagen, in sein Ankleidezimmer, aus dem er fürs erste nicht wieder hervorkam. Nachdem Julia in verzehrender Ungeduld vergeblich auf ihn gewartet hatte, schickte sie ihm einen heißen Trunk; sie konnte sich nicht entschließen, ihn ihm selbst zu bringen; sie fürchtete sich.

Bald darauf glaubte sie draußen auf dem Gange seinen Schritt zu hören. Sie lief hinaus, um nachzusehen.

Es war in der That Björn, der augenscheinlich mit großer Mühe und mit unfreien Bewegungen einen Fuß vor den andern setzte. Sie blieb stehen und sah ihn ängstlich an.

Digitized by Google

„Ich will zu Bett gehen," ſagte Björn ruhig. „Das wird beſſer ſein." Dabei ging er langſam weiter.

„Was iſt dir —" ſtammelte Julia, „haſt du deine alten Schmerzen —?"

„Ja; und noch andre dazu. Ich glaube, ich habe irgend eine innere Verletzung." Sie dachte an das ausſchlagende Pferd und an den dumpfen Laut, den er ausſtieß.

„Fühlſt du das jetzt erſt?" fragte ſie.

„Nein — ſchon auf der Fahrt. Aber es iſt nicht ſchlimm; es wird vorübergehen. Ich denke, völlige Ruhe wird mir gut thun."

Sie ging hinter ihm her, machte alles zurecht und half ihm beim Auskleiden, wobei er ſcheinbar heftige Schmerzen empfand. Sie wagte nicht weiter danach zu fragen; ſie wollte nicht zu fürchten gezwungen ſein, daß ihr frevelhafter Leichtſinn ſchlimme Folgen haben könne; ſie klammerte ſich an ſeine beruhigenden Worte: es iſt nicht ſchlimm.

Als er ſich niederlegte, ſchien indes ſein Geſicht dieſe Worte zu widerrufen; ſein Mund verzog ſich, ſeine Züge ſchienen verfallen. Er unterdrückte wohl nur mit Mühe einen Wehelaut. Dann ſah er, wie Julia ihn anſtarrte.

„Siehſt du — das haſt du nun davon," ſagte er, halb ärgerlich halb ſcherzend. „Nun mußt du doch ohne mich zur Stadt fahren; denn einige Tage wird es wohl dauern —"

Julia konnte kaum ihre Freude verbergen. Wenn es wirklich ein paar Tage dauerte — um ſo beſſer. Zeit gewonnen — alles gewonnen. Trotzdem empfand ſie ein fröſtelndes Unbehagen. Wenn Björn wußte, daß es ihre Abſicht geweſen ſei, ihn krank zu machen, nur damit er nicht zu Rottraut fahren könne, würde er ſehr, ſehr böſe mit ihr ſein. Aber ſie wollte das kleine Unrecht, die kleine Liſt gern heimlich — zu ihrer eignen Beruhigung — abbüßen. Sie wollte ihn pflegen — o, mit ſo viel Liebe!

Sie, und nicht Rottraut.

In der Nacht bekam Björn heftiges Fieber, und die Schmerzen ſteigerten ſich. Gegen Morgen ſchickte man nach dem Arzt.

Der Himmel hatte ſich aufgeklärt, der Wind gelegt. Die Sonne ſchien, und der Schnee war ſchon wieder zum großen Teil geſchmolzen. Julia ſtand im Krankenzimmer am Fenſter und verſuchte, ihre innere Angſt mit allerhand Nachgedanken zu zerſtreuen.

„Wenn er vorgeſtern hinübergefahren und geſtern zurückgekommen wäre, hätte er ſich auch erkältet. Aber dann könnte ich nichts dafür. — Vielleicht auch wäre er des ſchlechten Wetters wegen erſt heute zurückgefahren. Dann hätte er einen ganzen Tag und zwei Nächte mit ihr unter einem Dache geweilt; wer weiß, was dann alles geſchehen wäre. Nein, es war viel beſſer, daß er hier lag; er könnte es ihr noch danken, daß ſie ihm auf dieſe Weiſe davonhalf.

Es wurde Mittag, ehe der Arzt kam. Er fand einen akuten Gelenkrheumatismus, der auch das Herz ergriffen hatte. Außerdem hatte ſich Björn einige linke Bruſtrippen gebrochen.

So schonend dies alles auf seinen Wunsch Julia mitgeteilt wurde, merkte sie doch, daß er in Lebensgefahr schwebte. Sie fragte den Arzt geradezu, als sie mit ihm allein war, und er hielt es für seine Pflicht, ihr die volle Wahrheit zu sagen.

Unter dieser Wahrheit brach Julia haltlos zusammen.

„Rufen Sie einen seiner Angehörigen — seine Mutter — damit Sie nicht so allein sind," riet der Arzt, als er sah, wie sie kaum noch im stande war, seine Anordnungen zu vernehmen — geschweige denn im stande sein würde, sie auszuführen.

Sie sah ihn geistesabwesend an; dann, als er fort war, schlich sie hinauf; an allen Gliedern zitternd, kreideweiß im Gesicht; als gehe sie, um einem Gespenst ins Gesicht zu sehen.

„Du mußt nach Hause schreiben," sagte Björn, als sie wieder an sein Bett trat, „daß und warum ich nun doch fürs erste nicht kommen kann. Es wäre vielleicht auch gut, wenn du die Mutter bätest, zu kommen — zur Unterstützung für dich. Ich fürchte, ich werde dir viele Mühe machen."

„Ich möchte dich lieber allein pflegen," sagte Julia. Als er sie darauf gerührt ansah, schlug sie die Augen nieder.

„Unsre Reise wird einen langen Aufschub erfahren," sprach er matt weiter. „Wie mir das leid thut — du freutest dich so darauf!" Kein Wort des Vorwurfs; als sei er noch gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß sie schuld sei an seiner Erkrankung. Julia weinte beinahe vor Qual.

„Und um Rottraut kann ich mich nun auch nicht kümmern —" sagte er seufzend und schloß die Augen dabei.

Julias Gesicht wurde hart und böse. Aber er sah es ja nicht.

Sie pflegte ihn den ganzen Tag mit anerkennenswerter Aufopferung und Pünktlichkeit. Trotzdem, und obgleich sie sich der eignen Sorgen möglichst zu erwehren suchte, hatte sie die Überzeugung, daß es stündlich schlechter mit ihm wurde.

Sie verbrachte eine unruhige, schwere Nacht an seinem Krankenlager; voll leidenschaftlicher Angst, und voll ebenso leidenschaftlicher Abwehr gegen diese Angst; gegen die Angst, daß aus ihrem frevelnden Spiel fürchterlicher Ernst werden könne.

Mehr als einmal zog es sie neben ihm auf die Knie nieder, mit dem Wunsch, ihm alles zu gestehen. Aber sie that es nicht; sie wußte, daß er sie verachten würde.

Am Morgen fragte Björn, ob Julia den Seinen geschrieben habe. Sie verneinte, ohne ihre Verlegenheit verbergen zu können.

„Warum nicht?" fragte er; es klang wie eine traurige Klage. „Ich kann ja leider nicht selbst schreiben," fügte er hinzu, mit einem Blick auf seine eingewickelten Handgelenke. Also bitte, thu es heute; schicke einen Boten!" Sie nickte.

Der Arzt, der im Laufe des Vormittags wiederkam, mußte zwar mit der Pflege zufrieden sein, fand aber den Kranken schlechter. Er beruhigte Julia; sagte ihr, es sei ganz natürlich, daß das Fieber und die Schmerzen zunächst stiegen; nur das Herz mache ihm Sorge; er verordnete Eisumschläge. Er war sehr ungehalten,

Digitized by Google

daß Julia noch keine Hilfe in der Pflege habe, und machte es ihr zur Pflicht, sich eine solche schnellstens zu verschaffen.

Julia hätte indes weder ihres Mannes Bitte noch seines Arztes Wunsch berücksichtigt, wenn nicht Björn im weitern Verlauf des Tages so starke Fieberanfälle bekommen hätte, daß sie jeden Augenblick glaubte, ihn vor ihren Augen sterben zu sehen. Unter dem Zwang der schlimmsten, feigsten Angst schrieb sie abends an Magna Heddenholm; der Brief konnte indes erst am andern Morgen befördert werden.

Zur Nacht wurde Björn ruhiger. Er bat Julia dringend, sich zu Bett zu legen; er fühle sich ganz wohl und bedürfe nichts. Als sie sah, daß er wirklich schlafen zu können schien, legte sie sich nebenan in den Kleidern auf ihr Bett und fiel nach wenigen Augenblicken in einen tiefen, schweren Erschöpfungsschlaf.

Nach einer Stunde etwa fuhr sie erschrocken auf; sie hatte verworrenes, ungemütliches Zeug geträumt; von durchgehenden Pferden, daß Rottraut geweint und Björn heftig gescholten habe.

Björn!

Eine kalte Angst überlief sie. Beim Schein der Nachtlampe sah sie nach der Uhr; es war Mitternacht vorüber. Sie sprang aus dem Bett und schlich sich leise zu ihm.

Er schlief; er lag auf dem Rücken, die Hände mit den verbundenen Gelenken fest ineinandergegriffen, den Kopf ein wenig zur Seite. Er sah nicht mehr so fieberrot aus, und Julia atmete auf in schnell genährter Hoffnung. Ganz vorsichtig schlich sie wieder zurück, legte sich nieder und schlief abermals ein.

Diesmal erwachte sie erst nach mehreren Stunden und machte sich die bittersten Vorwürfe darüber.

Merkwürdig — Björn lag immer noch so, wie vorhin; er hatte nichts an seiner Stellung geändert; sein Schlaf mußte ein sehr ruhiger sein. Vielleicht war das gestern schon die Krisis gewesen und dies der Genesungsschlaf.

Als gegen Morgen die Leute im Hause erwachten, ging Julia hinaus und befahl ihnen, leise und vorsichtig zu sein, damit sie den schlafenden Herrn nicht störten. Alle Viertelstunde horchte sie an seiner offenen Thüre; wenn nichts sich regte, ging sie befriedigt auf ihr Bett zurück.

Als es hell wurde, fing sein Schlaf an, sie zu beunruhigen. Er mußte endlich einmal wieder seine Arznei nehmen, einen neuen Eisbeutel bekommen.

Die Vorhänge vor den Fenstern hüllten das Krankenzimmer noch in tiefe Dämmerung. Sie sah, daß Björn sich immer noch nicht bewegt hatte; es kam ihr vor, als sei er blaß; die Augen eingesunken.

Sie ging hin und zog den nächsten Vorhang auf. Sie ärgerte sich, weil ihr die Hand dabei zitterte. Dann ging sie zurück zu ihm.

Die Veränderung war nun noch auffallender. — Sie neigte ihr Ohr an seinen Mund — sie hörte ihn nicht atmen. Es dünkte sie auch, als hauche er eine so eigentümliche Kälte aus. Unwillkürlich erfaßte sie seine verschlungenen Hände, als wolle sie dieselben auseinanderreißen, um ihn zu wecken.

Die Hände waren steif und kalt und gaben nicht nach.

Mit einem fürchterlichen Schrei taumelte Julia bis an das Fenster zurück. Ihre gellenden Hilferufe riefen das ganze Hauspersonal zusammen.

Sie schrie und jammerte, man solle seine Eltern rufen und den Arzt. Sie lag neben dem Bett auf der Erde in wilden, beängstigenden Verzweiflungsanfällen. Es dauerte lange, bis sie begriff, daß er eine Leiche war.

Wohlweislich hatte man das Kind ferngehalten. Aber geängstigt durch die allgemeine Verstörtheit und Unruhe im Hause, und gelangweilt, da niemand sich mit ihm beschäftigte, fand es doch endlich den Weg zur Mutter. An der Thür blieb es stehen, eingeschüchtert durch den Anblick, der sich ihm bot. Als man es wegführen wollte, wehrte es sich weinend. Dadurch wurde Julia aufmerksam gemacht. Als sie den Knaben erblickte, rief sie ihn zu sich.

„Komm!" sagte sie, zerrte ihn hart an der Hand und zog ihn neben sich vor dem Bett auf die Knie nieder. „Hier gehörst du hin! Sieh dir deinen Vater an, wie er aussieht! Hast du ihn schon einmal so gesehen?" Ihre leidenschaftliche Art, ihre starren Augen, ihr von Verzweiflungsthränen verzerrtes Gesicht entsetzte Harry. Seine Blicke wanderten wie schutzsuchend umher.

„Tot ist er!" stöhnte Julia. „Weißt du, was das ist: tot?" Sie schüttelte ihn rauh; dann riß sie ihn heftig an sich und erdrückte ihn fast in ihren Armen.

„Tot — —" wiederholte Harry, mehr neugierig als erschrocken.

„Ja! Tot! Tot! — Und weißt du auch, wer das gethan hat?" raunte sie heiser und sah das Kind wild und bange an.

„Der liebe Gott!" sagte der Knabe feierlich, faltete unwillkürlich seine Hände und sah seinen lieben Vater ehrfürchtig an.

Julia ließ ihn los und stieß ein schreckliches Hohngelächter aus. Harry aber schien allmählich das Furchtbare wenigstens einigermaßen zu begreifen. Seine Augen füllten sich mit Thränen und wurden immer ängstlicher. Endlich legte er seinen Kopf auf die Betten und schluchzte bitterlich.

Zwei Boten waren entsandt worden; einer zu Björns Eltern, der andre zum Arzt. Als letzterer um Mittag eintraf, fand er Julia noch in derselben, haltlos verzweifelten Stimmung. Auf ihre flehentlichen Bitten schickte er sich zu ihrer Beruhigung an, das völlig Überflüssige zu thun: Björn zu untersuchen, um etwaige Belebungsversuche anzustellen. Mit Schauder wandte sie sich ab, während er um den Toten beschäftigt war.

Endlich deckte der Arzt das Betttuch wieder über den stillen Mann und wandte sich tief aufseufzend zu Julia, die ihn nicht anzusehen wagte.

„Hat er irgend eine heftige Erregung gehabt — irgend eine unvorsichtige Anstrengung gemacht?" fragte er.

„Nicht, daß ich wüßte," erwiderte sie.

„Ich sah schon im Anfang, daß die Krankheit das Herz ergriffen habe; ich glaubte aber nicht, daß die Widerstandskraft seiner gesunden Organe eine so geringe sein würde. Der Tod ist durch Herzlähmung eingetreten. Ich glaube Ihnen die tröstliche Versicherung geben zu können, daß sein Ende ein sanftes, von ihm selbst vielleicht nicht empfundenes gewesen ist. Seine friedlichen Züge zeugen davon."

Was galt ihr diese tröstliche Versicherung gegenüber den Qualen, die ihr Gewissen zerrissen!

Sie hielt sich aufrecht, solange der Arzt da war. Auf seine Frage, ob er ihr noch in irgend einer Weise behilflich sein könne, schütteite sie stumm den Kopf. Sie hatte keine Ahnung von allem, was nun zu thun sei; nicht die Kraft, darüber nachzudenken.

Die Nachricht, die ohne alle Vorbereitung und ohne alle Schonung am späten Nachmittage in Björns Elternhause eintraf, hatte zunächst ein allgemeines, schreckliches Verstummen zur Folge.

Man saß zusammen; man hatte seit drei Tagen auf ihn gewartet. Man war fest überzeugt, daß er kommen würde, wenn nicht ein unüberwindliches Hindernis ihn zurückhielte. — Nun wußten sie, was für ein Hindernis eingetreten war.

„Mein Junge! Mein lieber, einziger Junge!“ sagte endlich Magna Heddenholm leise aus tiefstem Mutterschmerz heraus, und die Thränen begannen ihr über das Gesicht zu perlen. Aufschluchzend stürzte ihr Litta an die Brust. Und der Vater stützte die Arme auf den Tisch und barg das Gesicht in den Händen, damit niemand sähe, wie der Schmerz ihm ins Innerste riß. So erduldeten und überwanden sie den ersten Anprall.

Plötzlich richtete sich Magna Heddenholm auf und sah sich nach Rottraut um. Niemand hatte in diesem Augenblick an sie gedacht.

Sie stand an der Wand, die Hände nach hinten gestützt, sah fahl und empfindungslos aus und starrte mit leeren Augen ins Ungewisse. Sie war wie ein Mensch, den etwas Unerwartetes, Unbekanntes überfällt, und ihm mit rohem Schlage den Verstand zertrümmert, womit er es begreifen möchte.

„Rottraut!“ rief Magna Heddenholm ganz entsetzt bei diesem Anblick. Sie zuckte sichtlich zusammen, und ihre Augen wanderten langsam herum, ohne an Ausdruck zu gewinnen.

„Nun müssen wir wohl hinüberfahren?“ sagte sie. Der merkwürdige, trockene Ton machte alle stutzig, die ihn hörten. Rottraut ward sich plötzlich ihres seltsamen Benehmens bewußt. Sie errötete kaum merklich, sah sich mit einem hilflosen Blick im Zimmer um und ging langsam hinaus.

Natürlich, nun mußten sie hinüberfahren. Sie wußten ja nichts; nichts als die nackte Thatsache, daß er krank gewesen, daß er gestern abend eingeschlafen und am andern Morgen nicht mehr aufgewacht sei.

Eine Stunde später klopfte Litta an Rottrauts Thür. Sie klopfte sonst nie: aber es war ihr, als sei es heute angebracht.

Rottraut saß im Halbdunkel am Fenster; so saß sie schon, seit sie heraufgekommen war. Sie stand auch bei Littas Eintritt nicht auf. — Litta trug schon schwarze Kleider.

„Mutter läßt fragen, ob du mit uns fahren willst?“ Rottraut hatte gar nicht überlegt, daß dies irgend welchen Zweifel zulasse. Jetzt fiel es ihr schwer aufs Herz, daß es am Ende richtiger und besser sein könne, wenn sie zurückbleibe.

„Ich will thun, was deine Mutter mir rät,“ sagte sie.

„Mutter meint, du möchtest ganz nach deinem Herzen handeln; und es würde wohl in Björns Sinne sein, wenn du mitkämst.“

Das entschied für sie.

Es war eine traurige Fahrt. Der Abend war windstill, aber feucht, dunkel und sternenlos. In rasender Eile jagten die Pferde den ebenen Weg entlang; nasser Sand und gelbe Wassertropfen spritzten umher. — Rottraut saß auf ihren eignen Wunsch vorn neben dem Kutscher und sprach während der ganzen Fahrt nicht ein einziges Wort. Magna Heddenholm sah oft liebevoll besorgt nach ihr hin.

Als sie ankamen, war anfangs niemand da, ihnen das Haus zu öffnen, das ihnen düster und fast lichtlos entgegenstarrte. Sie mußten lange klopfen und sich bemerklich machen. Man fühlte sofort, hier hatte jeder den Kopf verloren.

Julia war die einzige, die den Wagen hatte vorfahren hören. Aber sie fand nicht den Mut, Björns Eltern entgegenzugehen. Bei der Leiche auf dem schmalen, kleinen Betteppich zusammengekauert, die Stirn gegen das Holz gepreßt, unfähig sich zu rühren oder zu sprechen — so fand man sie.

Das Schlafzimmer war noch unverändert seit heute früh. Es hatte noch niemand eine liebevoll pflegende Hand an den Toten gelegt. Magna Heddenholms Mutterherz litt darunter, obwohl sie es kaum anders zu finden erwartet hatte.

Nachdem man Julia mit vieler Mühe und unendlicher Geduld die wichtigsten Umstände seiner letzten Lebenstage, sowie das Urteil des Arztes abgefragt hatte, brachte Magna Heddenholm sie halb mit Liebe, halb mit Gewalt ins Nebenzimmer und zu Bett, wo sie sich alsbald einer völligen Apathie hingab. Dann machte sie sich daran, „ihrem Jungen“ die letzten Liebesdienste zu erweisen. — Litta sollte ihr alles Nötige herbeischaffen.

„Nimm den Schlüsselkorb — er steht da auf dem Ecktisch — und hole dir Rottraut; die weiß Bescheid. Ja — wo ist denn eigentlich Rottraut?“

Seit man den Wagen verlassen, hatte sie niemand mehr gesehen.

„Geh, bekümmere dich um sie,“ drängte Magna. „Sie macht mir Sorge.“ Litta ging.

Lange suchte sie vergebens in den dunkeln Zimmern. Endlich fand sie die Vermißte, in der Kinderstube, wo nur ein mattes Licht brannte. An Harrys Bettchen, das man hier heruntergestellt hatte, der bessern Ruhe wegen, saß sie wie ein stiller, schwarzer Schatten, in der unbequemsten Stellung, halb über das Kind geneigt, das ihre Hand fest gepackt hielt.

„Er lag hier ganz allein und weinte, weil man sein Bett heruntergetragen hatte und niemand bei ihm war. Er freute sich so sehr, als ich kam, und ist dann gleich eingeschlafen,“ flüsterte Rottraut. Es war das erste, was sie wieder sprach; Litta war ordentlich glücklich.

„Ach — es war solche Wohlthat!“ seufzte Rottraut.

„Was war eine Wohlthat?“

„Die Freude von dem Kinde!“ Litta verstand das nicht ganz.

„Du mußt jetzt kommen, Rottraut, und mir die verschiedenen Schlüssel zeigen. Mutter braucht dies und das —“

Vorsichtig löste Rottraut die Kinderfinger von ihrer Hand und kam, an der Thür noch einen lauschenden Blick zurückwerfend.

Sie suchten alles Nötige zusammen; Rottraut wußte ganz genau in jedem Winkel Bescheid. Mit grauser Scheu sah sie, wie Litta sich mit Dingen belud, nach deren Verwendung sie nicht fragen mochte.

„Willst du ihn nicht sehen?“ fragte Litta einmal leise. Rottraut antwortete nicht gleich. Ach ja, sie möchte ihn gern sehen, wiedersehen! Aber nicht, wenn all die andern dabei waren.

„Vielleicht nachher —“ sagte sie. Und dann fragte sie nach Julia.

„Sie ist ganz unzugänglich, wie gelähmt. Mutter hat sie zu Bett gebracht.“

„Weiß sie, daß ich hier bin?“

„Nein, ich glaube nicht.“

„So sagt es ihr lieber noch nicht. Und wenn ihr zu der Überzeugung kommt, daß ihr meine Gegenwart unangenehm sein könnte, dann sage es mir, Litta. Ich gehe dann wieder.“

„O — du —“ Litta hatte in der letzten Zeit eine förmliche Schwärmerei für Rottraut gewonnen.

„Laß mir die Schlüssel hier,“ sagte diese, als Litta sich entfernen wollte. „Ich kann gleich die Betten für euch zurechtmachen lassen.“

„Du bist doch ein tüchtiges Menschenkind!“ sagte Litta zärtlich bewundernd.

Man beschloß, gleich hierzubleiben, bis das Begräbnis vorüber sein würde. Bei der weiten Entfernung war es das Einfachste, und dem Gefühl entsprach es am meisten so. Außerdem war es notwendig.

Julia war vollständig unfähig, irgend etwas anzuordnen, zu bedenken, zu leiten oder gar selbst zu thun. Sie verließ ihr Bett nicht wieder, lag entweder gänzlich teilnahmlos, oder in Thränenströmen, die geradezu in Weinkrämpfe ausarteten. Weder liebreiches noch ernstes Zureden hatte den geringsten Einfluß. Sie selbst konnte oder wollte nicht sprechen, und so prallten auch Worte wirkungslos an ihr ab.

Man verargte es ihr nicht. Man hatte nicht einmal in guten Tagen Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit von ihr verlangt; geschweige denn jetzt in diesen schlimmsten. Man kannte ihre haltlose Seele, deren einzige Stärke mit Björn dahingestorben war. Man verstand, daß dieses Unglück für sie ganz besonders schrecklich war. Und so umgab man sie mit liebevollster Schonung und zartester Rücksichtnahme. Besonders Magna Heddenholm zeigte ihr ein immer gefaßtes Gesicht, hatte immer ein ermutigendes Trostwort für sie, obwohl ihr selbst um Trost sehr bange war. — Litta hatte ihr Nachtlager bei Julia aufgeschlagen; man hielt es für besser, sie nicht allein zu lassen. Und Julia ließ auch dieses ohne Widerspruch und ohne Dank geschehen.

Durch eine Unvorsichtigkeit des sie bedienenden Mädchens erfuhr Julia bereits am ersten Tage von Rottrauts Anwesenheit. Sie war weder erstaunt noch erregt; vielleicht war es ihr jetzt gleichgültig; vielleicht hatte sie es nicht anders erwartet

und sich schon vorher damit abgefunden. — Litta war zugegen, als sie es erfuhr, und freute sich im stillen, daß es ihr gar keinen Eindruck zu machen schien; nicht ein einziges Wort verlor sie darüber.

Am Abend des zweiten Tages kam Rottraut zu den trauernden Eltern, die unten betrübt zusammensaßen.

„Ich wollte etwas bitten," sagte sie bescheiden, und doch so, als erwarte sie unbestrittene Gewährung. „Ich möchte diese Nacht bei ihm wachen."

Arwin und Magna Heddenholm sahen einander betroffen an.

„Ich habe ihn überhaupt noch nicht gesehen," fügte Rottraut hinzu.

„Aber, mein Kind — daran hätten wir dich doch nicht gehindert!"

„Ich mochte nicht hineingehen, Julias wegen. Ich fürchtete, die Thür möchte offen stehen, oder sie würde mich nebenan hören und sich darüber aufregen. Aber Litta hat mir heute gesagt, daß sie um mein Hiersein wisse und nichts dagegen eingewendet habe."

Sie hatten allerlei Bedenken gegen die Erfüllung ihres Wunsches. Endlich sagten sie es ihr zu; wenigstens für die ersten Nachtstunden.

„Willst du bei Harry schlafen — oder ihn zu dir nehmen?" bat Rottraut weiter, gegen Magna gewendet. „Er fürchtet sich, wenn er allein bleibt!" Sie versprach ihr auch dieses.

Bis jetzt hatte Rottraut bei ihm geschlafen; sich überhaupt fast ausschließlich mit ihm beschäftigt, als ob das ihre einzige Beruhigung wäre. — Um acht Uhr abends trat Rottraut ihr trauriges Amt an.

Björn lag noch in seinem Schlafzimmer. Man hatte sein Bett frisch bezogen, und die dünne Decke, die man über ihn gebreitet, war mit wintergrünem Laub besteckt. Zu seinen Häupten brannte ein vierarmiger Leuchter, den Magna Heddenholm jeden Abend mit frischen Kerzen besteckte. Das eine Fenster war ein klein wenig geöffnet; die Thür zu Julia hin fest geschlossen.

Seine Mutter führte das Mädchen herein, bis an sein stilles Lager. Rottraut zitterte, vor Kälte oder vor Erregung. Sie sprach kein Wort; sie gab überhaupt keinen Ton von sich. Sie stand regungslos da, mit gefalteten Händen und tief gesenktem Kopf.

„Soll ich nicht doch lieber bei dir bleiben?" fragte seine Mutter leise. Rottraut bewegte verneinend das Haupt.

„Wirst du dich nicht fürchten?" Es klang so besorgt; aber Rottraut verneinte wieder stumm und bestimmt.

„Hier hast du einen bequemen Stuhl," fuhr seine Mutter im Flüsterton fort. „Und da liegt auch eine Decke — es ist kühl hier, und man friert ohnehin leichter zur Nacht." Dann stand sie noch eine Weile neben dem Mädchen, als warte sie auf irgend eine Äußerung. Als keine kam, schlich sie schwerfällig hinaus.

Als die Thür sich leise hinter ihr geschlossen hatte, blieb Rottraut noch geraume Zeit in sich versunken stehen. Dann seufzte sie langsam, hob den Kopf und sah sich mit verschleierten Augen um, als erwache sie aus tiefem Traum in einer fremden Umgebung.

Digitized by Google

20 Lieferungen zu 50 Pf.

100 Kartenseiten 10 Mark

Velhagen & Klasings Neuer Volks- u. Familien-Atlas

1. Lief. 50 Pf.

Soeben erschienen — Erste Lieferung 50 Pf.

In allen Buchhandlungen vorrätig:

Velhagen & Klasings
Neuer
Volks- und Familien-
Atlas

Herausgegeben von A. Scobel.

Preis vollständig 10 Mark. Erscheint in 20 Lieferungen zu 50 Pf.

Wie wir vor zwei Jahrzehnten mit dem Andree'schen Zwanzig-Mark-Atlas den ersten erfolgreichen Schritt auf der Bahn wohlfeiler Handatlanten wagten, so unternehmen wir heute, entsprechend der Richtung der Zeit, den zweiten Schritt auf demselben Wege durch die Herausgabe dieses neuen, großen

Zehn-Mark-Atlas,

Noch Niemand vor uns, zu keiner Zeit, in keinem Lande, hat etwas Ähnliches geboten: einen vollständigen, die neuesten Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung wiederspiegelnden Handatlas von

hundert Kartenseiten

in technisch vollkommener Ausführung und tadelloser Ausstattung zum Preise von nur

zehn Mark.

Wir unternehmen die Herausgabe dieses umfassenden und so beispiellos billigen Kartenwerkes in der Überzeugung, daß wir damit einem wirklichen Bedürfnis unserer Zeit und gerade unseres Volkes entgegenkommen, in der Überzeugung, daß es

Hunderttausende

giebt, die, sei es in der Familie, sei es im Beruf, im Geschäft, im Bureau, gern einen ausführlichen, auf jede Frage Auskunft gebenden Atlas besitzen möchten, auf dessen Erwerb aber des Preises wegen bisher verzichten mußten.

Unser neuer Atlas soll dies Hindernis für die weitesten Kreise des Volkes beseitigen, soll ein Volks- und Familien-Atlas im besten Sinne des Wortes sein, dem jedes Haus sich öffnen sollte. Der neue Zehn-Mark-Atlas, aufgebaut auf dem bewährten Kartenmaterial unserer Geographischen Anstalt, wird eine vollständige und handliche Kartensammlung aller Erdteile und Länder in einer Ausführung und Größe enthalten, wie sie den Bedürfnissen des täglichen Lebens, sei es für die Zeitungslektüre, sei es für Studien oder andere Zwecke, entspricht.

Die Ausgabe erfolgt in 20 Lieferungen zu 50 Pf., die in ein- bis zweiwöchentlichen Zwischenräumen erscheinen werden. Die Verlagshandlung behält sich jedoch vor, falls der Fortgang des Unternehmens dies erfordern sollte, auch zwei Lieferungen auf einmal (Doppellieferungen) auszugeben. Jedenfalls wird der vollständige Atlas zum Preise von zehn Mark vor Ablauf des Jahres in den Händen der Abonnenten sein. Mit der letzten Lieferung wird den Abnehmern eine geschmackvolle Einbanddecke zur Verfügung stehen. Was der Neue Volks- und Familien-Atlas bietet, ergiebt das ausführliche Inhaltsverzeichnis auf der Rückseite der Ersten (Probe-) Lieferung, welche, ebenso wie das Abonnement, durch jede Buchhandlung zu beziehen ist.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Elfter Band. Nr. 10.

Velhagen & Klasings ROMAN-BIBLIOTHEK

Erloschnes Licht

Roman von Franz Rosen

(Schluß)

Brumaire

Roman von Ernst Muellenbach

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Land und Leute

Monographien zur Erdkunde.

Band IX:

Der Harz

Von

Fr. Günther

Mit 115 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer farbigen Karte.

In eleg. Leinenbande mit Goldschnitt.

Preis 3 Mark.

Band X:

Am Rhein

Die Rheinlande von Frankfurt bis Düsseldorf und die Thäler des rheinischen Schiefergebirges

Von

H. Kerp

Mit 182 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer farbigen Karte.

In eleg. Leinenbande mit Goldschnitt.

Preis 4 Mark.

In bekannter vornehmer Ausstattung und reich illustriert liegen zwei neue Bände der geographischen Monographien vor. Die prächtigen, mit warmer Begeisterung geschriebenen Schilderungen von Land und Leuten, die reiche Zahl vorzüglicher Abbildungen werden allen Freunden des Harzes und der Rhein- und Moselandschaften Genuß und Anregung bieten.

Bisher erschienen folgende Bände:

Band	I.	**Thüringen.** Mit 145 Abbildungen und Kärtchen	3 M.
Band	II.	**Cuba.** Mit 96 Abbildungen und Karte	3 M.
Band	III.	**Norwegen.** Mit 115 Abbildungen und Karte	3 M.
Band	IV.	**Tirol.** Mit 200 Abbildungen und Karte	4 M.
Band	V.	**Schweiz.** Mit 181 Abbildungen und Karte	4 M.
Band	VI.	**Oberbayern.** Mit 102 Abbildungen und Karte	3 M.
Band	VII.	**Deutsche Ostseeküste.** Mit 150 Abbildungen und Karte	4 M.
Band	VIII.	**Deutsche Nordseeküste.** Mit 166 Abbildungen und Karte	4 M.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Endlich fielen diese Augen auf Björn. Und je länger sie da ruhten, um so feierlicher und trauriger wurde ihr Gesicht.

„Bist du wirklich tot?“ hauchten ihre Lippen, sich bewegend ohne einen Laut zu bilden. „Was soll denn nun aus uns werden —“ Und wie sie stand und stand und ihn immerfort ansah, als wolle sie diesen Anblick für ewige Zeit in ihrer Seele festhalten, sammelten sich Thränen in ihren Augen und lösten sich und fielen nieder, eine nach der andern. Es waren die ersten, die sie um sein Sterben weinen konnte, und sie thaten ihr wohl — fast so wohl, als ob er sie getrocknet hätte.

„Lieber Björn!“ sagte sie zärtlich, als sie sich sattgeweint hatte; und dann streichelte sie scheu und leise seine gefalteten Hände; sie fühlte deren Kälte nicht, denn auch die ihren waren ohne Wärme.

Und endlich bückte sie sich und küßte seine Hände, ebenfalls scheu und leise, wie man etwas Heiliges küßt.

Dann rückte sie den Stuhl so, daß sie das Bett im Auge behalten konnte, und setzte sich. Es war ihr ordentlich erleichtert zu Mut.

Ob sie sich fürchten würde? Ach, ihr war ja so wohl zu Sinn, so friedlich wie lange nicht. Es kam ihr vor, als ob die heilige Nähe dieses Toten sie gegen alle Unbill der Welt, alle Rauheit des Lebens beschütze. Wer liebt, der fürchtet sich nicht.

Er sah so ernst und so gut aus — so gut wie in seinen besten Stunden. Ein wenig spitz und scharf, als ob er sehr, sehr müde sei. Und die große Schwermut hatte selbst im Tode noch ihren Platz auf seiner geraden Stirn behauptet.

Sie dachte an alles, was sie mit ihm und bei ihm erlebt; wie sie sich erst vor ihm gefürchtet, und wie sie ihn dann so herzlich lieb gehabt; wie sie ihn geachtet und bewundert; wie es sie zuletzt innerlich fast zerbrochen hatte vor Mitleid und vor Zorn, weil sie sah, daß er nicht glücklich war.

Und da nebenan, hinter dieser dünnen Wand, da lag sein Weib, dieses unreife, kindische, untüchtige Weib, das es nicht vermocht hatte, ihn zu beglücken; das ihn selbst und sein großes Herz niemals verstanden und begriffen hatte; das ihn nur quälen konnte mit ihrer ungleichmäßigen Stimmung, ihrer schnell erregten Leidenschaftlichkeit, ihrer selbstischen, genußsüchtigen Liebe. Und er hatte sie getragen mit himmlischer Geduld, mit frauenhafter Selbstlosigkeit, Güte und Schonung. Und warum? Weil er ihre Schwäche kannte; weil er wußte, daß sie nicht mehr anders sein konnte; weil er wußte, daß sie ihn liebte; daß er das einzige war, was ihrem Leben Halt und Richtschnur gab; daß ihre Liebe zu ihm die einzige gute und thatkräftige Empfindung war, die sie beseelte. Weil er ihr Leben mit dem seinen vereint hatte und es nun seine heilige Aufgabe war, ihr Leben zu schützen und zu schmücken. Und endlich, weil er sie liebte. Denn kann sich soviel göttliches Erbarmen mischen in menschliches Thun, ohne große, große Liebe? Ohne die Liebe, mit der er beglückt und — gelitten hatte?

Das stille Totenzimmer wurde ihr zur Kirche, in der sie eine fromme Andacht verrichtete.

„Litta —“ rief Julias Stimme im Nebenzimmer, ängstlich und klagend. Und noch einmal: „Litta!“ schon lauter und ungeduldiger. — War Litta noch nicht oben?

Rottraut zögerte noch, ſich zu melden. Dann, als das Rufen ſich wiederholte, ſtand ſie auf, ging leiſe zur Thür und öffnete ſie ein wenig.

„Litta iſt nicht hier. Aber ich bin da! Rottraut!“

Ein langes, banges Schweigen folgte.

„So — du —“ ſagte Julia endlich aus dem matt erleuchteten Schlafzimmer heraus. „Was machſt du denn da drin —“

„Ich löſe die Eltern ab, für die erſte Hälfte der Nacht.“

„Die Eltern,“ ſagte ſie. Sie ſchien ja recht intim zu ſein mit ihnen. „Iſt denn immer einer von euch da drin?“

„Nachts — gewiß.“ Wieder eine lange Pauſe.

„Komm doch mal her, Rottraut!“ Sie kam, ohne Zögern, mit ihren leiſen, leichten Schritten. Sie erſchrak tief, als ſie Julias Geſicht, von der Nachtlampe beſchienen, erblickte. Es ſah grau und verfallen aus, wie das Geſicht einer alten Frau. Ein großes Mitleid ergriff ſofort Beſitz von ihrem Herzen.

Julia ſah mit heißen, unglücklichen Augen lange zu ihr auf.

„Woher haſt du nur den Mut genommen, wiederzukommen!“ ſagte ſie dann.

„Aus Liebe,“ erwiderte Rottraut ohne Beſinnen.

„Aus Liebe — zu wem? Zu Björn oder zu mir?“

„Zu euch beiden.“ Julia zuckte unruhig mit den Füßen.

„Fürchteſt du dich nicht — ganz allein mit ihm?“

„Aber Julia —“ es that ihr weh, ſie ſo ſprechen zu hören.

„Ich fürchte mich entſetzlich, ſogar hier nebenan. — Wie lange bleibt er noch hier oben —“

„Morgen früh kommt der Sarg,“ würgte Rottraut heraus. „Dann holen ſie ihn hinunter.“ Julia ſtöhnte.

„Ich werde zum Begräbnis nicht aufſtehen können, Rottraut!“ Das Mädchen war empört; aber es ſchwieg rückſichtsvoll.

„Wäre es ſehr ſchlimm, wenn ich nicht mitginge?“

„Wenn du dich zu ſchwach fühlſt, ſo kann es niemand von dir verlangen,“ erwiderte Rottraut ſanft. Und abermals nach einer langen Pauſe ſagte Julia und haſchte nach Rottrauts Hand:

„Ich möchte ihn noch einmal ſehen. Aber du mußt dabei ſein.“ Rottraut half ihr, aufzuſtehen und zwang ſie, etwas Warmes überzuziehen. Auf ihren Arm geſtützt, halb von ihm getragen, ſchwankte Julia an ihres Geliebten Totenbett.

Sekundenlang ſtand ſie wie erſtarrt. Dann brach ſie in die Knie und überließ ſich einem Schmerzensausbruch, der ſchrecklich anzuſehen war und der ſogar für Rottrauts unbefangenes Ohr und Auge einen ſtarken Beigeſchmack von Reue hatte. Aber Rottraut fand dieſe Reue ganz am Platz; ſie hob Julia in ihrer Achtung. — Endlich konnte ſie es nicht mehr mit anſehen und fing an, ihr liebreich zuzureden. Merkwürdig — es hatte einen beruhigenden Einfluß.

„Und nun komm — leg dich wieder hin, liebe Julia. Du machſt dich unnütz ſchwach und elend.“ Julia gehorchte mechaniſch.

„Soll ich bei dir bleiben, bis Litta heraufkommt?“ fragte Rottraut, als ſie Julia ſorglich gebettet hatte.

Digitized by Google

„Wenn du das wollteſt — ich danke dir. Setz dich hier neben mich.“ Rottraut ſetzte ſich zu ihr; ſie ſprach nicht, in dem Gefühl, daß möglichſte Stille jetzt für Julia das beſte ſei. — Da fing dieſe an:

„Fahrt ihr nach dem Begräbnis wieder fort?“

„Ich weiß nicht. Ich denke, einer von uns wird bei dir bleiben, wenn du es möchteſt.“

„Ach, wie ſoll das nur alles werden!“ jammerte Julia.

„Das wird ſich ſchon finden,“ beſchwichtigte Rottraut. „Darum mußt du dich jetzt noch nicht ſorgen. Verbittere dir nicht deinen Schmerz mit Zukunftsgedanken. Seine Eltern werden dir alles aufs beſte und angenehmſte geſtalten.“

„Wer von euch wird denn hier bleiben?“ fragte ſie nach einer Weile.

„Wen du am liebſten hierbehalten willſt,“ verſicherte Rottraut eigenmächtig.

„Dann möchte ich, daß du bei mir bleibſt, Rottraut!“ rief Julia ſchnell. Sie forderte es im Ton eines kranken, verzogenen Kindes. Es überraſchte Rottraut, ohne ſie zu erfreuen.

„Gewiß, ſehr gern,“ willigte ſie trotzdem ſofort freundlich ein. „Ich kann ja auch am beſten abkommen.“

Darauf ſchloß Julia beruhigt die Augen und ſprach nicht mehr. — Wenn ſie ſo aus der Erinnerung und aus ihrem beiderſeitigen Verhältnis ſtreichen wollte, was zwiſchen ihnen vorgefallen war, ſo wollte Rottraut dasſelbe thun; um Björns willen, und um ſein Andenken in Ehren zu halten.

Als Litta heraufkam, war ſie ſehr erſtaunt über das, was ſie ſah. Aber ſie äußerte nichts, ſondern tauſchte nur mit Rottraut einen innigen, verſtändnisvollen Blick und Händedruck.

Björn wurde begraben, und ſein Weib ging nicht hinter ſeinem Sarge. Seine Eltern folgten ihm hinaus, und hinter ihnen, Arm in Arm, Litta und Rottraut; die eine bitter weinend, die andre ſtill und blaß, mit einem jämmerlichen Ausdruck in den ſchönen, ſanften braunen Augen.

Und dann kam ein zahlreiches Trauergefolge; lauter derbe, biedere Geſtalten, kleine Bauerngutsbeſitzer, Pächter und Handelsleute aus der Umgegend. Soweit Björn bekannt war, ſoweit ſeine Thätigkeit und ſein Einfluß reichten, war er geachtet und geliebt, und keiner wollte fehlen bei der letzten Gelegenheit, einen Beweis davon zu geben. — Und hinter ihnen kam das ganze Dorf; vom älteſten Greiſe bis herunter zu den Kindern; und alle ſahen ernſt und traurig aus, und viele weinten.

Sie verſenkten Björn auf dem kleinen Dorfkirchhof am Kirchengiebel unter einer alten Linde. Als die erſten Schollen auf den Sarg fielen, zerriſſen am herbſtlichen Himmel die Wolken, und Sonnenſchein lachte darüber hin, als ſende die Erde ihrem ſcheidenden Kinde einen letzten Gruß.

Schweigend, mit geſenktem Haupt und wundem Herzen kehrten die verarmten Angehörigen in das verwaiſte Haus zurück.

Julia hatte oben eine entſetzliche Stunde verlebt. Sie war als einzige zurückgeblieben; ſogar die Magd, die ihretwegen hatte im Hauſe bleiben ſollen, war im letzten Augenblick heimlich davongeſchlichen, und Julia klingelte vergebens.

Sie fühlte ſich elend zum Sterben; nicht nur ſeeliſch, ſondern auch phyſiſch. Ihre an Behagen und Rückſichten gewöhnte und dadurch verzärtelte Natur war ſolchen Stürmen nicht gewachſen.

Sie kamen und ſetzten ſich an ihr Bett, ohne viel zu ſprechen, nur um ihr durch ihre Gegenwart Troſt und Beruhigung zu gewähren. Es war ihnen ſelbſt zu weh zum Sprechen, und Julia würde ja fragen, was ſie etwa zu wiſſen wünſchte.

Aber Julia fragte nicht. Die Gegenwart dieſer aller, an denen ſie ein Verbrechen begangen hatte, war eine namenloſe Marter für ihr zertretenes Gemüt. Nur die eine wollte ſie um ſich haben; nur die eine, die immer Verſtändnis und Nachſicht für ſie gehabt hatte.

Julia vergaß, daß alle Nachſicht mit ihr gehabt hatten, immer, und am meiſten in dieſen letzten Tagen und heute. Sie vergaß es, weil ſie ſich in einem dunkeln Drange nur nach dieſer einen ſehnte.

Endlich waren ſie alle fort. Julia hörte den Wagen über den Hof rollen, und atmete erleichtert auf. Sie wartete, daß Rottraut, welche mit hinuntergegangen war, wieder zu ihr heraufkäme. Es dauerte lange, und ſie wurde ungeduldig. Wie ein Schreck durchblitzte ſie der Gedanke, daß Rottraut am Ende doch mit den andern gefahren ſein könne. Aber nein — ſo war Rottraut nicht.

Endlich, als Julia ſchon vor Ungeduld faſt weinte, kam ſie herein.

„Wo bleibſt du denn ſo lange!“ ſeufzte ſie ihr entgegen.

„Verzeih, Julia, wenn ich dich warten ließ,“ ſagte Rottraut ſanft. „Harry ließ mich nicht los; ich konnt's ihm nicht verſagen, ein wenig bei ihm zu bleiben. Der arme Junge iſt arg vernachläſſigt worden in dieſen Tagen, und die Trauer im Hauſe drückt unbewußt auf ſeine kleine Seele.“

„Ja, ich bin eine ſchlechte Mutter, wie ich auch eine ſchlechte Frau geweſen bin —“

Rottraut fand es nicht an der Zeit, darauf einzugehen.

„Ich wollte dich fragen, Julia, wie du es nun zu haben wünſcheſt — ich habe in den letzten Nächten bei Harry geſchlafen und würde das auch gern weiter thun. Wenn es dir aber lieber iſt, daß ich zu dir heraufziehe — den Jungen wirſt du wohl beſſer noch unten laſſen —“

„Ach ja, Rottraut, komm zu mir herauf mit deinen Betten. Ich kann nicht allein bleiben. Bei Harry kann ja eins von den Mädchen ſchlafen.“

Rottraut ſtand an ihrem Lager und ſtrich ihr ſchweigend mit kühler Hand die Haare aus der feuchten Stirn. Wie das arme Weib ſie jammerte!

„Du biſt ſo gut,“ ſagte Julia und ſah mit elenden Augen zu ihr auf. „Und ich bin ſo ſchlecht zu dir geweſen! Verzeihe mir, Rottraut!“

„Ich habe dir längſt verziehen. Das iſt alles begraben.“

Julia warf ſich unruhig umher und griff mit den mager gewordenen Händen in die Betttücher, wie von innerer Angſt gepeinigt.

„Willſt du nicht verſuchen, zu ſchlafen?“ fragte Rottraut.

Digitized by Google

„Nein — ich kann nicht. Ich kann nie mehr schlafen!“

„Du wirst es wieder lernen; du mußt es lernen! Du mußt dich gesund und tüchtig machen, für den Jungen!“

Der Lebenszweck, den Rottraut ihr in Erinnerung rief, schien Julia nicht zu erfreuen.

„Glaubst du, daß ich hier wohnen bleiben werde?“ fragte sie nach einer langen Pause.

„Darüber wirst du vielleicht selbst zu entscheiden haben. Wenn es dir hier zu einsam wird, so kann es dir niemand verdenken, wenn du fortziehst.“

„Wo soll ich denn aber hin? — Ich möchte nicht wieder in die Welt hinaus; ich fürchte mich davor. Ich fürchte mich auch vor all der Umständlichkeit, vor dem Neueinleben, vor dem Anfang in neuen Verhältnissen. Ich bin so allein —“

Rottraut begnügte sich damit, ihr weiter beruhigend über die Stirn zu streichen.

„Ich möchte am liebsten hier bleiben,“ sagte Julia und schloß die Augen. „Aber ich weiß nicht, wie ich es aushalten soll —“

„Du wirst es schon lernen, Julia. Du hast das Kind, und du kannst dir ja Arbeit machen.“

„Ja — ach, aber was nützt das alles! — Hast du schon zugeschrieben?“ fragte sie ganz unvermittelt. Rottraut konnte diesem Gedankengang nicht gleich folgen.

„Was meinst du —“

„Ich meine, ob du die Stelle schon angenommen hast, die dir angeboten war?“

„Ich wollte es ja mit Björn besprechen. Nun habe ich noch nicht wieder daran gedacht.“

„Was für eine Stelle ist es denn eigentlich? Gewiß eine sehr vorteilhafte —“

„Als Gesellschafterin eines jungen Mädchens in einem Hamburger Großkaufmannshause.“

„O —“, machte Julia bewundernd. „Und sehr hohes Gehalt, nicht wahr?“

„Ja, sehr hoch,“ gestand Rottraut befangen. Julia überlegte.

„Mutter schrieb, die Leute wollten gleich Antwort haben. Seitdem sind schon vier Tage vergangen. Da wird es nun wohl ohnehin zu spät sein —“

„Ich will es jedenfalls noch versuchen und heute abend schreiben.“

Julias Unruhe wurde immer größer.

„Rottraut — könntest du dich wohl entschließen — die Stellung aufzugeben?“ Rottraut sah die Frau erstaunt an; sie begann zu verstehen —

„Siehst du,“ fuhr Julia fort, immer unsicherer werdend und ohne die Augen aufzuschlagen, „wir sind doch eigentlich von der Natur aufeinander angewiesen — wir stehen beide allein — wir haben doch monatelang so froh und friedlich zusammen Haus gehalten — darum meinte ich, ob du dich wohl entschließen könntest, deine Stellung aufzugeben, um bei mir zu bleiben!“

Es war heraus; es hatte ihr schreckliche Mühe gekostet; die Stirn war ihr wieder feucht geworden.

Rottraut konnte nicht sofort antworten; die Frage kam zu unerwartet, und die Entscheidung war zu ernst.

„Ich glaube, Julia," meinte sie dann zögernd, „du mußt dir das noch überlegen. Ich bin augenblicklich der einzige Mensch, an den du dich in deinem Schmerz und in deiner Verlassenheit klammerst. Das ändert sich aber. Dein Schmerz wird sich beruhigen, du wirst vielleicht ganz andre Ansichten und Pläne über dein Leben haben. Und wenn ich nun heute eine so überaus günstige Gelegenheit vorübergehen lasse, um nach Verlauf von einigen Monaten nach einer andern suchen zu müssen — verzeih mir diese Bedenken, liebste Julia, sie sind doch nicht so ganz unbegründet."

Trotz des trüben Lichtes sah Rottraut, wie eine dunkle Blutwelle in Julias farbloses Gesicht stieg.

„Du hast ganz recht," erwiderte sie leise. „Aber so etwas soll nicht wieder vorkommen; ich verspreche es dir. Ach bitte, bleibe doch bei mir!" rief sie, in Thränen ausbrechend. „Thu es Björn zuliebe und bleibe bei mir!"

Wirksamer hätte sie ihre Bitte nicht begründen können. Rottraut kämpfte noch einige Sekunden still mit sich selbst, und sagte dann fest und ruhig:

„Gut, Julia, ich werde deinen Wunsch erfüllen. Ich bleibe bei dir."

„Björn zuliebe!" dachte Julia; es machte sie bitter und hinderte sie, Rottraut zu danken.

„Nun hör aber auf, über das alles nachzudenken," bat Rottraut liebevoll. „Das wird sich nun schon ganz von selbst einrichten. Dein Schwiegervater hat mich gebeten, ihm Nachricht zu geben, wenn es dir wieder besser geht — dann wird er wiederkommen, um die notwendigen Geschäfte mit dir zu erledigen."

„Ach — ich verstehe ja gar nichts von Geschäften!"

„Vielleicht kann ich helfen. Laß das nur jetzt. Einstweilen bleiben wir ganz allein und ungestört zusammen, bis du dich erholt hast."

Rottraut legte sich an diesem Abend nieder in der Stimmung eines Menschen, der eine gute That gethan hat. Sie schlief auch mehrere Stunden fest und ruhig, zum erstenmal seit Björns Tode.

Mit bitterm, kläglichen Neid lauschte Julia auf ihre ruhigen, gleichmäßigen Atemzüge; auf diesen Schlaf des guten Gewissens, der ihr niemals wieder beschieden sein würde.

Die fürchterliche Verzweiflung, die Björns Tod an sich ihr bereitet haben würde, war ja nichts gegen die Qual des Schuldbewußtseins, das auf ihre widerstandslose Seele drückte. Sie wagte nicht einmal, um ihn zu trauern, sich nach ihm zu sehnen, nach ihm zu schreien mit ihrer heißen, ungesättigten Seele, weil ein natürlicher Instinkt ihr sagte, daß sie das Recht dazu verloren habe.

„Hast du schon abgeschrieben?" fragte sie am andern Vormittag, als Rottraut ihr das zweite Frühstück ans Bett brachte.

„Ja," sagte das Mädchen.

Zum erstenmal war wieder helles Tageslicht im Zimmer; solange hatte man die Vorhänge nicht zurückgezogen. In diesem hellen Tageslicht bemerkte Rottraut mit Entsetzen, wie Julia sich verändert hatte. Die frischen Farben ihres Gesichts waren verblichen; die jugendlich vollen Züge waren verwelkt; graue Haare zeigten sich an ihren Schläfen, und ihre glänzenden Augen blickten matt und heiß. Sie war um zehn Jahre älter geworden. — Aber sie aß doch wenigstens wieder. — Rottraut

setzte sich neben das Bett und sah nachdenklich zu, wie sie einen Bissen nach dem andern in den Mund schob.

„Ist der Brief schon fort?“ fragte Julia weiter.

„Ja —“ Rottraut wunderte sich über die genauen Fragen — „die Butterfrau hat ihn in aller Frühe mitgenommen.“ Julia atmete lange und tief.

„Es ist so gut von dir —“

„Laß doch — ich thu es ja gern.“ Sie wußte selbst nicht, warum es ihr so unangenehm war, sich von Julia dafür loben zu lassen.

„Willst du nicht heute versuchen, aufzustehen?“ fragte sie. „Du mußt doch einmal nach dem Kirchhof gehen!“

Julia neigte sich tief über ihren Teller und schwieg.

„Es ist heute so schön draußen,“ fuhr Rottraut ermunternd fort. „Die Sonne scheint. Wer weiß, was nachher für Wetter kommt. Du würdest heute einen freundlichen Eindruck von seinem Grabe bekommen. Die Kränze, die obenauf liegen, sind noch ganz frisch —“

„Warst du denn schon dort?“ fragte Julia, rasch aufblickend.

„Ja,“ sagte das Mädchen ruhig. „Mit Harry.“

„Wie kommst du denn darauf, den Jungen mitzunehmen?“

„Er bat mich darum.“

Julia setzte das Eßgeschirr auf den Nachttisch, als sei ihr Speise und Trank plötzlich zuwider geworden, und sank erschöpft in ihre Kissen zurück.

„Rottraut,“ stöhnte sie, „ich bin ein elendes Geschöpf —“

Mitleidsvoll nahm Rottraut ihre Hand und strich sanft darüber hin.

„Niemand kann deinen Kummer so gut verstehen, wie ich, denn niemand kann so gut wie ich, ermessen, was du verlorst.“

Da packte Julia des Mädchens Hand und hielt sie fortan gewaltsam fest.

„Nein, Rottraut, nein — du kannst es nicht wissen. Du hast keine Ahnung davon, wie elend ich bin —“ Rottraut schwieg.

„Ich will es dir aber sagen; dir allein. Ich muß einen Menschen haben, mit dem ich es teile; ich ersticke sonst daran —“

„So sag es doch, liebe Julia! Bei mir ist es wohl verwahrt!“

„Du weißt nicht, was du zu hören verlangst! Du wirst es nicht ertragen können —“

„Ich will versuchen, es dir tragen zu helfen.“ Julia starrte in des Mädchens ernstes, reines Gesicht mit unheimlich erregten Augen.

„Geh hin — schließ die Thüren ab; es soll uns keiner stören!“

Rottraut gehorchte schweigend, obschon sie sich wunderte. Dann nahm sie wieder ihren Platz neben dem Bette ein.

„Erst muß ich etwas fragen,“ begann Julia. „Gieb mir deine Hand — sieh mir in die Augen — antworte mir ehrlich!“ Rottraut sah die erregte Frau mit einem kindlich fragenden Blick an.

„Hast du ihn geliebt, Rottraut?“ Julias Stimme klang wie ein tonloses Zischen; ihre Augen wurden immer starrer. Rottraut schien das gar nicht zu

merken. Es dämmerte in ihrer Seele auf wie seliges Erinnern an gesegnete Feierstunden und legte einen verklärenden Abglanz über ihr junges, blasses Gesicht.

„Ich habe ihn heilig gehalten," sagte sie feierlich, und ihr Auge leuchtete.

„Du hast ihn geliebt!" schrie Julia auf und verbarg ihr Gesicht in den Kissen. „Du weißt es selber nicht — aber ich sehe es! — Und darum kann ich dir nicht sagen, was ich sagen wollte! — — Doch, ich will es dir dennoch sagen — eben darum; denn damit, daß du ihn liebst, fällt ein Teil meiner Schuld auf dich! Du wirst mich entlasten; du wirst mir tragen helfen — anders als du großmütig dachtest!" Sie wandte sich wieder um, krümmte sich zusammen wie in körperlichem Schmerz, und sah immer zu jener auf mit diesen schrecklichen Augen, furchterregt und furchterregend.

„Hör mich an — ich will es dir erklären! — Du weißt wohl, daß du Björn versprechen mußtest, keine Stellung anzunehmen, ohne zuvor mit ihm gesprochen zu haben. Weißt du auch, warum er dir das Versprechen abnahm? Weil er dich liebte; weil er sein ganzes Herz an dich gehängt hatte! Ja, erschrick nur nicht so, du arme Seele!" Julia haschte wieder nach des Mädchens Hand; sie wollte es dicht vor Augen behalten, wollte ganz genau beobachten, welchen Eindruck ihm ihre grausamen Mitteilungen machten. Dann fuhr sie fort:

„Es war an dem Tage, wo der Brief seiner Mutter kam. Ich sah, wie er sich der Gelegenheit freute, dich wiederzusehen; der bloße Gedanke daran erfrischte ihn. Ich wußte ja längst, daß er dich liebte; ich konnt's ihm nicht einmal verdenken; ich war lange nicht gut genug für ihn, und du warst in allem mehr wie ich. Aber ich war nicht groß genug, es ihm zu verzeihen. Ihm nicht und dir nicht. Ich ertrug den Gedanken nicht, daß er dich wiedersehen würde; ich wollte es verhindern, um jeden Preis. Und wenn ich es nur hinausschieben konnte — so fand sich dann schon das Weitere. — Er hatte mir eine Fahrt zur Stadt versprochen, wo ich zu thun hatte. Ich verlangte von ihm, er solle erst diese Fahrt mit mir machen, ehe er zu dir führe. Wir zankten uns darum; d. h. ich zankte; und er gab endlich nach. An dem Tage war es zu spät zu dieser Fahrt. Am andern Morgen war furchtbares Schneewetter. Aber nun bestand ich erst recht auf meinem Willen. Denn siehst du — Rottraut — ich dachte mir, Björn würde sich auf dieser Fahrt erkälten — er war ohnehin nicht ganz schmerzfrei — und dann würde er einige Tage, vielleicht auch länger, ans Zimmer gefesselt sein — würde nicht zu dir können — und die Angelegenheit, derentwegen du ihn zu sprechen wünschtest, müßte dann ohne ihn erledigt werden. — Ich ließ ihm keine Ruhe, bis er mir den Willen that. Ich hatte keine Vernunft und Überlegung mehr; keinen andern Willen, als den: Euer Wiedersehen zu vereiteln. So fuhren wir los, obgleich Björn ungehalten war. Wir blieben stecken. Er watete bis über die Knie im Schnee herum, um uns frei zu machen. Das eine Pferd schlug nach ihm. Dazu regnete es. Er kam durchnäßt nach Hause; ich war sehr zufrieden mit dem Erfolg meines Unternehmens. Ja, sehr zufrieden. Und an diesem meinem wohlüberlegten und beabsichtigten Unternehmen ist er gestorben."

Sie ließ Rottrauts Hand fahren, krampfte die Finger zu Fäusten, streckte alle Glieder steif von sich und schloß die Augen.

Es dauerte eine ganze Weile, ehe Rottraut im stande war, zu begreifen, was sie gehört hatte. Es war zu ungeheuerlich, zu unfaßlich für ihre Seele.

„Julia —“ ſagte ſie endlich, und der Atem ging und kam ihr wie einem Vogel, den die Katze in den Krallen hält, — „iſt das wahr — irrſt du dich nicht — bildeſt du dir das nicht ein —“

„Ja, das iſt wahr,“ ſagte Julia, beinahe wie mit Genugthuung. Da wich Rottraut zurück von dem Bett, Schritt um Schritt. Es ſah aus, als wolle ſie rückwärts nach der Thüre gehen. Die Augen hielt ſie wie in einem Bann auf Julia geheftet.

Julia ſah plötzlich auf, und als ſie Rottraut ſich entfernen ſah, weiter, immer weiter, da ſtieß das unglückliche Weib einen Angſtſchrei aus und richtete ſich hoch empor.

„Bleib hier,“ ſchrie ſie, und ſtreckte die Hände nach ihr aus. „Geh nicht fort! Du haſt mir verſprochen, bei mir zu bleiben!“

Richtig — Julia hatte ihr das Verſprechen abgenommen, ehe ſie ihr das Fürchterliche ſagte. O — das war ſchlau! Aber ſolche Enthüllungen löſen alle geſchloſſenen Bande. Rottraut entfernte ſich immer mehr.

„Du mußt bleiben!“ rief Julia außer ſich. „Du gehörſt zu mir! Ein Teil der Laſt, unter der ich mich winde, iſt dein! — Ich beging das Verbrechen — aber du reizteſt mich dazu!“

Ein ſchwacher Ton durchſchnitt die Luft. Julia ſah, wie Rottraut hinter dem hohen Fußende ihres Bettes verſchwand, als ſei ſie in die Erde geſunken. Ein Geräuſch, wie ein Fall — dann Stille; lange, ſchreckliche Stille.

Julia richtete ſich noch mehr auf, rutſchte nach dem Fußende und ſah über den Bettrand.

Rottraut kniete vor einem Stuhl, der da ſtand, hatte das Geſicht auf die Arme gepreßt und bewegte ſich nicht mehr. Julias Geſicht verriet etwas wie Befriedigung.

Mit einer gewiſſen Neugier wartete ſie, was Rottraut nun weiter thun würde. Aber Rottraut that nichts.

Endlich dauerte es ihr zu lang. Nachdem ſie mehrere male vergeblich leiſe und laut Rottrauts Namen gerufen hatte, ſtand ſie auf — ſie war plötzlich kräftig genug dazu — ging auf bloßen Füßen dicht zu ihr heran und berührte nach einigem Zögern ihre Schulter.

Sie taumelte beſtürzt zurück, ſo heftig ſprang das Mädchen auf. Seine Augen leuchteten in heiligem Haß.

„Rühre mich nicht an! Geh weg! Du — —“

„Mörderin! Sprich es nur aus!“ lachte Julia gellend auf. „Aber ſag es nicht zu laut! Denn du haſt deinen Teil daran!“

„Schweig!“ rief Rottraut außer ſich. „Schweig mit deinen herzloſen, gottloſen Reden! Die Gedanken, deren du mich beſchuldigſt, ſind in deinem eignen, unreinen Herzen entſtanden. Und wenn du an deine frevelhaften Phantaſien glaubteſt, ſo hätteſt du mich umbringen ſollen. Aber ihn — ihn — womit hat er das um dich verdient?“

„Er hat dich geliebt; ich weiß es!“

„Ich habe nie davon gewußt, und ich glaub's auch nicht. Wenn ich es geahnt hätte, meinst du denn, ich wäre noch eine Stunde länger in deinem Hause geblieben, und wenn ich hätte heimlich und bei Nacht und zu Fuß davonlaufen müssen! — Und er," fuhr sie in immer wachsender Erregung fort, „wie kannst du es wagen, von ihm solche Dinge zu argwöhnen! Jetzt, wo er tot ist! Wie konntest du es wagen, bei seinen Lebzeiten seine selbstlose, große, gute Seele mit so häßlichem Mißtrauen zu verunglimpfen! Ich habe damals geschwiegen, obgleich sich alles in mir empörte — obgleich ich dich beinahe verachtete wegen deines kindischen, unwürdigen Benehmens, mit dem du ihm auf dem Herzen herumtratest! Aber jetzt werde ich reden! Jetzt werde ich alles sagen, was ich über dich denke, und wie erbärmlich, wie feige und schlecht du bist! — Als es hieß, er sei tot, da hast du mich gejammert; da dachte ich nur, wie unglücklich du sein, wie du ihn vermissen würdest. Aber nun muß ich sagen: dir ist ja nur recht geschehen! Du verdientest es ja gar nicht, daß er noch weiterlebte, für dich!" Sie hielt inne, weil die Erregung sie übermannte.

„Du hältst mir ja eine hübsche Strafpredigt!" sagte Julia, deren Seele sich unter all diesen rücksichtslosen Wahrheiten verhärtete. „Und dein ganzer Eifer, den du für ihn an den Tag legst, beweist mir ja nur, daß ich recht habe!"

Rottraut betrachtete sie mit einem Blick eisiger Verachtung. Julia ging nach ihrem Bett zurück, wo sie fröstelnd unter die Decke kroch. Es wollte Rottraut scheinen, als suche sie sich dort vor ihrem eignen Gewissen zu verstecken.

„Nun begreife ich freilich, warum du solche Angst vor seiner Leiche hattest — warum du nicht seinem Sarge folgtest und warum du nicht an sein Grab gehen willst! — Warum bist du überhaupt noch hier?" rief sie in ausbrechender Leidenschaftlichkeit. „Warum entweihst du dies Haus, das er geheiligt hat, mit deiner unheiligen Anwesenheit! Wie konntest du es wagen, seinen Eltern unter die Augen zu treten, seinen Eltern, denen du das Glück und den Stolz ihres Alters genommen hast! Wie wirst du es je vor Gott und Menschen verantworten können, was du gethan hast! Warum bist du noch hier, und verbirgst dich feige, dich und deine Schuld, statt daß du das einzige thust, was dir vor Gott und Menschen die verlorene Ehre wiedergeben könnte — statt daß du hingehst und ihnen deine Schuld bekennst!"

„Rottraut!" schrie die geängstete Frau auf und hielt sich die Ohren zu. „Hab doch Erbarmen mit mir!"

„Nein, ich habe kein Erbarmen mit dir," sagte das Mädchen hart und kalt. „Jetzt nicht mehr."

„Wenn du ahntest, was es heißt, um Liebe leiden —"

„Du bist sehr wunderlich, Julia. In einem Atem wirfst du mir eine Liebe vor — die, wenn ich sie wirklich gefühlt hätte, mir das größte Leid der Welt bedeuten müßte — und sagst du mir, daß ich vom Leid der Liebe nichts wisse. Mir scheint, du weißt noch viel weniger darum, denn Eifersucht ist nicht Liebe. Die völlige, wahre, selbstlose Liebe schließt die Eifersucht aus. Aber du hast nie selbstlos lieben können; du hast immer andre leiden machen — aus Eigenliebe. Und zuletzt, um dir einen Tag selbstgeschaffener, unsinniger, thörichter Qualen zu ersparen, hast du ihn — —" sie sprach nicht zu Ende; es war so fürchterlich, sie brachte es nicht über die Lippen.

„Ich habe es nicht gewollt — ich habe es nicht vorausgesehen. Ich wollte nicht sein Leben aufs Spiel setzen —"

„Du hast nicht nachgedacht. Du hattest nichts andres im Sinn, als dich, dich und immer nur dich!"

Julia stöhnte. Von dieser Seite hatte sie die Sache noch nie betrachtet. Sie hatte immer nur an ihr Unglück gedacht, an ihr tragisches, vernichtendes Unglück.

„Wenn du meinst —" begann sie stockend und sah scheu nach Rottraut hin, „daß es in seinem Sinne wäre — so will ich hingehen — und es seinen Eltern sagen —"

Wenn es in seinem Sinne wäre — nein, es wäre nicht in seinem Sinne, das wußte Rottraut sofort ganz genau. Es war vielmehr in seinem Sinne, das ganze, schreckliche Geschehnis zuzudecken und zu begraben unter einem großen, alles verzeihenden Erbarmen. — Sie schwieg.

„Laß nur —" sagte sie endlich mit ganz veränderter, müder Stimme. „Es nützt nichts. Es macht das Häßliche nur noch häßlicher. Mich brauchst du überhaupt nicht mehr zu fragen. Zwischen dir und mir ist es aus —" Sie ging nach der Thür.

„Rottraut!" rief Julia, abermals im Bett in die Höhe fahrend, „hab Erbarmen! Verlaß mich nicht in meinem fürchterlichen Elend!" Aber Rottraut wandte sich nicht mehr um.

„Du brauchst nicht in Sorge zu sein, daß ich dich verrate. Björns wegen werde ich schweigen."

Mit leeren Augen starrte Julia auf die Thür, die sich langsam und fest hinter dem Mädchen schloß.

Auf der Treppe begegnete Rottraut dem Jungen. Es that ihr weh, ihn zu sehen — obenein in einem bunten Kittel.

„Wo willst du hin —" fragte sie.

„Ich wollte Mutter Gutenmorgen sagen!"

Unwillkürlich hielt sie ihn am Arm fest.

„Nein — geh nicht hinein —" Dann besann sie sich. Julia war seine Mutter; sie hatte ein Recht auf ihn; ein Recht, daß ihr nur dann genommen werden könnte, wenn — —

„Geh nur — ich vergaß — Mutter ist schon wach." Sie sah ihn über den Gang laufen, hörte ihn artig an die Thüre klopfen, einmal — zweimal — dreimal — und dazwischen aufmerksam lauschen. Dann kam er enttäuscht auf Fußspitzen zurückgeschlichen.

„Mutter antwortet nicht," flüsterte er.

„Vielleicht ist sie wieder eingeschlafen."

„Kann ich da bei dir bleiben, traute Tante?" fragte er schmeichelnd. Sie hatte allein sein wollen — nun dünkte dieses Kindes Gesellschaft sie eine Wohlthat. Sie ergriff seine kleine weiche Hand fast heftig und ging mit ihm hinunter.

War es nicht um dieses Kindes willen allein schon notwendig, Julias Schuld aufzudecken? Konnte man es verantworten, die Erziehung dieses Kindes, seines Kindes, den Händen einer solchen Frau zu überlassen? — Wenn alles ans Licht käme, so würden Björns Eltern das Kind zu sich nehmen und würden es erziehen in seines Vaters Willen. So aber würde er mit seiner jungen, erziehungsbedürftigen Seele den Launen einer schwachen, durch Schuld und Unglück friedlos gemachten Frau preisgegeben sei.

Wie konnte Julia diese Schuld nur tragen, ohne nach der Strafe zu verlangen!

Aber hatte sie die Strafe nicht schon, in der furchtbarsten, grausamsten Gestalt — in der Gestalt des stillen Mannes, der da draußen ausruhte von der großen Aufgabe seines Lebens?

Rottraut drückte das Kind an ihr Herz und küßte es heiß und leidenschaftlich. Wenn man es ihr geben möchte! Dann hätte ihr Leben einen Zweck — den allerschönsten!

Sie besorgte den Haushalt und that alles, was sie monatelang gewohnt gewesen war zu thun. Obwohl sie fest entschlossen war, dies Haus sobald wie möglich zu verlassen, so traf sie keine Anstalten, ihren Entschluß auszuführen.

Zu Julia ging sie nicht mehr. Sie sorgte für alles, was jene bedurfte, aber sie überschritt ihre Schwelle nicht. Julia ließ sie auch nicht darum bitten. — Nach Tisch verlangte sie nach Harry. Der Knabe lief seelenvergnügt hinauf und kam nach fünf Minuten wieder herunter, ganz verschüchtert, mit Thränen in den Augen.

„Was ist dir denn, Kind?“ fragte Rottraut und zog ihn besorgt an sich. Harry legte sein Blondköpfchen an ihre Brust.

„Mutter weint so sehr!“ sagte er scheu.

„Mutter weint, weil Vater nicht mehr da ist,“ erklärte Rottraut beruhigend.

„Und Mutter hat auch gescholten,“ berichtete das Kind weiter.

„Warum denn das?“ fragte Rottraut, und ihr Herz zog sich schmerzlich zusammen.

„Weil ich mich fürchtete, als Mutter weinte, und weil ich sagte, ich wollte wieder zu dir gehen.“

„Das hättest du auch nicht sagen dürfen, mein Liebling. Bei Mutter mußt du immer am liebsten sein, auch wenn sie krank und traurig ist; dann erst recht, denn sie läßt dich doch rufen, damit du sie trösten und erheitern sollst!“

„Aber sie hat Schlechtes von dir gesagt,“ trotzte das Kind, und ehe Rottraut es hindern konnte, fuhr es ihm heraus: „Du hättest den Vater gestohlen, und mich wolltest du auch noch stehlen! Aber das ist doch nicht wahr — Vater ist doch begraben, in seinem schwarzen Sarg, ich habe es doch selbst mitangesehen. Aber wenn du mich stehlen willst, traute Tante —“ und dabei richtete er sich auf und sah sie, seinen Schmerz schnell vergessend, schelmisch an — „ich komme sehr gern mit dir! Sehr gern!“

Rottraut hatte Mühe, dem Kinde ihre Entrüstung nicht merken zu lassen.

„Du wirst deine Mutter wohl falsch verstanden haben, Liebling,“ sagte sie sanft und brach damit das Gespräch ab.

Als es zu dämmern begann, ging sie hinaus auf den Kirchhof, mit einem Gefühl, wie ein Totmüder das erquickende Ruhelager aufsucht.

Digitized by Google

Der Kirchhof lag rings um die Kirche, etwas abſeits von der Dorfſtraße, und war von einer niedrigen, gutgehaltenen Mauer umgeben. Björns Grab war bereits ſchön zurechtgemacht, mit Epheu bepflanzt und die noch friſchen Kränze wieder ſorglich daraufgelegt. Ringsherum war geharkt und alles in wohlthuender Ordnung. Das hatte Proelſen gethan, und Rottraut dankte ihm innerlich dafür. Nur ein großer Stein lag noch da, den man beim Ausſchaufeln des Grabes hatte herausheben müſſen. Nachdem Rottraut lange neben dem friſchen Hügel geſtanden hatte, ſetzte ſie ſich auf dieſen Stein, denn das Stehen wurde ihr ſchwer.

Und während ſie ſaß und um ihn trauerte, der da unten lag, mit einer Trauer, die frei von aller Einmiſchung friedloſer oder bitterer Gefühle war, begann ſie nachzudenken über alles, was Julia ihr heute geſagt hatte, und was nur eine kräftige Beſtätigung deſſen war, was ſie ihr früher ſchon deutlich genug zu hören und zu verſtehen gegeben hatte.

Es war doch eine grenzenloſe Undankbarkeit von Julia, dieſem Manne, deſſen ganzes Leben nur in ihrem Dienſt geſtanden, der ſich geradezu aufgeopfert hatte, um manchmal nur ihren Launen zu genügen — dieſem Manne vorzuwerfen und nachzuſagen, daß er ſie vernachläſſigt, daß ſein Herz nicht ihr allein gehört habe! Wie kann man denn ſo ſein, wie er zu ihr war, wenn nicht aus Liebe! Und wenn es zehnmal unbegreiflich war, daß ein ſolcher Mann eine ſolche Frau liebte — ſo mußte das Unbegreifliche dennoch Wahrheit geweſen ſein. — Er hatte ſie geliebt und war nicht einmal glücklich geweſen durch dieſe Liebe; weil ſie nicht in der rechten Weiſe erwidert wurde; weil Julia immer nur verlangte und ſelbſt nie genug zu geben hatte. Aber danach hatte ſie ja nie gefragt; ſein Glück war ihr nie wichtig geweſen, immer nur das eigne.

Kein Menſch geht ſchuldfrei durchs Leben; auch Björn hatte einmal eine Schuld auf ſich geladen — hatte ſie ſich aufladen laſſen, als er zum erſtenmal Julias verführeriſchem Liebreiz nachgab. Aber wenn je ein Menſch ſeine Schuld geſühnt, ſein Verſehen wieder gut gemacht, die Folgen ſeines Irrtums auf ſich genommen mit ſittlicher Kraft und ſie zu einem guten Ende getragen hatte — ſo hatte Björn es gethan.

Und ſo wurden ſeine Liebe, ſeine Treue, ſeine unendliche Geduld und Güte belohnt!

Ein ſtechendes Herzweh krümmte Rottrauts ſchmale Geſtalt in einem heißen Thränenausbruch zuſammen.

Mitten darin ſtockte plötzlich ihr Schluchzen, und ihre Thränen verſiegten. Sie war überraſcht durch die Heftigkeit ihres eignen Schmerzes. Julias häßliche Worte klangen ihr mißtönend in den Ohren: „Du haſt ihn geliebt! Du weißt es ſelber nicht — aber ich ſehe es.“ — War ihr Schmerz, dieſer unſinnige, tobende, aufbegehrende Schmerz über das, was Julia gethan, etwa Liebe? — Um den Toten hatte ſie getrauert; das Unrecht, das an ihm geſchehen war, brachte ihre ganze, ſtille, ſanfte Natur aus den Fugen. Erbarmen, Mitleid, Schonung, Selbſtbeherrſchung — alles erſtarb und verging unter der Geißel dieſes Schmerzes.

Rottraut hatte in der Einſamkeit und Zurückgezogenheit ihres Lebens in faſt einzigem Umgang mit ihrer Mutter nie viel von Liebe gehört, nie viel darüber nachgedacht; geſchweige denn ſelbſt damit zu thun gehabt. Woher ſollte ſie nun wiſſen, ob Julia recht hatte!

Und wenn sie recht hatte — dann war Liebe freilich etwas Großes, Beglückendes, Heiliges; wenigstens solche Liebe, wie sie gefühlt hatte, und die doch himmelweit verschieden war von dem, was man gewöhnlich Liebe nannte, von dem, was Julia Liebe nannte.

Dies Nachdenken war unfruchtbar. Es änderte nichts; es führte nur zu Forschungen und Schlüssen, die sie oder Björn oder Julia verletzen und verwunden mußten. Das alles war durch den Tod mitten durchgerissen. Das alles mußte zugedeckt werden mit dem großen Erbarmen, das Björn sie fühlen gelehrt hatte.

Und sollte sich dies Erbarmen wirklich auch bis auf Julias letzte That erstrecken? — Nein — die war zu ungeheuerlich. Die verdiente kein Erbarmen, die ließ gar keine milde Beurteilung zu. Die verdiente nur Verachtung und Strafe.

Es dünkte dem weinenden Mädchen, als spräche eine weiche, ernste Stimme: „Ich danke dir, daß du so gut zu Julia bist!“ und: „Du mußt immer recht liebevoll und gut zu Julia sein, nicht wahr, mein Herzenskind?“

Das Herz schwoll ihr von einer großen Sehnsucht, von einer großen Freudigkeit. Sie hatte so wenig für ihn thun können im Leben — so wollte sie im Tode für ihn das Schwerste thun.

„Ja, Björn, ich will es — weil du es willst!“

Und es kam noch eins hinzu. Sie konnte noch einem andern helfen mit diesem Liebeswerk, das sie so mutig beschloß. Und dieser andre war Harry. Wo Julias Kraft ihm gegenüber versiegte, da würde sie mit der ihren eintreten; wo Julia nicht die rechten Mittel und Wege fand, seine junge Seele zu ziehen und zu leiten, da würde Rottraut ihr helfen. Sie würde immer in Björns Sinn und Willen handeln — sie kannte beides so genau. Sie traute sich zu, ihn zu hüten und zu schirmen vor mancherlei Gefahren Leibes und der Seele, denen er ausgesetzt sein würde, wenn man ihn seiner Mutter allein überließ. Und sie konnte ihn davor schützen, mutterlos zu werden.

Sie konnte Julia davor schützen, das Kind zu verlieren und aus dem sichern Schutz ihres Heims hinausgeworfen zu werden in das Leben, an dessen Klippen sie rettungslos zerschellen würde.

Das alles war in ihre Hand gegeben; das alles. Und sie würde einst Björn Rechenschaft geben müssen über diese Hinterlassenschaft.

Wollte sie vor ihm erscheinen, an der einen Hand sein Weib, an der andern Hand sein Kind, und zu ihm sagen: „Sieh, diese habe ich dir gerettet!“?

Oder wollte sie kommen mit leeren Händen und beschämt gestehen: „Ich konnte nicht — ich hatte nicht genug Liebe!“?

Ach, sie wußte ja längst, was sie thun wollte; was sie thun mußte. Sie war ganz im Reinen mit sich. Aber es lag ein Berg zwischen ihr und dem Befolgen ihres Willens, den sie sich nicht zu überwinden getraute: das war der Abscheu, mit dem ihre Seele vor Julia zurückbebte. Wie sollte sie den bezwingen! Wie sollte sie es ermöglichen, mit ihr zusammenzuleben, sie wieder zu lieben, sie, die das gethan, an ihm!

Es war fast dunkel geworden, und aus den tiefhängenden Wolken fielen schon wieder große Tropfen.

Mit einem schweren Seufzer erhob sich Rottraut und ging langsam in das Haus zurück, dessen Luft ihr seit heute früh centnergleich auf die Brust drückte.

Nach dem Abendeſſen gab ſie dem Mädchen, das Julia bediente, den Auftrag, ihre Betten in das Kinderzimmer herunterzutragen. Sie hatte lange mit ſich gerungen — ſie gewann es nicht über ſich, zu Julia hineinzugehen. — Das Mädchen entfernte ſich und kam bald mit verlegener Miene wieder.

„Die Frau erlaubt es nicht.“

„Dann machen Sie mir irgend ein andres Lager hier unten zurecht,“ ſagte Rottraut ruhig.

Harry war ſchon eingeſchlafen. Rottraut ſaß nebenan im Eßzimmer bei der Lampe und nähte ihm ein paar abgeriſſene Knöpfe an die Höschen. Es ſah aus, als ſei ſie immer hier geweſen und als werde ſie auch immer hierbleiben. Und dabei ſchrie es doch beſtändig in ihr: „ich kann nicht — ich kann nicht!“

Im Hauſe war ſchon alles zu Bett gegangen. Aber ſie konnte ſich nicht entſchließen, das Gleiche zu thun. Sie würde doch nicht ſchlafen.

Wie friedlich hatte ſie ſonſt unter dieſem Dache geruht! Ob das wohl jemals wieder möglich wäre für ſie?

Wenn ſie allein hier bleiben könnte — mit dem Kinde und mit ihrer Arbeit — es würde wie ein Paradies für ſie ſein, wie eine Art Inſel der Glückſeligkeit inmitten der Unruhe der Welt. Ihm ſein Kind erziehen — ihm ſein Erbe verwalten — konnte es einen ſchönern, heiligern Beruf für ſie geben?

Aber Julia war da; Julia würde immer da ſein. Und ſie würde Julia niemals ertragen lernen.

Da ging die Thür leiſe auf, wie von Geiſterhand geöffnet; Rottraut fuhr nervös zuſammen und wurde kalt vor Schreck. Julia trat ein.

Sie ſah auch faſt aus wie ein Geiſt. Die Haare hingen ihr tief in die Schläfen; die Augen lagen in dunkeln Höhlen und hatten einen irren, beängſtigenden Ausdruck; ihr Geſicht war eingefallen, ihr Mund verzogen. Sie hatte ein ſchwarzes Kleid übergeworfen, das unordentlich angezogen und viel zu weit geworden war.

Rottraut betrachtete ſie in ſtummem Entſetzen, über dieſer äußern Veränderung momentan alles andre vergeſſend.

Alſo das war geworden aus der hübſchen, verwöhnten, leichtſinnigen und anſpruchsvollen Frau! — Das!

„Was ſoll das heißen —“ ſagte Julia in ängſtlicher Haſt, „warum läßt du deine Betten herunterholen — warum kommſt du nicht herauf? —“

„Das kannſt du dir doch wohl denken,“ ſagte Rottraut eiſig. All ihr Abſcheu erwachte wieder.

„Laß mich doch nicht allein!“ ſagte Julia und rang verzweifelt die Hände. „Ich fürchte mich!“

„Du würdeſt dich nicht fürchten, wenn du ein gutes Gewiſſen hätteſt!“

„Aber ich habe kein gutes Gewiſſen! Ich vergehe vor Qual, die mir die Schuld bereitet, in die andre mich trieben! Siehſt du denn nicht, was aus mir geworden iſt!“ Das Mädchen wandte ſich ab und ſchwieg.

Da kam Julia näher, mit ſchleichenden, furchtſamen Bewegungen, packte plötzlich Rottrauts Arm und ziſchelte ihr ins Ohr:

„Du ſollſt bei mir bleiben — mit mir büßen —“ Rottraut ſchleuderte ihre Hand von ſich, wie man etwas Ekelhaftes abſchüttelt.

„Ich habe nichts zu büßen!“ ſagte ſie ſtolz, und begann, ihr Arbeitszeug einzupacken, als ſei Julia nicht mehr anweſend.

„Du willſt mich alſo verlaſſen?“ fragte Julia. „Du haſt mir aber doch verſprochen, bei mir zu bleiben!“

„Du haſt mir das Verſprechen abgelockt, ehe ich dich kannte. Ich kann jetzt nicht mehr.“

„Und deine ſchöne Stelle — die iſt nun doch wohl ſchon verloren?“

„Ja — um die haſt du mich betrogen,“ ſagte Rottraut hart.

„Und nun willſt du wieder ins Ungewiſſe hinaus — zu ſeinen Eltern vermutlich —“

„Wahrſcheinlich.“

„Und wie wirſt du es begründen, daß du mich verläßt —“

„Es bedarf keiner Begründung. Sie wiſſen weder von dem, was geſtern, noch von dem, was heute zwiſchen uns beſprochen wurde.“ Sie kramte noch immer in ihrem Arbeitszeug herum, als wiſſe ſie nicht, wie ſie von Julia loskommen ſolle.

„Rottraut — warum willſt du denn durchaus nicht bei mir bleiben?“ Das Mädchen ſeufzte ungeduldig.

„Ich begreife nicht, wie du noch danach fragen kannſt. Was du gethan haſt, trennt uns.“

„Warum trennt es uns?“ fragte Julia ſchneidend. „Weil du es mir nicht verzeihen kannſt. Und warum kannſt du es mir nicht verzeihen? Warum überhaupt wirfſt du dich zum Richter über mich auf? — Weil du ihn liebſt! — Aber eben gerade darin liegt der Grund, der zwingende Grund, weshalb du bei mir aushalten, mit mir leiden mußt. Ich kann gar nicht begreifen, daß du das nicht einſiehſt!“

Da hörte Rottraut mit Kramen auf und ſtellte ſich Julia furchtlos und ſtolz gegenüber.

„Wenn wirklich alles ſo wäre, wie du es annimmſt,“ ſagte ſie ruhig und doch tief erregt, „ſo wäre das ein zwingender Grund, nicht zuſammenzubleiben, ſondern uns zu trennen. Denn du würdeſt mich mit deiner Eiferſucht verfolgen ſchlimmer wie bisher; mein Anblick würde dich nie zur Ruhe kommen laſſen. Ich würde dir und du würdeſt mir das Leben zur Hölle machen.“

„Nun — und wenn es nicht ſo wäre?“

„Da es nicht ſo iſt,“ fuhr Rottraut fort, „ſo habe ich erſt recht keine Veranlaſſung, auszuhalten bei einer Frau, die ſich aus meiner Achtung und aus meinem Herzen hinausgefrevelt hat, und die mit rohen Händen an meine Ehre taſtet!“

Da merkte Julia, daß es ihr bitterer Ernſt war. Und in der Angſt, in der überwältigenden Angſt vor der Einſamkeit, vor der Verlaſſenheit, vor ſich ſelber, rief ſie außer ſich:

„Willſt du wirklich Björns Weib dem Elend überlaſſen!“

Das traf. Rottraut fuhr zuſammen und ſenkte das erblaſſende Antlitz. Julia ſah es wohl, und ſie nutzte den Augenblick.

„Thue es Björn zuliebe, was ich mir zuliebe nicht verlangen kann! Er würde dich darum bitten, wenn er noch bitten könnte, und ihm würdeſt du es nicht abſchlagen!“

Sie ſtreckte die gerungenen Hände weit von ſich und ſtarrte Rottraut voll hilfloſer Angſt an. Rottraut kämpfte einen ſchweren Kampf.

„Ich kann nicht —“ ſagte ſie faſt ſtöhnend. „Was ich heute verſpreche, bindet mich lebenslang. Wenn ich auch heute den beſten Willen hätte — ich weiß nicht, ob ich es durchführen kann. Mir graut vor dir, Julia — ich weiß nicht, ob ich das Grauen jemals überwinden werde — ſelbſt nicht aus Liebe zu ihm!“

Da fiel das unglückliche Weib auf die Knie und rutſchte zu dem Mädchen hin. Und als Rottraut unwillkürlich zurückwich, klammerte es ſich an den Tiſch und ſuchte Rottrauts Antlitz mit angſtgeſchärften Augen.

„Verſuch es doch wenigſtens! Um des armen Kindes willen verſuch es! Es iſt ſein Kind! Hab Erbarmen, Rottraut! Er würde Erbarmen haben — er würde verzeihen —“

„Er — ja. Das iſt auch etwas ganz anders!“

„Er würde verzeihen, er, der Mann. Und du, das Weib, du ſollteſt es nicht können!“

„Wenn du mich — umgebracht hätteſt, würde ich es dir auch bedingungslos verzeihen. Aber es handelt ſich um ihn —“

„Du biſt meine einzige Rettung, Rottraut! Wenn du mich mir ſelber preisgiebſt, ſo ſtößt du mich ins irdiſche und ewige Verderben! — Du wirſt ſagen, ich ſei ſchon verderbt und ſchlecht genug, und ich bin es auch; ich war es. Ich war ſchlecht, ſelbſtſüchtig und grauſam — aus Liebe. Die Liebe zu Björn war das einzige, das Dauer und Gewalt hatte in meinem Leben. Es hätte eine Gewalt ſein können, die mich beſſerte, veredelte, rettete — aber es wurde eine Gewalt, die mich verdarb. Weil ich ihn höher ſtellte als Gott und Menſchen, darum hat ihn mir Gott genommen — genommen unmittelbar durch die Schuld meiner ſinnloſen Liebe. — Jetzt bin ich nicht ſchlecht; jetzt bin ich nichts — gar nichts; zerſchlagen, vernichtet und zerbrochen durch Gott, durch das Leben und durch mich ſelber. Jetzt muß alles von neuem angefangen werden. Aber ich allein bin zu ſchwach — ich habe niemals eigne Kraft gehabt, am wenigſten jetzt. Wenn ich allein bleibe, dann wächſt nur Unkraut in meinem Herzen — Diſteln und Dornen —“ ſie ſchwieg erſchöpft. Rottraut hatte erſchüttert zugehört. Jetzt ſagte ſie traurig:

„Wenn ich nur wüßte, weshalb du gerade mich haben willſt! Es kann dir doch nicht einmal wohlthuend ſein, ſo wie du das alles betrachteſt!“

„Weil ich dich lieb habe, Rottraut, trotz alledem! Weil ich nur allzugut einſehe, warum Björn dir gut ſein mußte, und daß du in allem beſſer und tüchtiger biſt, als ich. Weil ich weiß, daß ich an dir einen Halt haben werde. Ich vertraue dir. Ich weiß, du biſt die einzige, die mich verſtehen und Nachſicht mit meinen Schwächen haben wird —“

„Mein Gott — mein Gott —“ flüſterte Rottraut und legte die Hand vor die Augen.

„Ihn habe ich nicht mehr,“ fuhr Julia mit ihrer jammervoll klagenden Stimme fort. „Du biſt wie ein Stück von ihm — wie ein Rettungsboot, das er nach mir ausgeſandt hat in dem großen Schiffbruch! — Rottraut! Rottraut! Wir haben ihn beide geliebt, ein jeder auf ſeine Weiſe — wir müſſen zuſammenbleiben, wir können

nie wieder voneinander los! Meine Schwäche bindet mich an dich, wie dich deine Stärke an mich — Rottraut, hab Erbarmen!"

Ein heftiges Schluchzen erschütterte plötzlich Rottrauts Gestalt. Große Thränen perlten zwischen ihren Fingern nieder.

„Das ist, als ob ein Engel weinte! Rottraut, laß mich dir danken für diese Thränen!" Und Julia rutschte weiter, bis sie Rottrauts Knie umklammern konnte.

„Um Björns willen — in seinem Namen flehe ich Dich an: gehe nicht von mir!"

So hatte sie auch einmal vor Björn gekniet in einer Stunde der Angst. Sie dachte daran und fing heftig an zu weinen.

„Steh doch auf, Julia," sagte Rottraut mit gebrochener Stimme, gerade wie damals Björn gesagt hatte. „Du mußt nicht vor mir knien!"

„Nein," rief sie und klammerte sich noch fester an, „ich stehe nicht auf — ich rühre mich nicht eher von dieser Stelle, bis du mir geantwortet hast!"

Eine schwere Stille lastete über beiden.

„Um Björns Willen denn — es sei. Ich bleibe bei dir."

Rottraut sprach es mit klarer, feierlicher Stimme, wie man einen Schwur spricht; im vollen Bewußtsein des großen, verantwortungsvollen Ernstes dieses Versprechens. Ihre Gestalt schien zu wachsen durch die Größe dieses Versprechens, und der hohe Mut, das heilige Erbarmen der Liebe leuchtete aus ihren schmerzgetieften Augen.

Julia stieß nur einen erstickten Laut aus. Sie richtete sich an der schmalen Gestalt des Mädchens auf, schlang ihm die Arme um den Hals und barg das Haupt an seiner Brust.

„Um Björns willen!" dachte Rottraut fort und fort mit verzweifelter Hartnäckigkeit. „Um Björns willen!"

So ertrug sie Julias leidenschaftliche Liebkosungen; so überwand sie den fast körperlich gewordenen Abscheu vor dem Weibe, das sich schuldbeladen und Rettung suchend an sie drängte.

„Nun kann ich wieder leben —" sagte Julia endlich, als der Sturm ihrer Erregung sich ausgebraust hatte. „Und dir will ich danken, daß du mein Leben vor dem Verderben gerettet hast!"

„Danke es nicht mir," entgegnete Rottraut ernst. „Danke es Björn. Ohne ihn hätte ich nie den Weg gefunden, auf welchem Platz ist für uns beide. Und in seinem Namen wollen wir die Hände zusammenlegen, und diesen Weg gemeinsam gehen — bis ans Ende."

Nach diesen Worten blieb es still. Nur Julia weinte, und nebenan sprach das Kind im Traum.

Brumaire.

Roman von Ernst Muellenbach.

I.

Am 23. Oktober 1799 war's, — alſo nach dem wunderlichen Kalender, der zur Zeit auch in der weiland kurkölniſchen Reſidenzſtadt Bonn galt, am 2. Brumaire oder Nebelmond des Jahres Acht. Seit fünf Jahren gehörte das linke Rheinufer thatſächlich der franzöſiſchen Republik. Ob es ihr auch rechtlich zugehöre, das blieb einſtweilen offene Frage, über die ſeit ſieben Monaten wieder auf zahlreichen Schlachtfeldern von der Nordſpitze Hollands bis zu den Pyramiden und auf den Meeren beider Halbkugeln geſtritten wurde. In dieſen Kämpfen hatte die Tricolore heuer überwiegend Unrecht behalten; aber Wind und Wetter ſchienen ſich wenigſtens am Rhein neuerdings mit der republikaniſchen Geſchäftsführung befreundet zu haben. Gründlicher als ſie hätte kein Konvent die Dinge auf den Kopf ſtellen können. Es war ein unbequemes Jahr für den Kalender, den die Pariſer Freiheitsprofeſſoren mit ſo löblichem Fleiße der Natur vorgeſchrieben hatten. Die Monate benahmen ſich einer nach dem andern rollenwidrig. Im „Prairial" oder Wieſenmond war das Gras verdorrt, im Meſſidor die Ernte verhagelt; im „heißen Monat" Thermidor hatten unendlicher Regen und Froſt verſchuldet, daß der Fructidor keine Obſtfrüchte und der ſo poetiſche „Weinleſemonat" Vendémiaire nur ſehr wenig Wein lieferte, aber dafür um ſo ſäuerlicheren. Und nun ſchien mit dem „Nebelmonat" der ſonnigſte Altweiberſommer anzubrechen. In wolkenloſer Bläue ſpannte ſich der Himmel über die prunkhaft großen Barockſchlöſſer Bonn und Poppelsdorf mit ihren Gärten, Alleen, Vorwerken, und mit der eng-winkligen, verbauten und verwachſenen Reſidenzſtadt Bonn, die ſich nordwärts längs dem Strome gleichſam als Hündchen an die Seite des Schloſſes duckte, als regierte dort noch immer Sereniſſimus und nicht die République démocratique, une et indivisible. Noch war die Sonne um zwei Stunden diesſeits ihres höchſten Tagesſtandes und dennoch die Luft windſtill, weich und warm wie am lieblichſten Maientage; und dieſe Luft bebte und klang wohllautreich vom vollen Geläut des Münſters und der übrigen Kirchen, in das ab und zu gröberen, minder melodiſchen Klanges das Feſtgebrüll der Kanonen von den Glacis hereinſchlug. Wer es hörte und eine Weile nur den blauen Sommerhimmel anſah, des herbſtlichen Laubfalls und verſchiedener ſonſtigen Fälle ſeit 1789 vergeſſend, der konnte ſich unſchwer einbilden, daß im nächſten Augenblick um irgend eine Ecke die große Prozeſſion einbiegen werde, mit

Sereniſſimo unter dem Baldachin und davor und dahinter unzähligen geiſtlich-weltlichen Herren und Frauen zwiſchen ſpalierbildenden Leibgrenadieren, in ſilberbeſtickten blauen Uniformen, wohlgezopft und gepudert und Veilchenſträuße in den Mündungen ihrer unſchuldigen Gewehre. Aber dieſe Zeiten waren geweſen und ihre Wiederkehr einſtweilen noch fern, — hier an der äußerſten Grenze, wo man allemal die Pariſer Mode vom vorigen Jahr trug, noch ein Jahr ferner als in Paris ſelbſt. Daß man die Pfarrkirchen, ſoweit ſie nicht gerade als Fourage-Magazin dienten, den Altgläubigen zum ſtillen Gottesdienſte ließ, war in den Augen mancher Himmelsſtürmer ſchon eine weitgehende Inkonſequenz, zu entſchuldigen nur etwa durch den Konvents-Beſchluß vom 7. Mai 1794: „Der Konvent beſchließt, daß es ein höchſtes Weſen und eine Unſterblichkeit der Seele giebt.“ Wer aber ſeine Zuſtimmung zu dieſem Beſchluſſe in irgend einer religiöſen Form des ancien régime auszudrücken wünſchte, der wurde nicht mehr mit den Glocken dazu eingeladen. Sie gehörten wie alles ehemalige Herren- und Kirchengut dem „Volke“, und wenn ſie ihre eherne Stimme erhoben, ſo galt es irgend einer „nationalen“ oder doch wenigſtens „humanen“ Feier. Zu ſolchen Feſten aber waren die Gründe ſo billig wie Brombeeren, und beſonders in den „neuerworbenen Grenzgebieten“ am Rhein kam ihnen ein ureingeborenes Geſchick für bunten Maskenſcherz verſtändnisvoll entgegen. Die Republik hatte den althergebrachten Mummenſchanz vom Karnevals-Sonntag bis Aſchermittwoch früh verboten; der unzerſtörbare karnevalliſtiſche Geiſt der „kölſchen Hänneschen“ aber rächte ſich, indem er nun alle Faſtnachtseinfälle der Pariſer Volksbeglücker aufs wunderlichſte nachſchuf und ſozuſagen den Karneval über das ganze Jahr verteilte.

Diesmal galt es einem der ſtaatlich vorgeſchriebenen Feiertage: Feſt der Landleute, Feſt der Greiſe, Feſt der Hinrichtung von Ludwig Capet und wie ſie heißen. Die Bonner Jakobiner, denen der 22. September — das republikaniſche Neujahrsfeſt — heuer verregnet war, fühlten das dringende Bedürfnis, die Sache nachzuholen, und die letzten Tage des Vendémiaire hatten gleich drei „Anläſſe“ gebracht. Erſtens hatte der General Maſſéna in der Schweiz ein ruſſiſches Heer, faſt ein Drittel ſo ſtark wie das ſeine, zurückgeſchlagen. Zweitens hatte das engliſche Landungskorps darauf verzichtet, ſich in Holland oder vielmehr der „Bataviſchen Republik“ für ſeine Verbündeten den Schnupfen zu holen, nachdem der engliſche Sonderzweck: die Wegkaperung der weiland holländiſchen Flotte, ja geglückt war. Und drittens war der große Freiheitsbaum auf dem Bonner Marktplatz wieder einmal umgefallen. Freiheitsbäume waren das unerläßlichſte Requiſit der neuen Weltordnung; leider litten ſie ſehr unter der Anfechtung der „Ariſtokraten“ und der „Maſſe“, zwiſchen denen in den ehemaligen Reſidenzſtädten die bürgerlichen Freiheitsfreunde nur eine ganz dünne Iſolierſchicht vorſtellten. Mochte man den Baum wirklich einpflanzen oder einfach mit dem zugeſpitzten Ende einrammen, — allemal lag er über kurz oder lang eines Morgens umgeſägt am Boden, und neben ihm als einzige Viſitenkarte der Thäter irgend eines jener „Patente“, Zeitungsblätter und Dankſchreiben im Namen des verbannten Kurfürſten, wie ſie gedruckt in Quartformat immer wieder an Thoren und Straßenecken hingen; niemand wußte, woher ſie kamen und wer ſie dort aufgehangen. Alsdann mußte die Gemeindeobrigkeit das geſtürzte Wahrzeichen der Freiheit durch ein neues erſetzen, mit üblichem „Feſtkultus“, Feſtball und ſonſtigen Feierlichkeiten auf Gemeindekoſten.

Digitized by Google

Unmittelbar vor dem Schauspiel war diesmal noch ein sehr wichtiges Rollenfach neu besetzt worden. Der bisherige Militär-Kommandant des Bonner Kantons hatte mit einem Teile seiner Truppen urplötzlich nach der Schweiz abrücken müssen, und als sein Nachfolger war am 1. Brumaire ein junger Husaren-Oberst eingerückt, über dessen Persönlichkeit und Gesinnungen man sich wunderliche Dinge erzählte. Es war ein Ereignis, welches die Municipalität von Amtswegen „freudig" zu begrüßen hatte, denn es ging ja von oben aus. Aber recht wohl war ihr dabei nicht.

Eine seltsame und sehr gemischte Gesellschaft war's, die sich da in der zum „Dekadentempel" umgewandelten kurfürstlichen Schloßkirche zum „republikanischen Kultus" vereinte, und sehr wunderlich war auch die Ausstattung des Raumes. Die obrigkeitlichen Bilderstürmer in den ersten, tollsten Jahren nach 1794 hatten eifrig gearbeitet, aber doch nicht ganz gründlich. Hier und dort an Decken und Wänden zeugte ein verstümmeltes Kunstwerk, eine ungenügend übertünchte Inschrift von der früheren Zugehörigkeit der Kirche. Auf der obersten Platte eines großen Altars aber standen die „Genien" oder „Göttinnen" des Vaterlandes, der Gleichheit, der Tugend schlechthin und einiger Sondertugenden. Sie stammten sichtlich alle aus einer Familie, in der es merkwürdig steif herzugehen pflegte; selbst der farbige Wiederschein der halbzertrümmerten bunten Glasfenster vermochte ihren Gipskörpern keinen Schein des Lebens zu geben. Den obersten Platz in diesem improvisierten Olymp nahm auffallenderweise ein leerer Sessel ein, mit rotem Sammetbezug und dem nur halb ausgekratzten goldenen Namenszug des Kurfürsten Max Franz auf der Lehne. Bei früheren Festen hatte auf ihm die Göttin der Vernunft gesessen. Heute aber war sie verhindert, weil sie seit einem halben Monat als Rekrut bei einem Infanterie-Regiment in Aachen stand; — sie war nämlich „eigentlich" ein wohlgewachsener Schulmeisterssohn, der sich mangels einer geeigneten weiblichen Vernunft in das „antike" Gewand der Göttin stecken ließ, um ein paar Franks zu verdienen.

Die Gemeinde oder das Publikum mochte etwa neunzig Köpfe zählen. Es waren etliche zugezogene Franzosen mit ihren Frauen darunter, Beamte und Krämer, sodann einige Dutzend einheimische Lieferanten, Lehrer und so weiter, die es aus finanziellen Gründen mit der Obrigkeit halten mußten, die Gewalt über sie hatte; und endlich ein Rest ehrlicher Parteigenossen und solcher, die an ihrem Teil wirklich der Revolution Befreiung aus unwürdigen Verhältnissen verdankten und es ehrlich bezeugten. Von den Mädchen und jüngern Frauen hatten einige die Gunst des Wetters wahrgenommen, um sich noch einmal öffentlich in der „griechischen" Tracht zu zeigen, die seit drei Jahren in Paris und also auch schon in Bonn Mode war; der gelehrte Maler David hatte sie mit Beihilfe einiger noch gelehrterer Archäologen und Schneider erfunden, nur leider ohne die gehörige Rücksicht auf das nordische Klima. Im übrigen herrschte ein buntes Durcheinander von Moden der letzten zehn Jahre; — der kleinbürgerliche Sinn trennte sich unlieb sowohl vom alten Schnitt als von der alten Sitte, zudem war das Geld knapp, und man mußte froh sein, wenn man noch einen guten alten Rock aufzutragen hatte. Einige waren anscheinend bereits nicht mehr so glücklich, und es fehlte nicht an Erscheinungen von jener schäbigen Eleganz, die das Loch im Rock und die defekte Wäsche hinter allerlei billigem Flitterkram zu verbergen sucht. Alle aber trugen sie die dreifarbige Kokarde, die Männer im Knopf-

loch oder am Hut und die Frauen an der linken Schulter, und geradezu verschwenderisch war die Tricolore im Kostüm der eigentlichen Acteurs vertreten, der „Municipalität", welche gleichsam als Priester vor dem Altar des Vaterlandes herumstanden. Es waren sieben Bürger in Kniehosen und blauen Fräcken mit weiß und rotem Kragen; um den Bauch hatten sie eine ungeheure blau-weiß-rote Schärpe geschlungen, und von ihren Dreimastern nickten sehr lange Straußenfedern, blau, weiß und rot, über die Kokarde herunter. Es war nicht möglich, die Amtswürde dieser Männer zu verkennen. Dazu aber trugen sie widerspruchsvollerweise porzellanknöpfige Galanteriedegen aus der Hinterlassenschaft Serenissimi.

Häuptling und Sprecher dieses Siebengestirns war ein ehemaliger Franziskanermönch namens Geich, ein kleiner und stark hinkender Mann. Mit großem Pathos verbreitete er sich über die Bedeutung der heutigen Feier. Es schien ihm aber fast ängstlich zu Mute zu sein; öfter als sonst wischte er sich mit dem riesigen rotwollenen Taschentuch über die Stirn, hüstelte, nahm eine Prise aus der noch ganz klösterlich anmutenden Horndose und schielte zwischendurch nach rechts, wo auf einer niedrigen Estrade der neue Kommandant, Oberst Roland Martin, mit seinem Stabe der „Feier" beiwohnte.

Aber nicht bloß den Redner selbst schien die hohe jugendlich kraftvolle Erscheinung im goldverschnürten roten Dolman mehr zu fesseln als die Rede. Der Bürger Manasse, ein durchaus ehrwürdiger Patriarch mit langem Graubart, betrachtete die Züge des Obersten aufmerksam, und noch lebhafter sprachen die schwarzen Augen seiner Tochter Judith, die neben ihm zu äußerst in der ersten Reihe des Publikums stand. Ihr zumal kam die neue Mode zu statten; in dem ärmellosen, hochgegürteten weißen Kostüm erschien sie durchaus als Abbild jener schönen Heldin ihres Volkes, deren Namen sie trug, und aufmerksamster Gegenblicke würdig. Aber der gleichmäßig ruhige, fast schwermütige Ausdruck im Profil des Obersten ließ leider nicht erkennen, ob er überhaupt etwas von den Blicken der schönen Bürgerin oder vom Geschwätz des Bürgers Geich empfand, das er mit soldatischer Artigkeit, die Hände leicht auf den Säbelkorb gestützt, über sich ergehen ließ. Am merkwürdigsten in seiner Erscheinung, weil am meisten widersprechend der Art so vieler Obersten und Generäle des Nationalheeres, war das völlige Fehlen von allem willkürlichen militärisch-theatralischem Flitterkram. Es war kein Goldfaden im Besatz seiner knappen Uniform anders oder mehr als es eben die Tracht dieser Waffe vorschrieb. Die Reiherfeder auf der hohen wunderlichen Kegelmütze gehörte zur Uniform des Husaren, und beinah auch der kräftige Schnurrbart, lichtbraun wie das kurze, natürlich gekrauste Haupthaar. Er trug keinen erpreßten „Ehrensäbel" und keine vergoldeten pfundschweren Sporen, und wenn man durchaus einen persönlichen Schmuck an ihm finden wollte, mußte man dafür schon die mächtige Hiebnarbe nehmen, die sich vom Scheitel schräg über die Stirn zog.

Nachdem der Bürger Geich ausgeredet hatte, nahm er eine Doppelprise, handhabte sein Taschentuch und sagte dann in minder pathetischem Tone, geschäftsmäßig näselnd: „Die neuesten amtlichen Bekanntmachungen sind schon gestern bei der regelmäßigen Dekadenfeier verlesen worden. Es erübrigt noch, daß wir Direktoren nach Anordnung der Bürger, wie bei jedem republikanischen Feste den Eid wiederholen, der

Digitized by Google

die wahren Gefühle aller Bürger und Bürgerinnen gegen die Tyrannen ausdrückt.“ Er entfaltete einen ſchon ſtark abgenutzten bedruckten Bogen Papier, verlas auf franzöſiſch, ſtockend und mit furchtbarer Ausſprache, erſt die Gründe und dann das Dekret vom „ewigen Haſſe gegen das Königtum“, und „alle Bürger und Bürgerinnen“ antworteten im Chor: „Je le jure!“ Nur einer von den beſchärpten Gemeinderäten, der mit ſeinen Gedanken wohl weit weg war, ſagte thörichterweiſe „Jawohl!“ verbeſſerte ſich aber ſogleich um ſo nachdrücklicher. Damit war der erſte Akt der Feier zu Ende; es folgte ſogleich der zweite: Feſtzug und Baumpflanzung. Den dritten: „Réunion“ und Ball, brachte erſt der Abend, indes hatte bisher ſchon der Feſtzug auf ihn vorbereitet, da man gewohnt war, paarweis zu marſchieren, je ein Bürger und, ſo weit der Vorrat reichte, eine Bürgerin, alſo daß es einer fröhlichen Karnevals-Polonaiſe ähnlich ſah. Daß das Offizierkorps dabei den Vortanz hatte, entſprach der patriotiſchen Geſinnung der Bürgerinnen. Die ſchöne Judith war zugleich mit ihrem „je le jure“! unmerklich einen Schritt näher an den Oberſt Martin getreten. Dieſer aber ſchien es nicht zu verſtehen. Er wandte ſich, etwas verwundert lächelnd, zu ſeinem rangnächſten Nachbarn, einem ältlichen, dicken, faſt ſtutzerhaft ausgeputzten Infanteriemajor, der eben im Begriff ſtand, eine hübſche Steuereinnehmerstochter zu „engagieren“, und ſagte auf franzöſiſch, im höflich erinnernden Tone des Vorgeſetzten: „Ich denke, wir bleiben zuſammen, Major“. Der Major ſalutierte, ſichtlich verblüfft, und ließ ſeine Dame ſtehen. Der Oberſt verneigte ſich artig gegen die ſieben Gemeinderäte und fuhr fort: „Es iſt ein Feſt der Gemeinde; Sie haben den Vortritt, Bürger.“ Darauf nickten und flirrten die einundzwanzig Straußfedern faſt fluchtartig zwiſchen den beiden Zuſchauerreihen dem Portal zu und eröffneten ohne weibliches Geleit den Zug; an der Spitze hinkte der kleine Sprecher neben dem „Stadtkämmerer“ Eichel, einem langen und weitausſchreitenden früheren Hofkoch des Kurfürſten. Das Volk von Bonn, welches draußen trotz allem Parteihaß in großer Menge mit der unverwüſtlichen Schauluſt des Rheinſtanken Spalier bildete, war grauſam genug, über den ungleichen Schritt der beiden zu ſpotten.

Der Oberſt Martin hatte ein Weilchen gezögert, um der ſchönen Judith und ihrem Vater, als den nächſten, den Vortritt zu laſſen. Da ſie aber mit einer faſt hochmütigen Bewegung ablehnte, ſchritt er an der Spitze ſeiner Offiziere durch die Gaſſe der Feſtgenoſſen, die ſich hinterher allmählich zum Reihenpaar ordneten und nachtrabten.

II.

Der Bürger Manaſſe war im Dekadentempel zurückgeblieben. Seiner Tochter war es nicht unlieb, daß der Vater ſich ſo ganz in ſeine Gedanken vertiefte und den Anſchluß an die Feſtkolonne verſäumte. Wenn ſie nicht an der Spitze gehen ſollte, ſo wollte ſie auch nicht in der Herde mitlaufen. Schließlich faßte ſie doch leiſe mahnend ſeine Hand, mit jener kindlichen Unterwürfigkeit, die ihr durch Religion und Erziehung von klein auf eingeprägt war. Der Alte nickte ihr freundlich zu und ſchritt ihr langſam voraus.

Nach einigen Schritten flüſterte Judith plötzlich: „Er hat ja ſeine ganz beſondern neuen Moden, der Herr Oberſt.“

Nur das Bruchſtück eines Selbſtgeſprächs war's, unwillkürlich halblaut geworden, aber es ſchien ſich in die Gedanken des Alten einzufügen. Er blieb ſtehen, blickte ſeiner Tochter ins Geſicht und dann lächelnd an ihrem Anzug auf und ab, als ſähe er ihn zum erſtenmal. „Nu, — Neue Moden?“ ſagte er.

Judith verſtand die Anſpiegelung, ſie errötete jäh. „Der Vater hat es doch auch gelobt,“ verſetzte ſie ſchüchtern, und er hat geſagt, hier dürft' ich es auch tragen . . .“

Der Alte nickte. „Nu, warum ſollſt du es nicht? Es iſt kein Gottesdienſt, es iſt nicht wie in der Synagoge, und es iſt auch nicht, wie es die Katholiſchen haben im Münſter und es iſt nicht wie bei den Reformierten drüben in Oberkaſſel. Es iſt eine Komödie. Warum ſollen wir nicht hineingehen, wenn es die Obrigkeit gern ſieht? Bin ich doch auch vor ſechs Jahren als Hofjude mitgegangen ins Hoftheater, wenn der Kurfürſt bös war über die vielen leeren Plätze. Nu, und warum ſoll die Judith ſich dabei nicht tragen wie die Damen in Paris, wenn ſie's Kleid hat? Es iſt die neue Mode, ſie wird ſchnell werden alt; es iſt nichts beſſer, als daß man es aufträgt, ehe es alt wird. Und warum ſoll ein junger Herr ſich nicht beizeiten richten nach der neuen Mode im Staat, wenn er meint, daß es bald aus iſt mit der alten? Laß dir ſagen, Judith: es ſind viele wunderlich in die Höhe gekommen in dieſen wilden Zeiten, — der Manaſſe iſt auch in die Höhe gekommen, der Allmächtige hat ihn geſegnet; und es ſind viele heruntergekommen, ſie ſind arm und haben Angſt, wenn es wieder kalt wird. Ich will, daß mein Kind ſich noch beſſer umhört nach mehr armen Leuten, die nichts haben anzuziehen nach der neuen Mode und nichts nach der alten. Ich will nicht, daß ſie hinter mir her murmeln und ſprechen, wenn wieder eine neue Mode im Staat kommt: Er war ein armer Jud vor der tollen Zeit und iſt in ihr geworden ein reicher Staatsbürger, und wir hatten genug und haben nichts, und er hat uns vergeſſen in unſrer Armut. Thue Gutes, Kind, und vergiß, wem du's gethan haſt, daß dir der Herr nicht zürne um deines Geizes willen, und dir Haß erwecke unter den Leuten und dir dein Erbteil nehme.“

Judith neigte gehorſam ihr Haupt, dann aber blickte ſie den Vater ſchmeichelnd-neugierig an. „Der Vater weiß mehr als er ſagt,“ begann ſie zögernd, „er wird auch mehr wiſſen, als der Bürger Eichel heut früh geſagt hat.“

„Was hat er geſagt, der Eichel?“

„Er ſagt, der Oberſt Martin ſei ein guter Freund von dem General Bonaparte. Deshalb hätten ſie ihn hierher verſchickt. Denn ſie hätten Angſt, die Herren in Paris, daß der Bonaparte bald aus Ägypten wiederkommt. Und dann ſagte er, den Oberſt kenne er ſchon von früher, und der Vater werde ihn wohl auch kennen.“

Der Alte blickte überraſcht, faſt ängſtlich auf. Er faßte ſich aber raſch. „Er iſt klug, der Eichel,“ ſagte er bedächtig, „aber er iſt doch nicht ganz klug. Er iſt ſchlauer als die andern im Gemeinderat, er könnte der Erſte ſein, aber er ſchiebt den Hanswurſt vor, den Geich, und ſpart ſein auf. Aber was will er wiſſen, ob ich den Oberſt kenne, ehe er weiß, ob der Oberſt es wiſſen will? Und was redet er davon, ob die Regierung Angſt hat vor dem Bonaparte, ehe er weiß, ob er kommt?“

Digitized by Google

„Kommt er denn wirklich?“ fragte Judith möglichſt harmlos. Der Vater ſtreichelte ironiſch lächelnd ihre Wangen. „Was hab' ich ein kluges Kind! Wenn der Oberſt einer von ſeinen Leuten iſt, kannſt du ihn ja fragen, ob er kommt,“ ſagte er und öffnete den Thürflügel. „Wirſt du ihm doch reichen die Bürgerkrone und neben ihm ſitzen heut abend auf dem Ball.“

Judith errötete ſchmollend. An der nächſten Straßenecke hemmte ſie verwundert den Schritt: „Gehen wir denn nicht den andern nach, auf den Markt?“

„Wozu?“ antwortete der Alte kurz und ſchritt weiter. „Wir gehen nach Haus, ich hab' ein Geſchäft zu bereden mit dem Stadtkämmerer, mit dem Eichel. Und auf zwei Uhr ſind wir, wie du wohl weißt, zum Eſſen eingeladen bei unſerm Nachbar Levi.“

Vom Markt herüber ſcholl Trommelwirbel und lautes Rufen: „Vive la république! Vive la liberté!“ und dann die ſchmetternde Blechmuſik des Militärs, welche den neu errichteten Baum mit der Marſeillaiſe begrüßte. Unwillkürlich ergänzte ſich Judith die Klänge zum oft erlebten Schauſpiel. Jetzt umwandelten Magiſtrat und Offizierkorps inmitten des ſalutierenden Karrees entblößten Hauptes den Baum, ſtreuten Erde auf ſeine „Wurzeln“ und beſprengten ſie mit Wein. Sehr viele Freiheitsbäume waren in dieſer Weiſe ſchon während fünf Jahren in Bonn „gepflanzt“ worden — ein gut Teil vom Fichtenbeſtand des Kreuzbergs, — und der Bürger Manaſſe hatte ſtets ſogut mitgepflanzt. Verwundert und bewundernd blickte Judith ihren Vater von der Seite an. „Er weiß doch viel,“ dachte ſie, „er giebt nicht mehr ſo viel auf den Geich und die andern Klubbiſten. Er muß etwas ganz neues aus Paris wiſſen.“ Aber ſie ſprach es nicht laut. Schweigend ſchritten ſie der Judengaſſe zu, unbehelligt zwiſchen Bürgern und geringen Leuten, die mit dem Vorurteil gegen ihr Volk nicht ſo raſch gebrochen hatten wie die Republik. Als unſichtbarer Geleiter ſchritt neben ihnen der Ruf von Manaſſes ſtillen und parteiloſen Wohlthaten an der Armut, — und wie viel Armut hatten der Wegzug des Hofes, die ewigen Kriegslaſten, die entſetzliche Mißwirtſchaft der Republik hier geſchaffen! Nur Judiths Erſcheinung regte hier und da eine weibliche Zunge zu Bemerkungen an, in denen ſich ſittſame Entrüſtung und Neid üblich vermiſchten. Aber dagegen waren die reichen und ſchönen Verehrerinnen der „neuen Mode“ nachgerade abgehärtet, wie gegen den luſtigen Zuſchnitt des Koſtüms ſelber.

Das Haus Manaſſes war, wie die andern ſpitzgiebligen Häuſer der engen und abſchüſſigen Straße, von ſehr alter Bauart, dunkel und winklig. Judiths Freundinnen wußten viel von dem Reichtum zu erzählen, mit dem die Gemächer der Haustochter im zweiten Stock ausgeſtattet ſeien. Für ſich ſelber bedurfte und wünſchte der Bürger Manaſſe keinen Luxus. Sein Zimmer im Erdgeſchoß, mit dicken Eiſengittern vor den kleinſcheibigen Fenſtern, wies nur notwendige Möbel auf, verſchieden nach Stil und Herkunft und teilweiſe ſchon durch mehrere Menſchenalter abgenutzt. Sehr alt, von irgend einem Vorbeſitzer des Hauſes herrührend war auch das koſtbare Getäfel der Wände, mit eingelegten hebräiſchen Sprüchen; ſeine dunkle Farbe erhöhte noch den ſtrengen und faſt traurigen Eindruck des Zimmers. Es blieb bei alledem der vornehmſte Raum des Hauſes, mitgeadelt durch die Gebieterwürde ſeines Bewohners, welche ihm Überlieferung und Sitte bewahrten. In dieſer Würde hatte ſeit grauer Vorzeit der jüdiſche Hausvater, auf ſeinen Erwerbsgängen draußen in der Welt ein mißachteter

Fremdling ohne Bürgerrecht und Sicherheit, daheim Ersatz und Lebensfreude gefunden. In seinem Hause war er König. Auch die schöne Tochter Manasses wandelte sich mit dem Eintritt über die Schwelle ihres Vaters in die erste Dienerin. Sie rückte ihm den Sessel an den Tisch, auf dem eine ältliche Magd in einfachem dunklen Kleide das Frühstück bereit gestellt hatte, schob ihm die Fußbank zurecht, schenkte ihm von den dunklen, süßen Wein ein und reichte ihm das silberne Körbchen mit Backwerk. Dann stand sie dienstgewärtig neben ihm, wartete, bis eine Frage oder Bemerkung von ihm ihr selber zu sprechen erlaubte, und selbst der Ton ihrer Stimme klang gedämpfter und demütiger.

Nach einer Weile meldete die Magd den erwarteten Geschäftsbesuch. Der Bürger Eichel trat ein, noch in der ganzen Herrlichkeit seiner Amtsuniform mit Straußfederhut, Schärpe und Degen. Er begrüßte den Hausherrn mit republikanischem Handschlag und verbeugte sich vor Judith tief, den Hut unter dem Arm und die andre Hand vor der Herzgegend, wie er es in seinem frühern Beruf den Hofkavalieren abgelauert hatte. Dann brachte er, gleichfalls ganz im alten Stil, einige galante Sätze vor, wobei er ihre durch den halbdunklen Rahmen des Zimmers noch gehobene Schönheit mit einer fast zudringlichen Bewunderung betrachtete, so daß sie zugleich belustigt und befangen errötete. Er war groß und wohl gebaut, in den Bewegungen flink trotz seiner ansehnlichen Beleibtheit; seine Züge deuteten auf thätige und muntere Klugheit, aber auch auf eine starke Selbstgefälligkeit, und die großen fleischigen Hände waren durch ein Übermaß kostbarer Fingerringe entstellt.

Nachdem der Bürger Eichel endlich Platz genommen und sich umständlich für das von Judith gefüllte Glas Wein bedankt hatte, holte er aus dem Uniformfrack seine Geschäftsakten hervor. Judith wollte sich schweigend entfernen, aber ein Wink ihres Vaters hielt sie zurück. „Setz dich zu uns, mein Kind," sagte er. „Ihr werdet nichts dagegen haben, Bürger Stadtkämmerer, daß meine Tochter teilnimmt an unserm Geschäft. Sie hat von mir genug gelernt, um folgen zu können, und sie wird es auch nicht ausschwätzen, was unter uns bleiben soll. Und sie ist meine einzige Erbin, ich bin ein alter Mann, es ist Zeit, daß sie lernt, wie man das Geschäft macht. Ist sie doch mündig seit einem Monat nach dem Gesetz, unter dem wir jetzt stehn." Der Bürger Stadtkämmerer verbarg seine Überraschung hinter einem verbindlich-zustimmenden Kompliment. Judith nahm befangen Platz und begann achtsam und schweigend der Verhandlung zu folgen. Sie konnte es mühelos, da der Vater ihre ererbte Neigung und Gewandtheit zu diesen Dingen unmerklich seit manchem Jahr ausgebildet hatte. Zur Beisitzerin bei einem „wirklichen" Geschäft hatte er sie freilich heute zuerst berufen. Das empfand sie mit freudigem Stolze, zumal sie bald erkannte, daß es sich um nichts Geringes handelte, und merkte auf, wie etwa ein junger Kavalier beim Duell von zwei erprobten Kämpen. Denn auch der ehemalige Hofkoch war als Partner oder Gegner nicht zu verachten, — eines von jenen bürgerlichen Verwaltungstalenten, denen die Revolution erst die Bahn zu ihrem wahren Beruf erschlossen hatte. Zielbewußt überließ er es seinen gleich eitlen, aber minder schlauen Freunden, sich an leitender Stelle vorzeitig abzunutzen, während er selbst sich als wirklicher Geschäftsführer der Stadt zugleich nützlich und unentbehrlich machte. Dabei kam ihm zu statten, daß er sich bei seinen früheren alljährlichen Studienreisen

auf kurfürstliche Kosten in Paris eine genauere Kenntnis französischer Art und Sprache und auch allerhand kleine freundschaftliche Verbindungen erworben hatte. Schwierig genug blieb auch so sein Amt als Rendant oder, wie er es lieber im altfränkischen Hofdeutsch nannte, Kämmerer der Stadt. Denn die militärischen und bürgerlichen Erpresser, die einander mit verwirrender Schnelle in der Regierung der Republik ablösten, benutzten die Selbstverwaltung der Gemeinden nur als Handhabe zum bequemern Ausdrücken des Schwammes. Die Munizipalität haftete für rechtzeitiges Einlaufen der ins Ungeheuere wachsenden Abgaben und der nicht minder drückenden „Nebenbezüge" in einer Staatsverwaltung, bei der alles hohle Pfötchen machte. Sie konnte sich nur helfen, indem sie ein Stück Gemeindebesitz nach dem andern zu jedem Preis verkaufte oder verpfändete. Es war eine goldene Zeit für kluge Spekulanten. Der Bürger Manasse verwahrte in seinem Geldschranke schon eine hübsche Anzahl auf solchem Wege erworbener Besitztitel und fügte ihnen heute einige neue hinzu. Seine Tochter aber verzog doch staunend die Brauen über den Gegenwert für die viertausend Franks in bar und guten Wechseln, mit denen der Vater diesmal das städtische Schifflein flott gemacht hatte; denn dieser Kaufpreis bestand, unter ausdrücklicher Genehmigung des Directoires, in einigen seit Jahren unbenutzten Kapellen und Privatkirchen, zum Teil auf dem Lande, die der Stadt bei der Konfiskation von Gütern der toten Hand und der ausgewanderten Aristokraten zugefallen waren.

Auch dem Stadtkämmerer kam die Sache anscheinend etwas wunderlich vor. Nachdem das Geschäft abgeschlossen war, lehnte er sich lächelnd im Stuhl zurück und sagte: „Ihr macht soweit einen guten Handel, Bürger. Allein aus dem Material könnt Ihr das Doppelte lösen, und die Bauplätze habt Ihr obendrein. Na, viel andres hat die Stadt nicht mehr zu veräußern, und das Geld mußte beschafft werden. Auch zeugt es von Euerm Vertrauen in dem Sieg der Freiheit, daß Ihr den Handel eingegangen seid. Denn wenn der Kurfürst wieder ans Regiment käme, könntet Ihr froh sein, wenn Ihr zu dem Geld und der Ware nicht noch ein Drittes verlöret. Aber auf Popularität scheint Ihr wenig zu geben. Wie ich unsre Bauern draußen am Vorgebirg kenne, werden sie Euch etwas andres als einen Triumphbogen bauen, wenn sie hören, daß just Ihr die Kirchen auf Abbruch gekauft habt."

Der Bürger Manasse nippte an seinem Wein, schmunzelte ironisch und sagte: „Auf den Abbruch habe ich sie auch nicht gekauft. Es wäre auch schade darum, denn es sind schöne Bauwerke, und die Leute, die sie gebaut haben, wollten dem Ewigen ein Haus bauen."

„Warum kauft Ihr sie denn?"

„Nu, warum? Um sie wieder zu verkaufen mit Nutzen, über kurz oder lang, an Leute, die sie können gebrauchen . . ."

„Wozu?"

„Nu, wozu sind sie gebaut?"

Auf diese kurzen Wechselreden folgte eine Weile völligen Schweigens. Judith betrachtete voll heimlicher Spannung die beiden Fechtmeister. Sie fühlte instinktiv, daß jetzt der Hauptgang beginne. Der Bürger Eichel spähte mit lauernder Neugier in das unverändert freundlich-gleichmütige Gesicht seines Wirtes. Dann griff er zerstreut nach der neuesten, gestrigen Nummer der einzigen Zeitung von Bonn, die

neben ihm auf dem Tisch des Bürgers Manasse lag, guckte flüchtig hinein und legte sie unwillkürlich lächelnd wieder hin; er wußte, daß die höchsten Ortes censierten „neusten Pariser Nachrichten" dieses vom Bürger Geich gezeichneten „Bonnischen Intelligenz-Wochenblatts" genau um drei Wochen zurücklagen. Endlich sagte er, so ganz leichthin und scheinbar unvermittelt:

„Es geht wunderlich zu. Erst vor drei Tagen seh' ich aus einem Brief von einem meiner Freunde in Paris, daß die Direktoren sich auch mit dem General Bernadotte überworfen und ihm das Kriegsministerium entzogen haben. Und derselbe Bürger Bernadotte soll doch den Oberst Martin und andre Kommandeurs an die Grenzen versetzt haben, weil sie ihm zu viel mit dem Bürger Lucian Bonaparte und im Salon von dessen Schwägerin verkehrten. Nun soll er den Direktoren selber verdächtig sein, daß er mit Hilfe der Jacobiner nach der Diktatur strebt. Was soll man davon denken?"

Auf diese Frage kam keine Antwort; nur in irgend einem Nachbarhause rief ein Uhrkuckuck vernehmlich die zwölfte Stunde aus. Der Bürger Eichel machte eine Bewegung, als wolle er aufbrechen. Er besann sich aber eines andern. „Es ist ein ansehnlicher Offizier, der Oberst Martin," sagte er, „und der General Bonaparte soll große Stücke auf ihn halten. Sie sind ja ungefähr im selben Alter. Es heißt, der General hätte ihn auch gern mit nach Ägypten genommen, aber damals lag er krank, an einer schlecht geheilten Schußwunde vom italienischen Feldzug her, die ihm hinterher wieder aufgebrochen war. Der kann es noch zu etwas bringen. Na, wir beide, Bürger Manasse, kennen ihn ja schon von früher her."

„Wieso?" fragte der Bürger Manasse unschuldig.

Der Bürger Eichel blickte unschlüssig auf Judith.

„Erzählt nur," sagte der Bürger Manasse. „Es wird ja nichts Unanständiges dabei sein."

Der Bürger Eichel, der mit seiner Geduld zu Ende war, lachte gezwungen. „Was denkt Ihr? Es kommt zwar ein Scharfrichter darin vor. Aber die Bürgerin ist ja wohl frei von veralteten Vorurteilen."

III.

Der Bürger Manasse ließ den Seitenhieb einstweilen unquittiert. „Judith," sagte er, „schenk unserm Gast ein. Von was für einem Scharfrichter ist denn die Rede, Bürger Stadtkämmerer?"

„Von dem unsern natürlich, — ich meine von dem frühern kurkölnischen," verbesserte sich der ehemalige Hofkoch verdrießlich. „Von dem alten Wasenmeister Niklas Fischer, der draußen im Busch vor dem Vennsberg auf der Fronerei saß. Ihr werdet besser Bescheid darum wissen als ich."

Der Bürger Manasse nickte gleichmütig. „Hab' ich ihm doch manches Jahr die Knochen von dem gefallenen Vieh abgekauft für die kölnischen Knopfdrechsler. Nu, warum nicht? Sie waren gereinigt, es war ein reines Geschäft, und es war ein

guter, alter Mann. Es hat mir leid gethan, daß er sterben mußte in der Armut. Er hat Unglück gehabt mit den allgemeinen Menschenrechten."

„Jawohl," bestätigte der Bürger Eichel, „als der General Marceau mit den Sansculotten hier einzog, vor fünf Jahren, das war sein Unglückstag. Seitdem war er ein ehrlicher Bürger, aber die Fronerei wurde als kurfürstliches Gut eingezogen — jetzt hat unser Stadtschreiber Lucheſi dort sein Wesen — und sein Privilegium erlosch wie alle andern. Einstweilen durfte jeder sein krankes Vieh selber töten und verwerten, und als man sah, daß das doch nicht so weiter ging, stellte der Konvents-Kommissar ein paar französische Militärsträflinge dafür an. Der Meister Niklas behielt nichts als die bürgerlichen Ehrenrechte, mit denen er bei seinem hohen Alter nichts anzufangen wußte, und so wurd' er ein Bummler, brachte seine paar Sparthaler durch und ist im Armenspital gestorben. Für ihn war's, wie Ihr sagt, ein Unglück, daß ihm die Revolution die allgemeinen Menschenrechte gab."

„Weil er zuvor ein Privilegierter war," ergänzte der Bürger Manasse. „Ein unehrliches Privileg ist manchmal einträglicher als ein Geschäft in Ehren, aber es ist nichts Sicheres. Ihr werdet darin besser Bescheid wissen als ich, aus der Zeit, als Ihr noch bei Hofe dientet."

Der Bürger Stadtkämmerer schluckte etwas herunter und fuhr dann fort: „Das Armenspital gehörte damals, vor zwei Jahren, schon zu meinem Ressort, wie Ihr wißt, und so besuchte ich die Leutchen manchmal, schickte ihnen auch manchmal einen guten Bissen oder ein paar Flaschen Roten aus meinem Speisehaus in der Josephstraße, das ich damals noch betrieb, und erzählte mir etwas mit ihnen; denn das thut solchen Alten oft besser als alle Arznei. Und da hat mir der Meister Niklas in seinem Kämmerlein — er lag schon auf seinem letzten Krankenbett — eines Tages eine ganze Mordgeschichte erzählt: Ihr, Bürger Manasse, hättet ihn eines Abends im November 1792, als der Kurfürst zum erstenmal ins Exil gegangen war, herbeigerufen, weil auf dem schmalen Weg von Kessenich nach Poppelsdorf, draußen im Busch, just auf halbem Wege zwischen der Fronerei und der Sternenburg, ein junger Jäger von Räubern todwund geschlagen liege. Darauf habe er mit seinem Schinderknecht den jungen Mann auf die Fronerei geholt und ihn dort verpflegt, auf Eure Bitten und Kosten. Ihr hättet ihm ein schön Stück Geld gegeben, zugleich aber ausbedungen, daß er niemand etwas von der Sache verrate, auch dem Kranken Euren Namen nicht nenne. Der Kranke aber, der mit Namen Martin hieß, sei, als er nach vier Wochen notdürftig genesen war, eines Nachts verschwunden, und er habe ihn nie wieder gesehen. Und nun kommt derselbe junge Mann, der zuvor ein Jagdjunker bei dem kurfürstlichen Oberfalkenmeister, dem Freiherrn Lothar von Rott auf Schloß Herzogsfreude war, als ein französischer Husarenoberst wieder nach Bonn."

„Das letztere ist mehr, als der Meister Niklas wissen und Euch erzählen konnte," erwiderte der Bürger Manasse mit unerschütterlicher Ruhe, während ihn seine Tochter ängstlich fragend anstarrte. „Im übrigen stimmt es so ziemlich. Es ist gewesen am 15. November 1792, die Judith war noch ein Kind von vierzehn Jahren; sie war eben genesen von einer schweren Krankheit, und ihre Mutter lag seit zwei Jahren auf unserm guten Ort, dem Godesberg. Ich hatte ein gutes Geschäft gemacht mit dem

Meister Niklas wegen Häuten von Ochsen und Pferden für eine Lieferung an die Kaiserlichen, die damals in Bonn lagen; der Kurfürst war schon über den Rhein geflüchtet in sein Herzogtum Westfalen, und Ihr waret auch mit, um ihm zu kochen sein Essen. Es war ein Rüsttag, ich hatte mich gesputet, daß ich das Geschäft machte, ehe die drei ersten Sterne am Himmel standen. Als ich aber durch das Gehölz ging —. damals war ja die neue Promenade noch nicht, die hat der Kurfürst erst anno 1793 angelegt — und als ich mir es so bedachte, daß ich noch eben vor dem Sabbath endlich wieder ein gutes Geschäft gemacht hatte, und wie ich nun bald zu Haus sein würde und meines Kindes Gesicht wieder frisch und blühend sehen, dem der Todesengel so nahe vorübergegangen, da überkam mich die Freude wie eine Ohnmacht, und ich setzte mich auf einen Baumstumpf hinter zwei Büschen und ruhte ein wenig aus. Da sah ich auf dem Weg einen jungen Burschen kommen in Jägertracht, der ging auf und ab, als ob er jemand erwarte; als er sich aber zum drittenmal umwandte, waren da zwei Kerle in roten Mänteln, wie sie die kaiserlichen Panduren trugen, die damals im Schloß zu Poppelsdorf lagen, die sprangen auf ihn. Sie hatten ihre krummen Säbel; er hatte nur einen Hirschfänger, alsbald sank er hin, mit einem lauten Schrei. Da schrie ich auch aus meinem Versteck, so laut ich konnte: „Vive la république! A bas les aristocrates!“ Es war das erste Mal, daß ich das rief, aber ich muß es gerufen haben sehr laut, denn sie rissen aus und liefen was sie konnten, obzwar doch die Franzosen damals erst bis in die Eifel streiften. Dann wagte ich mich an den Gefallenen, und da ich sah, daß noch Leben in ihm war, verband ich ihm mit meinem Halstuch die Wunde an der Stirn, so gut es ging, und lief zurück nach der Fronerei zum Meister Niklas, und das übrige habt Ihr schon erzählt. Er verstand sich, wie Ihr wohl wißt, auf die Wundarznei nicht schlechter als andre Scharfrichter und Wasenmeister, und sonst wäre auch nah und fern kein Chirurg zu finden gewesen als bei den kaiserlichen Regimentern. Weil aber die Kaiserlichen dazumal Herren im Land waren und ich ein Geschäft für sie hatte, gebot ich dem Meister Niklas Heimlichkeit und verschwieg ihm, was ich gesehen hatte, daß es waren Panduren.“

Während dieses Berichtes hatte sich die Angst in Judiths Blicken zu Thränen der Rührung gelöst. Der Bürger Eichel aber lächelte bedenklich und sagte: „Ihr habt es Euch ein gutes Stück Geld kosten lassen, Bürger Manasse. Und der junge Mann war Euch doch ganz fremd, wie es scheint.“

„Ganz fremd,“ bestätigte der Bürger Manasse. „Ich wußte nur, daß er mit Namen Martin hieß und bis vor kurzem in Diensten bei dem Herrn Oberfalkenmeister, dem Baron Lothar von Rott, auf Herzogsfreude gewesen war; dorthin war er, wenn mir recht ist, etliche Monate zuvor von Koblenz gekommen, wo er bis dahin dem Kurfürsten von Trier gedient hatte. Aber wie ich Euch schon sagte, ich war so voll Dankes über mein Geschick gewesen, daß es mich fast übermannte. Da ich nun just im selben Augenblick den fremden Jüngling erliegen sah, glaubte ich das Dankopfer zu erkennen, das dem Ewigen angenehm sei, und that für ihn, was er brauchte und was ich konnte unbeschadet der Sicherheit meines Hauses.“

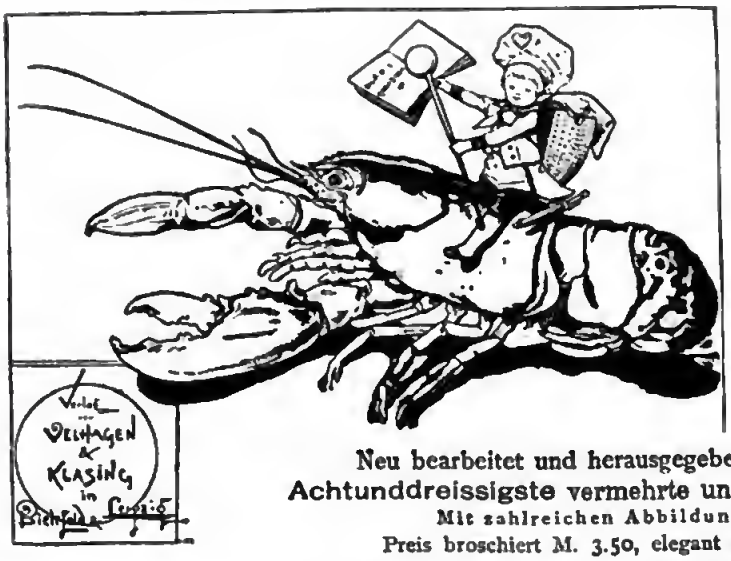
Den letzten Satz hatte der Bürger Manasse zu Judith gewandt und fast mehr für sie gesprochen. Der Bürger Eichel wiegte sinnend und noch immer zweifelsüchtig

20 Lieferungen zu 50 Pf.

100 Kartenseiten 10 Mark

Velhagen & Klasings Neuer Volks- u. Familien-Atlas

1. Lief. 50 Pf.



Für sparsame Hausfrauen:

Davidis-Holle

Praktisches

Kochbuch.

Neu bearbeitet und herausgegeben von **Luise Holle.**
Achtunddreissigste vermehrte und verbesserte Auflage.
Mit zahlreichen Abbildungen im Text.
Preis broschiert M. 3.50, elegant gebunden M. 4.50.

Der Wert eines guten Kochbuches

ist für jede Haushaltung, sei dieselbe gross oder klein, sparsam oder reich eingerichtet, gleichbedeutend, das Kochbuch ist heutzutage kein Luxusartikel mehr, sondern das unentbehrlichste Küchengerät zur Führung eines nahrhaften und wohlschmeckenden und — was besonders wichtig — zugleich sparsamen Tisches. Ein gutes Kochbuch ersetzt der angehenden Hausfrau die Erfahrung vieljähriger Übung, der bereits geübten gibt es stets neue Anregung und wertvolle Winke, in allen Fällen dient es zur Erleichterung, Vereinfachung und Veredelung der Kochkunst.

Davidis-Holles Kochbuch, das schon zum 38. Male in neuer verbesserter Auflage erscheint, vereinigt in vollendeter Weise alle Vorzüge, die zu einem guten Kochbuche gehören. Dasselbe enthält über ***1900 zuverlässige und selbstgeprüfte Recepte*** und hat sich wie kein anderes den Ruf eines **Musterkochbuches** erworben; es sollte in keiner Küche fehlen.

Es dürfte demnach nicht leicht ein nützlicheres Geschenk für junge Frauen und Mädchen, nicht wohl eine zweckmässigere Anschaffung für das Hauswesen geben, als das Davidissche Kochbuch, das in jeder neuen Auflage auch in der äusseren Ausstattung, in Druck, Papier und Einband wesentlich bereichert und verschönert ist, so dass es sich als Geschenkwerk ganz besonders eignet.

Die Stütze der Hausfrau.

Ein Handbuch für junge Mädchen von **Conradine Stinde.**

Preis gebunden 5 M. 50 Pf.

Ein ausserordentlich praktisches Handbuch zur Erwerbung hauswirtschaftlicher Kenntnisse. Das Buch fängt vom Abc des Wirtschaftens an und verbreitet sich in der eingehendsten Weise über jede häusliche Thätigkeit und häusliche Kunst. Die Verfasserin sagt, es habe ihr Mitleid erregt, zu sehen, wie viele junge Mädchen ohne alle praktischen Kenntnisse in die Welt hinausgeschickt würden, ihr Brot als Stützen zu verdienen. Diesen will sie helfen, ihnen bis ins Kleinste genau sagen, was eine erfahrene Hausfrau einem jungen Neuling zu sagen hat. 42 Kapitel der Haushaltungskunde geben Bescheid über allerlei Punkte des Auftretens und Benehmens, sodann über die praktischen Gebiete des Zimmerreinigens, Tischdeckens, Servierens, Aufwaschens, Kochens, Einmachens, Einkaufens, Aufbewahrens, Waschens, der Kindererziehung etc. Das Buch ist in einem urwüchsigen, urgemütlichen Ton geschrieben, der sich einprägt wie ein persönlich gesprochenes Wort. Man hört ordentlich die Stimme der freundlichen, praktischen Holsteinerin, die diese Anweisungen gab.

Jedes junge Mädchen, ob sie Stütze einer fremden Hausfrau oder der eigenen Mutter ist oder werden soll, erhält mit diesem prächtig ausgestatteten Buche einen Schatz fürs Leben in die Hand.

Digitized by Google

Elfter Band. Nr. 11.

Velhagen & Klasings
ROMAN-BIBLIOTHEK

Brumaire

Roman

von Ernst Muellenbach

(Fortsetzung)

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing.

Wertvolle Romane.

Boy-Ed, Ida, Aus Einer Wiege.

Roman aus dem hanseatischen Familienleben. Ein starker Band von 412 Seiten. In elegantem Geschenkband 6 M.

Wie wenige andere deutsche Autoren weiss Frau Ida Boy-Ed die Leser mit persönlicher Anteilnahme an den Schicksalen ihrer Helden und Heldinnen zu erfüllen; in diesem Roman ganz besonders für die schöne, geistig starke Lydia und die liebenswürdige sanfte Malve und beider Herzenskämpfe. Der Roman spielt in einer unserer grossen Hansastädte, in den Kreisen des alten Patriciertums — ein Milieu, das Frau Boy-Ed genau kennt und überaus anschaulich wiederzuspiegeln weiss. Man fühlt stets: sie zeichnet wirklich getreu nach der Natur

von Berlepsch, G., Fortunats Roman.

Ein starker Band von 258 Seiten. In elegantem Geschenkband 5 M

In das gemütliche Wien, in ein altes gutes Zinshaus, abseits von der grossen Heerstrasse der modernen Ringe, führt uns die Verfasserin, um ein Stück intimen Wiener Lebens in köstlich gezeichneten, oft fein humoristisch gefärbten Zügen vor uns zu entrollen. Die Erzählung ist ein kleines Meisterwerk, in allen Einzelheiten anmutsvoll, reich an treffend charakterisierten Gestalten aus den verschiedensten Sphären der Kaiserstadt an der schönen blauen Donau. Ein duftiger Hauch echter Poesie ruht auf dem Ganzen.

Voss, Richard, Psyche.

Ein starker Band von 320 Seiten, elegant gebunden Preis 6 M

Der Verfasser führt uns in diesem grossen Roman in die hohe Majestät eines weltfernen einsamen Alpenthals. Mit dramatischer Wucht schildert er die Herzenskämpfe, Herzensleiden eines ungleichen jungen Paares, das ein seltsames Gerchick dort zusammenkettete: einen idealistisch veranlagten Arzt und ein schlichtes Wirtstöchterlein. Die Crescentia aus der ‚blauen Gensiane' ist die reinste, rührendste Frauengestalt, die der Dichter überhaupt geschaffen; ihr stilles Ringen um das Herz des Gatten, ihre leidvolle Entsagung, ihre heroische Aufopferung für den über alles in der Welt geliebten Mann, der an der Seite der einfachen, fast unschönen Frau vor Sehnsucht nach den Schönheitsidealen seiner Jugend sich verzehrt, dem immer wieder, wenn er sie anschaut, seine „Psyche von Capua" vor dem geistigen Auge erscheint — das alles ist mit höchster psychologischer Feinheit dargelegt. In rascher Entwicklung, aber unter liebevollster Ausmalung des ganz eigenartigen Milieus, spinnt der überaus spannende Roman sich bis zur unvermeidlichen Katastrophe, bis zu dem Augenblick, in dem der Held der Dichtung am Totenlager seiner für ihn gestorbenen Frau deren wahre Schönheit, ihre sittliche Reinheit, die Grösse ihrer Seele erkennt. Alles in allem: ein ergreifendes, aber auch ein erhebendes Werk voll wahrhaft dichterischem Schwung und Adel

Früher erschienen:

Ida Boy-Ed:

Zwei Männer.
Eleg. geb. 6 M.

Die Schuldnerin.
Eleg. geb. 6 M.

Nichts.
Eleg. geb. 5 M. 50 Pf.

„X".
Eleg. geb. 6 M.

Früher erschienen:

Ida Boy-Ed:

Sieben Schwester.
Eleg. geb. 6 M.

G. von Berlepsch:

Mutter.
Eleg. geb. 5 M. 50 Pf.

Bianca Bobertag:

Sommermärchen.
Eleg. geb. 5 M.

das Haupt: „Warum aber verbotet Ihr dem Meister Niklas, dem Patienten Euern Namen zu nennen?“

Der Bürger Manasse wandte das Antlitz auf den Frager zurück: „Es ist ein Glauben bei uns: wer ein Almosen giebt als Dankopfer, der darf keinen Dank annehmen von dem, dem er es giebt; denn er giebt es dem Ewigen. — Ihr dürft darüber lächeln,“ setzte er, selber lächelnd, hinzu, „denn Ihr seid ja wohl frei von veralteten Vorurteilen, Bürger-Stadtkämmerer. — Aber nun möcht' ich wissen: woher wollt Ihr wissen, daß derselbige Jagdjunker Martin ist gewesen der Oberst Roland Martin? Es giebt ihrer mehr unter den Franzosen, die so heißen.“

Judith blickte den Bürger Eichel an und lächelte unwillkürlich; sie war eine ziemlich geübte Schachspielerin, und der Stadtkämmerer war zuweilen ihr Partner gewesen. In diesem Moment starrte er ihren Vater genau so an, wie das Brett, auf dem ihm die Tochter plötzlich Schachmatt ankündigte.

„Aber das müßt Ihr doch selber am besten wissen!“ stotterte er.

„Muß?“ Der Bürger Manasse zog die linke Achsel bedenklich hoch. „Warum soll ich müssen? Soll ich hingehen zu dem Oberst Martin und sagen: Es ist hier gewesen ein junger Mann Eures Namens, der verwickelt war in eine Mordgeschichte, und der Stadtkämmerer will, daß ich weiß, daß Ihr es seid gewesen, weil Ihr jetzt der Oberst seid beim Militär?“

Vor diesem Übermaß jüdischer Diplomatie fand der Bürger Eichel seine deutsche Gemütlichkeit wieder. Er lachte ganz herzhaft und tief im behaglichen Biedermannston: „Zugegeben, Bürger! Ihr beweist mir im selben Augenblick, daß Ihr den Mann wiedererkennt, und daß ich es Euch nicht beweisen kann. Aber wozu spielen wir Versteckens vor einander? Noch dazu, wo wir eben wieder ein gutes Geschäft für beide Teile gemacht haben. Im Grunde sind wir beide von derselben Partei der vernünftigen und arbeitsamen Leute, die weiter nichts braucht als Frieden und Ordnung auf dem Boden der Gleichheit vor dem Gesetz. Unter uns dürfen wir es sagen: wir warten alle, nicht wie unsre Landjunker und frühern Domherren auf die alten Fürsten, aber auf einen tüchtigen Diktator, der uns in der Republik Ordnung schafft und Frieden nach außen. Inzwischen aber müssen wir uns, so gut es geht, mit der Centralkommission in Coblenz und mit der Militärgewalt in Bonn stellen, die doch das Heft in der Hand haben. Das Hemd ist uns näher als der Rock. Das Direktorium ernennt die Leute, aber so lange sie hier sind, haben *sie* uns in der Hand und nicht die Herren in Paris. Da ist es immer gut, wenn man einander anvertraut, was man von so einem neuen Kommandanten weiß, damit man sich eher mit ihm zu benehmen versteht. Bei dem vorigen, dem Generalmajor Wirion, war die Sache nicht schwer. Wenn man ihm regelmäßig seine Verehrung in Bar und altem Malaga aufs Schloß schickte, blieb er im übrigen friedlich. Aber der Oberst Martin sieht mir nicht danach aus. Man merkt es gleich seinem Regiment an; das ist eine andre Manneszucht, als bei dem Wirion mit seinen verlobberten Dragonern. Ich hätte nichts dagegen, wenn ihn sein Freund mit nach Ägypten genommen hätte. Aber da blieb er ja krank zurück, und hernach war er sechs Monate ganz ohne Kommando, bis ihm der Kriegsminister Scherer eins von den neuen Regimentern gab, die einstweilen die Armee im Innern bilden sollen. Nun haben wir ihn hier

und müssen abwarten, wie der Hase läuft. Damit Ihr aber sehet, daß ich es ehrlich meine, will ich Euch auch noch schnell erzählen, wie dieser Jagdjunker und Oberst — denn es ist ja doch derselbe — zu seinem Namen gekommen ist. Gestern abend hat er, wie ich zufällig erfuhr, für seinen ersten Spazierritt als Ziel das Gehölz an der ehemaligen Fronerei gewählt. Wir beide wissen ja, warum. Die Gegend ist aber noch viel merkwürdiger für ihn, als er vielleicht selber weiß. Denn just auf demselben schmalen Weg durch jenes Gehölz, wo Ihr und die Schindersleute ihn an jenem Novemberabend aufhobt, ist er im November 1771, am Abend des Sankt Martinstages, als ein unmündiges Knäblein im Arm seiner sterbenden Mutter gefunden worden."

Der Bürger Eichel blickte seinem Wirt ein Weilchen schweigend ins Gesicht und nickte befriedigt lächelnd. „Ja, seht Ihr, das wußtet aber nicht einmal Ihr. Es ist ja freilich auch schon achtundzwanzig Jahre her. Ich war damals Küchen-Eleve auf Schloß Poppelsdorf, und wir hatten eine schwere Arbeit hinter uns; denn der damalige Kurfürst Max Friedrich hatte abends zuvor mit dem ganzen Hof die Martinsgans auf Schloß Poppelsdorf gegessen, das er sonst selten besuchte. Gegen Mittag waren die Herrschaften aber wieder nach Bonn gezogen, und wir waren unter uns wie gewöhnlich, als gegen Abend ein Knecht von der Fronerei ans Fenster der Schloßwache klopfte — herein durfte er ja nicht — und meldete: in der Fronerei läge ein sterbendes fremdes Bettelweib mit einem kleinen, vielleicht drei Monat alten Knaben. Der Wasenmeister — es war damals noch nicht der Niklas Fischer — hatte sie auf jenem Wege, der von Kessenich durchs Gehölz nach Poppelsdorf führt, gefunden und aus Mitleid in sein Haus gebracht, auch Botschaft nach dem Poppelsdorfer Vicar geschickt. Etliche von uns machten sich nach der Stelle auf, wie man denn in den jungen Jahren immer hinläuft, wo ein Malheur passiert ist. Auf halbem Wege überholte uns zu Pferde der Schloßhauptmann in großer Hast. Es war ein Deutschordensritter, der Freiherr Roland von Roll, dessen älterer Bruder Lothar hernach Oberfalkenmeister und Hauptmann auf Schloß Herzogsfreude wurde, ein junger schöner Herr, gestreng und hochfahrend wie die Rolls immer waren, obzwar sie nur noch ein paar Pinten Land mit einem Jagdhäuschen im Kottenforst besaßen und im übrigen von ihren Hofämtern und Pfründen lebten. Vor der Fronerei machten wir natürlich Halt, der Schloßhauptmann war drinnen, er konnte ja mit den unehrlichen Leuten so frei verkehren wie Ihr, Ihr als Jud und er als Stellvertreter der Majestät. Die Fremde hatte er gleichwohl nicht mehr lebend gefunden. Der Vicarius, der kurz vor ihm gekommen war, hatte ihr nur noch die Absolution in articulo mortis geben können, da sie auf seine Fragen sich mit Kopfnicken als eine katholische Christin und reuige Sünderin zu bekennen schien. Er hatte sie auch gefragt, ob der Knabe getauft sei; darauf hatte sie etliche wirre Worte in einer fremden Sprache gestammelt, woraus nur allenfalls der Name Roland zu erkennen war. Der Vicarius, der mir dies nachmals erzählte, sagte auch, es sei ein ganz junges Weib gewesen, schwarz von Haaren und Augen und trotz aller Not und Abgezehrtheit von großer Schönheit. Der Schloßhauptmann habe beim Anblick der Toten eine solche Rührung und Teilnahme bezeugt, wie sie gewiß niemand von diesem hochmütigen jungen Kavalier erwartet hätte. Diese Teilnahme bewies der Freiherr von Roll auch weiterhin. Auf seinen dringenden Bericht hin bewilligte der Kurfürst, daß die Fremde noch folgenden

Tages auf dem Poppelsdorfer Friedhof ſtill begraben wurde, nachdem der Schloßhauptmann ſelber als Vertreter Seiner Durchlaucht den Sarg durch ſymboliſches Anfaſſen ehrlich gemacht und von allem Kontagium der Unehrlichkeit befreit hatte. Das Kind aber wurde von dem Vicarius für den Fall, daß es nicht rechtmäßig getauft ſei, nochmals auf den Namen getauft, den die Mutter angegeben hatte und den ja auch ſein Pate, der Schloßhauptmann, führte, und als Zunamen gab man ihm den Namen des Heiligen, an deſſen Tag es gefunden war. Denn die Nachforſchungen, die der Schloßhauptmann auf Befehl des Kurfürſten in Keſſenich und andern Dörfern weiter ſüdwärts bis zur Ahr anſtellte, ergaben wohl, daß die Fremde dort bettelnd durchgekommen war, aber nichts über ihren Urſprung und Namen. Auch hatten die Schindersleute bei ihr keine Schriften gefunden, als ein gedrucktes Ablaßgebet in derſelben fremden Sprache, aus der ihre letzten geſtammelten Worte wohl herklangen. Der Schloßhauptmann, der ein Jahr zuvor etliche Wochen als kurfürſtlicher Abgeſandter beim Fürſtabt von Stablo und Malmedy verbracht hatte, ſagte, es ſei Walloniſch. Den Knaben Roland Martin hat der Schloßhauptmann bei guten Leuten in Poppelsdorf in Pflege gegeben, ihn auch nachmals mitgenommen, als er ein Jahr ſpäter in den Dienſt und Rat des Trierer Kurfürſten zu Koblenz überging. Als ich nach langen Jahren einmal bei einem Beſuch in Koblenz den Jungen dort wiederſah, war er Kadett bei des Kurfürſten Hofjägern. Von dort wird er dann, als der Kurfürſt von Trier im Spätſommer 1792 flüchtete und ſeinen Hof auflöſte, in hieſige Dienſte unter dem Bruder ſeines Gönners gekommen ſein, bis unſer Hof ſich auch flüchten mußte. Der Freiherr Roland von Roll war übrigens kurz zuvor in Koblenz geſtorben. Sein Bruder, der weiland Oberfalkenmeiſter auf Herzogsfreude, hockt als citoyen Roll mit ſeiner ſchönen Tochter Godleva auf ſeinem ererbten Waldhäuschen im Kottenforſt, wenn er nicht etwa hier in der Stadt reichern Ariſtokraten auf der Taſche liegt, und der bürgerliche Jagdjunker, der es unter dem ancien régime allenfalls bis zu einer kurfürſtlichen Förſterei gebracht hätte, reſidiert ſeit geſtern im Schloß als oberſter Gewalthaber im ganzen Kanton. Es war noch lang nicht ſein größtes Unglück, daß er damals von den Panduren eins über den Kopf bekam," ſchloß der Bürger Eichel im Aufſtehen. „Nun, wir wiſſen jetzt von einander ja alles, was uns über ihn bekannt war. Sehet zu, was Ihr damit anfangt, aber, Bürger Manaſſe: Diseretion! Vergeßt nicht, daß wir zur Zeit unter dem Kriegsgeſetz ſtehen." Er verabſchiedete ſich höflich. Der Bürger Manaſſe geleitete den Gaſt bis zur Hausthür.

Als er ins Zimmer zurücktrat, war Judith daran, auf dem Tiſch aufzuräumen. Ihr Vater betrachtete forſchend ihr Antlitz, ſie ſah ernſt und nachdenklich aus. Aufſchauend gewahrte ſie ſeinen Blick. Sie errötete und ſenkte die Augen. Dann ſagte ſie leiſe: „Darf ich den Vater etwas fragen?"

„Sprich, mein Kind," ſagte der Alte freundlich.

„Wenn es erlaubt iſt, — warum hat der Vater damals, als er den Verwundeten gefunden hatte, nicht dem Oberfalkenmeiſter eine Anzeige gemacht? Es war doch der Vorgeſetzte von dem jungen Mann und ein großer Herr im Lande, der auch bei den Kaiſerlichen Reſpekt hatte."

„Die Frage iſt klug," antwortete der Bürger Manaſſe. „Es iſt gut, daß der Eichel iſt zu dumm, um darauf zu kommen. Ich hätt' ihm nicht gern geſagt, was ich dir jetzt werde ſagen im ſtrengſten Vertrauen, meine Tochter: Als ich ſah den jungen Mann auf- und abgehen, wie einen, der auf Einen wartet, hatte er einen Zettel in der linken Hand und guckte oftmals darauf, und küßte ihn. Und als ich ihn holen kam mit den Leuten von der Fronerei, wie er da lag in ſeinem Blute mit der grauſamen Wunde über der Stirn, hatte er den Zettel noch feſt in der Hand. Ich nahm ihn heimlich weg und las ihn — warum ſollt' ich ihn nicht leſen? — und verbarg ihn in meinem Rock und daheim im Geldſchrank, daß er den jungen Mann und noch jemand anders nicht brächte in noch mehr Unglück. Denn es war ein Briefchen, worin er beſtellt wurde zum heimlichen Stelldichein, wie es leichtfertige Mädchen ſchreiben, und es war von der jungen Tochter ſeines bisherigen Prinzipals, von der Baroneſſe Godleva von Roll."

Judith preßte die Lippen zuſammen, und es ging ein Zucken durch ihren Körper.

„Sie wohnte damals mit ihrem Vater ſeit etlichen Tagen in dem kurfürſtlichen Kavalierhaus, welches heißt die Sternenburg und reicht mit ſeinem Garten bis nahe an jenes Gehölz. Aber andern Tages reiſte der Oberfalkenmeiſter mit ſeiner Tochter dem Kurfürſten nach ins Herzogtum Weſtfalen. Jetzt iſt er ſeit fünf Jahren ein armer Mann, der nichts hat als ſein verfallenes Jagdhaus im Walde bei Herzogsfreude und vielleicht eine ganz kleine Penſion, die ihm der Kurfürſt läßt auszahlen unter der Hand. Die Judith wird nun verſtehen, weshalb ich ihm nichts habe angezeigt an jenem Abend, als ich den Zettel fand. Sie wird auch verſtehen, daß ich mir nicht ſo beſtimmt einbilde wie der Eichel zu wiſſen, warum der Oberſt iſt gekommen nach Bonn."

Judith nickte ſtumm. Sie ergriff ihr Gläſertablett und verließ das Zimmer, und der Bürger Manaſſe guckte ihr nach, mit dem doppelten Behagen eines glücklichen Vaters und eines ſelbſtbewußten Erziehungskünſtlers. Zufrieden lächelnd trat er ans Fenſter.

Schräg gegenüber lag das Haus des Bürgers Levi, des Einzigen in der Judenſchaft weit und breit, der ein noch ausgedehnteres „Geſchäft" als der Bürger Manaſſe beſaß und es ganz im ſtillen trotz Podagra von ſeinem Rollſeſſel aus mit preiswürdiger Sicherheit leitete. Der einzige Sohn und Erbe dieſes Geſchäftes, ſechs Jahre älter als Judith, weilte ſeit zwei Jahren als Vertreter des Hauſes in Wien. Zwiſchen Wien und Paris tobte ſeit acht Monaten wieder der Krieg. Das ſchloß merkwürdigerweiſe die Fortführung der geſchäftlichen Beziehungen zwiſchen dem Hauſe Levi in Bonn und dem in Wien nicht aus, aber es verhinderte einſtweilen jedenfalls eine noch engere perſönliche Verbindung zwiſchen den Nachbarhäuſern. Der junge Mann in Wien und die ſchöne Tochter Manaſſes weinten ſich darüber die Augen nicht rot. Darauf kam aber auch wenig an. Die Hauptſache war, daß ſich die beiden Väter ſchon ſeit vielen Jahren auch über dieſe Verbindung einig waren.

Digitized by Google

IV.

Faſt menſchenleer waren die Straßen, durch die der Bürger Eichel von der Judengaſſe ſeinen Weg zum Poſtamt am Münſterplatz ſchritt. Die bürgerlich-konſervative Maſſe der Bevölkerung aß um dieſe Zeit zu Mittag; die „Ariſtokraten“, die gegen fünf Uhr „à l'anglaise“ ihr „Diner“ nahmen, ließen ſich an republikaniſchen Feſttagen noch weniger als ſonſt auf der Straße ſehen, und die um zwei Uhr „dinierenden“ Freunde der beſtehenden Unordnung ſaßen wohl noch irgendwo beim Feſtſchoppen. Auf dem Markte, trieben ſich einige franzöſiſche Infanteriſten gaffend umher, und neben dem Steinobelisken, der laut Inſchrift die unauslöſchliche Treue der Bürger zu einem inzwiſchen längſt verſtorbenen Kurfürſten bezeugte, ſtand in einſamer Größe ein Kollege von der Munizipalität. Er betrachtete den neuen Freiheitsbaum, von deſſen immergrünen Zweigen zahlloſe dreifarbige Wimpel ſchlaff herabhingen, als ſehnten ſie ſich nach einem belebenden Windhauch.

„Das ſieht hübſch bunt aus, Bürger Schmitz,“ ſagte der Stadtkämmerer.

„Zu bunt,“ verſetzte der Bürger Schmitz ſeufzend. „Da oben, auf dem höchſten Aſt, hängt ein Wimpel von der cisrhenaniſchen Republik, die doch ſeit 1797 nicht mehr gilt. Ich habe es dem Ratsdiener gleich geſagt, er ſolle die Fahnen diesmal nicht bei Lampenlicht ausſuchen; denn wer kann abends grün-weiß-rot und blau-weiß-rot unterſcheiden? Nun hat er doch wieder den Bock geſchoſſen.“

„Wenn es ein paarmal darauf geregnet hat, iſt es doch egal,“ tröſtete der Bürger Eichel. „Ihr kommt vom Rathaus? Was giebt es Neues in der Regierungs-Kanzlei?“

„Nichts Gutes. Die Zentralkommiſſion in Koblenz mit ihrem neuen Chef, dem Lecanal, beklagt ſich, daß noch immer ſo viel aufrühreriſche Plakate gefunden werden und ſo wenig Steuern eingehen, und droht mit der Ausübung des Geiſeln-Geſetzes. Der neue Kommandant wird uns darüber auch noch ein Liedchen ſingen, wenn wir ihm morgen unſere Aufwartung im Schloß machen. Es iſt, ſcheint's, ein Deutſcher; die ſind noch ärger als die franzöſiſchen Offiziere.“

Der Bürger Eichel nickte gedankenvoll.

„Da kommt der Lucheſi,“ ſagte der Bürger Schmitz, als ſie ſich der Poſthalterei näherten. Aus der Thoreinfahrt des niedrigen, breitgeſtreckten Hauſes trat ein ſehr beweglicher, dürrer Mann, der über enganliegenden Pantalons mit kurzen gelben Stiefeln und einer veilchenblauen Schoßweſte mit Spitzenjabot einen unförmlichen Reitrock von brauner Farbe trug — ein rédingote, wie die Pariſer Schneider ſich das engliſche riding-coat mundgerecht machten. Es war ein Koſtüm, das in ſeiner Miſchung ziemlich gleichmäßig dem engliſchen Geſchmack der letzten kurfürſtlichen Jahre und dem der Republik entgegenkam. Gleichermaßen offen blieb die Frage nach dem Alter dieſes Mannes, der über einem glattraſierten braungelben Geſicht mit unruhig blinkernden ſchwarzen Augen eine kurzlockige ſchwarze Perücke trug. Nur die Nationalkokarde an ſeinem niedrigen Cylinderhut bezeugte in ungeheuerlicher Größe das verfaſſungstreue Republikanertum ihres Herrn. In der linken Hand trug er einen ſchwarzlackierten Geigenkaſten. Der Bürger Schmitz deutete darauf und dann nach einem ſtattlichen Hauſe auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes: „Ihr wollt

wohl heute wieder Quartett ſpielen und dabei ein Feſttagseſſen profitieren, Bürger Sekretär?" bemerkte er gönnerhaft. „Der ehemalige Geheimrat von Munch hat ja heute Namenstag. Nun, geht nur, es kann ja ſein, daß Ihr dabei hinter einige neue Schliche von unſeren Ariſtokraten kommt."

„Das iſt wohl möglich," erwiderte der Bürger Lucheſi und enthüllte lächelnd ein wundervolles Gebiß falſcher Zähne. „Aber die Bürger wollen wohl nachfragen, wie es mit der Poſt aus Paris ſteht? Da kann ich dienen. Noch unverändert. Die Poſten aus Paris und den Departements werden wie ſeit drei Tagen von Aachen, Köln und Koblenz aus durch Militärſtaffetten direkt an den Chef der bewaffneten Macht befördert, — aus Gründen der nationalen Sicherheit. Der Chef entſcheidet perſönlich, welche Briefſchaften an den Poſthalter zur Austeilung gelangen. Da wir erſt ſeit geſtern abend den neuen Chef perſönlich hier haben — der Wirion iſt ja ſchon ſeit vier Tagen abgereiſt, — ſo wird es mit dem Austeilen wohl noch eine Weile dauern. Inzwiſchen hat der Bürger Poſthalter gute Tage. Da drinnen in ſeinem Bureau liegt er."

„Voll?" fragte der Bürger Schmitz.

„Wie ein Schlauch," erwiderte der Bürger Lucheſi.

Der Bürger Eichel ſchüttelte den Kopf. „Was mag da nur los ſein? Die letzten brieflichen Nachrichten aus Paris datieren vom 12. Oktober."

„Vom 21. Vendémiaire," ſetzte der Stadtſchreiber reſpektvoll verbeſſernd hinzu. „Sollte es am Ende mit dem Siege bei Zürich doch nicht ſo ganz ſtimmen?"

Der Bürger Schmitz riß erſchreckt die Augen auf. „Das geht nicht," ſagte er. „Wir haben ihn doch heute ſchon gefeiert."

Der Bürger Lucheſi neigte anerkennend das Haupt und nahm ſeinen Abſchied. „Da ſtelzt er hin," ſagte der Bürger Schmitz, ihm nachſchauend. „Wenn man das bedenkt, — vor ſieben Jahren war ſo was noch Hofmuſikdirektor und Titularrat, und ich ein einfacher Geſchäftsmann in Spezerei-, kurzen und langen Waren, — und jetzt bin ich Vizepräſident der Munizipalität, und der arme Kerl iſt froh, daß wir ihn als Sekretär engagiert haben, weil er richtig franzöſiſch ſchreiben kann, — es iſt doch großartig, wie es in der Welt jetzt voran geht. Wenn wir nur wieder mal Frieden hätten, und wieder bar Geld. Ich muß mich oft fragen, wo kriegt der Lucheſi nur die Mittel her? Bei mir kauft ſeine alte Köchin, die Schweſter unſrer zwei Nachtwächter, ja nicht, aber ich weiß doch, was ſie bei der Konkurrenz kauft. Es iſt nicht ſchlecht und nicht wenig. Und immer gegen Bar, — natürlich; denn wer giebt ſo einem Privatmann was gegen Aſſignaten? Von unſerem bißchen Gehalt kann er das nicht beſtreiten. Er muß doch ordentlich was für ſein Quartettſpielen von den Ariſtokraten kriegen. Übrigens ein geſchickter Kerl. Durch ſeine kleine Druckerei ſpart er uns Geld und Zeit. Nun, für mich iſt es jetzt auch Zeit. Welchen Weg geht Ihr? — So, — dann müſſen wir uns trennen. Gruß und Handſchlag, Bürger Eichel!"

Der Bürger Eichel erwiderte den republikaniſchen Gruß und lüftete den federreichen Hut.

Unterdes war der Bürger Lucheſi in einen hohen Thoreingang getreten. Dort löſte er zuerſt, nach ſorgfältigem Rückſchauen, die ungeheuere Kokarde von ſeinem

Digitized by Google

Cylinder und steckte sie in eine der weiten Schoßtaschen seines Rockes. Dann warf er einen Blick geradeaus in die Remise, nickte befriedigt und rührte den mächtigen Messingklopfer am Entree links. Ein ältlicher Diener in englischem Livreerock öffnete und verneigte sich höflich bejahend auf eine Frage des Besuchers. Der Bürger Lucheſi hüpfte in einem unrepublikanisch munteren Schrittmaß die Vortreppe hinauf und wurde von einem zweiten Diener in den Empfangssaal des Hausherrn geleitet, der ihm bereits höflich entgegenkam, — ein behäbig aussehender älterer Mann in der kurfürstlichen Hoftracht von anno 1794, die Haare nur ein wenig gepudert und im Nacken durch ein winziges Haarbeutelchen mit zierlicher Mozartschleife gefesselt.

„Danke, danke schön, mein lieber Herr Rat," erwiderte der ehemalige Geheimrat Dr. juris Severin von Munch auf die „respektuösesten Namenstagswünsche" des höflichen Besuchers und faßte ihn bei der Hand. „Nun ist ja unser Quartett mal wieder gesichert, — Sie sehen, mein Cello steht schon bereit, — Sie erlauben, — zwar ich glaube, die Herrschaften haben schon alle die Freude gehabt, Sie zu bewundern; — unsre erste Geige, meine Damen und Herren, Maestro Giacomo Lucheſi, kurfürstlicher Hofmusikdirektor," zur Zeit etwas außer Dienst, wie wir alle. Willst du artig sein, Mignon!" — Er bemühte sich, in seiner lebhaft ungeschickten Weise einen dicken silbergrauen Mops abzuwehren, der bedenkliche Angriffe auf die Beine des Kammermusikers außer Dienst richtete. Dieser begann sich schon mit den versammelten Herrschaften zu begrüßen und geschickt seine Bewunderung für die auf langer Tafel prangenden Namenstagsgeschenke der einzelnen einzuflechten. Vor einem prächtigen Rosenstrauch blieb er wortlos stehen, nur durch ein zwinkerndes Bewegen der Nasenflügel seine Anerkennung bekundend. „Ja, nicht wahr?" sagte der Hausherr. „Solche Rosen, im Freien gewachsen, in solcher Jahreszeit! Das ist eine Gunst der Göttin Flora, die sie nur ihren Ebenbildern gönnt, wie unsrer lieben Freiin Godleva von Roll zu Roll."

Sämtliche acht oder neun wohlfrisierte Häupter ältlicher Damen und Herren wandten sich mit zustimmendem Lispeln und Lächeln der jungen Dame zu, die im Winkel des Saales neben dem Sessel ihres Vaters stand, die linke Hand leise und zärtlich auf seine Schulter gelehnt. Etwas Wahres lag in dem Kompliment des alten Hofmannes; — wie ein Sinnbild blütereifer Jugend hob sich die schlanke schöne Mädchengestalt in ihrem hochgegürteten weißen glatten Wollkleid, das den Hals und die Unterarme frei gab, von der braunen Tapete aus gepreßtem Amsterdamer Leder ab. Auch die Tochter des reaktionären Edelmannes huldigte, wie alle jungen Damen dieser „vornehmen Welt" seit einigen Jahren, der neuen Mode ohne Schnürleib und Puder, — aber sie verstand sichtlich das Geheimnis, eine Mode so zu meistern, daß sie persönlich und vornehm wurde. Allein fast seltsam ernst erschien der Ausdruck der blauen Augen und des ganzen feinen, von halblangen natürlich gewellten Blondlocken umrahmten Gesichtes. Als einzigen Schmuck trug sie am Gürtel ein Reis Glockenheide mit lichtgrünen Blättchen und verdorrten Blüten von purpurnschimmernder Rostfarbe.

„Ich habe mit Entzücken das Freiherrlich Rollsche Gefährt unten in der Remise erkannt," flüsterte Lucheſi.

„Leider will uns mein lieber Vetter, Seine Excellenz der Herr Oberfalkenmeister, schon vor dem Diner seine Tochter wieder entführen," fügte der Hausherr hinzu.

Von der Sessellehne hob sich lebhaft in stark abgenutztem grünen Uniformärmel die linke Hand Seiner Excellenz — die rechte, seit fünf Jahren völlig gelähmt, lag kraftlos auf dem silbergrauen Sammet, — und unter dem kurzen grauen Schnurrbart à la Dessauer knurrte es fast mürrisch vor: „Ich will beizeiten nach Hause kommen, ehe die Chausseegräben wieder voll Egalité liegen. Ich würde effektiv sogar Ihr Fest versäumt haben, mein lieber Vetter, wenn ich geahnt hätte, daß die Crapule heute ihrerseits ein Fest feiert."

Der Hausherr räusperte sich leise und blickte verlegen nach dem Stadtschreiber hin. Aber der Bürger Lucheſi hatte anscheinend jede Empfindung und Empfindlichkeit seines republikanischen Amtes zugleich mit der großen Kokarde beiseite gesteckt. Harmlos lächelnd saß er auf seinem hochbeinigen Mahagonisessel und ließ sich von der Nichte des Hausherrn, der einzigen anwesenden jüngern Dame außer Godleva, mit Wein und Konfekt versorgen.

„Es ist schrecklich, daß diese Menschen bei der Teuerung noch Feste feiern," bemerkte eine hagere Greisin mit fußhohem, dick überpuderten Toupet, aus deren Zügen Entbehrung und Hochmut sprach. „Kaffee und Zucker kosten das Pfund zwei Reichsthaler bar oder dreitausend Franks in Assignaten und Mandaten. Wie soll das weitergehen? Ich begreife nicht, mon ami, wie Sie es fertig bringen, noch so zuversichtlich in die Zukunft zu schauen."

Der Geheimrat lächelte überlegen. „Eben weil es so nicht mehr weitergehen kann, meine teuerste Baronin. Diese Republik muß an ihrer eigenen Mißwirtschaft zu Grunde gehen. Sie wartet nur auf irgend einen entschlossenen General, der diese Pariser Gesellschaft zum Henker jagt und die Bourbonen wieder auf den Thron führt. Ich weiß aus guter Quelle, daß der König Ludwig XVIII. sich bereit erklärt hat, mit der Koalition Frieden auf Grundlage der Grenzen von 1789 abzuschließen, sobald er in Paris eingezogen ist. Also nur noch wenige Jahre — nein, nur wenige Monate Geduld, meine Teuerste! Inzwischen müssen wir die Lage mit schicklicher Würde ertragen, wie es uns unser allergnädigster Kurfürst in seinem neuesten Patent aus Schloß Schönbrunn ausdrücklich vorschreibt."

„Es gehen andre Patente in Serenissimi Namen herum, die nicht so ergeben lauten," bemerkte ein Herr in meergrünem Seidenrock, der an den Ellenbogen mit hellgrünem Wollgarn geflickt schien.

„Leider, mein lieber Kollege," versetzte der Geheimrat von Munch. „Wir kennen das weiche Gemüt Serenissimi und wissen, wie fern es ihm liegt, seine Unterthanen durch Flugblätter aufzuhetzen. Es ist möglich, daß sie von Wien ausgehen, aber dann nicht von unserm verbannten Herrn, vielmehr von diesen fatalen kaiserlichen Ministern, dem Thugut oder Cobenzl und ihren geheimen Agenten — Leuten wie unserm frühern kurfürstlichen Polizeiassessor, dem Marquis de Croisy. Gut geschrieben sind sie ja, und sie bringen oft überraschend viel Neuigkeiten."

„Sie lesen diese gefährlichen Blättchen also doch auch?" bemerkte die Dame mit dem Puderturm etwas spöttisch.

Der Geheimrat zuckte lächelnd die Achseln. „Es ist keine uninteressante Lektüre. Woher würden wir unter dieser schrecklichen Preßzensur sonst wissen, daß die republikanischen Heere fast aus ganz Italien vertrieben sind?"

„Und daß der Direktor Barras mit ſeinem Miniſter Talleyrand den Vereinigten Staaten von Amerika einen beſſern Handelsvertrag verſprochen haben, wenn man ihnen eine Million Franks Trinkgeld gebe?“

„Und daß es dem General Bonaparte in Ägypten ſo ſchlecht geht?“

„Ob die Engländer ihn wirklich durchlaſſen?“ fragte die naive Hausnichte.

Ihr Oheim lächelte wieder ſehr diplomatiſch. „Vielleicht wäre es das Klügſte, was ſie thun könnten.“

Ein ſehr beleibter Herr in ſchwarzer Soutane, mit goldenem Stiftskreuz unter dem Doppelkinn, nickte zuſtimmend und ſagte langſam, im tiefſten Baß: „Vielleicht iſt dieſer junge General das auserwählte Rüſtzeug des Herrn zur Rückführung der alten Ordnung. — Sie lächeln, Excellenz von Roll; aber man weiß ja, daß Sie in dieſen Dingen Voltaireaner ſind.“

„Wenn ſie ihn nur nicht vergiften,“ bemerkte der Herr in Meergrün, „wie vor zwei Jahren den General Hoche, der ſich hier am Rhein ſeine eigene eisrhenaniſche Republik gründen wollte.“

„Er hatte etwas Ritterliches, dieſer General Hoche,“ ſagte die Hausnichte, und die maliziöſe Baronin ſetzte hinzu: „Wie der junge Mann, der jetzt hier kommandiert ... Es ſoll ja ein früherer Hofjägerburſche oder ſo was ſein, Excellenz, der Ihrem Hauſe viel Gutes verdankt?“

Der Oberfalkenmeiſter runzelte die Stirn. „Ich hoffe, daß er wenigſtens nicht die Taktloſigkeit haben wird, mich daran zu erinnern.“

Seine Tochter wandte ſich haſtig zu dem Geheimrat. „Wenn Sie erlauben, gehe ich mit dem Herrn Hofmuſikdirektor jetzt ſchon voraus ins Muſikzimmer. Ich möchte meine Solopartie mit ihm erſt noch einmal durchſpielen. Wir werden die Thüren ſchließen, um die Konverſation ſo wenig als möglich zu ſtören.“

Sie verneigte ſich lächelnd gegen die Geſellſchaft. Lucheſi bot ihr den Arm und führte ſie durch ein Zwiſchenzimmer in den kleinen Muſikſaal. Godleva ſetzte ſich vor den großen Augsburger Flügel und begann ſehr ſchön ein ſonnig-heiteres Haydnſches Menuett zu ſpielen. Aber ihr ehemaliger Lehrer, der dicht neben ihr ſtand, hatte doch manches zu bemerken. Er redete gedämpft und in italieniſcher Sprache, und Godleva antwortete ebenſo, ohne ſich im Spiel zu unterbrechen.

„Haben Sie neue Noten für uns, Lucheſi?“

„Ja. Seit geſtern abend. Sehr wichtige. Ich kann die Chiffren ja nicht leſen, Sie haben den Schlüſſel. Aber das Wichtigſte weiß ich: Bonaparte iſt zurück. Er iſt bereits in Paris.“

„Sie können alſo die Chiffren doch leſen.“

„Nein. Der Marquis hat es mir ſelber geſagt.“

„Ah! Er war alſo diesmal ſelber von Köln aus bei Ihnen?“

„Ja. Als Lumpenhändler. Täuſchend ähnlich.“

„Ich glaub's.“

„Hier, bitte.“

„Danke.“

Sie ſteckte ein verſiegeltes Päckchen Papiere, das bis dahin in der Taſche Lucheſis gewohnt hatte, haſtig ein und ſetzte ſich wieder zum Spielen. Ironiſch lächelnd ſah ſie zu, wie er die Kokarde aufhob, die ſich mit aus ſeiner Taſche entfernt hatte.

„Noch eins," begann er wieder. „Der Lumpenhändler hat mir auch das fällige Monatshonorar gebracht. Zweihundertfünfzig Franks. Wollen Sie Ihre Hälfte haben?"

Sie ſchüttelte unwillig den Kopf. „Wie oft ſoll ich mir's verbitten! Behalten Sie's, wie immer. Wir ſtreiten für unſern Herrn, aber nicht um Geld von dieſen Menſchen. Es iſt ſchlimm genug, daß wir ihre Vermittlung und Nachrichten nötig haben."

Lucheſi lächelte verſtohlen. „Der Marquis hat ja vor ſieben Jahren eine Zeitlang mit Ihnen im ſelben Hauſe gewohnt. Es heißt, er habe ſich damals vergeblich um Sie beworben."

„Was geht das Sie an?"

„Der Oberſt Roland Martin war bis dahin in Dienſten Ihres Vaters auf Schloß Herzogsfreude."

„Was geht das Sie an?"

„O, nichts, — es erklärt mir nur, weshalb der Marquis ſich diesmal perſönlich hierher wagt. Er iſt eiferſüchtig auf Ihren frühern Jagdjunker."

„Er hat weder ein Recht noch Grund dazu." Godleva ſchloß ihr Spiel mit einer entzückend hinperlenden Tonreihe und erhob ſich. „Ich wäre Ihnen ſehr verbunden, mein lieber Maeſtro, wenn Sie mich mit Ihren Privatvermutungen verſchonen möchten. Das Manuſkript erhalten Sie heut nacht in der gewohnten Weiſe. Ich hoffe, Sie drucken und verbreiten es unverzüglich. Schärfen Sie, bitte, Ihren beiden Boten ein, daß ſie reichlicher die kleinen Leute bedenken, Handwerker und ſolche Wirtshäuſer, wo die Bauern einkehren, wenn ſie morgens zu Markte kommen. Mit der Geſellſchaft da drinnen iſt nichts anzufangen."

„Gewiß nicht. Aber mit dem ſogenannten Volk auch nichts. Unter uns, meine ungnädigſte Gebieterin: Sie kennen die Raſſe hierzulande doch auch, — wie iſt es möglich, daß Sie im Ernſt glauben, mit all unſrer Arbeit bei ihr einen andern Eindruck zu erzielen, als etwa ein Bärenführer oder eine andre Neuigkeit vom Jahrmarkt? Wenn man dieſem Völkchen ab und zu etwas Buntes zu ſehen giebt, kann man es mit einem Gensdarmen regieren, gleichviel ob im Namen der Republik oder des Kurfürſten."

Godleva blickte finſter vor ſich nieder, dann richtete ſie die Augen ſcharf auf ihren Vertrauten: „Weshalb machen Sie denn mit?"

Lucheſi zeigte ſeine falſchen Zähne. „Weil es mir Geld und Spaß giebt. Iſt es nicht ein ſchöner Spaß, zu ſehen, wie ſich dieſe republikaniſchen Affen und Bären um ein Geheimnis abmühen? — Still, man kommt."

Die Thür öffnete ſich. Die Geſellſchaft trat paarweis ein, der Hausherr führte die maliziöſe Baronin. Zwei Lakaien mit gepuderten Zöpfen trugen Geigenkäſten hinterher.

Digitized by Google

„Nun dürfen wir Sie ja wohl ſtören," ſagte der Geheimrat.

„Die gnädigſte Baroneſſe ſpielt noch immer wie ein Engel," verſicherte Lucheſi.

„Ich wußte nicht, daß Sie ſich auch auf Engelsmuſik verſtehen, maestro carissimo," ſagte die Baronin.

Man lachte, hofmäßig, diskret, und nahm Platz. Das Hauskonzert begann.

V.

Gegen vier Uhr fuhren die Rolls heim. Godleva, die Arme bis zum Ellenbogen mit glatten Lederhandſchuhen bedeckt, kutſchierte; neben ihr ſaß der Oberfalkenmeiſter, ſorglich in einen Jägermantel von grobem grauen Tuch gehüllt, auf dem Haupte einen kleinen Offiziershut mit verblichener Goldſtickerei. Das Gefährt war ein zweiſitziger und zweirädriger Korbwagen, ſichtlich viel und lange gebraucht, beſpannt mit einem lichtbraunen Pferdchen von guter Raſſe und Pflege; Geſchirr und Kutſchbeſchlag zeigten auf blank geputzten Schildchen das Wappen des alten Waldrittergeſchlechtes, in Gold zwei ſchwarze Hirſchſtangen nebeneinander.

Sie fuhren durch die breite Doppelallee von Kaſtanien, die der prunkliebende Kurfürſt Clemens Auguſtus vor fünfzig Jahren zwiſchen ſeinen Schlöſſern Bonn und Poppelsdorf angelegt hatte. Es ſah wüſt hier aus. Viele Bäume waren im Laufe von ſechs Wintern als Brennholz gefällt worden, teils am Tag von der franzöſiſchen Militär-Verwaltung, teils nachts von frierenden Bürgern und Bauern. Das gefallene Laub, von niemand beſeitigt, deckte fußhoch den Boden der Straße. Aus den kaum gepflegten Weinbergen zur Linken hoben ſich hier und da niedrige Hügel mit einem vermorſchten Holzbrett, die Maſſengräber franzöſiſcher Soldaten, die in den erſten Kriegsjahren nach Einnahme des Landes hier in der Gegend ihren Wunden erlegen, an der Lagerruhr geſtorben oder erfroren waren; man hatte ſie am Wege verſcharrt, ohne Kreuz und Stein, nur mit einem Brett auf der Gruft, das, oft nur mit Bleiſtift aufgekritzelt, die Namen, die Nummern der Truppenteile und irgend ein jakobiniſches Schlagwort trug: „Freiheit und Brüderlichkeit!" „Krieg den Paläſten, Friede den Hütten!" „Ruhm und Vaterland!" Die einheimiſchen Beſitzer des Bodens ſchonten dieſe ſtillen Eindringlinge und ihre Wohnungsſchilder mit religiöſer Scheu vor dem Tode; aber hier und da hatten Regen und Raubtiere die lockern, eilfertig gehäuften Erdſchollen völlig aufgewühlt. Verſtreute Knochen und Schädel blinkten ſchauerlich im rötlichen Glanze der ſinkenden Sonne.

Aus dem Poppelsdorfer Schloßgarten bog ein Reitertrupp in buntſchimmernden Uniformen in die Allee ein; vorauf ritt im lebhaften Geſpräch mit ſeinem Adjutanten der Oberſt Martin. Als er die Inſaſſen des im Trab vorüberrollenden Wagens erkannte, hielt er verſtummend mit einer unwillkürlichen Bewegung ſein Pferd an; der Adjutant bemerkte ſtaunend den plötzlichen Ausdruck zornigen Schmerzes in dem erblaſſenden Antlitz, auf welchem die Narbe um ſo deutlicher hervortrat. Der Freiherr von Roll erwiderte den Blick trotzig, faſt verächtlich; ſeine Tochter hatte ſcheinbar nur Augen für ihr Pferd.

Die Reiter entfernten ſich in beſchleunigter Gangart der Stadt zu. Der Wagen bog rechts ab, an dem Schloß entlang, in deſſen traurig verödeten Räumen jetzt ſeit Jahr und Tag das franzöſiſche Militärſpital untergebracht war. Aus Thüren und Fenſtern der ärmlichen Dorfgaſſe hinter dem Schloß guckten hier und da neugierige Bauern ſcheu nach dem Gefährt aus. Sie grüßten mit altvererbter, unzerſtörbarer Gewohnheit des Unterthänigen. Der Freiherr dankte kurz, und Godlevas blondes Haupt mit dem barettartigen, ſchwanenpelzbeſetzten Hütchen nickte freundlich.

Hinter dem Dorfe bog ſich die Straße in ziemlich ſtarker Steigung zum Rande des bewaldeten Plateaus, des „Vorgebirges“, empor. Das Pferdchen arbeitete ſich langſam und tapfer auf dem abſchüſſigen, vielfach durchfurchten Lehmboden vorwärts.

„Du haſt ihn wiedererkannt, Godleva,“ ſagte der Freiherr.

„Ja, mein Vater.“

„Was denkſt du?“

„Daß er der Oberſte dieſer Leute iſt und in den Gemächern unſres vertriebenen Herrn wohnt.“

Der Freiherr wandte den forſchenden Blick nicht von ihrem Antlitz. „Sonſt nichts?“

Sie zögerte einen Moment und holte tief Atem. „Doch. Daß er vor ſieben Jahren mir von Liebe und Treue ſprach — und ſich dann von Ihnen mit einem guten Zehrpfennig und einer gewiſſen Hoffnung auf ſpäter wegſchicken ließ, um nie wieder von ſich hören zu laſſen.“

Der Freiherr nickte kurz. Nach einer Weile ſagte er: „Du kennſt den Wahlſpruch unſres Hauſes.“

„Ja. «Oublier ne puis.» Eine Roll kann nicht vergeſſen. Am wenigſten, daß man mit ihrem Vertrauen geſpielt hat.“

„Es iſt gut, Godleva. Ich danke dir.“

Sie ſchwiegen beide eine gute Zeit. Das Pferdchen nahm ſchnaubend die letzte Steigung und trabte nun munter über das Plateau, in den Wald hinein. Zur Rechten entſchwand die Wallfahrtskapelle auf dem Kreuzberg, das letzte Wahrzeichen der Reſidenz, hinter der dunklen Kuliſſe der Bäume, zwiſchen denen das letzte Abendlicht in roſigen Streiflichtern durchſchimmerte. Noch einmal unterbrach ein Dörfchen mit gaffenden zerlumpten Kindern und kläffenden Kötern die Stille. Dann ſenkte ſich die Straße in ein Waldthal, wo ſie keinen andern Laut mehr weckten als das Zirpen der Meiſen am Weg und das heiſere Gelächter des Hähers.

„Wichtige Nachrichten?“ fragte der Freiherr in ſeiner kurzen Art.

„Es ſcheint. Der Marquis hat ſie diesmal ſelber von Köln gebracht. — Was hoffen Sie von unſrer Arbeit?“

Der Freiherr lachte grimmig. „Wenig, Godleva. Das Volk iſt zu ſtumpfſinnig. Und wie der Adel iſt, haben wir ja heut wieder geſehen. Wohlweisheit, Médiſance und Egoismus, der ſich als ſtandhaftes Märtyrtum drapiert. Der Kurfürſt kennt ſie. Iſt ja ſelbſt leider ſo gemächlich! Hat nur Energie zum höflichen Proteſtieren, — wie ſein unglücklicher Schwager, weiland König Ludwig der Sechzehnte. Ich wollte, er hätte lieber etwas mehr von ſeiner Schweſter Marie Antoinette. Möchte wiſſen, wenn ſie noch lebte, was ſie zu dieſem Bruder ſagen

würde, der unſre Arbeit in heimlichen eigenhändigen Briefchen anordnet und in öffentlichen Patenten verleugnet. Darum halten wir ihm doch die Lehnstreue wider die Räuber ſeines Thrones. Es iſt auch keine Schande, daß wir ihnen heimlich Schlingen legen und Giftbrocken ſtreuen; 's iſt ja Raubzeug, — mir hat es hier in meinem Kottenforſt, den die Roll ſeit drei Jahrhunderten verwaltet hatten, anders geſchadet als die vierbeinigen Wölfe, die jetzt allwinters bis an die Stadt ſtreifen. Wir wahren die Lehnspflicht. Schlimm genug, daß man uns auf die Beihilfe bezahlter Spione verweiſt! Dem Luchefi nehm' ich ſein Handwerk nicht übel, 's iſt ein Roturier, und dazu ein wälſcher Muſikant, der nach Brot geht, wo er's findet. Aber der Croiſy beſchimpft ſein Wappen. Iſt aber immer ein Lump geweſen. Dir hab' ich vorhin für etwas andres gedankt; jetzt dank' ich dir nachträglich, daß du den Menſchen, ſchon ehe ich mir über ihn klar war, zweimal abgewieſen haſt, als du noch ein reiches Edelfräulein warſt, — zu einem armen wär' er ohnehin nicht gekommen."

Die geſunde Linke des Barons taſtete nach Godlevas Hand. Godleva beugte das Haupt und küßte ſie zärtlich.

Die Dämmerung war ſtark gewachſen, der Weg hier mitten im Walde faſt nur noch an den weißen Merkſteinen erkennbar, mit denen der Baron noch in ſeiner frühern Stellung die kurfürſtlichen Jagdſtraßen verſehen hatte. Plötzlich knallte es zur Linken ſcharf auf. Ein Rudel Rehe ſetzte in wilder Flucht dicht vor dem Wagen über die Straße, eine Ricke humpelte ſchwerfällig mit zerſchmettertem Hinterlauf nach.

Godleva bezwang mit Mühe das ſcheuende Pferdchen. Der Oberfalkenmeiſter knirſchte vor Wut. „Das iſt der Waidmannsbrauch der Egalité. Wilderer und Aasjäger!" Kein andres Erlebnis an dieſem Tage hatte ihn ſo empört.

Jetzt lichtete ſich der Wald; eine breite Rodung lag vor ihnen im blaſſen Scheine der Mondſichel und der erſten Sterne. Zur Rechten duckten ſich einige ärmliche Bauernhäuschen in den Schatten des Waldes, zur Linken ragte hinter ſeltſam verſchnörkelten Vorgärten und rauſchenden Brunnen ein prächtiger Barockbau. Das Dämmerlicht überflimmerte geiſterhaft die weißen Marmorbilder zwiſchen den hohen Fenſtern und das kupferne Dach. Das war Schloß Herzogsfreude, der ſchönſte und koſtſpieligſte von all den Einfällen, mit denen weiland der bauluſtige Wittelsbacher Clemens Auguſtus die Verſailler Schöpfungen des „Sonnenkönigs" nachgebildet hatte. Seine beiden Nachfolger an der Kur, ſparſamer und unluſtig zur Jagd, hatten dieſe Reſidenz mitten im Walde gemieden; das Schloß, zuvor der Schauplatz üppigſter Feſte, hatte ſeitdem als Pfründe und Dienſtwohnung für den oberſten Chef der kurfürſtlichen Jagdverwaltung, der als „Oberfalkenmeiſter" eine der höchſten Hofchargen bekleidete, und für einen Schwarm niedriger Jagdkavaliere gedient. Dann hatte der dritte Nachfolger, die Republik, das Wertvollſte geplündert und verſchleudert, die Gebäude aber einſtweilen unzerſtört gelaſſen und einen verheirateten Marſeiller Invaliden als Kaſtellan hineingeſetzt. Unerleuchtet und unbewohnt lag das Märchenſchloß in' ſchweigender Einſamkeit. Nur die Waſſer der hohen Springbrunnen plätſcherten und rauſchten in ihren Marmorbecken wie in alter Zeit, und dazwiſchen klangen hinter einem Fenſter des Kaſtellanshäuschens zunächſt der Straße einzelne Worte eines provençaliſchen Wiegenliedes auf.

Godleva hatte unwillkürlich Halt gemacht, überwältigt von dem seltsamen Zauber dieses verlassenen Schlosses. Es war ihre Heimat. In einem seiner prunkhaften hohen Gemächer hatte auch ihr eine helle Frauenstimme das erste Wiegenlied gesungen, in die sorglosen Träume ihrer schönsten Jugendjahre hatten die Wasser der hohen Springbrunnen hineingerauscht. Aber ein tiefer Seufzer neben ihr ließ sie erschreckt und beschämt das Pferdchen zum schnellsten Trab antreiben. Der Oberfalkenmeister hatte das Haupt auf die Brust geneigt, als fürchte er sich vor dem Anblick des Schlosses. „Oublier ne puis!“ murmelte er leise.

Nach wenigen Minuten hielt der Wagen vor dem Thor einer niedrigen Umzäunung, halb Mauer, halb Hecke. Jenseits wurde es laut von fröhlichem Hundegebell und schweren eilfertigen Schritten. Ein Greis von mächtigem Wuchse, in Jägertracht mit hohen Kniestiefeln, trat grüßend durch das entriegelte Thor und leuchtete mit seiner Stalllaterne vorauf zu dem niedrigen, breitgestreckten Jagdhaus, dessen Thürgiebel in Sandstein gemeißelt das Wappen der Freiherren von Roll trug. Godleva lenkte den Wagen geschickt dicht vor die Thürtreppe, sie sprang ab, beruhigte den freudigen Ungestüm der großen Jagdhunde, half ihrem Vater sorglich herunter und geleitete ihn stützend über die verwitterten, ausgetretenen Steinstufen in sein Haus.

Dieses Haus, vor etlichen hundert Jahren für einen Förster der Freiherren von Roll gebaut, nebst einigen Morgen Feld- und Gartenland und ein paar hundert Stämmen Wald war der ganze Grundbesitz des ehemaligen Oberfalkenmeisters und Schloßhauptmanns von Herzogsfreude, — das einzige, was die Kavalierwirtschaft seiner Vorfahren und seine eigene Sorglosigkeit von dem einstigen Eigentum des Geschlechtes übrig gelassen, und also das einzige, was ihm nach dem Verlust seiner reichen Hofämter und Pfründen blieb. Hier lebte er, lieber ein armer Freiherr als ein Schmarotzer an den Höfen fremder Fürsten, seit fünf Jahren mit seiner Tochter und mit den früheren Inhabern des Gütchens, einem alten Försterpaare, dessen Treue die Herrlichkeit des ancien régime überdauert hatte. Als dankbare und geduldige Vasallen arbeiteten sie für den verarmten Lehnsherrn, der selber zur körperlichen Arbeit nie erzogen und nun vollends unfähig war. Vor fünf Jahren, als er sehen und hören mußte, wie der General Marceau mit seinen Dragonern das von gepreßten Bauern nach Herzogsfreude zusammengetriebene Wild niederschoß, hatte ihn der Schlag getroffen, und seitdem war er teilweise gelähmt.

Nun saßen sie und speisten zu zweien in der niedrigen Stube, deren getünchte Wände mit zahlreichen Hirschgeweihen und anderen Waidmannstrophäen geschmückt waren. Godlevas Spinett an der einen Wand trug noch die Jahreszahl: 1765. In der Mitte des sauber gedeckten Tisches stand ein prächtiger dreiarmiger Leuchter aus Silber, besteckt mit trübe brennenden Talgkerzen, und ein geringer einheimischer Wein floß aus köstlich geschliffener Kryſtallkaraffe in die zierlichſten venezianischen Gläser. Godleva hatte ihrem Vater den Sessel nahe an den Kachelofen gerückt, in welchem ein erstes Herbstfeuer leise knisterte. Sie band ihm das Mundtuch vor und schnitt ihm den Braten klein. Alle ihre Handreichungen und kleinen Dienste verschönte ein Lächeln des Glückes, ihm dienen zu können.

Digitized by Google

Nach dem Mahle räumte ſie mit der alten Dienerin ab. Als ſie wieder ins Zimmer trat, trug ſie eine Schreibkaſſette von ſilberbeſchlagenem Leder, mit goldenem Schlößchen, im Arm.

„Der Jakob weiß Beſcheid, daß er nachher noch ſeinen Botengang nach Bonn zu thun hat," ſagte ſie. „Wollen wir anfangen, Vater?"

Der Freiherr fuhr aus tiefem Sinnen auf. Er nickte und leerte haſtig ſein Glas. „Gieb mir die neuen Depeſchen."

Godleva gehorchte. Sie ſchloß ihre Kaſſette auf und machte alles zum Schreiben zurecht. Dann ſaß ſie, die Feder in der Rechten, die Wange in die linke Hand gelehnt und den ſchönen, kräftigen Arm auf die Stuhllehne geſtützt, und blickte geduldig wartend auf ihren Meiſter. Neben ihr, zwiſchen Stuhl und Ofen, raſtete einer der Hunde.

Draußen blinkerten die Sterne winterklar über dem entlaubten Walde. Auf den verſpäteten Sommertag war eine jener wolkenloſen, windſtillen Froſtnächte gefolgt, die der Winzer und Bauer am meiſten fürchtet. Manchmal klang vor dem einſamen Jagdhaus ein Eulenruf auf, und tiefer im Walde bellten die Füchſe. Dann hob wohl drinnen vor dem Ofen der Hund langſam den mächtigen Kopf von den Vorderpranken, lauſchte und richtete die klugen braunen Augen bittend auf ſeine Herrin.

Aber die beiden Menſchen achteten der langgewohnten Naturſtimmen von draußen nicht. Sie waren ſehr beſchäftigt. Behende glitt die Kielfeder in der weißen Mädchenhand über das Papier, Zeile auf Zeile, Blatt auf Blatt; halblaut, in langſamer, gleichmäßiger Rede kamen die Worte vom Munde des Diktierenden: inhaltſchwere Namen, Zahlen und Nachrichten aus dem großen Kriege der großen Welt, erläutert mit einer wortkargen, bohrenden, ätzenden Beredſamkeit, wie ſie nur der Verbitterte findet.

VI.

Zur ſelben Zeit, auf dem Feſtball der Bonner Munizipalität, erlebte Judith eine große Stunde.

Es war eine eigene Sache um dieſe „republikaniſchen Bälle", zu denen der unentgeltliche Eintritt jedem Bürger und jeder Bürgerin frei ſtand. Sie begannen früh — um ſechs Uhr, — endeten ſpät, und zerfielen wie ein Studentenkommers in zwei Hälften. Auf dem erſten, gleichſam dem „offiziellen" Teil, dem auch die Damen der Obrigkeit und die wohlhabendern Parteimitglieder beiwohnten, wurde überhaupt nicht oder nur von einzelnen Paaren getanzt. Man ſtand oder ſaß herum, „machte Konverſation", die Herren gaben Politik von ſich oder raſpelten Süßholz, und die Damen ließen ihre Toiletten, ihren Schmuck, ſich ſelber bewundern. Dazu tranken die Herren Champagner, deſſen man dank der Konfiskation ſo vieler kurfürſtlicher und Emigranten-Keller genug beſaß, und die Damen verdarben ſich den Magen mit Eis, das der frühere Hofkonditor der Stadt auf Pump ſtellen mußte und alſo nicht mit der vollen Innigkeit ſeiner Seele behandelte. Es war gleichſam eine republikaniſche Fortſetzung der Subſkriptionsbälle, die der Kurfürſt Max Franz eingeführt hatte, nur ohne Subſkription und ohne Kurfürſt. Gegen neun Uhr ließen ſich die Damen in

ihre Mäntel und Pelze helfen und hüpften zur Heimfahrt, mit oder ohne Geleit ihrer männlichen Verwandten, in ihre Mietwagen; — seit die unter der Monarchie gebräuchlichere Sänfte als unrepublikanisch untersagt war, nahmen die Mietskutscher zu und bezeugten feurigen Eifer für die Republik, während die frei und brotlos gewordenen Sänftenträger zur reaktionären Fahne schworen. Alsdann begann die „Fidelitas". Nun hatte auch die Mehrheit minder glänzender Toiletten freien Spielraum, die sich bis dahin fern gehalten oder scheu herumgedrückt hatten. War die Champagnerquelle versiegt und das letzte Eis geschmolzen, so gab es dafür reichlich Bier, im Namen der Republik aus den Brauereien der Stadt requiriert, gerbsäurereichen Rotwein aus den städtischen Weinbergen und Wurstbrötchen von notgedrungen freigebigen Metzgern und Bäckern. Es wurde viel und hingebend getanzt, einzelne unternehmende Herren vom Klub und vom Offizierkorps erholten sich vom überstandenen Flirt mit den „prominentern Bürgerinnen" in bequemern Unterhaltungen mit dem gesinnungstreuen weiblichen Nachwuchs der aus den „innern Départements" zugezogenen Marketender, Steuerwächter und Handschuhkrämer, und die Gemütlichkeit stieg bis zu ungeahnten Graden. Sie stieg bisweilen so hoch, daß eine vom Wirt requirierte Militärpatrouille nötig war, um die fraternité auf Kosten der liberté wieder herzustellen.

Solchergestalt hatte sich auch unter der Flagge und auf den Festen der égalité die älteste und unvermeidlichste soziale Scheidung in „bessere" und „weitere" Kreise wieder hergestellt. Es gab aber auch noch besondere Fälle, Anlässe und Gebräuche. Wenn ein neuer Chef an die Spitze der militärischen Bezirksgewalt getreten war und zum erstenmal auf dem Ball erschien, so war es allerorten Brauch, daß ihm von einer möglichst schönen und „ausgezeichneten" Bürgerinjungfrau im Namen der entzückten Gemeinde eine Bürgerkrone überreicht wurde. Das Normalmodell zu dieser Krone hatte gleichfalls der rührige Obermaler der Republik, Bürger David in Paris, nach einem etwas mißverstandenen altrömischen Vorbild entworfen; die Hauptsache war, daß sie aus Silber gefertigt sein mußte, womöglich mit stark vergoldeten Eicheln. Der Brauch gebot ferner, daß der überraschte Kriegsmann die Krone mit einem gewissen Widerwillen gegen diesen Begriff nur zögernd annahm und sogleich zu den Füßen einer Statue des Vaterlandes niederlegte, die zu diesem Zweck im Saale angebracht war. Von dort mochte er sie dann nach beschlossenem Fest abholen lassen, um sie in anderm Wortsinne nochmals zu versilbern; das versagte ihm der Brauch nicht. Der Brauch aber gebot, und das war das Artigste an der Sache, daß der glückliche Empfänger der Krone die Bürgerinüberbringerin während des Balles führte, gleichsam als seine Bohnen- oder Schützenkönigin, und ihr auch fernerhin eine gewisse Aufmerksamkeit wenn nicht in seinem Herzen, doch in seinem Benehmen widmete. Ein harmlos-galantes Spiel von alten Zeiten her war's, „Vielliebchen" oder „Valentine", das da zwischen dem gespreizten und geschwollenen Pomp der „republikanischen Formen" schalkhaft hervorlächelte.

Diesmal war die Wahl der Munizipalität einstimmig auf Judith gefallen, wobei außer der anerkannten Schönheit und Tugend dieser jungen Bürgerin wohl auch das mitwirkte, daß ihr Vater der kapitalkräftigste Geschäftsmann und Gläubiger der Stadt war. Judith hatte die Auszeichnung vor drei Tagen mit großer Freude angenommen und bereute es jetzt im stillen beinah. Da aber an der Sache nichts

Digitized by Google

mehr zu ändern war, ſo fügte ſie ſich in das Unvermeidliche mit einer wehmütigen Faſſung, die ihrer ſchönen Erſcheinung einen neuen, merkwürdigen Reiz gab. An den üblichen Mitteln, ihre Schönheit durch Kleidung und Schmuck zu heben, und auch an Geſchmack fehlte es ihr ja immerhin weniger als den meiſten ihrer geſinnungstreuen Mitbürgerinnen. Diesmal hatte ſie das zum „griechiſchen Knoten“ geordnete glänzend ſchwarze Haar mit einer Perlenſchnur durchwunden, und die Achſelſpange ihres weißſeidenen Obergewandes — „Tunica“ nannten es die Pariſer Schneidergelehrten — war aus einer köſtlichen Rubinbroſche des Renaiſſanceſtils umgearbeitet. Aber keine übertriebene Stickerei entſtellte ihre dreifarbige Gürtelſchärpe, an der Hand, die den ſilbernen Eichenkranz hielt, wetteiferte kein Fingerring mit dem Glanze der goldenen Eicheln, und nur eine ſchmale Goldſchlange mit Äuglein von Rubinen umſpannte den vollen, wie Elfenbein leuchtenden Oberarm. Als ſie ſo im vollen Scheine der aus dem kurfürſtlichen Schloſſe requirierten engliſchen Réverbèrelampen an der Spitze der Munizipalität vortrat und etwas ſtockend ihren vom Bürger Geich zuſammengereimten Spruch aufſagte, ging ein beifälliges Staunen durch das militäriſche Gefolge des Gefeierten, und der Oberſt Martin ſelbſt betrachtete ſie aus ſeinen ernſten Augen mit einem großen, reinen Wohlgefallen an ſo viel jugendlicher und raſſerechter Schönheit. Mit einer dankenden Verbeugung nahm er den Kranz und blickte einen Moment darauf, wie um ſich zu ſammeln. Die bürgerlichen Zuſchauer lächelten verſtohlen; man wußte ja, was jetzt programmmäßig folgte. Aber es kam anders. Der Oberſt Roland Martin hob das Haupt, blickte lächelnd im Kreiſe rund und ſagte mit heller und lauter, kommandogewohnter Stimme:

„Ich danke Ihnen, meine ſchöne Bürgerin, und Ihnen, Bürgervertreter dieſer Stadt. Ich kenne meine geringen Verdienſte und weiß, daß ſie zu unbedeutend ſind für eine ſo hohe Auszeichnung. Geſtatten Sie, daß ich dieſen Kranz dem Feldherrn zuwende, unter deſſen Führung wir jene Siege in Italien erfochten, welche die Bürgerin ſoeben in ſo klangreichen Verſen gefeiert hat. Ich verbinde damit eine Nachricht, die ich vorhin bereits auf Befehl des Kriegsminiſters den mir unterſtellten Truppen durch Tagesbefehl mitgeteilt habe. Der General Napoleon Bonaparte iſt heute vor vierzehn Tagen, am 17. Vendémiaire, mit den Generälen Marmont, Berthier, Murat, Lannes und Beſſières und einem Teile ſeiner ſiegreichen Truppen bei Fréjus im Departement Var gelandet. Er iſt am 29. Vendémiaire in Paris eingetroffen, wo ihn das Direktorium und der Rat der Alten unter dem Beifall aller Wohlgeſinnten feierlich begrüßt haben. Der Rat der Fünfhundert hat ſich dieſer Begrüßung durch den Mund ſeines deſignierten Präſidenten für den Monat Brumaire, des Bürgers Lucian Bonaparte, freudig angeſchloſſen. Der General Bonaparte wird vorausſichtlich zunächſt das Kommando über die Armee des Innern übernehmen. Ich entſpreche dem Gefühl, das ich in Ihren Zügen leſe, indem ich die mir zugedachte Ehrung auf den heimgekehrten Helden übertrage und nur in ſeinem Namen dieſen Kranz zu den Füßen der Republik niederlege, die auf ihn baut. Vive la république! Vive le général Bonaparte!“

Die Offiziere wiederholten begeiſtert den wunderlich zwieſpaltigen Ruf, und das bürgerliche Publikum, deſſen verdutzte Geſichter der Oberſt Martin ſo liebenswürdig gedeutet hatte, wiederholte ihn gleichfalls mit derſelben Hingabe, mit der es am Vor-

mittag seinen Schwur ewigen Hasses gegen das Königtum geleiert hatte. Die Husarenkapelle auf der Musikgalerie stimmte einen überaus blechkräftigen Siegesmarsch an, den irgend ein uniformierter Kapellmeister nach der Schlacht bei Arcole komponiert und betitelt hatte. Dann wandte sich der Oberst Martin zu seiner Dame und sagte lächelnd mit lauter Stimme zu ihr: „Die Gattin meines Vorgängers hat, wie ich höre, bei diesen Festen einen sehr guten Brauch eingeführt, den Sie gewiß nicht abschaffen wollen, Bürgerin." Er warf ein Zwanzigfrankstück in die Pelzmütze, die er Judith überreichte, und bot ihr den Arm: „Beginnen wir denn unsern Bettelgang. — Citoyens, — mes Camarades, — pour les pauvres!"

Die Geldstücke flogen und klirrten in die seltsame Sammelbüchse. Judith bettelte und dankte mit einem Lächeln, das zumal auf die Mildthätigkeit der jungen Offiziere anfeuernd wirkte. Von den Stammgästen der republikanischen Bälle lächelten doch manche wieder etwas spöttisch, fast betreten; in dem Sinne, wie die Generalin Wirion den „Brauch" erfunden und geübt hatte, paßte es nicht recht zum bisherigen Auftreten des Obersten. Denn es war ein offenes Geheimnis, daß die gute Generalin die gesammelten Scherflein „pour les pauvres" hinterher vorwiegend für einen „armen Generalmajor" verwandt hatte. Aber als der Rundgang beendet war und Judith ihrem Kavalier die Sparbüchse zurückgab, sagte er ernsthaft: „Sie sind zu schön und reich, Bürgerin, und ich bin zu neu hier, als daß wir uns anmaßen könnten, die rechten Verteiler dieses kleinen Schatzes zu sein." Er blickte suchend um sich und winkte dem Bürger Eichel zu: „Das gehört ja wohl in Ihr Ressort, wollen Sie, bitte, das Geld für Ihre Armen in Empfang nehmen." Er schüttete die Sparbüchse auf den nächsten Tisch aus. Einige Festgäste von der Art, die eigentlich erst um neun Uhr antrat, machten ihrer freudigen Überraschung in einem schüchternen Bravo Luft und drängten sich näher, als sollte die Verteilung gleich anfangen. Der Bürger Eichel schob sie mit seinen mächtigen Ellenbogen beiseite und begann, mit Unterstützung des Bürgers Manasse, das Geld in Sorten zu zählen.

Judith errötete leicht; es kam ihr plötzlich zur Empfindung, daß sie seit Eintritt des Oberst Martin ihren Vater völlig vergessen hatte. Ihre Verlegenheit wuchs, als der Oberst sie leise fragte: „Wer ist dieser würdige alte Herr?" „Es ist mein Vater," stammelte sie, „der Bürger Manasse." „Also gewiß ein sehr glücklicher Vater," versetzte der Oberst höflich und schüttelte dem Alten, der sich bei Nennung seines Namens umgewandt hatte, freundlich die Hand. Judith überschauerte es mit einer wundersamen, schmerzlichen Seligkeit, als sie die beiden Männer so herzlich miteinander plaudern sah. Aber in aller Wonne und Wehmut einer noch erst halb empfundenen Liebesneigung war sie zu sehr die kluge Tochter ihres Volkes, um in diesem Moment eine andre Frage völlig zu vergessen. Während der Oberst sich zu andern Notablen wandte, trat sie rasch auf ihren Vater zu und faßte seine Hand. Der Bürger Manasse sah sie schmunzelnd an: „Nu, du machst deine Sache gut," sagte er. Sie flüsterte fragend: „Der Vater hat also die große Neuigkeit schon vorher gewußt?" Der Bürger Manasse antwortete nicht, er legte nur den Kopf ein wenig auf die linke Seite, hob die linke Hand mit der Fläche nach außen hoch und schmunzelte noch vergnügter. Judith lächelte und drückte mit stummem, bewunderndem Glückwunsch seine Hand. „Er ist klüger als alle," dachte sie, „er hat es schon

Digitized by Google

gewußt und hat seine Geschäfte danach eingerichtet." Mit einem Ausdruck wohlwollenden Mitleids blickte sie auf den Bürger Eichel, der noch immer an seinem Armengeld sortierte und zählte.

In der Gesellschaft hatte die Haltung des jungen Obersten jetzt das Eis völlig gebrochen. Das angenehme Gefühl, wenigstens unter einem liebenswürdigen Zwingherrn zu stehen, und die große Neuigkeit vereinten sich zungenlösend und dursterregend. In bewegten Gruppen stand und saß man umher, vom Büffet her knallten die Champagnerpfropfen zwischen die Tanzmusik, nach der niemand tanzte, und die Aufwärter liefen eilfertig mit ihren Tabletten hin und her. Sie trugen gepuderte Haarbeutelfrisur und kurfürstliche Livreeröcke, an denen man nicht einmal die Wappenknöpfe geändert hatte.

Darauf machte den Oberst Martin der Bürger Geich aufmerksam, der das Bedürfnis fühlte, seine durch die große Neuigkeit gereizten jakobinischen Grundsätze zu bekennen. „Wir haben," sagte er, „absichtlich diese Tracht den Kellnern gegeben, die bei den Festen des souveränen Volkes aufwarten. Es ist eine Idee von mir."

„So?" versetzte der Oberst Martin, „da denken Sie ja gerade wie der Landgraf von Hessen. Der läßt die Straßenkehrer jetzt in der Tracht unsrer Pariser Stutzer das Pflaster fegen. Es ist schade, daß man die Kriege nicht mit solchen Späßchen entscheiden kann. Leid thun mir dabei nur Ihre Kellner und die Kasseler Straßenkehrer."

Der Bürger Geich schneuzte sich grollend in sein rotes Riesenschnupftuch, während rund um den Munizipalitätstisch ein beifälliges Lachen und Kichern lief. Auch diese republikanische Sternenwelt im kleinen war ihren Mond satt und blinkerte vergnügt der neuen Sonne zu.

Aber die Antwort des Obersten hatte ein Thema angeschnitten, das für die Bürgerinnen noch anziehender war als aller politische Ideenstreit. Es regnete Erkundigungen über die Pariser Salonmoden, und die Husarenoffiziere wetteiferten in galanten Erklärungen. Die Vorsitzende des „Bonner republikanischen Frauenklubs", eine etwas pfingstrosenhafte ländliche Schönheit mit wunderlich verstrubbelter Frisur, wandte sich an Judith: „Ihr Bracelet ist entzückend, Liebste, aber ich glaube, es ist doch nicht mehr ganz modern ... Nicht wahr, Oberst, in den ersten Salons trägt man jetzt die Frisur frei und die Armringe breit, vier bis fünf übereinander?" Erläuternd deutete sie auf ihren eignen Arm, dessen tiefrosige Fülle streckenweise hinter wahren Faßreifen von Stahl und Talmi verschwand.

„Die Bürgerin Tallien soll es allerdings einmal probeweise versucht haben," erklärte der Oberst höflich lächelnd. „Aber sie fand doch, daß es zu schade um ihre schönen Arme sei. Außerhalb der leitenden Salons sieht man es wohl hier und da, ebenso wie die Frisur à la sauvage."

Die Dame mit der „Wildensfrisur" löffelte schmollend in ihrem Eis herum. Judith errötete vor Vergnügen.

Der Bürger Geich hatte sich inzwischen wieder etwas erholt. „Sie sprechen das Deutsch so fließend," sagte er lauernd. „Ein geborener Franzose sind Sie wohl nicht, Oberst?"

Judith blickte ängſtlich auf das Geſicht ihres Ritters. Sie fühlte mit, wie er mit traurigen Erinnerungen rang. Aber ſeine Stimme blieb ruhig: „Das weiß ich ſelber nicht, Bürger Präſident. Meine Mutter liegt auf dem Poppelsdorfer Friedhof begraben, aber ich weiß nicht, wo wir daheim waren. Als ganz kleines Kind hat ſie mich mit auf eine Pilgerfahrt genommen. Auf dem Wege von Keſſenich nach Poppelsdorf iſt ſie von einem Blutſturz befallen worden und geſtorben, ehe ſie etwas über unſre Herkunft und Heimat ſagen konnte. Der damalige Kommandant von Poppelsdorf, ein Freiherr Roland von Roll, hat ſich meiner angenommen und mich in Koblenz erziehen laſſen.“

„Da kennen Sie wohl auch den Bruder dieſes Herrn, der jetzt draußen im Wald auf ſeinem Erbgütchen wohnt?“

„Ich habe unter ſeinem Befehl im Jahre 1792 einige Monate auf Schloß Herzogsfreude als Jäger gedient, bis zur Auflöſung des dortigen Jagdhofſtaats. Bald darauf verließ ich die Rheinlande und trat als Freiwilliger bei dem General Beurnonville ein.“

„Da können Sie ja jetzt alte Verbindungen mit dem Hauſe Ihres ariſtokratiſchen Wohlthäters auffriſchen.“

Judith ſah mit Herzklopfen, wie ſich zwiſchen den Augen des Oberſten zwei feine Zornesfalten eingruben und die Narbe auf ſeiner Stirn ſich drohend rötete. „Ich habe keine Veranlaſſung dazu,“ ſagte er kurz abbrechend. Er leerte haſtig ſein Glas und wandte ſich zu ſeiner Dame. „Verzeihung, Bürgerin, aber dieſe Lampenhitze iſt hier auf der Eſtrade doch ſehr ſtörend, auch für Sie, wenn ich in Ihren Zügen leſen darf; wollen wir ein wenig durch den Saal promenieren?“

Die ſchwarzen Augen ſtrahlten ihn glückſelig an. „O, mit Freuden,“ ſagte ſie und erhob ſich folgſam.

Der Bürger Eichel gewahrte, wie ihr Vater den beiden wunderlich beſorgt nachguckte. Das that ihm einigermaßen wohl in ſeinem Kummer über die Offenheit dieſes jungen Oberſten, der die Geheimniſſe ſeiner Herkunft ſelber ausplauderte, ehe man ſie diplomatiſch bei ihm oder gegen ihn verwerten konnte. „Das iſt ein ſchönes Paar, Bürger,“ ſagte er ſchmunzelnd.

Der Bürger Manaſſe blickte ihn etwas ſcheel an. „Warum ſoll es nicht ſein ein ſchönes Paar?“ ſagte er. „Wenn es der Eichel ſagt, muß es wahr ſein, iſt doch der Eichel ſelber ein ſchöner Mann.“ Der Bürger Eichel war klug genug, in das Gelächter der Beiſitzenden einzuſtimmen.

„Es iſt ein Ariſtokrat,“ knurrte der Bürger Geich, nachdem er ſich durch einen vorſichtigen Rundblick vergewiſſert hatte, daß die meiſten Offiziere mit ihrem Damen dem Beiſpiel des Kommandanten gefolgt waren. Nur der dicke Infanteriemajor ſaß noch neben der Dame mit der Wildenfriſur feſt. Er hatte etwas viel Sekt getrunken und bemühte ſich mit einſiedleriſchem Eifer, drei rundgriffige Eislöffelchen ſo auf dem glatten Tiſch zuſammenzuſtellen, daß ſie eine Art Galgen bildeten.

Die Dame mit der wilden Friſur blickte beſtätigend von ihrer ſechſten Portion Vanilleeis auf. Sie war eine eifrige politicienne, wie man das in Paris nannte. „Sicher, es iſt einer von den heimlichen Royaliſten,“ ſagte ſie. „Ich begreife nicht,

Digitized by Google

wie der General Jourdan ruhig zuſieht, daß man ſolchen Leuten ein wichtiges Kommando giebt. Er ſitzt doch im Rate der Fünfhundert."

„Damit er nicht als Höchſtkommandierender noch mehr Schlachten gegen die Kaiſerlichen verliert," ergänzte der Bürger Schmitz mit der halb ungewollten Bosheit harmloſer Menſchen.

Die Bürgerin warf ihm einen entrüſteten Blick zu. Sie ſchlug mit männlicher Kraft auf den Tiſch, daß das Metalllager an ihrem Arm kriegeriſch erklirrte: „Verſündigt Euch nicht, Bürger Munizipalrat," rief ſie. „Was verſteht Ihr überhaupt vom Militärweſen? Der Bürger Jourdan iſt der einzige General, der das wahre republikaniſche Prinzip hat. Eine Schlacht kann jeder General verlieren, wenn er nur nicht das Prinzip verliert. Das wahre Prinzip heißt: liberté, fraternité, égalité, guerre aux chateaux, paix aux cabanes, mort aux rois, à bas les aristocrates und salut public. Das hat der Jourdan. Wenn es nach dem ginge, gäbe es überhaupt keinen Unterſchied mehr zwiſchen Bürgern und Bürgerinnen. Das Prinzip iſt die Hauptſache."

Der dicke Infanteriemajor ließ ſeinen Galgenbau fallen und guckte unſicher auf. „Das Prinzip iſt die Hauptſache," beſtätigte er lallend. „Ich bin e Mainzer un bin als meenzer Nationalgarde-Hauptmann dem General Cuſtine anno 1792 nochgezoge, bloß weil daß er eſo für es Prinzip war. Er hot jo aach ſei Fehler gehabt, der Cuſtine; er hot aach als emol e Schlacht verlore odder e Stadt, wie dunnemols die Feſtung Condé, anno 1793. Nor im Prinzip, da war ihm keiner üwwer. Awwer daß ſie ihn doderwege hinnerher rein aus Prinzip, bloß weil er die Feſtung Condé verlore hatte, verguillotiniert hawwe, des war nit nett vun'm Robespierre." Er fing an zu weinen und erhob ſich mühſam. „Ich bidd daufendmol um Pardon, awwer wann ich des ſo mit der Rührung krieg, des is plus fort que moi." Ein paar aufmerkſame Kellner in kurfürſtlichen Hofröcken ſprangen herzu und geleiteten den gerührten Krieger durch eine Seitenthür hinaus.

Der Bürger Geich nahm eine Priſe und nickte nachdenklich. „Ich traue ihnen nicht, dieſem Oberſt ſo wenig wie ſeinem Bonaparte. Paſſen Sie auf, ob der Oberſt eine Hand dagegen heben wird, wenn jetzt die aufrühreriſchen Flugblätter wieder aufſchießen wie Pilze aus der Erde. Aber es giebt zum Glück noch höhere Gewalten. Der Alleroberſte hierzulande iſt und bleibt doch der Vorſitzende der Zentral-Kommiſſion für die eroberten Rheinlande in Koblenz, und das iſt ſeit drei Wochen unſer Freund, Bürger Leranal. Der hat das Prinzip. Wenn wir uns im Notfall an ihn wenden —"

„So ziehen wir uns das Geiſelgeſetz auf den Hals," rief der Bürger Eichel aufſpringend. „Die Reichſten, und dazu die vornehmſten von den ehemals Adligen in Militärhaft gebracht, und wenn ein franzöſiſcher Soldat bedroht wird oder ums Leben kommt, vier von den Häftlingen ſofort deportiert. Seid Ihr verrückt, Mann? Ihr müßt Euch nicht einbilden, daß Euch die Munizipalität auf jeden Weg nachläuft."

Der Bürger Geich erhob ſich. Um ſeine Lippen zuckte, aus ſeinen von Haus aus gutmütigen Augen blinkte ein böſer Fanatismus. „Ich würde den Weg auch allein finden," murmelte er. „Guten Abend, Bürger." Er wandte ſich und hinkte eilig durch den Seitengang des Saales davon. Die Bürgerin folgte grußlos.

Der Bürger Eichel ſchenkte ſich ein Glas Sekt ein und leerte es auf einen Zug. „Iſt das ein Narr“, brummte er grollend.

„So hättet Ihr ihn nicht machen ſollen zu Eurem Hauptmann,“ ſagte der Bürger Manaſſe.

Der Bürger Schmitz nickte betrübt. „Eitel iſt er auch, und das iſt das Schlimmſte. Der Kerl iſt im ſtande und hetzt uns und dem Oberſt wirklich den Lecanal auf den Hals. Was ſoll dann aus Euch werden, Bürger Manaſſe?“

„Ein Gefangener, und was der Allmächtige ſonſt noch will,“ erwiderte der Bürger Manaſſe lächelnd. „Er wird ſeine Hand halten über mein Kind, und es wird haben, wovon es lebt; denn das Geiſelgeſetz beſagt nichts von Konfiskation des Vermögens. Aber die Stadt wird übel daran ſein. Denn ſie wird nicht finden rheinauf und -ab von Rotterdam bis Baſel einen von unſern Leuten, der ihr noch borgt, ſolange Manaſſe, der Sohn Samuels aus Bonn, ſitzt unſchuldig im Gefängnis.“

„Das braucht Ihr uns nicht einmal erſt zu ſagen,“ brummte der Bürger Eichel.

„Warum ſoll ich es nicht ſagen zu ſeiner Zeit?“ erwiderte der Bürger Manaſſe aufſtehend. „Alles zu ſeiner Zeit. Und jetzt iſt es Zeit zum Heimgehen. Ich muß gehen und ſehen nach meiner Tochter.“

„Da hinten ſitzt ſie und unterhält ſich mit dem Oberſt,“ ſagte der Bürger Schmitz.

„Wahrſcheinlich von angenehmern Dingen als wir hier,“ fügte ſein Kollege hinzu.

VII.

Später als gewöhnlich erwachte Judith am andern Morgen aus dem Schlafe, der ihr erſt ſpät in der Nacht genaht war. Sie kleidete ſich an, indes ihre Seele wachend wie zuvor im Traume die Erinnerungen des geſtrigen Abends wiederholte und weiterſpann. Auf manchem Feſte hatte ſie geglänzt und ſich frühzeitig an männliche Huldigungen gewöhnt. Aber alle Bilder jener frühern Triumphe ſchwanden blaß und ärmlich zuſammen vor dem Reichtum des neuen Gefühls, das ſeit geſtern in ihr lebte. Raſch wie eine Frühſommerblüte ſich unter Gewitter und Sonnenglut eines Tages erſchließt, war das flüchtige Wohlgefallen an dem ritterlichen, in ſeiner Jugend über ſeine ganze Umgebung gebietenden Manne zur entſchiedenen Leidenſchaft gereift. Nicht wenig hatte dazu ſehr wider Wiſſen und Wollen ihr Vater geholfen, der das zarte Flämmchen erſter Liebe mit dem Öl der Eiferſucht nährte, in der Meinung, es auszulöſchen. Was er Judith am Mittag über Roland und Godleva angedeutet, hatte ſie ſich bis zum Abend mit ſelbſtquäleriſchem Eifer in Bildern ausgeführt, zu der ihr die romantiſch-ſentimentalen Dutzendromane, ihre wie ihrer meiſten Standes- und Zeitgenoſſinnen gewöhnliches Leſefutter, nur zu viel Vorbilder und Anleitung boten. Und da ſie nun aus den eigenen Worten des Oberſten entnahm, daß ſie ſich grundlos gequält, wandelten ſich die vermeintlichen Wirklichkeitsbilder in halbbewußte Sehnſuchtsträume, in denen nur an die Stelle des ſchönen Edelfräuleins ſie ſelber trat. Aber auch die Eiferſucht blieb zurück — als grübelnde Neugier, welche Bewandtnis es mit jenem Briefchen Godlevas gehabt habe, und als unbedingtes Vor-

Digitized by Google

urteil gegen Godleva ſelbſt. Denn daß in dem Verhältnis der beiden, wie immer es geweſen und gelöſt ſein mochte, Roland irgend eine Schuld treffe, kam ihr auch nicht von fern in den Sinn. Ihre Eiferſucht war wie die jedes liebenden Weibes: ſie verurteilte die andre und liebte den Mann um ſo heißer.

Die „große Neuigkeit“ und alle andern Dinge der großen Welt, mit denen ſich ihr lebhafter und neugieriger Geiſt ſonſt gern beſchäftigte, waren ihr jetzt unwichtig. Aber als ſie mit lächelndem Morgengruß in die Stube ihres Vaters trat, erſchrak ſie über ſein ernſtes, beſorgtes Weſen.

Er deutete auf eine Art Zeitung in Quartform, die auf ſeinem Tiſche lag. Judith überflog die erſten Zeilen und blickte ihren Vater erſchrocken fragend an. Der Bürger Manaſſe nickte verdrießlich: „Unter der Hausthür hat es gelegen heute früh. Der Levi hat es auch bekommen. Es iſt noch ärger als die frühern, es wird machen böſes Blut, und der Geich und ſeinesgleichen werden ſich darauf berufen bei ihren Thorheiten.“

„Woher kommen die Blätter nur?“ fragte Judith. „Es fängt an mit der Nachricht, die uns der Oberſt erſt geſtern abend verkündet hat, und es ſagt mehr davon als er. Und hier ſteht —“

Der Alte wehrte ab. „Sag nicht, was da ſteht. Leg es hin und thu, als hätt'ſt du es nicht geſehen. Es kann ſein, daß es von Nutzen iſt, wenn jemand beſchwört, er hätte es ungeleſen gelaſſen. Wirf es ins Feuer, oder beſſer, gieb es her, ich werde es ſelber bringen aufs Rathaus.“

Als er die Thür öffnete, trat von der Straße ein uniformierter Mann ein, der in der Rechten eine mißtönige Schelle und unter dem Arm einen kleinen Pack der bedruckten Quartblätter trug.

„Gott, da iſt ja der Ratsdiener,“ ſagte der Bürger Manaſſe. „Ihr nehmt mir einen Weg ab. Ich wollte kommen und klagen wegen der Blätter, die man einem ehrlichen Bürger und Geſchäftsmann nachts ſchiebt unter die Thür ſeines Hauſes. Hat die Stadt keine Nachtwächter?“

„Die wiſſen auch von nix,“ antworte der Ratsdiener ſchwermütig. „Et is ſchrecklich. An dem neuen Freiheitsbaum hat et gehange, un übberall an de Dhüre, un nu muß ich bei der Kält erumlaufe un die Blättche einſammele, als ob de Leut ſe doch nich ald längs geleſe hätte. Et is ja auf einmal en Kält wie im ärgſte Januar. Bei ſo nem Wedder fühlt einer ſo rech, wie gut ihm en Taß warme Kaffe un en Gläsche Korn thät.“

Judith verſtand den Wink und brachte aus der Stube die belobte Herzſtärkung. Das Auge des Geſetzes blickte etwas getröſtet und faſt ſchalkhaft. „No, et is als noch gut, dat mer drei nich in der Munizipalität ſitze. Die Häre ſind heut nich zu beneide. Se ſind ald im Schloß beim Oberß, dä wird ſe nich ſchlech anſchnauze. No, adjüß dann!“ Er ſtampfte weiter und verſchwand ſchellend im Halbdunkel des nächſten Hausflurs: „Is hier auch ſo'n verdächtig Papiercbe abgegebbe worde?“

Derweil ſtand im Schloß, im ehemaligen Wohnzimmer des Landesherrn, der Oberſt Martin, auch mit einem der Blätter in der Hand, und die Munizipalität ſtand vor ihm, mit den Straußfederhüten unterm Arm und in einer Verfaſſung, die den philoſophiſchen Ratsdiener nicht Lügen ſtrafte. Dem wohlbeleibten Bürger Schmitz,

der als ein Mann von bewährter Solidität das Polizei- und Nachtwächter-Ressort leitete, rann der Angstschweiß in dicken Tropfen von der Stirn, trotz der Kälte, die kein Kaminfeuer aus dem hohen, hochfenstrigen Raume zu treiben vermochte. Es war mehr ein Saal als ein Zimmer, mit üppigen, unmäßig vergoldeten Stuckarbeiten an der Decke und kostbaren Ledertapeten, aber sehr dürftig möbliert, denn die bewegliche Ausstattung war großenteils von frühern Bewohnern, kunstliebenden Generälen und Obersten der Republik, aus Versehen mitgenommen worden, worauf die Stadt sie ersetzen mußte so gut es ging, — durch „freiwillige" Beiträge aus dem Möbelvorrat wohlhabender Mitbürger. Nur ein riesiges Porträt des letzten fürstlichen Beherrschers dieser Räume, im Ornat mit Kurmütze und Hermelinmantel, hing unbegehrt in einsamer Größe an der einen Längswand. Glitzernd streifte das kalte Licht des Wintermorgens das gutmütige, dicke Gesicht und die goldene Inschrift unter dem österreichischen Hauswappen: „Maximilianus Franziscus von Gottes Gnaden Erzherzog zu Österreich, Kurfürst zu Köln, Bischof zu Münster u. s. w. u. s. w. — anno 1791, als er regierete seit elf Jahren und alt war fünfunddreißig Jahr." Dahinter hatte der Abgebildete selber mit Tinte hinzugefügt: „und wog leider Gotts ganze 267 Pfundt kölnischen Gewichts!" Ein sehr gemütlicher Herr war es gewesen, — verschiedene von den republikanischen Häuptern hätten an diesem Morgen ungleich lieber vor ihm gestanden als vor dem Oberst Roland Martin.

Nur dem Bürger Geich gab das „Prinzip" und die Borniertheit den Mut zu Antworten, die fast nach einer Gegenklage klangen. „Ich bedauere es am meisten," sagte er, „daß diese aristokratischen Flugblätter besser mit Nachrichten versorgt werden als das von mir geleitete hiesige Amts- und Intelligenzblatt. Aber was will man machen unter einer Nachrichten- und Postzensur, die dem wohlgesinnten Bürger seine Briefe vorenthält und die öffentliche Meinung über die merkwürdigsten Vorgänge wochenlang im Dunkeln läßt."

„Es ist nicht meines Amtes, mich mit Ihnen über die Zweckmäßigkeit dieser Zensur zu unterhalten," antwortete der Oberst schroff. „Mir persönlich wäre es sehr recht, wenn man die militärischen Behörden mit der Beihilfe zu diesen Dingen verschonte. Ich habe einen natürlichen Widerwillen gegen das Durchlesen von Briefen, die nicht an mich gerichtet sind, und bedauere es sehr, wenn mich höhere Befehle dazu nötigen. Aber eine öffentliche Kritik dieser Befehle steht mir nicht zu. Wer, wie ich, die Rückkehr des Generals Bonaparte als ein glückliches Ereignis für die öffentliche Wohlfahrt betrachtet, kann es auch nur bedauern, daß die Veröffentlichung dieser Nachricht in den unter Kriegsgesetz stehenden Bezirken anscheinend auf den Einfluß von Politikern, die anders denken, so lange als möglich verzögert worden ist. Aber davon ist jetzt nicht die Rede. Ich habe den Punkt vorhin nur berührt, weil er allein schon beweist, daß diese Blätter — wenigstens dieses da — nicht etwa aus dem Hoflager des ehemaligen Kurfürsten in Wien oder aus seiner westfälischen Kanzlei in Arnsberg hierher gelangt sind. Dazu reicht die Zeit nicht. Der Herd dieser Umtriebe muß näher liegen — im Lande, vielleicht in der Stadt selbst. Das ist das Schlimme — für Sie, Bürger Munizipalräte, und für Ihre Mitbürger, nicht für die Republik. Es ist gewiß nicht anzunehmen, daß diese kaum versteckten Aufreizungen zum bewaffneten Aufruhr irgend welchen Massenerfolg haben könnten, und wenn doch, so

würden wir ſeiner ſchon Herr werden. Dieſe Redereien von der nahen Rückkehr des Kurfürſten ſind ja entweder Träumereien von Leuten, die von den kaiſerlichen und engliſchen Spionen im Lande düpiert werden, oder es ſind direkt Vorſpiegelungen dieſer Spione ſelber, welche dadurch die Regierung zu erbitternden Maßregeln nötigen möchten. Der Effekt iſt derſelbe; kommt es zu vereinzelten Unruhen, ſo werden möglicherweiſe über den Kanton Maßregeln verhängt, die auf einen Schuldigen fünfzig Unſchuldige treffen. Ein Offizier von Ehre kann dann in die Lage kommen, mit leidendem Gehorſam Geſetze zu vollſtrecken, die er als Bürger und Menſch nur bedauert. Davor möchte ich Sie und mich bewahren. Ich bitte dringlichſt, daß Sie alles aufbieten, um in einer Bevölkerung, die ja teilweis aus Gründen des Herzens an ihrem frühern Herrn hängen mag, die Gründe der Vernunft wirken zu laſſen. Weiſen Sie vor allem immer wieder mit Wort und Schrift darauf hin, daß die verbündeten Mächte keineswegs für Herſtellung der geiſtlichen Staaten am Rhein kämpfen, die der Kaiſer ſchon vor zwei Jahren aufgegeben hat, ſondern für ihre eigene Bereicherung. Wenn es nach den wahren Plänen jener Kabinette ginge, ſo würde jetzt ſtatt meiner hier vor Ihnen ein öſterreichiſcher oder engliſcher Gouverneur ſtehen, und ich bezweifle, ob er freundlicher zu Ihnen ſprechen würde als ich. Was mich angeht, ſo werde ich alles aufbieten, um die Manneszucht unter den mir unterſtellten Truppen ſo aufrechtzuhalten, daß ſich kein Bürger zu beklagen braucht; und ſollte ſich doch einer mit Recht zu beklagen haben, ſo ſoll der Schuldige keine Gnade finden. — Im übrigen handeln wir am klügſten, wenn wir dieſe Umtriebe nicht zu großartig nehmen. Ich überlaſſe es deshalb auch weiter Ihrer Polizei, der Sache nachzugehen. Wenn Ihre Nachtwächter ſchlafen, ſo wecken Sie ſie ſelber, ich ſchicke dazu keine Patrouillen aus. — Haben Sie denn gar keinen Anhalt, wo das Zeug herrühren könnte?“

Der Bürger Schmitz ſchüttelte betrübt den Kopf. Statt ſeiner nahm der Kollege Eichel das Wort: „Die paar hieſigen Buchdrucker führen weder das Papier noch die Schriftgattung. Der Bürger Lucheſi, der davon am meiſten verſteht, verſichert, er habe dieſe Art Lettern überhaupt in keiner Druckerei von Mainz bis Düſſeldorf je gefunden. Es ſeien alte franzöſiſche Lettern, wie ſie früher die republikaniſchen Felddruckereien führten.“

Der Oberſt blickte ihn nachſinnend an. „Lucheſi — warten Sie mal — es gab doch früher hier einen Hofmuſikus des Namens?“

„Das iſt derſelbe. Er iſt jetzt Gemeindeſchreiber und -drucker, ein ſehr tüchtiger und zuverläſſiger Menſch. Für die ſchwarze Kunſt hat er ſich immer ſchon als Liebhaber intereſſiert, und jetzt ſpart er uns viel Geld und Umſtände mit der kleinen Druckerei, die er ſich für das Intelligenzblatt und ſonſtige Gemeindedruckſachen in ſeinem Häuschen angelegt hat. Er wohnt in dem Gehölz neben der neuen Promenade, wo früher die Fronerei ſtand.“

Der Oberſt nickte etwas zerſtreut. Er ſtrich ſich über die Stirn. „Ja — alſo — ich bitte, Bürger: thun Sie Ihr Beſtes. Ich danke Ihnen.“ Er grüßte militäriſch. Die Bürger verneigten ſich und zogen ab.

„Na, es hat noch gnädig gegangen,“ ſagte der Bürger Eichel draußen.

„Ja,“ ſagte der Bürger Schmitz. „Von der grün-weiß-roten Fahne hat er gar nichts geſagt. Überhaupt ein netter Herr. Gar keine Andeutung, daß er noch etwas

zur Ausstattung brauchen könne, oder ob vielleicht hier in der Stadt ein billiger Goldschmied wohne? Im Gegenteil — den Kranz von gestern hat er dem Rathaus als Andenken überwiesen."

„Und wie er seine Soldaten in Ordnung hält, das ist ein wahrer Staat," sagte ein Dritter. „Sie müssen stramm heran — seit heut früh um sieben turnt das Husarenregiment schon draußen auf dem Exerzierplatz. Aber sie sind fidel dabei, und für den Oberst schwärmen sie ordentlich."

„Als ob es der Kurfürst selber wäre," sagte ein Vierter und schielte sogleich, erschreckt über sein unzeitgemäßes Lob, nach dem Bürger Geich, der neben ihm herhinkte. Aber der Bürger Geich lächelte nicht einmal. Er war sehr in Gedanken. Aus der wohlmeinenden Haltung und Rede des jungen Kommandanten hatte er nur das aufgenommen, was sich zum weitern Beweise „aristokratischer Gesinnung" umdeuten ließ. Vermutungen, ob nicht am Ende der Oberst und der General Bonaparte selber hinter den Flugblättern steckten, und noch verrücktere umgaukelten und bestärkten ihn in der Überzeugung, daß die „gute Sache" demnächst etwas Außerordentliches von ihm verlange. Er war einer von den beschränkten Ehrenmännern, die aus lauter Menschenliebe zu den ärgsten Fanatikern werden, weil sie sich durchaus nicht vorstellen können, die Welt oder das ihnen zugängliche Teilchen der Welt könne anders selig werden als nach der Façon, die sie sich selber erst aus den Einfällen stärkerer Geister zusammengekleistert haben. Die Macht, die solche Fanatiker in aufgeregten Zeiten auf eine Weile erlangen können, beruht in ihrer bürgerlichen Ehrenhaftigkeit. Niemand konnte dem Bürger Geich vorwerfen, daß er sich um einen Pfennig bei dem großen Umsturz bereichert habe. Er wohnte in einer Mansarde, aß und trank mäßig und zahlte von seinen 1800 Franks jährlich ein gutes Teil an die Armen. Auch daß er sich und seine Magistratskollegen als Vertreter des souveränen Volkes in kostspielige Uniformen mit Federhut und Degen steckte, war nur eine wohlerwogene Folgerung seines „Prinzips". Solche Schneidereinfälle betrieb er mit demselben hingebenden Eifer, mit dem er, im Besitze der Macht eines Robespierre, die Enthauptung aller „Volksfeinde" betrieben haben würde.

Glücklicherweise war er nur der Gemeindepräsident einer mittelgroßen Stadt, und die öffentliche Meinung dieser Stadt, einschließlich vieler bisherigen Klubgenossen des Bürgers Geich, hatte jetzt einen liebenswürdigern Helden. Die Beliebtheit des neuen Kommandanten wuchs mit jedem Tage und erwies sich als das mächtigste Mittel gegen „aristokratische" Flugblätter, mochten sie noch so eindringlich und geschickt geschrieben sein. Die unbekannten Verfasser sprachen vom Staatsbankerott der Republik und rechneten nach, daß sie bis jetzt für 45000 Millionen Franks Papiergeld ausgegeben habe, während im Staatsschatz nur 200000 Franks lägen. Der Bonnische Bürger aber legte das heimlich verwahrte Blatt mit den schwierigen Zahlen beiseite und hörte schmunzelnd zu, wenn ihm sein Junge erzählte, der Oberst habe heut einem Obstweib vor dem Schulhaus, deren Kram durch ein scheuendes Husarenpferd zu Fall gekommen, die sämtlichen Äpfel für einen Fünffrankthaler abgekauft und an die Schuljugend verteilt. Die gedruckten Geschichten von den Erpressungen republikanischer Kommissare in der Schweiz, wirkungsvoll vorgetragen und genau belegt, verloren sehr durch die mündliche Geschichte von einem Korb Südwein, der von der Munizipalität

nach alter Gewohnheit ins Schloß geſchickt worden und mit der Weiſung zurückgekommen war: ſolche ſtärkende Weine gehörten zuvörderſt ins Spital, und wenn die Stadt davon übrig habe, ſo möge man ſich der kranken Soldaten im Poppelsdorfer Schloß erinnern; der Oberſt Martin ſei unverrufen geſund. Aus Syrien wußte die Geheimzeitung ſchreckliche Ausſchreitungen franzöſiſcher Kamelreiter gegen türkiſche Wüſtentöchter zu berichten; aber die Bonniſchen Kleinbürgerstöchter freuten ſich ſehr über ihre „Martinshuſaren“, die morgens beim Ausritt ſo flotte Lieder ſangen und ſo feurige Blicke warfen und abends an der Straßenpumpe ſo zuvorkommend die Eimer füllten. Mancher guten Mutter, deren Sohn unlängſt zur Armee ausgeloſt war, wurde das Herz getröſtet und das Auge feucht, wenn ſie dachte, daß ihr Pitter oder Köbes vielleicht auch einmal über wenige Jahre ein Gewaltiger würde wie der Oberſt Martin — denn der ſollte ja noch vor ſieben Jahren ein einfacher kurfürſtlicher Jäger und dann Gemeiner bei den Franzoſen geweſen ſein. Aber man merkte es ihm nicht an; — er hatte doch etwas ſo Feines, Vornehmes — und vor dieſem gegenwärtigen „Feinen, Vornehmen“ verhallten die rührendſten Erinnerungen des Flugblattſchreibers an den verfloſſenen Kurfürſten, oder vielmehr ſie weckten Vergleichungen, bei denen der gute, dicke Prälat in den Augen weiblicher Richter betrübend ſchlecht abſchnitt. Die Bürgerin Judith, welcher der Oberſt am Vormittag nach dem Ball einen ſchönen Blumenkorb aus den Schloßgärtnereien überſandt hatte und auch weiterhin ſeiner Rolle gemäß allerhand kleine Aufmerkſamkeiten erwies, wurde von zahlreichen Mitſchweſtern innig beneidet und bekrittelt. Es war ihr Fehler, wenn ſie es ſich an der Genugthuung hierüber nicht genügen ließ und heimlich von ſchönern Anſprüchen träumte, als ſie die Überreichung einer Bürgerkrone verlieh.

Aber bei aller Begeiſterung für das bunte Tuch, wenn es ſo viel Stattlichkeit und feine Manieren umſchloß, waren die Bürgerinnen und Bürger doch in Bonn ſo voll Sehnſucht nach dem Frieden wie alle Welt. Es mußte doch endlich einmal einer kommen, der die andern Unruheſtifter ſo gründlich überragte und unterkriegte, daß es wieder auf eine Weile Friede im Lande und mit dem Ausland würde. Dieſer eine wurde ſo ſehnſüchtig erwartet, daß man ihn ſchon ein paarmal zu früh geſehen hatte. Nun ſollte es der General Bonaparte ſein; und da der Oberſt Martin ihn ſo ſehr verehrte und ſich ſeinen Schüler nannte, ſo dachten ihn ſich die guten Kleinbürger wie den Oberſt Martin — ſie waren ja auch beinahe von gleichem Alter — und die Stimmung in dieſem Erdenwinkel wurde immer mehr „bonapartiſtiſch“, ohne daß der Oberſt Martin ſie mit Volksreden und Ohrenblaſen anzuheizen brauchte. Dergleichen lag überhaupt anſcheinend außer ſeiner Art. Er ging ſeinen gewieſenen Wegen nach, inſpizierte ſeinen Bezirk, übte ſeine Truppen und erwiederte freundlich mit ſeinem etwas ſchwermütigen Lächeln tagsüber jeden Gruß, und ſpät abends gewann er erſt die Zeit für ſeine Schreibereien und Kanzleigeſchäfte. Die Schiffersleute am Rhein, bisher die fanatiſchſten Anhänger des ancien régime, erzählten mit Anerkennung, wie ſpät das Licht in ſeinem Arbeitszimmer erlöſche, vor deſſen Fenſtern der Rhein vorüberrauſchte, unheimlich bei Nacht und ſeit Wiederbeginn des Krieges auch bei Tage; denn jenſeits des Stromes lag „Feindesland“, und ein Stück „Kriegsſchauplatz“, wenn auch zur Zeit faſt ohne Akteurs. Nur vereinzelte kaiſerliche Reiterrupps ſtreiften von Oſten her bis in die waldigen Uferberge und wechſelten gelegent

lich ein paar unblutige Vorpostenschüsse mit den republikanischen Besatzungen der rechtsrheinischen Rheinstädtchen und Dörfer. Der Schiffsverkehr von Ufer zu Ufer, stromab und stromauf beschränkte sich fast auf französische Militär- und Amtsfahrzeuge; wie ein Märchen erschien's, daß auf der breiten Fläche vor wenig Jahren noch kurfürstliche Hofjachten zwischen zahlreichen stattlichen Handelsschiffen gekreuzt hatten. Damals hatte hinter jenen Fenstern, die jetzt die Arbeitslampe des Oberst Martin erhellte, das Schlafgemach Serenissimi gelegen. Der brannte aber nie so lange Licht; um vier Uhr dinierte er, ließ sich bis acht vorlesen oder spielte Whist, um acht soupierte er, bis halb zehn musizierte er, und um zehn lag er im Bett, wie es sich für einen wohlerzogenen Prinzen von dritthalb Centnern schickte.

Die frühe Kälte dauerte fort und erschwerte den Verkehr der weiland Residenzstadt mit der großen Welt draußen noch mehr als das Censurwesen, das von dem Oberst so milde als möglich gehandhabt wurde. Aus den waldigen Vorbergen kamen erschreckliche Gerüchte von streifenden Wölfen und erfrorenen Landbriefträgern. Sicherer machte sich bis in die Stadt schon der große Hungerwolf bemerkbar, der entsetzliche Gast, der sich seit sieben Wintern pünktlich einstellte. Der Bürger Eichel kämpfte schwerer denn je mit den Lasten seines Armenressorts trotz aller Beihilfe des Bürgers Manasse und andrer Wohlthäter, deren Zahl sich seit der Ankunft des neuen Kommandanten um eine sehr wertvolle Nummer vermehrt hatte. Der polizeigewaltige Bürger Schmitz fuhr fort, erfolglose Haussuchungen bei Buchdruckern und Aristokraten zu halten, und die Aristokraten vom Schlage des Geheimrats von Munch beharrten in ihrer würdigen Zurückhaltung, aber doch nicht mehr ganz so streng. Bei der Parade am „2. Décadi „des" Brumaire" tauchten ihrer etliche unter den Zuschauern auf, und entsprechend fehlten hernach beim „Kultus" im Dekadentempel etliche der bisherigen republikanischen Stammgäste, was der Bürger Geich in seiner Predigt schmerzlich feststellte. Am Abend dieses Tages, der im „alten" Kalender Allerseelen hieß, hatten sich einige Poppelsdorfer Bauernweiber auf ihren Friedhof gewagt, um gleichsam heimlich die Gräber der Ihren mit dürftigen Talgstümpfchen zu schmücken. Sie hörten Pferdegetrappel und Waffenklirren und duckten sich erschrocken zwischen die bereiften Büsche. Vor dem Friedhofthor hielt der Oberst Martin mit seinem Reitknecht; er stieg ab, ließ sich von dem Reitknecht einen großen Kranz reichen und schritt an den maßlos verdutzten Weibern vorüber, zu einem versunkenen Hügel ganz im Winkel zunächst der Mauer, den nur ein morsches kleines Steinkreuz schmückte. Dort legte er den Kranz nieder, umsteckte das Grab mit Wachskerzen, zündete sie an und stand lange mit gefalteten Händen davor. Dann wandte er sich zurück, stieg schweigend zu Pferde und ritt mit seinem Burschen langsam wieder von dannen, der Stadt zu.

Die Kunde von dieser Erscheinung, durch gesprächige Weiberzungen alsbald in Dorf und Stadt verbreitet, hatte eine merkwürdige und gewiß unbeabsichtigte Folge. Am nächsten Morgen war der „stille" Gottesdienst in den „alten" Kirchen ungewöhnlich stark besucht. Gegen Abend aber belebten sich die Friedhöfe mit zahlreichen Besuchern, Aristokraten und Republikanern friedlich nebeneinander, und allenthalben auf den Gräbern leuchteten kleine Flämmchen, Symbole der großen Liebesflamme, mutig in die dunkele Novembernacht hinaus. Ein uralter sinniger und unschuldiger Brauch, von engherzigem Fanatismus verpönt und von mattherziger Feigheit versäumt, erneute

ſich mit einem Schlage, weil das einfache Gemüt eines einzelnen Machthabers ihn für ſich ganz im ſtillen, wie etwas Selbſtverſtändliches geübt hatte. Der Bürger Geich aber, der ſeit acht Tagen gleichfalls ganz für ſich im ſtillen, nur von der franzöſiſchen Sprachkenntnis Lucheſis unterſtützt, an einem minder harmloſen Aktenſtück ſchrieb, fand auf der letzten Seite noch gerade Platz, um auch dieſes neue und erſchreckliche Zeichen der Zeit verſtändnisvollen Leſern mitzuteilen.

VIII.

Ein Völkchen gab es, das ſich durch keinerlei Rückſicht auf republikaniſche Eiferer in ſeinen alten Bräuchen beirren ließ: das waren die Kinder, vorab die Kinder der armen Leute. Allerlei Neues hatten ſie in den wilden Jahren für ihre Spiele hinzugelernt, mit unbewußter, treffender Satire die Großthuereien und Verirrungen der erwachſenen Weltverbeſſerer nachbildend, aber ſie hatten darum nicht auf das Alte verzichtet. Ganz wie unter dem ancien régime ſeit manchem Jahrhundert zogen ſie auch heuer am Vormittag des 10. November von Haus zu Haus, um ihren Martinszins einzuſammeln. Vorauf ſchritt als „Major" ein langer Bengel, der auf dem ſtruppigen Scheitel einen wunderbaren „Federhut" aus buntem Papier trug und in der einen ſeiner froſtblauen Fäuſte einen über und über mit Goldpapier beklebten Beſenſtiel ſchwenkte, während die andre den Henkel der tönernen Sparbüchſe umklammerte. Hinter ihm her ſchleppten ſechs Kameraden an Stricken eine Handkarre, auf der ſich allmählich die Fülle ſeltſamſter Beiträge für das abendliche Martinsfeuer aufhäufte: alte Hüte, Pappſchachteln, Stuhlbeine, abgenutzte Reiſerbeſen und noch gar vieles, dem man einige Brennkraft zutraute. Darum und dahinter drängte ſich johlend und lachend das Kinderheer, aufs bunteſte gegen die Kälte vermummt, mit gefrorenen Näschen und leuchtenden Augen in den nur ungenügend ſaubern Geſichtchen, und vor jeder Hausthür, hinter der nur ein Fünkchen Gebeluſt zu vermuten war, klang es im hellſtimmig plärrenden Chor:

Dä hellige Zinte Märte,
Dat wor ene gode Mann;
Hä gov de Kinder Kääzche
Un ſtoch ſe ſelver an.

oder

Märtensovend, Märtensovend,
Mache de Wiever Würſchte,
Wann ſe Wing em Keller han,
Dann ſuffe ſe, wann ſe dürſchte;

und alsdann in hoffärtig bettelndem Hochdeutſch die Hauptſache:

Hier wohnt ein reicher Mann,
Der uns vieles geben kann,
Viel ſoll er geben,
Lang ſoll er leben,
Selig ſoll er ſterben,
Das Himmelreich ererben.
Laßt uns nicht ſo lange ſtehn,
Denn wir müſſen weiter gehn.

Und dann wieder von vorn, bis ſich die Hausthür öffnete und eine milde Hand einen neuen Beitrag zum Martinsfeuer und ein Kupferſtück in die Kriegskaſſe ſtiftete. Dazu trommelte der „Major“ mit ſeinem Scepter wider die Hausthür, an den kleinen Füßen klapperten die dicken Holzſchuhe auf den gefrorenen Boden, teils aus Taktgefühl und teils vor Kälte, und es war ein Lärm und Anblick, der einen rechten Hageſtolz zur ſinnloſen Wut oder ſehnſüchtigen Wehmut bewegen mochte. Man konnte ſehen, wo ſie ſchon geweſen waren. Der erſte Schnee, der in der Nacht gefallen war, wandelte ſich unter dieſem ſtürmiſchen Heere in einen mißfarbigen Brei von Straße zu Straße, von dem ariſtokratiſchen Hauſe des Geheimrats von Munch bis in die Judengaſſe. Denn darin hielten ſie es ganz mit der Republik: in Steuerfragen waren ſie frei von jedem Vorurteil und nahmen das Gute, wo ſie es kriegen konnten.

Am Eingang der Judengaſſe begegnete ihnen der dicke Mainzer Major. Der ließ ſich ihr Lied vorſingen und ſteckte dann einen leibhaftigen Frank in die Büchſe, die ihm ſein kindlicher Ranggenoſſe vorhielt — es war mehr, als er vor fünf Minuten ſelber beſeſſen hatte. Und unter der Hausthür des Bürgers Manaſſe ſtand Judith, die legte einen ganzen Arm voll Holz auf die Karre und opferte gleichfalls einen Frank, aber mit dem Beding, daß man ſich möglichſt geräuſchlos weiter begebe; denn ihr Vater denke jetzt.

Sehr gedankenvoll blickte der Bürger Manaſſe hinter ſeinen Geſchäftsbüchern und Papieren auf, als ihm Judith den Abzug der Beholzſchuhten meldete.

„Setz dich, Kind,“ ſagte er, „ich hab' mit dir zu reden vom Geſchäft.“

Judith lächelte verſtohlen. „Der Major hat den Vater wieder angeborgt?“

Der Bürger Manaſſe nickte kurz. „Er hat mir abgeliehen hundertundfünfzig Franks. Ich hab' ſie eingetragen unter die Geſchäftsunkoſten; er iſt doch gut, er ſchwätzt, und man kann ſich bezahlt machen mit dem, was er ſchwätzt. Er hat mir auch heut wieder erzählt allerlei, und es ſtimmt zu dem, was ich ſonſt weiß. Hör mich an, mein Kind Judith, und merke auf. Ich werde dir heute erzählen alles, wie es um mein Geſchäft ſteht, und werde dir zeigen alle Schlüſſel und Gefächer, daß du Beſcheid weißt, und was du nicht wirſt verſtehen, wird dir begreifen helfen der Levi. Ich werde dir ſchreiben und beſiegeln eine Vollmacht, daß du kannſt verwalten mein Haus und mein Geld und was mein iſt, weil mir der Allmächtige in meiner ſpäten Ehe verſagt hat den Sohn, und du allein biſt, wenn ſie mich abführen gefangen heut oder morgen.“

Judith ſah ihn erſchreckt an. Er nickte. „Höre mich an und ſchweige. Der Geich iſt verreiſt vor fünf Tagen. Wohin iſt er verreiſt? Er iſt gefahren mit der Poſt nach Koblenz. Und zu wem wird er gefahren ſein? Zu dem Lecanal, dem neuen Chefkommiſſar über das ganze Land. Der Lucheſi hat Urlaub genommen vorvorgeſtern abend, er wollte reiſen nach Rheinbach zu einem kranken Freund; aber ich habe Brief vom Elkan in Rheinbach, daß er nicht iſt angekommen bei ſeinem Freund bis geſtern nachmittag um die vierte Stunde. Es iſt ein ſchlauer Mann, der Lucheſi, er hat viel ſpioniert bei den Ariſtokraten und hat ſpioniert auf dem Rathaus; er hat das Waſſer getragen auf der linken Schulter und auf der rechten, aber zuletzt iſt er gegangen nach links und ſehr vertraut geweſen mit dem Geich; er wird gereiſt ſein nicht

nach Rheinbach, sondern dorthin, wo er dem Geich kann helfen, daß ein Unglück komme über die Stadt."

Judith begriff. Aber fast zuversichtlich lächelnd hob sie abwehrend die Stirn. „So weit kann es der Geich nicht treiben. Der Oberst Martin hat das Kommando im Bezirk . . ."

Der Alte runzelte unwillig die Brauen. „Was heißt, er hat das Kommando? Die Judith kennt schlecht das Gesetz. Es hängt über uns wie ein scharfes Fallbeil an einem seidenen Faden, und der Lecanal hat die Schere. Wenn er macht: schnapp! so fällt das Beil herunter, und der Oberst kann es nicht aufhalten mit seinem Säbel. Was wird er machen mit seinem Kommando, wenn der Chefkommissar das Geiselgesetz verhängt über die Stadt und den Geich einsetzt als procureur public? Dann muß der Oberst verhaften, wen ihm der Geich nennt, und verwahren im Militärgefängnis."

„Aber man kann appellieren."

„Beim Lecanal, und weiter beim Directoire in Paris. Das Lamm kann vom Wolf appellieren an den Tiger, und weiter vom Tiger an den Mond. Und wenn unterdes eine Kränkung im Bezirk geschieht einem Beamten oder Soldaten der Republik — nu, was weiß ich? Es sind ihrer viele, und sie sind rasch gekränkt — weiß die Judith, was der Geich dann kann?"

Judith nickte schaudernd, die Hände schlaff im Schoß. Der Alte fuhr statt ihrer fort: „Er kann aussuchen vier von den Verhafteten, und der Kommandant muß sie ihm ausliefern zur Deportation nach dem Land, wo der Pfeffer wächst."

Judith preßte die Hände zusammen und richtete die dunkeln Augen auf ihn, wie beschwörend. „Vater, es ist nicht möglich, daß sie ein solches Gesetz anwenden. Es ist schrecklich genug, daß die Direktoren es erlassen haben."

„Es ist erlassen von Heiden und Tagdieben, und es kann es nur anwenden ein wütiger Narr," bestätigte der Bürger Manasse. „Aber der Geich ist immer gewesen ein Narr, er ist wütig geworden seit vierzehn Tagen und mehr, sein Geifer ist giftig für den, welchen er beißt, und ich weiß, daß er mich beißen wird vor den andern. Warum soll er nicht beißen zuerst nach dem Manasse, welcher ist besonnen und reich, und seine Tochter hat überreicht eine Krone dem Oberst, und er hat sie geweiht dem Bonaparte?" Er blickte schwermütig vor sich hin.

Judith erhob sich rasch. „Es ist nicht möglich, daß ein edler Mann sich so gebrauchen läßt. Warum geht der Vater nicht zu dem Oberst?"

Der Alte blickte mürrisch auf. Judith senkte errötend die Augen vor seinem Blick. „Es ist ein guter Mann, und du hältst viel von ihm. Es ist ein besserer Offizier, als viele, die wir gehabt haben vor diesem. Es wird ihm lieb sein, für die zu sorgen, die ihn lieb haben. Heute früh hat er einen Brief bekommen aus Koblenz, und bald danach ist er spazieren geritten ganz allein, den Kreuzberg hinauf, in den Kottenforst — was weiß ich, wohin? Es wird da im Wald irgendwo sein irgend was Liebes, wofür er zu sorgen hat."

Judith sagte nichts. Ganz bleich schimmerte jetzt ihr Antlitz über dem dunkeln, hochschließenden Wollkleid. Der Alte fuhr fort:

„Aber wenn er wiederkommt, wird er finden einen Feldjäger aus Köln, welcher ist gekommen eine halbe Stunde nach ihm und wartet in seinem Kabinett und hat

in der ſchwarzen Ledertaſche einen blauen Brief für ihn von dem neuen Korps-kommandeur, dem General Brune. Der Major hat geſchwätzt mit dem Feldjäger, er hat auch geſchwätzt mit mir, und ich weiß, was im Brief ſteht. Der Oberſt ſoll ſogleich kommen nach Köln — nu, 's iſt nicht weit, es ſind fünf Stunden Weges, der Luchesi, der nicht iſt angekommen in Rheinbach, kann ſie zu Fuß gemacht haben in einem Tag. Er wird beſſer wiſſen als ich, ob der Oberſt zurückkommt und ob er dann noch Zeit hat zu denken an ſchöne Balldamen. — Nu, was hat mein Kind?"

Judith bezwang ihr Schluchzen. „Vater," flehte ſie, „nimm mich mit, wenn du weg mußt! Ich will bei dir ſein und dir dienen, wo es auch ſei."

Der Alte erhob ſich und faßte ſanft ihre Hände. „Nein," ſagte er. „Mein Kind ſoll hier bleiben, wenn es ſoweit kommt, und ſoll verwahren das Haus ihres Vaters, daß er es geordnet finde und geſchmückt und nicht wie einen Ort der Verwüſtung, wenn ihn der Ewige wieder heimführt zu ſeiner Schwelle. Aber ich danke dir, Judith, daß du nicht vergiſſeſt des vierten Gebotes, welches der Allmächtige geſprochen hat auf dem heiligen Berge, aus den blitzenden Wolken, und Moſe eingegraben auf ehernen Tafeln." Er küßte ſie auf die Stirn. „Nun geh und bringe mir Speiſe und Trank und verſchließe die Thür hinter dir; wir werden viel zu beſprechen haben, und es iſt eilig. Denn wir wiſſen nicht Zeit noch Stunde, wann uns die Hand des Ewigen heimſucht um unſrer Miſſethat willen."

Zur ſelben Zeit trabte ein einſamer Reiter durch den Kottenforſt, den großen Bergwald weſtwärts der Stadt, in der Richtung nach Schloß Herzogsfreude. Er war ſichtlich des Weges kundig. Nach flüchtigem Umblick bog er vor dem Walddörfchen links ab von der Straße auf eine breite Schneiſe, dann fünfhundert Schritte weiter auf eine halb verwachſene Allee, die im weiten Bogen das Dorf umflügelnd ſich thalwärts ſenkte, um erſt am „großen Kreuzwegpunkt," vor dem Rollſchen Jagdhaus, die Straße wieder zu erreichen. In dieſer Einſamkeit lag der „neue" Schnee noch rein, von keinem Menſchentritt verſehrt. Manchmal rieſelte von den langen Queräſten der Eichen und Tannen überm Weg eine weiß-kalte Staubwolke nieder. Dann ſchnob das Pferd ſich ſchüttelnd auf; der Reiter im grauen Soldatenmantel ſchien nicht darauf zu achten; er ſaß ſinnend, das Haupt unter der hohen Mütze mit dem Reiherſtutz faſt müde geneigt. Plötzlich, ſchon nahe der Stelle, wo der Weg die Thalſohle hinter dem Schloß erreichte, wurde das Pferd unruhig, der Reiter zügelte es und ſpähte aufmerkſam auf den Boden dicht vor ihnen. Eine Spur zog ſich da wegüber durch die Neue, wie Fußſtapfen eines mittelgroßen Hundes, doch ohne den breitern Sohlenſtempel eines menſchlichen Begleiters. Der Reiter prüfte ſie, ein wenig ſich zur Seite beugend, und nickte beſtätigend. Leiſe, wie unbewußt, und wenig paſſend zu ſeiner Uniform murmelte er den alten deutſchen Waidmannslehrſpruch:

Hundsfährte breit, die Klauen geſchieden überall,
Wolfsfährte vorn geſchloſſen, lang und ſchmal."

Er ſchüttelte das Haupt, wie in abwehrendem Sichbeſinnen, und trieb das ängſtlich widerſtrebende Pferd über die Wolfsſpur weg. Aber an der nächſten, letzten Wegbiegung hielt er es haſtig an. Kaum hundert Schritte voraus, jenſeits der Straße, lag ein niedriges, breitgeſtrecktes Jagdhaus; und dicht vor ihm, unter einer breiten Eiche, ſtand ein hochgewachſener Mann mit grauem Haar und Schnurrbart,

Th. H. Pantenius' Gesammelte Romane

Vollständig in 9 Bänden, elegant in Halbfranz eingebunden 36 M.

Einzel-Ausgaben der gesammelten Romane:

Allein und Frei. 2 Bände. — Im Banne der Vergangenheit. 1 Band. — Im Gottesländchen. 1 Band.
Die von Kelles. 2 Bände. — Das rote Gold. 1 Band. — Wilhelm Wolfschild. 2 Bände.

Preis jedes Bandes in elegantem Kaliknband 4 M.

Wenn man die ersten deutschen Erzähler unserer Zeit nennt, gehört der Name Theodor Hermann Pantenius in die vorderste Reihe. Die litterarische Bedeutung seiner Dichtungen ist längst festgestellt, und hoch über der leichten Marktware des Tages stehend, gehören sie unmittelbar neben das Beste, was unsere moderne Litteratur unserem Volke schenkte.

Mustergültige, formgewandte Uebersetzungen in eleganter Ausstattung:

Homers Odyssee.

In neuer Uebersetzung von Oskar Jubatsch. Eleg. geb. Preis 3.50 M.

Die Tragödien des Sophokles.

In neuer Uebersetzung von Dr. O. Jubatsch. Eleg. geb. Preis 5.50 M.

Homers Ilias.

In neuer Uebersetzung von Oskar Jubatsch. Eleg. geb. Preis 3.50 M.

Das Nibelungenlied.

Neu übertragen von Dr. Gustav Legerlotz. Eleg. geb. Preis 3 M.

Gudrun.

Neu übertragen von Dr. Gustav Legerlotz. Eleg. geb. Preis 3 M.

Weitere Romane:

Bernhardine Schulze-Smidt:

Eiserne Zeit

Eleg. geb. Preis 6 M.

Ernst Remin:

Die polnische Braut

Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Neue Bahnen

Preis 3 M. 50 Pf.

Joachim v. Dürow:

Die Herrin von Rotenstein

Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Hall Caine:

Der Sündenbock

Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Im Moor und Marsch

2. Aufl. Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Friedrich Jacobsen:

Im Weltwinkel

Eleg. geb. Preis 5 M.

Alex. v. Roberts:

Majestät

Eleg. geb. Preis 7 M.

Ad. Schmitthenner:

Psyche

2. Aufl. Eleg. geb. Preis 5 M.

C. Schroeder:

Sonnenblume

Eleg. geb. Preis 5 M. 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Geographische Monographien — Land und Leute.

Für die Reisezeit

zur kundigen Begleitung — zur frohen Erinnerung

Neu

— zu beziehen durch alle Buchhandlungen —

Band IX:

Der Harz

Von

Fr. Günther

Mit 115 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer farbigen Karte.

In eleg. Leinenbande mit Goldschnitt.

Preis 3 Mark.

Band X:

Am Rhein

Von

H. Kerp

Mit 182 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer farbigen Karte.

In eleg. Leinenbande mit Goldschnitt.

Preis 4 Mark.

In der bekannten vornehmen Ausstattung und reich illustriert zwei neue Bände der geographischen Monographien. Die trefflichen, mit warmer Begeisterung geschriebenen Schilderungen von Land und Leuten und die vorzüglichen Abbildungen werden allen Naturfreunden Anregung und Genuß bieten.

Bisher erschienen — jeder Band in sich abgeschlossen und einzeln käuflich:

Band	I.	**Thüringen.** Mit 145 Abbildungen und Kärtchen	3 M.
Band	II.	**Cuba.** Mit 96 Abbildungen und Karte	3 M.
Band	III.	**Norwegen.** Mit 115 Abbildungen und Karte	3 M.
Band	IV.	**Tirol.** Mit 200 Abbildungen und Karte	4 M.
Band	V.	**Schweiz.** Mit 181 Abbildungen und Karte	4 M.
Band	VI.	**Oberbayern.** Mit 102 Abbildungen und Karte	3 M.
Band	VII.	**Deutsche Ostseeküste.** Mit 150 Abbildungen und Karte	4 M.
Band	VIII.	**Deutsche Nordseeküste.** Mit 166 Abbildungen und Karte	4 M.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Elfter Band. Nr. 12.

Velhagen & Klasings
ROMAN-BIBLIOTHEK

Brumaire

Roman

von Ernst Muellenbach

(Schluß)

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing.

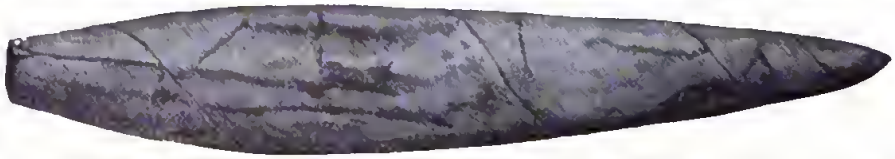
H. W. Schöttler,

Gegründet 1868. Prämiirt: Sydney, Melbourne, Brüssel.

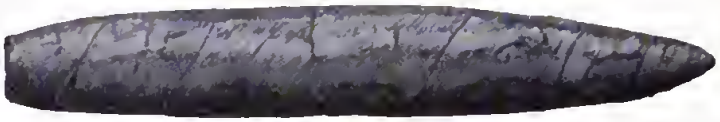
Cigarrenfabrik.

Gegründet 1868. Prämiirt: Sydney, Melbourne, Brüssel.

Lager: **Leipzig**, Weststr. 31/33. ❄ Lager: **Hamburg**, Vorsetzen 49.

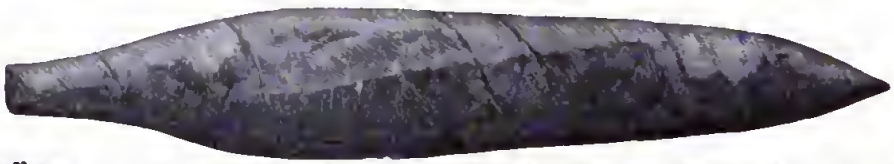


Casinos. Preis per 1000 Stück 72 Mk. in Kisten à 50 Stück. Milde, sehr leichte Sumatra mit Vorstenlanden u. Felix.



Arcadias. Preis per 1000 Stück 80 Mk. in Kisten à 50 St. Feine kleine Havannacigarre, mild, süffig. Rauchern einer pikanten Qualität sehr zu empfehlen.

Predilectos. Preis per 1000 Stück 80 Mk. in Kisten à 50 Stück. Elegant, leicht, sehr ausdauernd im Brand. Sumatra, Besooki Java, Havanna und Felix.



Caballeros. Preis per 1000 Stück 120 Mk. in Kisten à 25 Stück. Mittelkräftig, pikanter als andere Sorten.

Regalia de Madrid. Preis per 1000 Stück 150 Mk. in Kisten à 50 Stück. Hochmoderne milde Dinercigarre, sehr beliebte Sumatra mit Havanna.

Musterkiste Nr. 5 El Corazon del Reno II,
enthaltend je 20 Stück vorstehender 5 Sorten zusammen 100 Stück kosten 10 Mk. per Kistchen.

Versand erfolgt je nach Wunsch des Bestellers

ab **Leipzig**

oder:

ab **Hamburg.**

Aufträge von **20 Mark** an werden **portofrei** ausgeführt. Bei Export erfolgt Vergütung der Export-Prämie; es gehören hierzu Aufträge von wenigstens 25 Kilo netto.

Nach solchen Plätzen, wo keine Niederlage besteht, erfolgt der Versand direkt ab Fabrik.

Hauptpreisliste gratis u. portofrei.

geſtützt auf den Arm eines ſchönen Mädchens in kurzem Jägerrock mit hohen Stiefeln, die Büchſe auf dem Rücken. Sie blickte hochmütig zur Seite; auch ob ihr Begleiter den kurzen militäriſchen Gruß erwiderte, blieb unerkennbar. Der Reiter ſprang ab und ſchlang den Zügel um einen Aſt. Dann wandte er ſich dem Herrn zu. „Es iſt mir lieb, daß ich Eurer Excellenz hier begegne.“

„Sie wiſſen vielleicht nicht, daß dies Stück Wald und Weg zu meinem Privateigentum gehört,“ erwiderte der Freiherr von Roll ſchroff.

Der Oberſt Roland Martin lachte kurz auf. „Und daß Sie mir den Aufenthalt hier mit Gewalt verſagen könnten?“ ergänzte er ſpöttiſch. „Zwei Hirſchfänger und eine Büchſe gegen meinen Säbel, — Sie ſind freilich in der Übermacht, wie ſchon früher. — Indes geſtatten die derzeitigen Landesgeſetze ja wohl freien Weg für jedermann, und ich wollte hier nur durchreiten, um Ihnen eine Botſchaft zu bringen.“

„Von wem?“

„Von mir ſelbſt, und ganz im Vertrauen. Ich glaube ſeit zwei Stunden fürchten zu müſſen, daß einige Narren in der dermaligen Civilverwaltung dieſes Landes Luſt haben, ein Geſetz zu proben, das die ehemaligen Adligen mit Haft und Schlimmerm bedroht. Deshalb wollte ich Sie warnen. Fliehen Sie, wenn möglich. Kann ich Ihnen mit meinen Privatmitteln dazu helfen, ſo bitte ich über mich zu verfügen.“

Der Freiherr blickte ihn überraſcht an. „Weshalb?“

Der Oberſt zögerte einen Moment. „Die Vollziehung jenes Geſetzes — ich bedaure es tief — iſt der militäriſchen Macht übertragen, die ich zur Zeit hier vertrete. Man könnte — Sie könnten das, was ich gezwungen wäre zu thun, als ein Werk perſönlicher Rache auslegen.“

Godleva hob das ſchöne Haupt nach ihm hin. Aus den blauen Augen ſprach ein faſſungsloſes, zornig-ſchmerzliches Staunen. Der Oberfalkenmeiſter verdeckte ſeine Verwunderung hinter einem Lächeln bitterſter Ironie. Langſam ſagte er: „An die Verwechslung von Rache und Dank hat uns die Göttin ſchon gewöhnt, deren Livree Sie tragen. Es iſt löblich, wenn ein junger Mann ſie noch anſcheinend peinlich empfindet. Aber warum ſo ſchüchtern? Sie haben die Gewalt. Es iſt ja ſchon über ſieben Jahre her, daß ich Ihnen in jenem Schloſſe drüben mehr ein Lehrer denn Vorgeſetzter war. Zum Dank für mein Vertrauen bethörten Sie das Herz meines Kindes. Sie waren — ich laſſ' Ihnen alle Gerechtigkeit widerfahren — ehrlich genug, es mir zu geſtehen. Ich hab' Sie nicht mit Hunden hinausgejagt, nur entlaſſen in eine Welt, die ſchon wirr und wüſt genug war, um Sie auf der rechten Seite, im Dienſte der gerechten Sache, irgendwie zeitig genug einen Adelsbrief finden zu laſſen, — ein Wappenſchild, das ſich bei aller Neuheit zur Not an den Schild mit den zwei Hirſchſtangen vom Kaiſer Ruprecht her anſtoßen ließ. Aber Sie verſchwanden von Stund an —“

Ein dürrer Aſt brach krachend unter dem zornigen Fauſtgriff des Oberſten ab. „Iſt dies noch Hohn oder Wahnſinn? Wollen Sie mich im Ernſt glauben machen, daß Sie nichts wußten — noch jetzt nichts wiſſen von dem, was Sie mein Ver-

ſchwinden zu nennen belieben? Muß ich — ich ſelber es Ihnen erzählen, wie ich — verſchwand?"

Der Freiherr zuckte die Achſel. „Ich lege keinen Wert darauf."

„Aber ich," ſagte Godleva ſchnell. „Ich will keine Rechenſchaft über gebrochene Treue. Aber ich dulde nicht, daß man meinen Vater in Rätſeln beleidigt. Ich fordere die Löſung."

Der Oberſt ſtarrte ihr in das bleiche, zornige Geſicht wie auf ein Geſpenſt. „Entweder bin ich von Sinnen oder Sie. Oder — aber nein, es iſt nicht möglich, daß eine Ähnlichkeit mich narrt. Ein Weſen wie dies, ſo ſchön und trugvoll, ſchafft kein Gott zum zweiten Male. Es iſt wirklich Godleva, — das Mädchen, das mich innerhalb drei Tagen erhörte und verriet."

Godleva fuhr erſchreckt zuſammen. Ihr Vater trat mit zornig erhobener Linken auf den Oberſt zu. „Dieſes Wort —"

„Dieſes Wort iſt freilich zu mild für die That," unterbrach ihn der Oberſt ſchroff. „Ich überlaſſe es Excellenz, ſich ein treffenderes auszuſinnen. Aber es ſcheint wirklich, daß Sie nicht genügend Beſcheid wiſſen. Ich werde Sie aufklären, wie es dieſe Dame befiehlt. Als ich mich vergeblich bei Ihnen um die Hand Ihrer Tochter bewarb — eine Stunde, nachdem ſie Schwur und Kuß mit mir getauſcht, ließen Sie mir einen Schimmer von Hoffnung, aber Sie verboten mir, inzwiſchen noch einmal mit ihr zu reden. Dieſes Verbot hab' ich übertreten, am dritten Tage — den folgenden Tag ſollte ich mich mit Ihrer Empfehlung in Ehrenbreitſtein als Freiwilliger bei den kurheſſiſchen Jägern melden. Es gelang mir, Ihrer Tochter heimlich einen Ring und einen Brief zu ſenden, in dem ich ſie wenigſtens um ein ſchriftliches Lebewohl bat. Es war ein Brief, wie ihn ſchwärmeriſche Liebe ſchreibt, die keinen Rang kennt als ihren eignen. Konnte ich ahnen, daß man ihn zu keck und zudringlich finden werde, daß man ſich bereits mit einer ſtandesgemäßern Partie trug und in dem entlaſſenen bürgerlichen Jäger nur ein läſtig gewordenes Spielzeug ſah?"

Der Baron blickte fragend auf ſeine Tochter. Sie ſchüttelte das Haupt; aus ihrem dem Oberſt zugewandten Antlitz ſprach das äußerſte, erſchreckte Staunen. Der Oberſt achtete nicht darauf. Finſter lächelnd fuhr er fort: „Ich bekam mehr als ich erfleht hatte. Ein Briefchen von Ihrer Tochter beſchied mich auf den Abend in das Gehölz hinter dem Garten der Sternenburg, nächſt der Fronerei; dort ſollte ich eine Abſchiedsgabe empfangen . . . Und ich habe ſie empfangen. Die Überbringer waren zwei Panduren, von jener Räuberbande, die damals unter kaiſerlicher Fahne im Poppelsdorfer Schloß hauſte, und die Abſchiedsgabe war dies!" Mit zornbebender Hand riß er die Mütze ab und deutete auf die Narbe.

Godleva ſchrie laut auf und bedeckte das Antlitz mit den Händen. Der Oberſt wandte ſich zu ihr. Er lächelte bitter: „So ernſt war es wohl nicht gemeint, mein Fräulein? Nehmen wir an, daß es meine Schuld war. Warum ſetzte ich mich zur Wehr? Man ſprach wohl nur von einem kleinen Denkzettel, als man Sie beſtimmte, das Lockbriefchen zu ſchreiben?"

„Roland!" ſchrie Godleva. Sie trat dicht auf ihn zu und blickte ihm lange ins Geſicht, mit dem Ausdruck grenzenloſer, ſchmerzlicher Enttäuſchung. „Und das —

Digitized by Google

das haben Sie von mir glauben können!“ Der Schmerz in ihren Zügen erſtarrte zum verachtenden Stolz. Sie kehrte ſich ab und that wankend einige Schritte, als wolle ſie ohne ein weiteres Wort heimkehren. Aber ihr Vater winkte ihr zu bleiben. „Noch nicht,“ ſagte er mit erkünſtelter Ruhe. „Ich wünſche Ihre Geſchichte zu Ende zu hören, mein Herr.“

„Ich denke, für Sie iſt ſie zu Ende,“ antwortete der Oberſt Martin trotzig. „Als ich wieder zu mir kam, nach langem Wundfieber, lag ich in der Fronerei. Ich erfuhr, daß mich ein Wanderer gefunden und die Leute aus der Fronerei herbeigerufen hatte. Und ich erfuhr auf vorſichtiges Fragen, daß Sie mit Ihrer Tochter — und mit dem Marquis von Croiſy am Tage nach meinem — Abſchied nach Arnsberg ans Hoflager gereiſt ſeien. Unter den Händen des Scharfrichters genas ich — und acht Wochen ſpäter trat ich ein, — aber bei den Dragonern Beurnonvilles. Danken Sie es Ihrer Tochter, wenn ich die gerechte Sache anderswo gefunden habe, als im Lager der Ariſtokraten — und Panduren. Ich war zum zweitenmal ein verwaiſtes Bettelkind, ohne Heimat, ohne Nation, ohne Liebe, — doch welches Intereſſe hat das für Sie? Dieſe Narbe iſt die Scheideſpur zwiſchen Ihrem Hauſe und mir, ich habe keine Rechnung mehr mit Ihnen.“

„Aber ich mit Ihnen,“ erwiderte der Freiherr. „Ich verzichte auf Ihren Dank für das Gute, das Sie etwa von unſerm Hauſe früher empfangen zu haben glauben, und ich weiſe mit Verachtung die Schonung ab, die Sie mir mit der Miene der Verachtung bieten. Sollte es der ſogenannten Regierung des Landes gefallen, Sie als Schergen nach mir auszuſenden, ſo hoffe ich, daß Sie ihr den Dienſt nicht verweigern. Es iſt Ihre Schuld, daß Sie ihn leiſten müſſen. Aber Sie haben eine Anklage gegen die Baroneſſe Godleva von Roll erhoben, deren Vormund und Richter ich bin. Ich fordere die Beweiſe — und wenn, wie ich nicht zweifle, die Beweiſe ausbleiben, fordere ich die Genugthuung. Sie ſind Offizier — ich will ausnahmsweiſe auch einmal das Portepee der Republik für ſatisfaktionsfähig halten — und ich habe noch eine Hand, die Piſtole zu halten. Ihre Beweiſe, mein Herr!“

Godleva hob abwehrend die Hand. „Wozu das, mein Vater? Ich ſchwöre — aber muß ich es noch beſchwören? — daß ich niemals einen Brief von ihm empfangen habe, niemals einen Ring, und ihm niemals eine Zeile von meiner Hand überſandt habe.“

Der Oberſt blickte ſie verwundert an. „Es war Ihre Hand,“ ſagte er, „ich kannte ſie gut genug von ſo viel Briefen an Ihren Oheim in Koblenz . . . “

„So zeigen Sie ſie uns doch!“ rief der Freiherr.

Der Oberſt errötete verwirrt. „Ich habe ſie nicht mehr. Ich weiß genau, daß ich das Billet in der Hand hielt, als jene Burſchen auf mich eindrangen. Aber ich hatte es nicht mehr, als ich wieder zu mir kam, und keiner von den Leuten in der Fronerei wußte etwas darüber. — Es iſt auch begreiflich. Die Mordbuben werden nicht ſo dumm geweſen ſein, es mir zu laſſen.“

„Der Scharfrichter Fiſcher iſt tot,“ ſagte der Freiherr ſarkaſtiſch.

„Ja. Ich erfuhr es am erſten Tage nach meiner Ankunft, als ich ihn aufſuchen wollte. Er iſt zu früh für meinen Dank geſtorben.“

Der Freiherr lächelte noch ſpöttiſcher. „Und jener Wanderer, der Sie auffand?“

„Der Scharfrichter kannte ihn nicht ... Aber was ſollen dieſe Fragen?“ ſagte der Oberſt ſtolz. „Ich verlange für meinen Eid denſelben Glauben wie die Baroneſſe Roll. Und ich beſchwöre bei dieſer Narbe, daß ich kein Wort anders geſagt habe, als ich es erlebt — und in dieſen ſieben Jahren vieltauſendmal wieder durchlebt habe. Im übrigen — fangen Sie doch auf Ihrer Seite an, wenn Sie Zeugen verhören wollen! Oder ſollte zum Unglück Ihre Zoſe Gertrud auch ſchon tot ſein? Sie war ja die Botin bei dieſem Briefwechſel.“

„Ah!“ Godleva atmete tief auf. Ihr Vater nickte bedeutſam. „Die Wahl macht Ihnen viel Ehre, mein Herr,“ ſagte er ſpöttiſch. „Leider weilt jene anmutige junge Dame auch ſchon nicht mehr unter den Lebenden. Sie iſt im Jahre 1793 geſtorben, — im Spinnhauſe zu Arnsberg. Ich mußte ſie an dieſen angenehmen Ort überweiſen, weil ſich kurz nach unſrer Ankunft erwies, daß ſie ſeit langem ſtahl wie ein Wieſel und nebenbei den Marquis von Croiſy für die Ablehnungen meiner Tochter zu entſchädigen ſuchte, — in meinem eignen Hauſe ... Warum ſollte ſie nicht auch einen Brief gefälſcht haben? Aber ſie war doch ehrlicher als wir dachten. Den kleinen hübſchen Türkiſenring an ihrem kleinen Finger — wir glaubten hinterher, ſie habe auch den irgendwo geſtohlen, aber ſie blieb dabei, ſie habe ihn von einem Herrn erhalten. Vielleicht war es der Ihrige, mein Herr?“

Der Oberſt taumelte zurück, ſeine Hand griff taſtend ins Gebüſch. „Mein Gott,“ ſtöhnte er, „wenn es ſo wäre, — wenn uns ein Betrug, teufliſch und plump, geäfft hat alle dieſe Jahre über ... o dann kann kein Wort und keine That vergeſſen machen, was ich an dir geſündigt habe, Godleva!“

„Nein,“ ſagte ſie hart; aber ihre Augen ſtanden in Thränen. „Ich kann nicht vergeſſen. Einen hab' ich geliebt und ihm vertraut und trotz allem im ſtillen auf ihn geharrt alle die Jahre, — ich konnte nicht anders. Als ich ihn zuerſt wiederſah, und er grußlos an mir vorüberritt, da hab' ich erſt gefühlt, wie weh ein Menſch dem andern thun kann. Aber nun weiß ich es noch beſſer. Nun weiß ich, wie leicht mein Liebesſchwur für den Einen und Einzigen wog, dem ich ihn gab. Gott weiß, wie ich dich geliebt habe, Roland Martin, — ich habe mit meinem Herzen gehadert darum bis auf dieſen Tag. Aber daß du mir das zutrauen konnteſt, — daß du nicht eher an all deinen Sinnen zweifelteſt als mir zutrauteſt, daß ich dich verraten könnte — das kann ich nicht vergeſſen. Und du wagſt es, meinem Vater helfen zu wollen? Die Wölfe im Wald vertrauen einander mehr, als du mir bewieſen haſt. Ich will eher Hilfe annehmen von den Wölfen als von dir.“ Ihre Worte erſtarben in krampfhaftem Schluchzen. Der Freiherr faßte ihre Hand. Seltſam bewegt wandte er den Blick von ihr auf den Oberſt. „Schweig ſtill, Godleva,“ ſagte er leiſe. „Du weißt nicht, was du ſprichſt. Es könnte dich reuen, daß du den beſtraft haſt, der ſeine Strafe im eignen Herzen trägt — und den du dennoch ſelber im Herzen hegſt.“ Er richtete ſich ſtraff auf. „Sie haben revoziert“, ſagte er laut, „ich will um die Form nicht rechten und verzichte auf weitere Genugthuung.“ Mit kurzem Gruße wandte er ſich ab und ſchritt neben ſeinem Kinde zu Thal. Der Oberſt ſtarrte ihnen unbeweglich nach, bis ſie drunten hinter dem Thor entſchwanden. Dann raffte er ſich faſt mühſam auf. Er beſtieg ſein Pferd und ritt langſam zurück.

Digitized by Google

In leiſen, dichten Flocken ſank der Schnee vom grauen, ſonnenloſen Wolkenhimmel und verdeckte hinter ihnen die Hufſpuren wie die Wolfsfährte.

Bis gegen Abend währte der Schneefall. Den Martinskindern in der Stadt war es ein Vergnügen mehr zu ihrem Feſte. Sie bauten Schneemänner rund um den Scheiterhaufen vorm Koblenzer Thor, tanzten ſingend um die lodernde Flamme und guckten lachend zu, wie die weißen Männer von ſeiner Glut kläglich ſchmolzen. Über ſoviel Freuden überſahen ſie und ihre erwachſenen Zuſchauer faſt das Herannahen einer ſchwerfälligen Kutſche, die unhörbar auf der weichen Schneedecke der Landſtraße heranrollte. Aber der Militärpoſten am Thor hatte das Zeichen am Kutſchenſchlag und die Uniform des Kutſchers erkannt und rief die Wache heraus. Verwundert, betreten guckten Kinder und Bürger durch die breiten, grell vom Feuer erhellten Glasfenſter. Dadrinnen ſaß der Bürger Geich im Reiſemantel und zu ſeiner Rechten ein langer, hagerer Gaſt mit reichbetreßtem Federhut. Läſſig, kalt und hochmütig erwiderte der Fremde den militäriſchen Salut, der ſeiner Würde zukam. Es war der oberſte „Chef der Exekutive“ in den „annektierten Rheinlanden“, der Präſident der Central-Kommiſſion, Bürger Lecanal. Sein Kammerdiener und ein Schreiber folgten in einem zweiten Wagen.

IX.

Über den beſchneiten altertümlichen Treppengiebeln des Marktplatzes flimmerte das karge Licht einer Nachmittagsſonne, die ſich nur eben als rötliche Scheibe von dem eintönigen matten Wolkengrau abzeichnete. Die Wimpel am Freiheitsbaum hingen ſteifgefroren ſchlapp herab; wenn ein Windſtoß ſie aneinander rieb, klang es wie ein fernes Geklirr von Glas oder Metall zwiſchen das klatſchende Geräuſch der großen Fahne, die ſeit geſtern abend auf dem Dache des Rathauſes flatterte. Um den Freiheitsbaum war ein Gedränge, Kommen und Gehen neugieriger, ängſtlicher Menſchen. Sie guckten nach den Fenſtern des Rathauſes hinauf oder ſprachen miteinander aufgeregt, aber flüſternd und mit ſcheuem Sichumblicken, ob nicht etwa einer von der kleinen Partei der Entſchiedenen oder Klubbiſten in Hörweite ſtehe. Aber auch denen war es ſichtlich beklommen zu Mute. Das böſe Gewiſſen trieb ſie immer wieder zuſammen und ließ doch keine laute Rede zwiſchen ihnen aufkommen. Die großen Phraſen und Theorien, mit denen ſie ſich ſonſt im Klub und auf den Gaſſen breitmachten, wollten nicht recht mehr heraus, nun die thatſächliche Folgerung plötzlich vor ihnen ſtand. Zuweilen verſuchte es noch ein Wortführer mit einem republikaniſchen Hochruf, in den dann die andern nervös einſtimmten, wie Kinder, die vor Angſt im Dunkeln ſingen. Es that ihnen auch keiner von der Menge den Gefallen mitzuſchreien, als einzig ein zerlumpter Kerl mit langen roten Strubbelhaaren und unruhigen ſchwarzen Augen, der auf dem gebückten Rücken einen großen Sack trug. Die Handwerker und Kleinbürger wichen ihm mißbilligend aus. „Was iſt das nur für ein Kerl?“ fragte einer den Nachbarn. Der zuckte verächtlich die Achſeln: „Ein verkommener Lumpenhändler aus Köln oder irgendwo daher, er logiert in einer Spelunke unten am Rhein. Was hat er ſich hier mit ſeinem Lumpenſack herumzudrücken?“ „Ich wollte,

er hätte die Republik drin," brummte ein dritter, und die Zuhörer lachten, verhalten und klanglos, wie es die Menſchen unter der Tyrannei lernen. „Geb Gott, daß ſie bald einer in den Sack ſteckt." „Aber wer? Von dem Bonaparte iſt es auch wieder ſtill geworden." „Wer weiß, ob er nicht ſchon ſelber drin ſteckt." „Dann hat unſer Oberſt auch ausgeſpielt. Er iſt ja ſchon von ſeinrm General nach Köln befohlen, wer weiß, ob er wiederkommt." „Und derweil hat der verſoffene Major Hahnebein das Kommando, der tanzt, wie der Leranal pfeift." — „Der Lecanal, das iſt ein grauſamer Menſch." — „Ja, nicht einmal die Frauen und Kinder dürfen zu den Verhafteten. Und wie er ſie verteilt hat. Der Munch und die übrigen aus der Stadt ſitzen in der Infanterie-Kaſerne oder im Schloß, aber den Roll hat der Lrranal durch einen Zug Huſaren auf Schloß Herzogsfreude holen laſſen, wo er früher Schloßhauptmann war, und zur Geſellſchaft haben ſie ihm den Juden Manaſſe hinausgeſchickt." „Das iſt gemein," fuhr einer heraus und fing alsbald an, aus Verlegenheit zu pfeifen, da er dicht neben ſich die Augen des Lumpenhändlers blinkern ſah. Aber der Mann mit dem Sack ſchien jetzt ſelber zu fühlen, daß er hier läſtig wurde. Er entfernte ſich in der Richtung nach dem nächſten Stadtthor.

Droben im Rathaus, vor dem zwei Infanteriſten im Paradeanzug ſtarr und ſtumm Wache hielten, tagte die Munizipalität. Auf dem Präſidentenſeſſel aber ſaß jetzt der Bürger Leranal; ihm zunächſt an der mit grünem Tuch beſchlagenen Tafel links der Bürger Geich und rechts der dicke Mainzer Major, der ſich hier ſichtlich unbequem fühlte, aber doch aus Prinzip weder zu fehlen noch zu widerſprechen wagte. Statt des Stadtſchreibers Luchesi protokollierte der Sekretär Leranals, ein kleiner magerer Pariſer, die Verhandlungen. Es ging aber etwas holprig; denn der derzeitige Civil-Diktator der Rheinlande verſtand nur franzöſiſch, und auch dies in der Ausſprache der meiſten Beiſitzer nur mangelhaft. Einige von ihnen waren in dieſer Sprache noch faſt ganz Unwiſſenheit, und es war nicht bloß politiſche Vorſicht, wenn ſie auf jede Meinung des General-Gewaltigen nichts antworteten als „wui, zitoajeng."

Der Bürger Leranal war ein hagerer ſchmalſchulteriger Mann in der Mitte der Vierziger etwa, von gelblicher Geſichtsfarbe, glattraſiert, mit ſchlichtem ſchwarzen Haar, das bis auf den geſtickten Kragen ſeines Amtsfrackes niederhing. In ſeinem ganzen Weſen lag ein Ausdruck von Kälte und Härte; er ſah nicht aus, als ob er jemals von Herzen gelacht habe. In den erſten ſechs Jahren der Revolution war er einer der thätigſten Führer der Pariſer Jakobiner geweſen; einer von jenen verbiſſenen und rückſichtsloſen Strebern, die ſich auf den Schultern des Pöbels vom ſtellenloſen Advokaten zum einflußreichen Politiker, vom Volksführer zum Volksbeherrſcher aufſchwangen. Die Clique, die ſeit einigen Jahren die Republik „regierte", ſtand zu dirſen „alten Jakobinern" in einem zweideutigen Verhältnis. Sie bekämpfte ſie als Geſamtheit und war ihrer ein paarmal nur durch die Beihilfe entſchloſſenrr Generale gewaltſam und mühſam Herr geworden. Einzeln ſuchte ſie die Befähigtſten oder Gefährlichſten zu ködern, indem ſie ihnen irgend einen gewichtigen Verwaltungspoſten überließ, am liebſtrn in den „annektierten Grbieten" oder den „Schweſterrepubliken". Auf dieſe Weiſe wurden ſie in Paris unſchädlich und in der Ferne nützliche Werkzeuge zur Erpreſſung der ungeheuren Summen, deren ſo verſchwenderiſche und gewiſſenloſe Regenten wie der ehemalige Graf Barras, das Haupt des „Directoire", ſtets

bedurften. Sie waren gehaßt, aber auch gefürchtet, wie alle Inhaber außerordentlicher Vollmachten unter einer ſchwachen Regierung. Unter der Maske fanatiſcher Freiheitsapoſtel plünderten und bedrückten ſie die Unterthanen ebenſo gründlich wie irgend ein fürſtlicher Tyrann des ancien régime in Perücke oder Zopf, und um ſo gründlicher, je mehr ſie ahnten, daß ihre Herrlichkeit nicht lange dauern könne.

Der Vorgänger Lecanals war ein Einheimiſcher geweſen, etwa eine höhere Nummer von der Sorte des Bürgers Eichel, kein Genie, aber ein wohlmeinender und fleißiger Verwalter. Der Bürger Eichel und ſeine Kollegen hatten den Unterſchied ſchon aus der Ferne gemerkt und bekamen ihn jetzt deutlich zu fühlen. Mit heimlichem, aber tiefſtem Ingrimm ſchielten ſie nach ihrem Präſidenten Geich hin, der ihnen in ſeinem weltfernen Fanatismus dieſen Plagegeiſt perſönlich hergeholt hatte. Es war ein erſchrecklich langes Sündenregiſter, das ihnen der Bürger Lecanal in galligem, nur ab und zu von abgeſtandenen Konventsphraſen unterbrochenen Geſchäftston vorhielt. Sie ahnten ja doch, worauf es am Ende hinauslief: ſtärkeres Auspreſſen des Schwammes durch Kontribution und Konfiskation „zur Hebung des republikaniſchen Geiſtes“, nachdem man dieſen Geiſt durch etliches Schreckensregiment zweckdienlich erſchüttert hatte.

Einſtweilen fehlte dem Bürger Lecanal doch noch die rechte Handhabe. Lieber als alle ariſtokratiſchen Flugblätter und Gräberbeleuchtungen wäre ihm eine kleine Gewaltthat geweſen, die den notdürftigen Rechtsgrund zur Anwendung ſeiner äußerſten Schreckmittel lieferte. Wenigſtens einen Erſatz — einen Verdacht — hatte er ſcharfſinnig herausgefunden: wo war der Stadtſchreiber Luchéſi? Wenn ein ſo ausgezeichneter Patriot — ein ſo verdienſtvoller Beamter nicht bald gefunden wurde — man hatte bereits Boten und Patrouillen ausgeſandt —, wenn er überhaupt verſchollen blieb, ſo lag nichts näher als der Gedanke an einen ariſtokratiſchen Rachemord. Der Bürger Lecanal war eben dabei, ſeinen ſchaudernden Zuhörern die Möglichkeit und geſetzliche Folgenſchwere einer ſolchen Schandthat in wirkſamen Farben auszumalen, als in dem gedämpften Volksgeräuſch draußen auf dem Markte lautere und faſt freudige Töne aufklangen, unverkennbare Hochrufe in deutſcher Sprache, dazwiſchen Pferdegetrappel und Säbelklirren. Die Gemeinderäte ſahen einander verwirrt, mit ſcheuer Hoffnung an. Der Ratsdiener von draußen öffnete ſehr weit die Thür, und auf der Schwelle erſchien zwar nicht der Patriot Luchéſi, aber der Oberſt Roland Martin mit ſeinem Adjutanten, der im Vorzimmer blieb. Das Antlitz des Oberſten war wohl nicht bloß von der Eile des Rittes gerötet, und aus dem Blick, mit dem er die Verſammlung maß, ſprach ſo viel männliche Verachtung, daß es die armen Seelen der Gemeinderäte faſt wohlig überſchauerte. Der Major fuhr ſo haſtig auf, daß der Seſſel umfiel, und grüßte militäriſch.

Auch der Bürger Lecanal erhob ſich, langſam, mit gemeſſener Würde lächelnd, und ſchritt dem Oberſt bis auf halbem Weg entgegen. Er ſagte einige wohlgeſetzte Phraſen und ſtreckte vergeblich beide Hände zu republikaniſchem Biedermannsgruße aus. „Jawohl,“ ſagte der Oberſt ſehr kühl, „Sie ſind hier zur Inſpektion der Civilverwaltung erſchienen. Ich bitte um Entſchuldigung, daß ich Ihre Sitzung einen Augenblick ſtöre. Aber wie ich höre, haben Sie, Bürger Lecanal, über die Teilnahme der militäriſchen Behörde an Ihren Verhandlungen Anſichten, die ich nicht teile, — Sie

wollen mir gewiß möglichst bald Bericht erstatten, Major, — ich werde Ihnen sogleich nach dem Schloß nachkommen und alsdann auch die Behandlung der Garantiegefangenen regeln. Man hat mir da merkwürdige Dinge erzählt." Der Major salutierte und trat ab. „Uff," sagte er draußen zu dem Adjutanten, „das giebt mal wieder einen netten Salat. Aber gut ist's doch, daß Ihr wieder da seid. Was hat's denn in Köln gegeben?"

„Gar nichts," antwortete der Adjutant. „Der General Brüne hat sich aus Holland ein neues Punschrezept und einige neue Ideen über Felddienstübungen mitgebracht. Da hat er denn die Kommandeure aus allen Garnisonen zusammengetrommelt und ihnen beides vorgesetzt. Es ist recht spät geworden gestern abend. Sehr nette Damen waren da. Aber der Oberst war merkwürdig zerstreut."

Unterdes sagte drinnen der Bürger Lecanal mit etwas unnatürlicher Freundlichkeit: „Es versteht sich, Oberst Martin, daß ich in meinen Dispositionen gern jede Rücksicht auf Ihre Meinung nehmen werde. Aber diese Leute, deren Verhaftung mir nötig schien, sind —"

„Es sind Leute, deren Verhaftung Ihnen zweckmäßig schien," versetzte der Oberst. „Das genügt mir vollständig. Nach dem Gesetz hat die Militärbehörde diese Leute auf Ihren Antrag zu verhaften und in Gewahrsam zu halten. Mein Stellvertreter hat das ja schon besorgt. Das Weitere ist meine Sache. Über die Behandlung der Verhafteten habe ich, so lange ich das Kommando hier führe, zu verfügen und werde dies sogleich thun. Eine Teilnahme der Kommandantur an Ihren Beratungen liegt nicht in meiner Absicht. Ich bin für eine reinliche Scheidung der Geschäfte. Ihre amtlichen Wünsche bitte ich an mein Büreau zu richten." Er grüßte kurz und verließ den Saal.

Als er das Vorzimmer seiner Wohnung im Schloß betrat, gewahrte er auf einem Stuhl im Winkel eine weibliche Gestalt, die einen dunklen Spitzenshawl um Haupt und Schultern trug. Eine flüchtige, thörichte Vermutung ließ ihn jäh zusammenfahren. Aber als sie sich erhob und ihm demütig entgegenblickte, erkannte er Judith.

„Sie hier, Bürgerin?" sagte er etwas zerstreut. „Aber freilich, ich weiß ... Ich bedauere es tief —"

„Sie haben ihn in Nacht und Nebel fortgeschleppt," schluchzte Judith, „einen alten Mann, der niemand etwas Böses gethan hat ... Nicht einmal eigenes Bettzeug sollen sie mitnehmen, — der Lecanal hat es verboten ... Und ich durfte nicht mit. Sie haben mich mit Gewalt von ihm gerissen ... In Jammer und Thränen habe ich gesessen, bis ich den Jubel auf der Straße hörte, da wußte ich, Sie sind wieder da, Sie werden ihm helfen ... und bin hierher gelaufen ..."

Der Oberst empfand das ganze hilflose Unbehagen des Mannes vor Weiberthränen. „Aber so beruhigen Sie sich doch, Bürgerin ... ich werde ungesäumt alles anordnen, was ich vermag ..."

Das klang so gelassen, und er blickte sie dabei so freundlich-eilig an, — Zweifel und Bitterkeit übermannten sie. „Wenn meine Bitte so wenig gilt," rief sie, „so helfen Sie doch dem Manne, der Ihnen einmal das Leben gerettet hat!"

Der Oberst zuckte ahnend zusammen. Wie im Traum, mit fremder Stimme klang es von seinen Lippen: „Es war ein unbekannter Wanderer ..."

Digitized by Google

„Es war mein Vater," rief ſie, „der die Panduren forſcheuchte, die Sie ſchon niedergeſchlagen hatten, der die Leute von der Fronerei herbeirief und bezahlte, daß ſie Sie ordentlich verpflegten . . ."

Die Thür zum Arbeitszimmer öffnete ſich. Eine Ordonnanz erſchien und ſtand beim Anblick des Oberſten ſtramm.

„Was machen Sie da drinnen?" fragte der Oberſt unwillig.

„Ich habe auf Befehl Feuer im Kamin gemacht, mein Oberſt," antwortete der Huſar.

„Befehl — von wem?"

„Befehl von Major Hahnebein."

In der furchtbarſten Spannung mußte der Oberſt doch über die feurige Dienſtwilligkeit des dicken Mainzers lächeln. „Es iſt gut, ich danke." Die Ordonnanz verließ das Vorzimmer. Der Oberſt öffnete die andre Thür und ließ Judith mit einer Verneigung vorauf. Er geleitete ſie zu einem Seſſel am Kamin und blieb ihr gegenüber ſtehen. „Woher wiſſen Sie das?" fragte er.

„Mein Vater hat es erzählt. Und der Bürger Eichel weiß es auch — der frühere Scharfrichter, der Meiſter Fiſcher hat es ihm auf dem Sterbebett berichtet. Er ſtarb im Armenſpital."

Der Oberſt nickte düſter. „Ein Vorwurf mehr für mich."

Judith blickte ihn fragend an. Mit eiferſüchtiger Haſt und doch errötend vor ihrem eignen Fühlen und Thun fuhr ſie fort: „Mein Vater erzählte mir auch noch von einem Zettelchen, das er damals an ſich nahm, damit es Sie oder ſonſt wen nicht in Ungelegenheiten brächte . . . Sie hielten es in der Hand . . . Ich weiß nicht, ob ich recht gethan habe, — aber ich wußte, wo mein Vater es verwahrte, — ich habe jetzt die Schlüſſel, — und ſo hab' ich es als Beweisſtück zu mir geſteckt, ehe ich vorhin hierher zu Ihnen lief . . ."

„Ah, — und wer weiß davon ſonſt noch?"

„Ich denke, niemand."

„Zeigen Sie es her."

Sie gab es ihm zögernd, verſchüchtert durch den herriſchen Ton. Ein weißes Blatt war's, mit wenigen Zeilen beſchrieben und mit dunklen Spuren, die ſich in dem hellen Widerſchein des Holzfeuers rötlich abhoben. Judith beobachtete das Geſicht des Oberſten, während er die Schrift betrachtete, und unvermerkt nickte ſie ſchmerzlich vor ſich hin.

Der Oberſt wandte ſich mit einer raſchen Bewegung zu ihr. „Ich danke Ihnen, Bürgerin, daß Sie mir das mitgeteilt haben. Sagen Sie Ihrem Vater, wie tief ich mich in ſeiner Schuld fühle. Er wird ſie vermehren, wenn er auch ferner über jene Erlebniſſe gegen — gegen andre ſchweigt. Was ich jetzt für ihn thun kann, ſoll kein Dank ſein. Es iſt meine Menſchenpflicht und war beſchloſſen, ehe ich Sie hier fand. Ich will alles Zuläſſige thun, um den Leuten, die mich ein unſinniges Geſetz in Haft zu halten zwingt, wenigſtens die Haft zu erleichtern. Sie können jederzeit zu Ihrem Vater reiſen, ihm jede Bequemlichkeit bringen, und wenn Sie ihm Geſellſchaft leiſten, ſollen Sie, wie alle andern in Ihrem Falle, jede Rückſicht finden, welche die Menſchlichkeit hilfloſen Damen ſchuldig iſt."

Judith errötete verwirrt. „Er hatte mir verboten, bei ihm zu ſein — aber ich möchte ihm doch gerne — noch heute —"

„Ich ſtelle Ihnen meinen Wagen zur Verfügung — es iſt auch am beſten ſo — ich habe ohnedies noch eine Ordonnanz hinauszuſenden, und die Wege ſind jetzt früh am Tag ſchon öde und dunkel —" ſetzte er mit einem Blick auf die Berge hinzu, deren verſchneite Gipfel jenſeits des Stromes ſchon im rötlichen Wiederſchein der Winterdämmerung zu blühen begannen. Er fuhr ſich mit der Hand über die Stirn. „Ja ſo — dies hier — Sie haben es geleſen?"

Sein forſchender Blick zwang ſie, daß ſie beſchämt das Haupt neigte.

„In dieſem Fall muß ich Ihnen ja noch im Vertrauen einen kleinen Zuſatz liefern," ſagte er mühſam lächelnd. „Etwas, das Sie und Ihr Vater nicht wiſſen konnten . . . Dies Billet iſt eine Fälſchung . . . vielmehr ein Scherz . . . ein Scherz, wie man ihn damals in gewiſſen höfiſchen Geſellſchaftskreiſen für zuläſſig hielt — und hat natürlich mit der Dame, mit deren Namen man es unterſchrieb, nichts zu thun . . . Ich fand es ganz zufällig . . . Es iſt wirklich ohne Belang für die Geſchichte und für meine Verpflichtung gegen Ihren Vater . . . Es iſt am beſten ſo erledigt." Er warf das weiße Blättchen mit den dunklen Blutſpuren ins Feuer. „Ich wollte Ihnen das nur ſagen, um Mißdeutungen zu vermeiden, — zumal Sie ja, wenn ich nicht irre, jener Dame heute noch begegnen könnten . . ."

„Ja, — ich verſtehe —" ſtammelte Judith. Es überkam ſie, daß ſie plötzlich vor ihm in die Kniee ſank und ſeine Hand leidenſchaftlich küßte.

Er hob ſie verwundert, faſt unwillig auf. „Nicht doch . . . Sie haben mir nichts zu danken, am wenigſten ſo . . . Bringen Sie Ihrem Vater meinen Dank. Ich werde ſogleich das Erforderliche veranlaſſen, — der Wagen ſoll in einer halben Stunde vor Ihrer Thür halten." Er geleitete ſie zur Thür und drückte ihr herzlich die Hand: „Gehen Sie mit Gott . . . Sie ſind ein braves Mädchen."

Judith neigte ſtumm grüßend ihr Haupt und ſchritt hinaus.

X.

In das verlaſſene Märchenſchloß im Walde war plötzlich wieder Leben eingekehrt — ein Leben, laut und luſtig wie einſt an den Hofjagdtagen, nur unvergleichlich derber — in der Sprache jener vergangenen Tage zu reden: plebejiſch. Aus den Prunkſtällen hinter dem linken Flügel des Hauptbaus klang Gewieher und Hufgeſtampf, dazwiſchen von rauhen Kehlen kunſtlos, aber kräftig gebrüllt ein Soldatenlied. Auf dem vollmondhellen Vorplatz, zwiſchen ſchneeumhüllten Göttinnen und vereiſten Marmorbrunnen, ſpielte der Wind mit Stroh, Federn von eben gerupften Hühnern und anderm Wegwurf der Einquartierung. Gleichmäßig und gleichmütig ſchritt vor dem Hauptportal ein Huſar mit geſchulterter Klinge wachehaltend auf und nieder. Andre, zu gemütlicherm Dienſt kommandiert, machten ſich als Heizer in der großen weiland Hofjagdküche rechts vom Schloßhof nützlich und ſchäkerten mit der Kaſtellanin, die inmitten einer Wolke von nahrhaften Düften an dem Rieſenherd wirtſchaftete und

Digitized by Google

auf keinen Soldatenwitz die Antwort ſchuldig blieb; — ſie war bis zur Verwundung ihres Mannes Köchin in der Kantine eines Marſeiller Regiments geweſen und fühlte ſich endlich wieder in ihrem Element. Ihr Gatte ſaß nebenan mit dem Sergeanten am Fenſter, weintrinkend, kurze Pfeifen rauchend und ſelig in Kriegsgeſchichten. Nun unterbrachen ſie ihr Geſpräch und blickten neugierig-bewundernd nach der hohen Mädchengeſtalt, die drüben aus dem Portal trat, an dem ſalutierenden Poſten vorüber. Der kommandierende Leutnant geleitete ſie galant bis an den großen Brunnen. Zwei gewaltige Jagdhunde ſprangen bellend vorauf.

„Parbleu, die iſt ſchön," ſagte der Sergeant. „Und die Haltung!"

„Ja, das mögt Ihr wohl ſagen," antwortete der Invalide mit einem Anflug naiven Bedientenſtolzes, als wäre mit dem Kaſtellanspoſten auf Schloß Herzogsfreude etwas von den Traditionen dieſes Poſtens in ihn gezogen. „Bei der kann man noch von Nobleſſe reden. Wenn die Männchen von der Raſſe alle ſo geweſen wären wie dieſe da, dann hätten ſie uns noch gerade ſo unterm Daumen wie vor elf Jahren, mein Alter. Das heißt, hochnaſig iſt ſie dabei doch nicht. Ich kenne ſie ja ſchon länger. Meine Kleinen, der Numa und die Pompilia, ſind ganz vernarrt in ſie, ſo freundlich plaudert ſie immer mit ihnen."

„Seht nur, da dreht ſie ſich noch mal an der Ecke um und guckt und grüßt nach dem Fenſter. Aber von dem Alten iſt nichts am Fenſter zu ſehen."

„Das ſieht ihm ähnlich," nickte der Kaſtellan, „es iſt ein Brummbär wie einer. Ich muß immer darüber nachdenken, wie ihm wohl zu Mut ſein mag — als Gefangener Wand an Wand mit einem alten Juden hier in demſelben Schloß zu ſitzen, wo er vordem Gouverneur war."

Auch Godleva mußte, und mit größerm Rechte als der philoſophiſche Invalide, „immer darüber nachdenken", während ſie mit ihren Hunden auf der verſchneiten, faſt blendend ſchimmernden Straße zwiſchen tiefſchwarzen Waldſchatten heimſchritt. Der kommandierende Leutnant hatte ſeine Weiſung ſo menſchenfreundlich als möglich gedeutet und dafür ſogleich bei der Verhaftung des Freiherrn ſeine Gründe mit pariſeriſcher Geſprächigkeit ausgeplaudert: „Achtung vor Unglück und Alter", „Gehorſam gegen die Wünſche der Schönheit" und allerhand andre Variationen einer „Ritterlichkeit, die unzertrennlich von den Traditionen unſres Regiments iſt". Minder betont, doch ſichtlich noch wirkſamer als dieſe dreizehn Monat alten Traditionen ſpielte etwas andres mit: der militäriſche Unwillen, Polizeidienſte für eine Civilverwaltung leiſten zu müſſen, die man in den meiſten Offizierkreiſen längſt zum Henker wünſchte. „Hoffentlich iſt die Unannehmlichkeit, die ich Ihnen ankündigen muß, nicht von langer Dauer," hatte der junge Krieger bemerkt und mit einer ſchon faſt wieder vorrepublikaniſchen Galanterie von einer „Zukunft" geſchwärmt, „in der man den Vater einer ſo liebenswürdigen jungen Bürgerin nicht einzig wegen ſeiner Zugehörigkeit zum ehemaligen Adel dieſes Landes beläſtigen wird." Übrigens war er ſelber von Familie und erwartete anſcheinend von jener „Zukunft" auch für ſeine Perſon die Rückverwandlung aus dem „Leutnant Latour" in den ſo viel wohlklingendern „Vicomte de la Tour de Mont Saint-Jean". Einſtweilen aber war er mit all ſeinen Zukunftsträumen doch „leider" praktiſch noch an den Dienſt der Republik gebunden. Godleva durfte ihrem Vater nicht in die Haft folgen — daran konnte auch der Leutnant

Latour nichts ändern; es war löblich und viel, daß er ihr auf eigene Faust von vornherein erlaubte, den Gefangenen zweimal täglich „auf einige Zeit“ zu besuchen.

Ein Trost war dabei, den Godleva umso stärker empfand, je leidenschaftlicher sie es ihrem Herzen abstreiten wollte, daß sie ihn empfinde: — die Verhaftung war nicht auf Befehl des Obersten Roland Martin geschehen. Aber dieser Trost schloß wieder eine andre Sorge in sich, die Godleva erst recht nicht in ihrem Herzen dulden wollte — ebensowenig wie das Bild dessen, dem sie galt — und folglich erst recht empfand.

Das Knurren der Hunde weckte sie aus ihrem Grübeln auf, als sie eben am „großen Kreuzwegpunkte“ angelangt war. Aus dem tiefen Schattenwinkel des Gebüsches an der Ecke der Allee trat ein Mann rasch, höflich grüßend, auf sie zu. Sie war von Natur mutig und hatte zwei Begleiter bei sich, die im Notfall gegen unliebsame Zumutungen noch besser schützten als ein Kavalier mit Hut und Degen. Aber ein Grausen, schlimmer als die Angst vor Unbekannten, überschauerte sie, als sie dem Mann in das jetzt voll vom Mond bestrahlte Gesicht blickte. Es war kein häßliches Gesicht im gewöhnlichen Sinne, und der Mann hatte trotz der Büchse an seiner Seite nichts Räubermäßiges. Er trug sich durchaus wie ein jagdliebender wohlhabender Landmann oder Bürger.

„Sie hier?“ rief Godleva. „Was wollen Sie hier?“ Es klang zornig und widerwillig zugleich. Aber der Fremde schien den Ton nicht zu verübeln. Er verbeugte sich lächelnd. „Es ist mir sehr schmeichelhaft, daß Sie mich nach sechsthalb Jahren so sicher wiedererkennen, meine gnädigste Baronesse. Aber es flößt mir einige Zweifel an der Vollkommenheit dieser Maske ein — zum Glück ist es nicht meine einzige. Oder soll ich so dreist sein anzunehmen, daß Ihre Gedanken sich eben mit mir beschäftigten? Der Vollmondschein im Walde ist ja so einladend zu gefühlvollen Erinnerungen. Vielleicht dachten Sie an jenes mir unvergeßliche Schäferspiel vor achthalb Jahren, drüben im Garten von Herzogsfrende, an Ihrem siebzehnten Geburtstag, wo ich die Ehre hatte, Ihnen —“

„Was wollen Sie hier?“ wiederholte Godleva.

„Pardon,“ erwiderte der andre. „Sie erinnern mich mit Recht, daß dieser Ort doch nicht so recht geeignet ist zu derartigen privaten Gefühlsschwelgereien, wo einem jeden Augenblick ein republikanisches Hornsignal vom Schloß drüben zwischen die schönsten Träume fahren kann. — Leider kann ich mein Erscheinen auch nicht mit neuen Staatsaufträgen entschuldigen. Wir verlieren wirklich nichts dadurch, daß Seine Excellenz Ihr Herr Vater einstweilen als Gast der Republik drüben festgehalten wird, wie ich mit Bedauern gehört habe. Ihr jüngstes Flugblatt — mein Kompliment! — aber es wäre auch sonst wohl das letzte geblieben. Bis das Gewitter in Paris losgegangen ist, ist es wirklich zwecklos, die Leute mit Prophezeiungen aufzuregen, ob das Dach oder der Blitz gewinnt. Unser gemeinsamer Freund und Vermittler Signor Lucchesi hat sehr verständigerweise den Betrieb eingestellt und sich mit einem Passierschein von mir nach Arnsberg durchgeschmuggelt, nachdem ich mich vergewissert, daß er nichts Kompromittierendes unvernichtet gelassen oder mitgenommen. Seine verlassene Haushälterin und ihre beiden nachtwachenden Brüder werden schon aus Gründen der Selbsterhaltung einstweilen den Mund halten. Was mich angeht,

ich lebe wirklich ſeit drei Wochen völlig als Privatmann, teils als Lumpenhändler Peter Würges aus Kreſeld und teils in dieſer nur etwas ſalonfähigern Rolle hier, mit einem tadelloſen Jagdſchein der Republik nebſt Signalement und allen ſonſtigen Requiſiten. Die Kuliſſe, in der ich bisher nach Bedarf mein Koſtüm gewechſelt habe, liegt ganz hier in der Nähe, das alte Krähenhäuschen drüben an der Straße jenſeits des Schloſſes. Leider habe ich mir dort unerkannterweiſe gleich am erſten Abend durch einen nicht ganz waidgerechten Schuß Ihr merkbares Mißfallen zugezogen. Ich bin ſonſt ziemlich ſicher, aber wenn man ſo viel Schönes vorüberſauſen ſieht, kann man ſchon mal eine Ricke für einen Bock anſprechen. Und dann war ich an jenem Abend noch aus andern Gründen etwas zerſtreut . . ."

Godleva ſtampfte mit dem Fuß auf. „Was wollen Sie hier?"

Der Mann im Sonntagsjägerrock ließ ſich in ſeiner plauderſüchtigen Höflichkeit nicht ſtören. „Ich danke verbindlichſt für den dritten Ruf zur Sache. In der That, was wollen wir noch hier? Verzeihen Sie, wenn ich ‚wir' ſage und das ‚hier' etwas weiter faſſe. So lange dieſer intereſſante Bürger Leeanal hier im Lande regiert, wird er das Geſchäft, Stimmung gegen die Republik zu machen, beſſer löſen als ſelbſt der Freiherr von Roll Exeellenz und ſeine liebenswürdige Tochter es mit aller Beredſamkeit vermöchten. Es iſt auch nicht mehr nötig, daß man dieſe republikaniſchen Behörden mit Nachforſchungen nach dem Urſprung geheimnisvoller Schriften aufregt und unter einander verhetzt; ſie beſorgen das ſchon ſelber. Alſo begnügen Sie ſich — Sie ſind ja inzwiſchen auch philoſophiſcher geworden, meine teuerſte Baroneſſe, und über die mimoſenhafte Moral einer Siebzehnjährigen hinaus — begnügen Sie ſich wie Ihr Herr Vater mit dem Bewußtſein, das Große gewollt und etwas dabei eingenommen zu haben —"

„Was ſoll das heißen? Sie wiſſen ſehr gut, daß wir — wir dieſen Dienſt nicht um Geld gethan haben . . ."

Der Mann ſtutzte und lachte dann verſtändnisvoll auf. „Dieſer Lucheſi! Alſo hat er Sie wirklich immer vertröſtet und alles für ſich behalten? Aber ich hätte es ihm zutrauen ſollen. Alſo deswegen immer nur Quittungen von ihm! Und dieſer Schuft behauptete, er quittiere für Sie mit, weil Sie ſich nicht kompromittieren wollten . . ." Er blickte einen Moment ärgerlich nachdenkend vor ſich zu Boden, dann hob er den Kopf wieder, ſeine Augen blinkerten begehrlich und widerwärtig zutraulich. „Wiſſen Sie, Baroneſſe, ſchlau war das eigentlich nicht . . . oder am Ende doch: es gibt Nimbus bei Hofe. Jedenfalls hab' ich auch ſo fürs erſte genug, um der künftigen Marquiſe de Croiſy alles zu bieten, was ſie von ihrem Titel und Rang verlangen kann . . . Ich habe jetzt zudem einen ganz vortrefflichen Poſten in Ausſicht — geheim natürlich — als wirklicher Nebengeſandter in Neapel, wo ja dank den Lazzaroni und den engliſchen Schiffskanonen Nelſons die Legitimität wieder obenauf iſt . . . Seine Exeellenz aus der ſogenannten Haft da drüben im Schloß loszureißen, wird Ihnen bei einiger Liebenswürdigkeit gegen den franzöſiſchen Leutnant ein Kinderſpiel ſein — für die Flucht beſorge ich alles — die einzige, kleine Hauptſache iſt, daß Sie mich diesmal wirklich erhören . . . wir ſtehen uns ja jetzt, wie ich durch unſern Geſchäftsverkehr weiß, innerlich ſo erfreulich näher; — daß Sie mir diesmal ruhig zuhören, iſt mir ſchon faſt eine Gewähr des Erhörtwerdens . . ."

Godleva hatte in der That jetzt mit täuſchender Ruhe zugehört. Sie war Jägerin durch Vererbung und Erziehung. Der Entſchluß, die ſelbſtverräteriſchen Enthüllungen eines Schurken wie eine Raubtierfährte weiter zurückzuverfolgen, ließ ſie den tiefſten moraliſchen Ekel bezwingen wie ein Jagdfieber. Selbſt ein Lachen gelang ihr. „Und in dieſer Endabſicht haben Sie vor zwei Jahren gerade mit uns durch Lucheſi angeknüpft?“

Der Marquis von Croiſy lachte gleichfalls kurz auf, etwas verlegen. „Offen geſtanden, nein! Als mich der Miniſter Thugut damals nach Köln und Aachen delegierte, ließ ich in Wien noch ein Stück von dem zurück, was man in der Sprache der Galanterie das Herz zu nennen pflegt ... Sie werden mir das nicht verübeln, Baroneſſe Godleva ... mon Dieu, Sie hatten mich damals in Arnsberg zu gründlich abfahren laſſen, Sie waren auch noch nicht ſo bezaubernd erblüht, wie ich Sie jetzt vor mir ſehe, und die Kaiſerſtadt hat ſo viel Sirenen ... Ihren Verſtand habe ich ja immer geſchätzt — daß ich ihn nicht überſchätzte, bewieſen Sie mir alsbald durch die Forderung, die mir Lucheſi überbrachte: ich müßte Ihnen zuvor ein eigenhändiges Schreiben des Kurfürſten verſchaffen, zum Beweis, daß er ſolche Thätigkeit des Oberfalkenmeiſters und ſeiner Tochter billige und gleichſam als geheime Lehnspflicht fordere. Ich muß geſtehen, das imponierte mir. Es war ein Beweis Ihrer diplomatiſchen Begabung, Godleva, oder der Ihres Vaters, meinetwegen. Ich wollte, meine verehrten Chefs im Wiener Kabinett hätten etwas davon; dann hätten ſie dieſen ſogenannten Raſtatter Geſandtenmord heuer im Frühjahr etwas weniger plump inſceniert.“

„Und jenes Handſchreiben war von Ihnen gefälſcht?“

„Wundert Sie das ſo? Es war wirklich kein Kunſtſtück; dieſe dicke kurfürſtliche Schlafmütze hat ſo wenig Perſönliches in ihrer Handſchrift. Es war mir ein Vergnügen, Ihnen die kleine Gefälligkeit ſelber und ohne alle Bemühung unſrer Vorgeſetzten zu beſorgen.“

Nun brach doch das Jagdfieber durch. „Es war Ihnen wohl ein größeres Kunſtſtück, vor ſieben Jahren das Billet zu fälſchen, durch das Sie Roland Martin in den Hinterhalt Ihrer Mietsmörder lockten?“

Der Marquis duckte ſich entſetzt zurück. Sie trat einen Schritt gegen ihn vor, ſo entſchieden, daß auch die Hunde zähnefletſchend auf ihn anſetzten. „So hab' ich alſo noch Einem mehr Unrecht gethan,“ rief ſie. „Jene Dirne war nicht die Fälſcherin. Sie war wirklich nur das ärmliche Werkzeug des Schurken, ja, Schurke! Dreifacher Schurke, der ſeine Mordthaten noch ſchlauer anlegt als einen Geſandtenmord, und ſich doch zuletzt verrechnet! Was hindert mich, daß ich ein ſolches Untier von meinen Hunden erwürgen laſſe!“

Sie brach ab, bebend vor Zorn und Ekel. Aber der andre fand die Sprache wieder. „Alſo iſt es an dem?“ knirſchte er. „Was Sie hindert, meine Holde? Einige Papierchen aus dem Nachlaß des Signor Lucheſi, die den Freiherrn von Roll und ſein Töchterlein auf die Galeere oder nach Cayenne liefern, wenn man ſie findet. Wer mir ein Leid anthut, der giebt das Signal dazu. Bitte, hetzen Sie doch Ihre Hunde los, meine Allerſchönſte!“

Digitized by Google

Godleva fuhr zurück, überwältigt von der Erkenntnis ihrer Hilfloſigkeit. Sie deckte verzweifelnd die Augen mit der Hand. Der Mann betrachtete ſie ſchweigend, mit einem Lächeln lüſterner Gewißheit.

Die Hunde winſelten unſicher. Dann wandten ſie ſich entſchloſſen ſeitab, der Straße vom Schloß her, auf der ſie das Herannahen eines andern Einbrechers witterten, den ſie ſchon genauer, vom Morgen her, kannten.

Auch der Mann lauſchte und fuhr zuſammen. Mit einem wüſten Fluch duckte er zuſammen und ſprang weg, ſich im Gebüſch verbergend, ohne daß die Tiere ihn verfolgten.

Godleva blickte auf. Vom Schloß her klangen Pferdehufe. Reiter in blitzenden Uniformen ſprengten einem Reiſewagen vorauf. Sie erſchauerte, aber nicht vor Schrecken. In dieſem Moment war ihr jeder Menſch, der noch die Uniform ſeines Kriegsherrn trug und offen zeigte, eine tröſtliche, ſchirmende Erſcheinung. Erlöſt aufatmend blickte ſie den republikaniſchen Soldaten entgegen und beruhigte ihre Begleiter.

Der Wagen hielt, die Huſaren parierten verwundert vor der einſamen Geſtalt. Der Lauſcher im Gebüſch kauerte ſich enger zuſammen.

„Die Bürgerin Roll?“ rief der erſte fragend auf franzöſiſch, und faſt freudig klang es von ihren Lippen: „Ich bin es.“

Der Gefreite führte die Hand zur Mütze. „Sie haben Erlaubnis vom Kommandanten, mit allem Gepäck zu Ihrem Vater ins Schloß zu ziehen, wo Sie entſprechende Koſt und Wohnung finden. Die Bürgerin Manaſſe iſt ſchon dort bei ihrem Vater. Der Wagen des Kommandanten, in dem ſie gekommen iſt, ſteht zu Ihrer Verfügung. Ich habe Ordre, Sie zu eskortieren und in jeder Weiſe bei Ihrem Umzug zu unterſtützen.“

„Wer iſt Ihr Kommandant? Der Oberſt?“

Faſt zweifelnd, ſchüchtern klang's; um ſo luſtiger, wie ein freudiges Lachen darauf die Antwort des Reiters: „Freilich, der Oberſt Martin. Er iſt heut nachmittag wieder von Köln zurück und hat das Kommando wieder in Händen. Wollen Sie einſteigen, Bürgerin? Es iſt der Wagen des Kommandanten.“

Sie zögerte kaum, dann ſchritt ſie auf den Wagenſchlag zu und ſtieg ein. Der Gefreite blickte forſchend um ſich — „Aha, dort!“ — und trabte wegweiſend nach dem Jagdhaus vorauf. Die Hunde bellten fröhlich neben dem Wagen her.

XI.

Das militäriſche Erinnerungsfeſt der Kaſtellanin von Schloß Herzogsfreude währte nicht lange. Früh am andern Morgen rückte der Leutnant Latour wieder ab und ließ als „Beſatzung“ nur einen Gefreiten und zwei Gemeine zurück. „Unſer Oberſt hat recht wie immer,“ ſagte der Gefreite zur Kaſtellanin und ſtrich ſich unternehmend den Schnurrbart, denn er fühlte ſich jetzt als Schloßhauptmann. „Für den Dienſt hier genügen drei Mann, und für eine größere Garniſon wäre in den paar Bauernhäuschen drüben auch bald nichts Eßbares mehr zu requirieren. Es iſt mir auch ganz recht, daß wir da überm Stall logieren ſollen und die im

Schloß unter sich bleiben. Die laufen uns nicht fort in den Wald." Die Kastellanin nickte fast betrübt.

Der sechsjährige Numa und sein fünfjähriges Schwesterlein Pompilia waren vergnüglicher gestimmt. Es blieben ja doch immer einige Pferde im Stall und einige bunte Soldaten, die einen auf die Pferde setzten oder lehrten, wie man Exerzieren spielt. Die Hauptsache aber war, daß jetzt in dem großen Schloß wirkliche Leute wohnten, Leute, die jedes in seiner Art sehr freundlich und freigebig zu einem waren und nichts dagegen hatten, wenn man nach Herzenslust dies sonst verschlossene und verpönte Märchenreich durchschwärmte. Die hohen Fürstensäle und schimmernden Marmortreppen und Spiegelgalerien klangen wie vor Zeiten, als Godleva ein Kind war, wieder von trippelnden Füßchen und hellstimmigem, thöricht-wichtigem Geplauder. Es hätte aber wohl ein Dutzend deutscher Godlevas dazu gehört, so eindringlich und unabläßig Augen und Ohren der großen Leute zu beschäftigen, wie diese zwei kleinen schwarzlockigen Provençalen in ihrem von der Mutter mit Fleiß und Nationalgeschmack verfertigten, überaus farbigen Kostüm. Wie draußen im deutschen Winterwald die bunten Meisen, strichen sie ruhlos von einem Gönnerpaar zum andern, pickten hier und zwitscherten dort und ließen keinen Winkel undurchstöbert. Um sich in stiller Geistesarbeit vor ihrer beweglichen, lauten Neugier irgendwohin zu retten, wäre selbst das Schloß zu klein gewesen; aber für Leute, die ein Weilchen ihre heimlichen unaussprechbaren Sorgen vergessen wollten, waren sie anmutig und willkommen, wie dem einsamen schwermütigen Wanderer ihre winzigen geflügelten Vorbilder draußen im Walde.

Numa und Pompilia bekümmerten sich nicht viel darum, weshalb die beiden schönen Damen und die beiden alten Herren ihnen oft so ernst und fast neidisch zuschauten. Höchstens bestärkte es in ihnen den Eindruck, daß es eben „vornehme reiche Leute" seien, wie es die Mutter genannt hatte, Leute, bei denen man sich besonders artig benehmen müsse. Aber sie begriffen nicht, weshalb die „Tanten", die doch jede gegen sie so freundlich waren, einander so förmlich auswichen und gar nicht miteinander sprachen. Die Tanten wußten es anscheinend selber nicht; wenn man eine von ihnen mit kindlicher Harmlosigkeit darüber befragte, so errötete sie, sagte höchstens etwas, was gar keine Antwort war, oder blickte stumm durchs Fenster in den grauen Nebelregen hinaus, der den Schnee abgelöst hatte und das Schloß bei Tag und Nacht wie ein nasser Mantel umhüllte.

Sie wohnten jede für sich mit ihrem Vater und übten das Recht der Selbstbeköstigung, das ein Kommandantur-Befehl den sämtlichen „Garantie-Gefangenen" wieder gegeben hatte, in gesonderten Küchen aus, die schwarzhaarige „Tante" und die blonde. Die Wohnung überhaupt zu wählen und auszustatten, war für sie hier fast ebenso und aus gleichen Gründen schwierig gewesen wie für den Kommandanten im Bonner Schlosse. Hier wie dort waren die Prunkräume ihrer einstigen Einrichtung beraubt, verwüstet und von Grund aus kein passender Rahmen für ein Leben mit kleinen Mitteln und Ansprüchen. Schließlich hatte der fürsorgliche Leutnant Latour eine etwas bescheidenere Zimmerflucht im Kavalierflügel gewählt und möglichst unparteiisch gehälftet. Bis spät in die Nacht hatte er mit seinen Husaren den beiderseitigen Damen geholfen; man hatte allerhand von der Plünderung verschmähten Hausrat

herbeigeſchleppt und mit allerhand Lieblingsmöbeln — einſchließlich ſogar des Spinetts — für die blonde Partei aus dem Jagdhauſe vervollſtändigt; — die ſchwarze mußte ſich für die erſten vierundzwanzig Stunden ohne ſolche Zufuhr behelfen und that es mit vielbewunderter praktiſcher Umſicht. Hüben wie drüben hatte weiblicher Scharfſinn und Geſchmack etwas zu ſtande gebracht, was einem „Heim“ notdürftig ähnlich ſah und dem Leutnant Latour bei ſeinen Abſchiedsbeſuchen hüben wie drüben wehmütig-galante Bemerkungen über das „talent admirable des dames allemandes pour la vie de famille“ entlockt. Anders als in der Junggeſellenwohnung eines Huſarenleutnants ſah es gewiß aus, und auch anders als in den Familienräumen der provençaliſchen Schließerin; Numa und Pompilia erkannten es begeiſtert an.

Es war bei alledem die verhältnismäßig beſcheidene ehemalige Dienſtwohnung eines der untergeordneteren Jagdkavaliere — des „Leutnants der Krähenjagdpartei,“ — und Godleva mochte ſich wohl im tiefſten Herzen ſorgen, wie ihr Vater es ertrage, ſich in dieſen Räumen als Gefangener einer verhaßten tyranniſchen Erobererregierung wiederzufinden. Aber der Oberfalkenmeiſter überraſchte ſie durch eine merkwürdige Gefaßtheit, ja lächelnde Ergebung, die ſie faſt in anderm Sinne beſorgt machte und oftmals aufmerkſamer als zuvor nach Spuren wachſender Kränklichkeit in ſeinem frühgealterten Antlitz ſpähen ließ. Ein ſtarkes Gerechtigkeitsgefühl — und nichts anders, wie ſie ſich einzureden ſuchte — hatte ſie getrieben, ihm von ihrer Begegnung mit dem Marquis und deſſen Enthüllungen einiges zu berichten, — vor allem das Eingeſtändnis ſeiner Urheberſchaft an jenem Mordanſchlag vor ſieben Jahren. Schonend und ſorgſam hatte ſie das andre, für ihr ſtolzes Herz ſo Furchtbare verſchwiegen, daß auch ſie beide mit ihrer vermeintlichen Lehnstreue für den Befehl des Kurfürſten nur das Opfer einer Fälſchung, — die Helfershelfer öſterreichiſcher Kabinettspläne geweſen wären. Ihr Vater hatte das Mitgeteilte mit verwunderungsloſer Ruhe angehört und das Verſchwiegene mit keiner Frage herausgefordert. Was er ſelber etwa darüber argwöhnte, blieb ihr unbekannt wie andre ſchwere Sorgen und Erinnerungen, deren Spuren ſie bisweilen in den Furchen ſeiner Stirn zu leſen meinte. Am meiſten auffallend aber, rührend und doch faſt beängſtigend war Godleva der Wechſel im Weſen und Sprechen ihres Vaters ihr ſelbſt gegenüber. Er war ihr immer ein fürſorglicher und dankbarer Vater geweſen und hatte, ſeit ſie über das Kindesalter hinaus war, auch ihr gegenüber immer die Formen des Edelmannes im Verkehr mit der Edeldame gewahrt, — aber zugleich auch die ganze Würde des unbedingt über die Seinen gebietenden Edelherrn. Faſt „neumodiſch bürgerlich“ erſchienen da jetzt ſeine Geduld, ſeine ſanfte Rede und ſein ſtilles, verſtehendes Lächeln. Und nicht bloß an ſich erfuhr Godleva dieſe Wandlung im Weſen ihres Vaters ſeit jener Auseinanderſetzung in der Waldallee am Martinsmorgen. Auch der Leutnant Latour, der ihn verhaftet hatte, und andre, wie ſie meinte, ihm gleich unſympathiſche Leute gewannen dabei. Am zweiten Nachmittag ihres Aufenthalts auf Herzogsfreude traf ſie ihn in der ſaalartig breiten Galerie, auf welche die beiden Wohnungen mündeten, im Geſpräch mit dem Mitgefangenen von nebenan. Verwundert wollte ſie zurücktreten, aber er faßte ſie bei der Hand und machte ſie in höflichſter franzöſiſcher Wendung mit dem Nachbar bekannt. „Monſieur Manaſſe“ verbeugte ſich tief und

war äußerst erfreut über eine so ausgezeichnete Bereicherung seines Bekanntenkreises. Dann nahm er das unterbrochene Gespräch mit dem Nachbar wieder auf, — sie sprachen französisch, ganz als ob die Hofetikette das hier noch so selbstverständlich gebiete wie vor sechsthalb Jahren: „In der That, Excellenz, es ist, wie ich glaube, ein Offizier von großen Tugenden. So lange der General Bonaparte in Ansehen steht, der ja wohl sein besondrer Gönner ist, wird er den Posten hier wohl nur verlassen, um zu einem höhern vorzurücken, und inzwischen haben wir allen Grund Gott zu danken, daß wir unter ihm stehen. Ich möchte sagen: wir sind hier mehr unter seinem Schutz als in seiner Haft."

Godleva merkte, von wem die Rede war. Sie errötete und zog sich zurück. Hernach beim Vesperbrot zu zweien sagte der Oberfalkenmeister: „Er scheint mir ein recht braver alter Mann, der Jude da drüben. Es ist merkwürdig, wie die Leute seinesgleichen anders und erträglicher für unsereins werden, wenn sie nicht deutsch sprechen. Auf französisch ist es beinah ein Mensch wie wir andern. Die Tochter ist übrigens eine auffallend schöne Erscheinung. Kennst du sie?"

Godleva stand hastig auf und machte sich an der Theemaschine zu schaffen. „Nur vom Ansehen. — Und vom Hörensagen; — dieser Leutnant Latour erzählte ja von ihr. Es scheint, sie spielt in der gegenwärtigen Gesellschaft eine gewisse Rolle, — es ist ja wohl die Dame, die neulich auf dem republikanischen Ball eine Bürgerkrone zu überreichen bekam."

Den Empfänger dieser Bürgerkrone nannte sie nicht, und der Freiherr forschte nicht weiter danach. Er betrachtete sie nur von der Seite mit seinem neuen, stillernsten Lächeln. Dann seufzte er leise und griff wieder nach seiner Lektüre. Sie hatten beim Einrichten unter anderm Gerümpel einen Pack bedruckte Papierware entdeckt, noch von den frühern Bewohnern dieser Räume her: Erbauungsbücher der Hausfrau und allerhand an Zeitschriften und Büchern aus dem Bestande der weiland Lesegesellschaft, die der gute Max Franz in etwas unklarem aufklärerischem Bestreben plötzlich in seiner Residenzstadt begründet und empfohlen — und auf die ein zielbewußter Kavalier mit Avancementshoffnungen also zu abonnieren gehabt hatte. Der weiland Leutnant der Krähenjagdpartie hatte diese höhern Ortes ihm aufgenötigten Bildungsmittel unaufgeschnitten gelassen, nachdem ihn ja ein flüchtiger Blick schon belehrt, daß sie deutsch geschrieben waren und weder von galanten Abenteuern noch von Jagd handelten. Für den französischen Plünderer hatte die deutsche Letternform genügt, Frommes, Philosophisches und „Belletristisches" miteinander liegen zu lassen. Der weiland Schloßhauptmann, der jetzt hier als Gefangener saß, war unbeschadet seiner höchst feudalen Lehnstreue für das geistliche Kurfürstentum ein „Freigeist" — wenn auch eben kein „Voltaireaner" geblieben und ließ die Erbauungsbücher der Frau Krähenleutnantin lächelnd ungelesen. Aber unter den Büchern aus dem Lesevereln Serenissimi fand er blätternd manches, das sich für ihn in seiner jetzigen Stimmung erbaulich und nachdenksam erwies. Da waren vor allem ein paar Bände „Schriften" von dem Minister eines ungleich „ärmern" Reichsfürsten, als Serenissimus von Köln gewesen war: große und kleine Gedichte, Dramen und ähnliche unministerielle Übungen. Der Freiherr von Roll kannte sie — wie man etwas „kennt", wovon man manchmal in den Zeitungen gelesen hat. Nun lernte er sie kennen. Manches blieb ihm fremd,

Digitized by Google

ja unſympathiſch; — es war zu ſonnig und jung für eine Seele, die ſich ſchon in ſtiller Reſignation auf dem letzten Abſtieg zum Grabe fühlte. Andres aber traf — oder weckte in ihm verwandte Regungen; und er nickte wunderlich ernſt, wenn er etwa Dinge las wie von jener „rein menſchlichen“ Prieſterjungfrau, die dem zornigen Gebieter den ganzen von ihr mitgeſponnenen Trug freiwillig bekennt und dann ſchließt: „Uns hab' ich nun in deine Hand gelegt: Verdirb uns — wenn du darfſt!“

Der Bürger Manaſſe war Geſchäftsmann und ließ ſich auch in ſeiner unfreiwilligen Muße durch kein Buch von der politiſchen Welt und ſeiner Privatpolitik ablenken. Er hatte von Judith ihren Bericht über das Geſpräch mit dem Oberſt Martin und den Dank des Oberſten erhalten und nachdenklich dazu genickt. Er hatte auch nichts mehr dagegen einzuwenden, daß Judith weiterhin bei ihm hier in dem Waldſchloß verweilte, fern von dem Oberſt Martin und in einer vorausſichtlich zerſtreuenden häuslichen Thätigkeit. Nur am folgenden Morgen hatte er ſie unter dem ſichern Geleit des Leutnants Latour und ſeiner Huſaren nochmals in die Stadt geſchickt, um dem Nachbar und Geſchäftsfreund Levi mit den Schlüſſeln und der Vollmacht einen ziemlich umfangreichen Brief in hebräiſcher Schrift zu bringen. Gegen Abend war Judith im Wagen des Kommandanten, diesmal nur von zwei Huſaren eskortiert, wiedergekommen, mit einem reichlich ebenſo dicken Brief von ihrem Präſumtivſchwiegervater. Über den Inhalt dieſes Schreibens ſchwieg ſich der Bürger Manaſſe einſtweilen völlig aus; es war, als habe er weit mehr Sinn für allerhand andre gute Dinge, die Judith nach Beſtellung aus der Stadt mitgebracht hatte und worunter ſich auch einiges zum Verſchenken fand: Kaffee und dergleichen koſtſpielige Raritäten für die Küche der Kaſtellanin, Spielzeug und Bonbons für Numa und Pompilia und Tabak für die Vertreter der bewaffneten Macht einſchließlich des Invaliden. Solche und andre Spenden für Küche und Keller brachte ihm weiterhin der Jude des Dörfchens gegenüber dem Schloß täglich aus der Stadt. Sie erhöhten ſein Anſehen bei der Garniſon zuſehends. Erſt am fünften Nachmittag machte der Bürger Manaſſe von der Erlaubnis, ordnungsmäßig legitimierte Geſchäftsbeſuche zu empfangen, Gebrauch. Es meldete ſich da ein ſicherer Mann in eigener Kaleſche, mit einer bemerkenswert großen Nationalkokarde an der Pelzmütze, der laut Ausweis ſeines Paſſes auf den Namen citoyen Ephraim hörte und für ſein Aachener Haus in Wolle und Fellen reiſte. Der Bürger Manaſſe handelte auf Wunſch auch in ſolchen Naturprodukten und wies den Geſchäftsfreund nicht ab. Judith mußte ihnen einen Kaffee brauen, und dann durfte ſie ſich außer Hörweite zurückziehen. „Du biſt jung, und du biſt kein Geſchäftsmann,“ ſagte ihr Vater wohlwollend, „was ſollſt du zuhören von der Wolle und den Fellen? Es würde dir nur machen Langeweile. Geh in die Galerie, Kind, und guck durchs Fenſter, es wird werden ein ſchönes Abendrot.“

Judith befolgte die Weiſung buchſtäblich. Von dem Abendrot war einſtweilen nichts zu merken, einfarbig grau und ſchwer hing der Nebel über den entlaubten, tropfenden Wipfeln, und eintönig rauſchten vom Schloßplatz drunten die Waſſer der Marmorbrunnen. Es war in der Natur eine Stimmung abſoluter, trauriger Verödung, jenſeits von Haß und Liebe, als ob die Sonne nie mehr ſcheinen werde und die Hoffnung niemals wieder grünen. Und Judith überſchlich es mit einem tiefen,

lähmenden Grauen. Sie ſetzte ſich auf eine alte vermottete Plüſchcauſeuſe, die irgend ein Plünderer hier ſtehen gelaſſen, bedeckte die Augen mit den Händen und weinte leiſe, lautlos vor ſich hin.

Da rührte etwas an ihre Schulter, und eine weiche volle Frauenſtimme fragte: „Sie ſind traurig. Kann ich Ihnen helfen?“

XII.

Judith ſprang auf und blickte der andern mißtrauiſch, feindſelig ins Geſicht. „Nein,“ ſagte ſie kurz. „Ich brauche keine Hilfe. Von Ihnen am wenigſten.“

Godleva bezwang ſich. „Warum nicht von mir?“ fragte ſie ruhig. „Wir ſind beide hier gefeſſelt und die einzigen Frauen im Schloß. Mir ſcheint, das Schickſal verweiſt uns auf einander. Die Kinder erzählen mir ſo viel Gutes von Ihnen, und ich merke, wie Sie für Ihren Vater ſorgen. Unſre Väter vertragen ſich beſſer als wir. Es thut mir leid, wenn ich die Schuld allein trage. Ich habe allerdings nicht gut von Ihnen gedacht. Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen Unrecht that.“

„Wieſo? Was wiſſen Sie denn von mir?“

„Nichts. Nur — jener Leutnant Latour ſchwätzte von einem Feſte, auf dem Sie geglänzt haben. Er erlaubte ſich, daran gewiſſe Andeutungen über Ihr Verhältnis zu — zu einem Dritten zu knüpfen . . .“

Judith lachte erbittert. „Ach,“ rief ſie, „ich verſtehe . . . Sie ſind eiferſüchtig . . . Aber beruhigen Sie ſich, Baroneſſe Roll. Ich kenne Ihre ältern Rechte.“

Godleva fuhr zornig zurück. „Was ſoll das heißen, Mademoiſelle?“

„Verſtellen Sie ſich doch nicht,“ rief Judith noch zorniger. „Ihr Vater hört uns nicht, und vor mir brauchen Sie Ihren Liebhaber nicht zu verleugnen. O, ich weiß mehr als Sie glauben! Schlagen Sie doch in Ihrem Tagebuch nach, wenn Sie eins führen; — Sie feiern ja heut ein Jubiläum. Es iſt ja auf den Kopf ſieben Jahre her, daß Sie ihn durch Ihr Billet-doux zum Stelldichein in das Gehölz beriefen, wo die Räuber ihn niederſchlugen und wo er ſich verblutet hätte, wenn mein Vater ihm nicht zu Hilfe gekommen wäre. Mein Vater hat ihn gerettet — und das Billet gefunden . . . Wo werden Sie ſich heute treffen, Baroneſſe, damit Sie ihm die Narbe küſſen? Soll ich Schildwache ſtehen? Ich verrate nichts.“ Aber ihr höhniſches Lächeln erſtarb vor dem Blick der blauen Augen.

„Ich muß Ihnen Ihre letzten Sätze verzeihen, um Ihres Vaters willen,“ ſagte Godleva. „Wenn es ſo iſt, wie Sie ſagen, ſo hat er ein ewiges Recht auf meinen Dank. O hätte er es doch damals — an jenem Abend ſogleich geltend gemacht, indem er mich benachrichtigte! Es waren ja nur ein paar hundert Schritte zu unſrer Wohnung von jener Stätte, wo . . .“ Sie brach ſchaudernd ab und fuhr ſich über die Augen. Sich gewaltſam bemeiſternd ſprach ſie weiter: „Er hätte in einer Stunde zwei herrlichſte Thaten vollbracht: ein Menſchenleben — und das Glück zweier Menſchen gerettet. Warum hat er es nicht gethan?“

Digitized by Google

Judith zuckte verwirrt die Achſeln. „Ich denke, er wollte Sie ſchonen. Er wollte Sie wohl nicht bei Ihrem Vater denunzieren. Jenes Billet —“

„Jenes Billet war gefälſcht. Ich habe es nie geſehen und nie geſchrieben.“

Judith lächelte ungläubig. „Ach ja, — es war nur ein zu weit getriebener Scherz aus einer luſtigen Geſellſchaft, zu dem man ſich Ihres Namens bedient hatte, nicht wahr? Das Märchen hat mir der Oberſt ſchon aufgebunden.“

In den blauen Augen flammte es auf. „Mäßigen Sie Ihre Worte, Mademoiſelle! Ihre Beleidigungen gegen mich habe ich Ihnen verziehen, aber das dulde ich nicht . . . Übrigens verſtehe ich Sie gar nicht.“

„Er hat es mir ſo erzählt,“ wiederholte Judith trotzig. „Vor fünf Tagen, als ich ihn um Hilfe für meinen Vater anflehte, den ſie hierher abgeführt hatten. Ich enthüllte ihm, daß mein Vater es geweſen, der ihm damals beigeſtanden, und zeigte ihm zum Beweiſe das Billet . . . Da ſagte er mir, es ſei nur ein ſchlechter Scherz von andern geweſen, von dem Sie und er nichts wußten, — er habe es damals zufällig gefunden, — und warf es ins Feuer . . . Aber ſo dumm bin ich doch nicht, daß ich mich ſo düpieren laſſe. Er wollte Sie — Ihren Ruf vor mir ſchonen, und das iſt alles. Von ihm find' ich es begreiflich und edel. Aber von Ihnen brauch' ich mir nichts vormachen zu laſſen. Wir ſind ja hier unter vier Augen. — Haſſen Sie mich meinetwegen oder lachen Sie mich aus, weil ich ihn vergeblich liebte; laſſen Sie ſich von Leutnants und aller Welt vorſchwätzen, daß ich nach ihm kokettiert hätte; — aber da ich einmal dahinter gekommen bin, verleugnen Sie doch vor mir nicht mit einem Märchen aus der Operette Ihr Liebesglück!“

Godleva zuckte ſchmerzlich zuſammen. „Mein Liebesglück!“ wiederholte ſie bitter. „Ich ſage es Ihnen nochmals: jenes Billet war eine Fälſchung, ein teufliſcher Betrug, angelegt, um den, dem ich Liebe geſchworen, in den Hinterhalt der Mörder zu locken . . . Ich weiß jetzt auch, wer es gethan hat . . . Aber bis vor ſechs Tagen habe ich überhaupt nichts davon gewußt. Bis vor ſechs Tagen hat er geglaubt, ich hätte es geſchrieben, ich wäre im Bunde mit Menſchen geweſen, die ihm ſchaden wollten . . . Damit iſt alles aus . . . Und wie habe ich ihn geliebt!“ Sie ſchluchzte auf; ihr Körper bebte und ſchwankte. Judith legte erſchreckt den Arm um ſie und geleitete ſie ſtützend zu der Cauſeuſe. „Mein Gott, mein Gott,“ ſtammelte ſie erſchüttert, „wenn es ſo iſt, wie furchtbar habe ich Sie gekränkt! Sie können mir meine Worte und Gedanken nie vergeben.“

Godleva blickte zu ihr auf und ſchüttelte das Haupt. „Sie wußten ja nicht, wie es war,“ ſagte ſie. „Und ich habe ja auch unrecht von Ihnen gedacht.“ Sie faßte Judiths Hände und zog ſie neben ſich auf den Sitz. „Sie ſind anders als ich, aber ich glaube, Sie ſind gut. Und wir ſind ja jetzt in derſelben Lage. Wir haben beide nur das eine Geſchäft und Glück, unſern Vätern ein wenig beizuſtehen. Wir wollen es uns nicht durch Feindſchaft verbittern,“ ſagte ſie trübe lächelnd. „Ich bin die Ältere und alſo die erſte zur Verſöhnung. Laſſen Sie uns jetzt Freundſchaft halten, Judith. Wollen Sie?“

Judith war ſo beſchämt und gerührt, daß ſie erſt nur wortlos nicken konnte. Dann ſagte ſie, ganz in den Anblick der andern verſunken: „Wie ſchön Sie ſind, Godleva — darf ich ſo ſagen? — So ſchön, und ſo unglücklich. Aber es muß doch

noch alles gut werden. Er iſt ſo edel, — und er liebt Sie, ich habe in ſeinen Zügen geleſen —"

Aber Godleva wehrte haſtig ab. „Bitte, laſſen Sie uns nicht mehr davon ſprechen," ſagte ſie müde. „Nur davon nicht. Sie wiſſen nicht, wie es ſchmerzt."

Judith blickte bekümmert und ratlos vor ſich nieder. Nach einer Weile ſagte ſie ſchüchtern: „Mein Vater hat Beſuch, und ich habe gerade nichts zu thun, — darf ich Ihnen ein wenig zur Hand gehen? Ich meine nur, — ich möchte Ihnen ſo ſehr gern einen Dienſt thun."

„Danke, liebe Judith," ſagte Godleva lächelnd. Sie legte den Arm um Judiths Nacken und küßte ſie. „So wollen wir es ferner halten." „O Gott, ja," ſtammelte Judith, „— und Sie hab' ich für ſo hochmütig gehalten!" Sie umarmten ſich, dann ſtanden ſie auf und ſchritten miteinander in Godlevas häusliches Reich. Ein leuchtendes Abendrot war nun doch im Weſten über den Wäldern entglommen und umſpielte mit freundlich-warmen Farben das ungleiche ſchöne Mädchenpaar. Über die Treppe am Ende der Galerie trippelte und ſtolperte etwas lärmend und bunt heran; Numa und Pompilia wollten noch einen Gutnachtgruß zinsbringend anlegen. Als ſie die beiden Tanten Arm in Arm vor ſich ſahen, ſtockten ihnen Füße und Zungen. Wortlos, Mund und Augen weit offen, ſtarrten ſie das Wunder an. Vor dieſem Anblick kam den Tanten das Lachen wieder. Sie ſtrichen ihren Gäſten die zerzauſten Locken zurecht und nahmen ſie mit in die Küche.

Ungefähr zwei Stunden ſpäter ſagte der Bürger Manaſſe zu ſeiner Tochter: „Ich habe dir etwas zu ſagen, Judith, mein Kind. Der Ephraim aus Aachen hat mir gebracht Nachrichten aus Paris bis zum 16. Brumaire, und er hat mir gebracht Nachrichten aus der Stadt von heute. Es ſind Gerüchte in Paris, daß der Bonaparte etwas vor hat gegen die Regierung, und es ſind auch wieder Gerüchte, daß der Jourdan ihn will laſſen in die Acht erklären; denn der Bruder von dem General Bonaparte hat den Vorſitz im Rat der Fünfhundert, aber der General Jourdan hat die Mehrheit. Man kann nicht wiſſen, wie es kommt, und man kann nicht wiſſen, wie es geht. Wenn der Bonaparte etwas vorhat, und er thut es nicht bald, ſo geht es ſchief. In der Stadt iſt noch immer der grauſame Menſch, der Lecanal, zu Gange mit ſeinem Schreiber. Der Oberſt kümmert ſich nicht um ſie, er exerziert ſeine Soldaten und ſchützt die Gefangenen; aber wenn der Lecanal mit ſeiner Grauſamkeit einen Bürger reizt zur Gewalt, muß ihm der Oberſt ausliefern vier zur Deportation, und der Geich, der jetzt ſitzt im Narrenhaus, hat ſchon geſagt, wer obenan auf der Liſte ſteht: es iſt der Bürger Roll, und es iſt der Bürger Manaſſe. Darum hab' ich gemacht mit unſerm Schwäher Levi einen Scheinkauf über meine Liegenſchaften ſchon vor acht Tagen, und er hat jetzt umgeſetzt alle mein Bargeld in gute Papiere auf Berlin und Hamburg, wo kein Krieg iſt, und er hat auch beſorgt das übrige und es mir heut mitgeteilt durch den Ephraim. Wenn es kommt auf das ärgſte, wird der Oberſt mich ausliefern; aber er wird mich nicht laſſen wegſchleppen, wenn ich krank bin, und ich werde ſein ſehr krank. In der Nacht wirſt du mit mir verlaſſen das Schloß auf der hinteren Treppe; die Kaſtellanin wird nichts merken, und ihr Mann wird haben einen Rauſch, und wir werden haben den Schlüſſel. Es wird da auf uns warten ein Mann, der Itzig, der Jude vom Dorf, und wird uns führen bis zu ſeinem

Bauernhaus drüben, zuhinterſt von den Häuſern am Walde. Dort wird halten der Kutſcher vom Eltan aus Rheinbach — er iſt ſchon drüben — mit ſeinem kleinen Leiterwagen, und wird uns fahren auf der großen Straße durch den Wald, aber nicht nach Rheinbach, wo es giebt viele Klubbiſten, ſondern nach Meckenheim; dort iſt nur einer, und die Regierung hat ihn gemacht zum Munizipalchef, und es iſt unſer Vetter Joel. Der wird uns geben andre Kleider und gute Päſſe und einen andern Wagen, wir werden fahren nach der Ahr und von da an den Rhein und überſetzen nach Linz. Der Salomon in Linz weiß Beſcheid und wird alles beſorgen; er iſt Receveur und hat unter ſich die Fähre und die Thorwache, und er wird uns beſorgen Wagen und Führer landein bis nach Altenkirchen, wo die Kaiſerlichen ſtehen, und der Veitel in Altenkirchen hat ſchon geſprochen mit dem kaiſerlichen Oberſt. Es wird ſein eine beſchwerliche Reiſe, und du weißt, daß ich mich erſt darauf gerichtet hatte, daß ich ſie allein machte, wenn ich ſie machen muß. Aber es iſt beſſer, daß ich dich nicht allein laſſe in der Stadt; der Lecanal iſt ein grauſamer Menſch, und es iſt auch ein wüſter Menſch, und es ſind ſeinesgleichen zu viele. Du weißt nun auch, weshalb ich dir befahl, daß du ſollteſt mit herausbringen deine liebſten Schmuckſachen, die du haſt geerbt von deiner Mutter, und viele warme Winterkleider für dich und für mich. Die Judith iſt ſtark und mutig, ſie wird ſich nicht fürchten, wenn es zu Anfang geht durch die Nacht und durch den Wald. Der Wald iſt unfreundlich, und die Nacht iſt kalt und dunkel, aber der Ewige hat ſie gemacht; ich will lieber fahren durch Nacht und durch Wald, als fallen in die Hände der Grauſamen."

Judith hatte ſchweigend, ohne Zeichen von Schrecken zugehört. Nun faßte ſie die Hand ihres Vaters und küßte ſie. „Ich danke dem Vater, daß er mich nicht von ſich weiſt und allein läßt, wenn es dahin kommt," ſagte ſie. „Aber —" ſie atmete tief auf und faßte wieder ſeine Hand: „— aber ich habe eine große Bitte. Wenn es dahin kommt, ſo ſollten wir auch den Freiherrn und ſeine Tochter mitnehmen und erretten."

Der Alte ſah ſie überraſcht und bedenklich an. „Der Freiherr iſt ein guter Mann, und die Tochter iſt auch gut. Sie laſſen es den Juden nicht entgelten, daß er jetzt iſt ſo viel wie ſie, nämlich ein Gefangener in ihrem früheren Schloß. Aber — es geht nicht. Wie kann die Judith nur daran denken?"

Er ſchüttelte den Kopf. Aber es war doch etwas in ſeinem Blick und langſamen Sprechen, als habe er ſelber ſchon daran gedacht. Judith deutete es ſo und bat mutig weiter: „Es wird doch gehen, wenn der Vater es will. Der Vater iſt ſo klug und kann ſo viel. Und er hat überall Hilfe und Vorſpann bei unſern Leuten; der Freiherr hat niemand, der ihm hilft."

„Nein," beſtätigte der Alte. „Die Ariſtokraten helfen einander nicht. Sie könnten viel, wenn ſie zuſammenhielten wie unſre Leute; aber ſie ſind faul und ſind thöricht und ſind wie einzelne Bäume, die auf der Heide weit voneinander ſtehen. — Er kann ſich ſelber nicht helfen, er iſt lahm wie der Levi; — aber der Levi iſt reich und verſteht die Geſchäfte. — Er würde uns ſehr zur Laſt ſein auf der Reiſe. — Aber er würde uns nützlich ſein bei den Kaiſerlichen," fügte er hinzu und wiegte nachdenklich ſein Patriarchenhaupt. Dann fragte er, raſch und eindringlich aufblickend: „Wie kommt die Judith dazu? Ich habe wohl bemerkt, daß ſie vorhin zuerſt iſt

geweſen bei dieſen Leuten; haben die Leute ſie darum gebeten, daß der Manaſſe ſoll einſtehen für ſie?"

Judith errötete jäh. „O nein! Es ſind ſtolze Leute. Aber zu mir war der Freiherr ſehr freundlich, — und Godleva iſt meine Freundin. — Ich habe ein Geſpräch mit ihr gehabt," fuhr ſie auf den verwundert fragenden Blick des Alten raſch fort, „ſie wird es mir nicht verübeln, wenn ich dem Vater davon erzähle."

Der Alte folgte dem Bericht achtſam und ernſthaft. Ein paarmal ſchüttelte er doch leiſe den Kopf. Er war kein Romantiker, und Leidenſchaft war ſo ziemlich der einzige Artikel, den er grundſätzlich als zu unſicher vom Geſchäft ausſchloß. Aber es war da noch ein beſonderer Punkt, der ihm die etwas trübe gewordenen Ausſichten für das Geſchäft, das ihm am meiſten am Herzen lag, unerwartet erhellte. „Nu, — ein Roman," ſagte er mit einer ſchon übertriebenen Bedenklichkeit, als Judith geendet hatte. „Soll ich auf meine alten Tage mitſpielen in einem Roman? Weil die Judith ſich hat geküßt mit der Tochter vom Oberfalkenmeiſter, ſoll ich auf mich nehmen ſo viel Laſt und Gefahr um dieſer Leute willen?"

„Auch um des Oberſten willen," ſagte Judith. „Er liebt ſie ja doch, und ſie liebt ihn, und es kann ſein, daß er dem Vater noch einmal danken kann, wenn der Vater die Godleva jetzt rettet und die beiden ſich ſpäter wieder verſöhnen."

Der Alte blickte ſie wunderlich an und ſtrich ſich den grauen Bart. „Und das würde die Judith freuen?"

Sie erblaßte. Es war doch ein großer Schmerz in ihr, als ſie ſich zu der Entſagung wirklich bekennen ſollte, mit der ihr Herz im ſtillen ſo romantiſch ſpielte. Aber ſie hielt tapfer ſtand. „Ja," ſagte ſie feſt.

Der Alte nickte befriedigt. „Wir wollen ſehen, ob es ſich läßt machen," ſagte er. „Aber wir wollen davon noch nichts ſagen zu dieſen Leuten, ehe es da iſt und ſein muß. Denn wer weiß, ob es kommt? Der Ewige weiß es allein. Aber auf alle Fälle wird die Judith morgen in der Frühe hinübergehen zu dem Itzig und wird ihm einen Brief bringen, den ich heut nacht werde ſchreiben an den Levi, unſern Schwäher. Die Judith wird nichts dagegen haben, wenn ich auch beilege einen Gruß von ihr an den jungen Levi in Wien, welcher dereinſt ſoll fortführen mein Geſchäft mit dem ſeines Vaters, weil mir der Ewige den Sohn verſagt hat. Er iſt ein guter Menſch, ein Mann des Friedens, welcher verſteht das Geſchäft und weiß, wie man ſich in der Welt benimmt, und er wird ſich und die Seinen hoch bringen in der Welt."

Judith neigte bejahend das Haupt. Sie faßte niederknieend die Hand ihres Vaters und drückte ihre Lippen darauf, und der Alte legte die andre Hand auf ihren Scheitel und murmelte leiſe, feierliche Worte in der Sprache ſeiner Väter. —

Nach einer guten Weile, während Judith den Theetiſch rüſtete, ſagte der Bürger Manaſſe: „Der Freiherr hat mich heut eingeladen, einmal eine Partie Schach mit ihm zu machen. Seine Tochter iſt nicht ſo dafür wie du, ſie ſitzt lieber am Klavier und träumt in Tönen, wie es heißt in den Gedichten. Aber wenn du jetzt biſt Freundin mit ihr, wirſt du ihr gern träumen helfen, und ihr werdet uns in Ruhe laſſen am Brett. Wenn es dir recht iſt, ſo gehe hinüber mit einem Gruß von mir und frage, ob es Seiner Excellenz nicht unangenehm wäre, wenn ich ihm heut abend zu einer Partie meine Aufwartung machte? Und wenn du meinſt, daß es nicht

Digitized by Google

unfein iſt — du biſt jung und verſtehſt dich beſſer auf das Feine als dein Vater, der angefangen hat als ein armer Bocher, — ſo bitte Seine Excellenz für mich um eine Probe von ſeinem Roten und bring ihm dafür ſechs Flaſchen von unſerm Malaga, den der Itzig heut hat herausgebracht aus unſerm Keller. Die Abende ſind lang. Es thut alten Leuten gut, wenn ſie nicht immer zuſammenſitzen mit den Jungen, und neue Freundinnen haben einander immer was zu zeigen."

XIII.

Der Chefkommiſſar Lecanal hatte ſich ſeine Arbeit in Bonn anders vorgeſtellt. Nach den ſchriftlichen und mündlichen Angaben des Bürgers Geich hatte er gedacht, in ein paar Tagen ein Exempel ſtatuieren zu können, das ſich auf der weitern Inſpektionsreiſe auch an andern Orten zur Einſchüchterung — und Erpreſſung verwerten ließ. Aber der Oberſt Martin hatte ſeinen Plan durchkreuzt und ihm ſelber ſeine Meinung aufs deutlichſte gezeigt. Das Spiel wandelte ſich zu einem ſchleichenden Duell der beiden Machthaber. Daß dieſer ſeltſame Zweikampf auch im einzelnen manche groteske, ja komiſche Form zeigte, lag an der widerſinnigen Abgrenzung und Verſchlingung militäriſcher und bürgerlicher Zuſtändigkeiten, in der ſich ſchon längſt die Geſetzmacher in Paris ſelbſt nicht mehr zurechtfanden; und es lag zum Teil auch in der Luft des Landes, die in alles einen Hauch Karneval hineinwehen ließ. Aber die bürgerlichen Zuſchauer fühlten doch, was auch für ſie dabei auf dem Spiel ſtand. Es gab nur ſehr wenige unter ihnen, die nicht aus bloßem Selbſterhaltungstrieb dem militäriſchen Teile den Sieg wünſchten. Sie unterſtützten den Oberſt Martin um ſo bereitwilliger, als das einzige, was er zu ſeiner Unterſtützung von ihnen brauchte und forderte, ſo unſchwer zu leiſten war, — nämlich daß ſie ſich überhaupt nicht einmiſchten. Der Oberſt ſelber ging ihnen dabei mit ſchönem Beiſpiel voran. Er miſchte ſich in keiner Weiſe in die Geſchäfte der Zivilverwaltung und ließ dem Bürger Lecanal ſorgfältig alle militäriſchen Ehren ſeines Amtes erweiſen, während er ihn perſönlich möglichſt ignorierte. Pünktlich zog die Ehrenwache vor dem Flügel des Schloſſes auf, in dem die für den Regierungschef reſervierten Räume lagen; pünktlich ſtand zu jeder amtlichen Inſpektionsfahrt über Land die Huſareneskorte für ſeinen Wagen bereit; und wenn ihm bei gelegentlichen Übergriffen in militäriſche Räume und Geſchäfte bedeutet wurde, daß er hier nichts zu ſuchen habe, ſo geſchah es ſeitens der wohlinſtruierten Offiziere mit der größten Höflichkeit — aber auch Beſtimmtheit.

Auf den Oberſt Martin war der Bürger Lecanal überhaupt nicht gefaßt geweſen. Er hatte ſich auch hierin zu leichtgläubig auf den Bürger Geich verlaſſen. Dieſer Unglücksmenſch, deſſen Fanatismus ſich immer inniger mit Größenwahn verquickte, hatte allerdings vor ſeiner Abreiſe nach Koblenz auch eine Denunziantenſchrift gegen den Oberſten aufgeſetzt. Der Stadtſchreiber Luceſi hatte ihm dazu die rarſten Dinge geliefert, die er in den ariſtokratiſchen Salons ausſpioniert haben wollte; es war noch nicht das Schlimmſte davon, daß der Oberſt als natürlicher Sohn des vorletzten Kurfürſten, Max Friedrich von Königsegg, und einer Scharfrichterstochter ein-

geführt wurde. Lucheſi hatte das Ganze auch ſehr ſauber auf Rechtſchreibung und Stil durchgearbeitet und ſich genau inſtruieren laſſen, wie er es unter dem Vorwand einer Beſuchsreiſe nach Rheinbach unvermerkt dem General Brune in Köln zu überbringen habe. Er war auch wirklich nach Köln gereiſt, — aber noch etwas weiter, und ohne den General mit ſeinem vom Bürger Geich eigenhändig und mühſam ins reine geſchriebenen Phantaſieſtück zu erfreuen. Der Zufall aber, der ironiſch veranlagten Schelmen gerne ein bißchen nachhilft, hatte es ſo gefügt, daß die Büeger Lecanal und Geich wirklich einige achtzehn Stunden an den Erfolg des Schriftſtücks glauben konnten. Hernach war die Enttäuſchung um ſo größer. Der Bürger Leranal ſchrieb nun ſelber an den General; er redete mit ihm noch ganz im Stile jener ſchönen Zeit vor ſieben Jahren, als der Buchdruckergehilfe Brune und der Advokatenſchreiber Lecanal als zwei der thätigſten Wühler im Klub der Pariſer Schreckensmänner nebeneinander geſeſſen hatten. Aber der Buchdruckergehilfe war mittlerweile ſehr militäriſch geworden und gerade jetzt am wenigſten geneigt, ſich auf „ziviliſtiſche“ Klagen gegen einen netten Oberſt einzulaſſen; — die Ungewißheit, was aus dem andern, größeren ſchleichenden Duell in Paris zwiſchen den Kameraden Bonaparte und Jourdan werde, ſtörte ihn ſchon gerade hinlänglich im Genuß ſeiner holländiſchen Lorbeern und Punſchrezepte. Der Bürger Lecanal erzielte weiter nichts als eine umgehende kurze Mitteilung in ſehr amtlichem Stil: das gefällige Schreiben ſei dem Oberſt Martin mit dem Erſuchen überwieſen worden, ſich dazu dienſtlich zu äußern. Und das hatte er eigentlich nicht gewollt.

Inzwiſchen hatte ihm der umſichtige Humor Lucheſis noch einen andern Strich durch die Rechnung gemacht. Am Nachmittage des 13. Novembers meldete ſich die Haushälterin des entſchwundenen Stadtſchreibers, Bürgerin Stine Löllgen, auf dem Rathaus mit einer greulichen und ſehr überraſchenden Denunziation gegen ihren Herrn: Sie habe in einem verborgenen Raume der kleinen Druckerei die Lettern und das Papier zu den Geheimzeitungen entdeckt. Von verdächtigen Manuſkripten fand ſich bei ſorgfältigſtee amtlicher Hausſuchung nur eines, dieſes aber um ſo beweiskräftiger: nämlich ein freundliches Abſchiedsſchreiben an den Bürger Geich, unterzeichnet: „Giacomo Lucheſi, kurfürſtlicher Hofmuſikdirektor und Titularrat.“ Der geiſtvolle Verfaſſee kündigte darin ſeine Überſiedlung nach Weſtfalen bezw. weiter nach Wien an und vermachte dem Bürger Geich zum Dank für ſo manche genußreiche Unterhaltung eine ſeiner Violinen — ſie lag dabei —, für den Fall, daß er noch länger in Bonn die erſte Geige zu ſpielen gedenke. Nun erklärte ſich vieles: unter anderm auch, was die Brüder der Bürgerin Stine Löllgen, die beiden Bürgee Nachtwächter Niklas und Peter Löllgen, zu Protokoll gaben, nämlich daß ihnen der Stadtſchreiber Lucheſi nachts manchmal mit einem Paket unter dem Arm begegnet ſei. Offenbar hatte er die Geheimerzeugniſſe ſeiner ſchwarzen Kunſt perſönlich rundgetragen, angeheftet, unter Hausthüren geſchoben und an Freiheitsbäume gehängt, während die Nachtwächter nur zu begreiflicherweiſe das Paket als Aktenbündel und Beweis der Pflichttreue des Stadtſchreibers gedeutet hatten, der mit dem Bürger Geich wieder einmal bis ſpät in die Nacht gearbeitet habe. Es war nichts weiter zu machen, als daß man ſie vermahnte, künftig nicht immer das beſte von Stadtſchreibern zu denken. Ihre Schweſter erhielt für ihr patriotiſches Verhalten einen Ehrenbrief und einen Freiplatz im Ägidien-

Digitized by Google

Konvent, — den ſie mit ihrem bis zuletzt bewieſenen Verſtändnis für die Anordnungen ihres Herrn auch wohl verdient hatte. Mit dem Bürger Geich aber war es nun zu Ende. Sein Klub ballotierte ihn hinaus, mit der unrepublikaniſchen Begründung, er ſei zu dumm; die Bürgerin Präſidentin des republikaniſchen Frauenklubs fiel von ihm ab und bedrohte ihn auf offenem Markte mannhaft mit dem Regenſchirm, und der Bürger Leeanal hieß ihn ſeine ſchöne Uniform ausziehen. Am folgenden Morgen erſchien er auf dem Rathauſe, in eine Art römiſcher Toga gehüllt, die er ſich aus einem Betttuch gemacht hatte, und verſicherte, er heiße jetzt Gajus Graechus und wolle die Republik retten. Der Bürger Eichel nahm ſich ſeiner an und ließ ihn ſo ſchonend als möglich in eine Irrenzelle des Armenſpitals bringen. Der Chefkommiſſär Leeanal aber bedauerte in einer tönenden Rede die anſcheinend nur durch ariſtokratiſche Umtriebe verurſachte Störung eines ſo patriotiſchen Geiſtes und vereidete hierauf als Nachfolger den Bürger Schmitz, der dabei überaus trübſelig dreinſchaute.

Aber der Bürger Schmitz hatte das Glück der Dummen. Am vierten Tage ſeiner Präſidentſchaft fand er bei einer ganz nebenſächlichen Hausſuchung wegen Wäſchediebſtahls in einer Spelunke am Rhein, in einer Dachkammer, die ein gewiſſer Lumpenſammler Peter Würges als Logierzimmer bevorzugte, ein Stück Brief mit der Anrede: „Citoyen Charles Lipponi“; und eine Stunde ſpäter lief von Köln ein polizeiliches Erſuchen an alle Behörden ein, auf einen angeblichen Privatier dieſes Namens zu fahnden, der ſeit einiger Zeit zu Jagdzwecken verreiſt, vermutlich aber ein öſterreichiſcher Spion mit Namen Marquis de Croiſy ſei. Und da das Signalement des Citoyen Lipponi durchaus mangelhaft auf den Lumpenhändler Würges paßte, ſo ſchloß der Bürger Schmitz, daß es derſelbe ſei; „— denn der Kerl wird doch nicht ſo dumm ſein, ſo auszuſehen, wie er ſonſt ausſieht!“ Der Bürger Leeanal belohnte dieſe Logik mit einem nachſichtigen Lächeln; ihm war überhaupt die ganze Angelegenheit gleichgültig. Er hätte lieber etwas andres von Köln erhalten, nämlich Neuigkeiten aus Paris. Aber in dieſer Beziehung waren ſelbſt die Behörden wieder völlig abgeſchnitten. Die Poſt brachte nichts, und der optiſche Telegraph des Mechanikers Chappe, den die Regierung ſeit einigen Jahren als vielbewunderte republikaniſche Erfindung kreuz und quer durch Frankreich und die annektierten Länder fingern ließ, hatte die Eigentümlichkeit des „griechiſchen“ Damenkoſtüms und andrer republikaniſchen Erfindungen: er funktionierte nur bei gutem Wetter, und alſo ſeit acht Tagen überhaupt nicht mehr. Um ſo eifriger nahm ſich auffallenderweiſe die militäriſche Obrigkeit der Sache an, — zur großen Genugthuung des Bürgers Schmitz. Der Oberſt Martin ließ ſeine Huſaren Landſtraßen und Flußfähren, Stadt und Dörfer und Schlöſſer — einzig ausgenommen Schloß Herzogsfreude — nach dem Lumpenſammler Peter Würges, alias Privatier Charles Lipponi, recte Marquis de Croiſy abſtreifen, und nicht ergebnislos. Die Spur des Lumpenſammlers mit der fuchsroten Perücke verlor ſich im Walde hinter dem Dörfchen zwiſchen Poppelsdorf und Herzogsfreude; dort war ihm ein Bauer am Morgen des 16. Novembers begegnet. Aber derſelbe Bauer hatte einige Stunden ſpäter einen Jägersmann geſehen, der in der Richtung nach dem Dorfe Keſſenich thalab ſtieg und auf den das Signalement des Privatiers Lipponi durchaus paßte. Andre Ausſagen aufgeregter Bauern aus den Dörfern am Fuße des Vorgebirges beſtätigten im Laufe des Tages die Ausſage und verengerten den Kreis. Es war wie

ein Lappjagen, bei dem der Sonntagsjäger mit dem italienischen Namen das Wild vorstellte, und zu dem auch das Jagdwetter nicht fehlte; denn am Morgen des 17. November war ein Schnee niedergegangen, gerade reichlich genug, um den aufgeweichten Schmutzboden der Regentage mit einer weißen Decke zu verhüllen. Der Major Hahnebein, der mit seinem Bataillonsstab auf der Sternenburg im Quartier lag, beteiligte sich an diesem grausamen Jagen eifrig, sobald er merkte, daß dem Oberst viel daran liege; — er verehrte seinen jungen Vorgesetzten aufrichtig und rechnete es ihm wie ein persönliches Verdienst an, daß er ihn so bald von dem lästigen Kommando erlöst hatte. Am Nachmittag gegen fünf Uhr schickte er dem Oberst eine heimliche Meldung, die diesen veranlaßte, sofort ohne Begleitung hinauszureiten. An der neuen Promenade vor dem bewaldeten Venusberg hielt der Major auf seinem schweren Gaul wie ein Feldherr, aus scheuer Ferne von einem Häuflein neugieriger Bauern bewundert. Er salutierte und deutete mit dem Säbel auf das undichte, laublose Gehölz, wo sich etwa zwanzig Schritt vor ihnen das verlassene Häuschen des Stadtschreibers Luchesi erhob. Im ungewissen Schneelicht des Dämmerabends blinkten da und dort im Gestrüpp Waffen und Wehrstücke auf. „Wir haben ihn, mein Oberst. Da drin in dem Häuschen sitzt er. Ein Bauernweib hat gesehen, wie er hineinschlupfte. Ich hab' die Baracke sogleich mit einer doppelten Postenkette umstellt, — da kann kein Floh mehr unbemerkt durch. Weiter wollte ich ohne Ihre Ordre nicht gehen. Wir können ihn ausheben oder aushungern, es kommt ganz drauf an, wünschen Sie ihn tot oder . . ."

Aus dem Gebüsch zur Rechten blitzte es zweimal auf. Der Oberst Martin griff schwankend mit der Hand in die Luft und glitt aus dem Sattel des scheuenden Pferdes. Der Gaul des Majors bäumte sich stöhnend auf. Aber der Major zwang ihn, daß er schwerfällig, eine breite Blutspur hinter sich ziehend, der Gestalt nachtrabte, die in langen Sätzen, von den entsetzten Bauern unbehindert, über das beschneite Feld dem Walde zuflüchtete. Jetzt waren sie nebeneinander. „I du verfluchter Lausbub, bist du mir doch durch die Lappe gewutscht!" brüllte der Major, und mit einem schrecklichen Krachen grub sich die schwere Klinge tief in das Haupt des Flüchtlings.

Der Major kletterte von seinem verwundeten Pferde. Es stand röchelnd und zitternd, dann brach es nieder. Von dem Gehölz stürmten die Grenadiere herbei, ein Leutnant mit gezogenem Degen und ein Sergeant mit einer Blendlaterne voraus. Die Bauern liefen mit erschrecktem Geschrei dorfwärts. „Der hat genug," sagte der Major grimmig. „Sehen Sie nach dem Kommandeur, Leutnant Michel, er ist — —" Mit einem Ruf verwunderter Freude brach er ab und eilte dem Oberst entgegen, der sich langsam, auf einen Grenadier gestützt, näherte. Ein zweiter führte das Roß nach. „Sie sind nicht getroffen?" Der Oberst griff unter die Uniform und holte eine Uhr hervor, in schwerem, „heroisch" plumpem Stahlgehäuse nach der neuesten Mode. „Diesmal hat mir die Generalin Bonaparte das Leben gerettet. Es ist ein Abschiedsgeschenk von ihr." Der Major atmete erleichtert auf. „Zielen konnte der Schuft," sagte er, „und der Plan war gut: den einen vom Pferd, und dem andern das Pferd unterm Leibe weg geschossen." Er blickte traurig auf seinen sterbenden Gaul und nahm einem Grenadier das Gewehr ab. „Erlauwe Se, Herr

Oberſt," ſagte er treuherzig in ſeiner Mutterſprache, „des Leid kann ich nimmer aanſehe." Der Schuß krachte, und der Gaul hatte ausgelitten.

Der Oberſt war an die Leiche des Fremden herangetreten und betrachtete das verzerrte Antlitz, auf dem der Laternenſchein ſchauerlich blinkte. „Es iſt der Marquis von Croiſy," ſagte er mit hartem, fremdem Ton. „Er hat ſeinen Lohn. — Unterſuchen Sie den Mann." Ein paar Grenadiere kauerten in den blutigen Schnee und durchwühlten die Taſchen des Toten. „Hier iſt noch etwas," ſagte der eine zuletzt, „es iſt eingenäht." Mit dem Bajonett ſchlitzte er das Rockfutter auf. „Eine große Brieftaſche." Der Oberſt nahm ſie haſtig an ſich. Der Major ſah ihn beſorgt an. „Darf ich Sie ſtützen, mein Oberſt? Es hat Ihnen doch eine gehörige Quetſchung gemacht. Sie haben ſtarke Schmerzen?" Der Oberſt richtete ſich mühſam ſtraff auf. „Ein wenig," ſagte er. „Ich danke Ihnen, es geht ſchon. Nur — bis zur Stadt möchte ich doch um Ihren Wagen bitten, — und um Ihre Begleitung; es kann ſein, daß man dieſen Fall benutzt, um heut noch Forderungen an mich zu ſtellen, bei deren Beantwortung ich die Stabsoffiziere zugegen ſehn möchte. — Dieſen da, Leutnant Michel, laſſen Sie einſtweilen in das Häuschen drüben bringen, wo er ſich verſteckt hielt. Sie nehmen ſeine Büchſe und das übrige an ſich und legen eine Wache von drei Mann in das Häuschen. — Und ſorgen Sie, daß das Pferd anſtändig verſcharrt wird. Es war zu brav für Schinder und Wölfe." Der Major wiſchte ſich traurig über die Augen und klopfte zum letztenmal den Hals ſeines Tieres. Dann folgte er dem Oberſt nach.

Unterdes war das Gerücht von dem Mordanfall ſchon ins Dorf gelangt. Es lief von Mund zu Mund, von Haus zu Haus und von Wirtshaus zu Wirtshaus; zumal auf dem letztern Wege wuchs es wunderlich. Als der Oberſt mit dem Major in deſſen Wagen durch die dunkle Poppelsdorfer Allee heimfuhr, läuteten hinter ihm im Wirtshaus zu den Drei Königen ſchon die Wein- und Branntweingläſer zu ſeiner letzten Ehre. Verſchiedene Augenzeugen berichteten dramatiſch, wie er mit zwei Kugeln im Leibe vom Pferde gefallen war. Über ſeinen letzten Ausruf ſtand die Überlieferung noch nicht völlig feſt; nach einigen lautete er: „Vive la République!" nach andern mehr ſachlich: „Ich bin tot!" Darin aber waren alle Dorfweiſen einig, daß es jetzt um ſeine Schützlinge, die Garantiegefangenen, geſchehen ſei; und ein wehmütiges Vergnügen, weder reich noch adlig zu ſein, ſprach ſich in zahlreichen Betrachtungen und Schlücken aus.

Als das Geſpräch auf dieſer philoſophiſchen Höhe angelangt war und keinerlei neue Thatſachen mehr verſprach, leerte Itzig, der Dorfjude von Herzogsfreude, ſein Branntweingläschen, mit dem er bis dahin ſchweigend, demütig und achtſam im Winkel geſeſſen, zahlte, nahm ſeinen Sack, ging beſcheiden grüßend hinaus und trabte ſo raſch als möglich bergan, dem Walde zu. —

Die Poppelsdorfer Bauern waren arme Leute, wenig anreizend zu habgieriger Tyrannei. Kampf und Sieg der Großen in der Welt zogen über ſie hin, wie Gewitter über einen Sumpf; ſie ſchwatzten davon hinter ihren Gläſern, aber es ging ihnen doch im Grunde nicht näher als Blitz und Donner den quakenden Sumpfbewohnern. Aber von den Stadtbürgern hatten doch viele in dieſen wilden Jahren fühlen und ermeſſen gelernt, wie ſehr ein einzelnes Ereignis „da oben" Wohl und

Weh' der ganzen Gemeinde bestimmen konnte. Sie waren „nervöser" und bedurften keiner thörichten Übertreibungen, um sich an diesem Abend der ganzen Schwere ihres Daseins bewußt zu werden. Auf den Straßen war es zeitig noch stiller als sonst. Die Truppen waren in ihren Quartieren konsigniert, und auch der bürgerliche Besuch blieb in den Wirtshäusern fast völlig aus. Es lag eine Stimmung über der Stadt, wie ein schwer atembarer, brauender Nebel. Und durch diesen Nebel zuckten und liefen wie Wetterflämmchen von Haus zu Haus, überall wo hilflose Menschen in bekümmerter Spannung des Schlafs vergessend beisammen saßen, die Berichte von dem Duell zwischen den beiden Schloßflügeln, das seit heut abend kein schleichendes mehr war. Der Chefkommissär hatte dem Oberst mit höflichstem Glückwunsch zu seiner Errettung die Liste von vier Garantiegefangenen überreicht, die gemäß dem Gesetz für den Mordanschlag auf einen Offizier der Republik deportiert werden sollten. Der Oberst Martin hatte die Auslieferung verweigert, da der Mordanschlag von einem ausländischen Agenten ohne Beihilfe von Bürgern verübt sei. Man erzählte von einer furchtbaren Scene, der Chefkommissär habe die Offiziere im Namen der Regierung aufgefordert, dem Oberst den Gehorsam zu verweigern, — er sei darauf selbst von dem Major und andern Offizieren angegriffen und nur durch das Dazwischenspringen seines Gegners gerettet worden. Und fast noch aufregender wirkte eine andre Nachricht: die Munizipalität hatte den Mut gefunden, dem Chefkommissär ihre — Abdankung zu erklären und eilends eine Dankadresse an den Oberst zu richten. Aber der Chefkommissär Lecanal hielt stand mit der ganzen verbissenen Energie des geübten Schreckensmannes. Er hatte eine neue Munizipalität aus dem Rest des Geichschen Klubs ernannt und ihre Sitzungen auf dem Rathaus in Permanenz erklärt. Einstweilen war er ein Tyrann ohne Gewalt, den nur die militärische Disziplin vor dem Ingrimm seiner eignen Ehrenwache schützte. Aber ehe es Tag wurde, waren seine Berichte nach Köln und Paris unterwegs. Auch die seines Gegners. Wer behielt recht? Die Kleinbürger in ihren Stübchen fragten es sich mit bekümmertem Mitgefühl; und die Gefangenen in der Kaserne, die mit den Ihren — noch mit ihnen — um den Geheimrat von Munch versammelt saßen, fragten es sich mit Angst und Bangen. Man hatte es längst verlernt, die Antwort vertrauensvoll davon abhängig zu machen, wer recht hatte. In diesem herrscherlosen Staatsgebilde, dessen Verwaltungsleben nur ein wüstes Raufen und Ringen der „mangeurs de la république", der „Staatsfresser", um den Platz an der Krippe war, entschieden statt des Rechtes die Klique und der Zufall, — und die Habgier in allen Formen. Wer noch etwas besaß, was sie reizen konnte, der that gut, beizeiten mit dem Leben abzurechnen.

Der Geheimrat von Munch that es in dieser Nacht. Als ihn seine Gäste spät verlassen hatten, auch die Nichte zur Ruhe gegangen war, setzte er sich hin und schrieb seinen letzten Willen. Wie billig, hielt er sich sehr lange bei der Einleitung auf; denn was er in dieser seinen Erben vermachte, war möglicherweise das einzige, was die Republik ihnen vom Erbteil ließ, nämlich gute Gedanken und fromme Gefühle. Er war noch nicht völlig damit zu Ende, als ihn gegen morgen ein Lärm, lauter als die gewohnten Schritte und Rufe der Wachen, unterbrach: Trommelwirbel, eiliges Rennen der Mannschaften, dazwischen fern herüber von der Kavalleriekaserne schmetternde Signale.

Die Nichte ſtürzte herein. „O mon Dieu, Oheim, — wiſſen Sie, was das bedeutet? Sie ſchlagen Generalmarſch. — Wiſſen Sie es?“ Die Nachbarn, Standesgenoſſen und Mitgefangenen, die ſich allmählich anſammelten, ſchüttelten ebenſo beſtürzt den Kopf. Etliche waren nur gerade zur Not ſtandesgemäß bekleidet und „friſiert“. Andre aber hatten in dieſer Nacht ſichtlich ebenſo wenig an Schlafengehen gedacht, wie der Geheimrat. Sie ſahen ſich fragend und angſtvoll an. Der Domherr öffnete ein Fenſter. „Sie läuten mit allen Glocken! Was bedeutet dies? Feuersbrunſt? Ich ſehe nirgend einen Feuerſchein.“

„Sollten die Kaiſerlichen von jenſeits anrücken?“

„Oder — Revolution?“ ſagte ein dritter.

„Es wäre das letzte, was ich unſern Bürgern und Bauern zutraute,“ erwiderte der Geheimrat. „— Herein!“

Draußen hatte es gepocht. Ein junger Huſarenleutnant trat ein und verbeugte ſich etwas ironiſch. „Ah, da finde ich die Herrſchaften ja alle beiſammen,“ ſagte er lächelnd. „Das ſpart uns Umſtände. Ich habe das Vergnügen, Ihnen auf Befehl des Kommandeurs mitzuteilen, daß Sie der Haft ledig ſind. Das Geiſelgeſetz iſt durch Verordnung des leitenden Konſuls aufgehoben.“

„Durch Verordnung weſſen?“

„Des Generals Bonaparte, der kraft Beſchluß der beiden Räte vom Morgen des 20. Brumaire als Konſul die Regierung leitet. Die Nachricht iſt erſt vor einer Stunde durch Kurier von Köln eingetroffen.“

„Aber — das Direktorium?“

Der Offizier machte eine ungeduldige Bewegung. „Sie hören ja, — es giebt kein Direktorium mehr. Es giebt einen Erſten Konſul, und das iſt der General Bonaparte. — Seine beiden Mitkonſuln ſind die Bürger Siéyès und Ducos, wenn ich nicht irre,“ fügte er nachläſſig hinzu. „Die beiden Räte haben ſich nach Anerkennung des Konſulats vertagt. Ein Ausſchuß von fünfzig Männern hat die neue Verfaſſung formell auszuarbeiten. Inzwiſchen wird die Gewalt vom Konſulat diktatoriſch ausgeübt. Hier in den Grenzgebieten iſt die Verwaltung der militäriſchen Oberaufſicht unterſtellt. Der Kommandeur hat die alte Munizipalität wieder eingeſetzt.“

„Aber — der Chefkommiſſär Lecanal?“

Der Offizier runzelte verächtlich die Stirn. „Der Bürger Lecanal iſt mit dem General Jourdan und noch fünfunddreißig andern Fanatikern durch Dekret der Konſuln vom 20. Brumaire in die Acht erklärt. Der Leutnant Latour hat ihn bereits verhaftet.“

XIV.

Der Freiherr Lothar von Roll lehnte im Seſſel vor dem Marmorkamin ſeines Gefangenenzimmers. Hochlodernde Flammen von mächtigen Buchenſcheiten warfen ihren hellrötlichen Widerſchein dem fahlen, kalten Dämmerlichte der Novemberfrühe entgegen, das durch die gardinenloſen Fenſter hereingraute. Aber der Freiherr fröſtelte dennoch. Godleva gewahrte es traurig. Si rückte ihm das Kaffeetiſchchen näher und zog die Decke über ſeinen Knieen hoch, und er ſtreichelte ihr zärtlich mit ſeiner

Linken über die hilfreichen Hände und blickte betrübt auf ihre bleichen Züge. Es lag etwas Müdes, Hoffnungsloſes in dieſen Zügen; etwas, das noch von mehr ſprach als von unruhigen Träumen und frühem, ſchreckhaften Erwachen.

Draußen auf dem Korridor klang ein ſchwerer Schritt auf und ab. Der Freiherr zuckte nervös zuſammen.

„Glauben Sie, daß die beiden ſie einholen?“ fragte Godleva gepreßt.

„Wo denkſt du hin?“ antwortete ihr Vater. „Um halb zehn Uhr ſind ſie weggefahren. Es iſt ein Vorſprung von nahezu acht Stunden. Und es wird den beiden Soldaten nicht einfallen, ſie weit zu verfolgen. Es iſt nur, damit ſie ſich vor ihren Vorgeſetzten rechtfertigen können. — Wie kam es nur, daß ſie es ſo früh merkten?“

„Die kleine Pompilia war heute nacht nicht wohl. Sie verlangte immer nach Judith. Da iſt ihr Vater ſchließlich trotz allen Abwehrens ſeines Weibes heraufgekommen, um Judith zu bitten. Und da hat er es gemerkt und die Soldaten benachrichtigt. Er war ja nicht mit im Geheimnis. Aber einerlei — ſie ſind doch weit genug vorauf und in Sicherheit. Wenn nur nicht —“ Sie brach ab und ſchüttelte den Kopf, als wollte ſie einen ſchrecklichen Gedanken verſcheuchen.

„Der Jude aus Rheinbach wird für Schußwaffen geſorgt haben,“ ſagte der Freiherr abwehrend. „Es ſind zwei Männer —“

„In der Not ſteht Judith für einen Mann.“

„Na ja . . . Und es iſt erſt Mitte November. In dieſer Jahreszeit ſtreifen die Grauröcke aus der Eifel nur ſehr ſelten in ſtärkeren Rudeln bis hierher.“

„Ja . . . aber ſeit drei Jahren ſind ſie immer kecker geworden . . . Und das Heulen war in den letzten Schneenächten furchtbar laut und nahe.“

Der Freiherr lächelte flüchtig. „Dies Furchtbare war es nicht, was dich geſtern abend das edelmütige Angebot der beiden ablehnen ließ.“

Godleva hob den Kopf in unbewußtem Stolz. „Das wiſſen Sie, mein Vater. — Aber Sie hatten die Gnade, mir die Entſcheidung zu überlaſſen . . . und ich glaubte als Ihre Tochter und wie Sie zu fühlen, als ich nein ſagte. Lieber das Märtyrtum zu Ende ertragen, als im fremden Lande als Bettler herumziehen, die das Leben höher ſtellen als den Namen.“

„Ja. — Aber war es nur das, Godleva?“

„Nein. Es war noch etwas, — aber warum quälen Sie mich, mein Vater? Es iſt zu ſpät, davon noch zu reden.“

Der Freiherr blickte ſinnend vor ſich hin. Nach einer Weile ſagte er: „Du ſprachſt von unſerm Märtyrtum, Godleva. Wenn ich ſeit einer Stunde den Schritt draußen höre und denke, wo ich bin und was ich hier war, ſchreit mein Herz Ja zu dem Worte. Aber es iſt noch ein größeres Weh in mir. Wir ſtehen zu dieſer Republik als Feinde. Wir brauchen uns nicht zu ſchämen, daß wir ihr heimlich Schlimmes im Dienſte unſres Lehnsherrn gethan haben, da ſie uns ſchon ſo verfolgt, ohne davon zu wiſſen. Aber — ich muß dir auch das bekennen: ich fange an zu zweifeln, ob wir es für unſern Fürſten und Lehnsherrn gethan haben; — ob der Kurfürſt überhaupt es befohlen hat.“

Godleva erblaßte jäh. Sie wandte das Antlitz ab. „Wie kommen Sie darauf?“

Digitized by Google

Der Freiherr hatte ſie ſcharf beobachtet. „Die Hand, die jenen Brief von dir fälſchte, konnte auch noch einen andern fälſchen. Sie hat es gethan, und nicht einmal gut. Ich habe mir ihn darauf angeſehen, gleich am erſten Tage, nachdem du mir von deiner Begegnung mit jenem Schurken erzählt hatteſt .... Und ſeit jener Begegnung wußteſt du es auch. Sieh mir ins Geſicht, Godleva, und leugne es, wenn du kannſt. Du haſt mich noch nie belogen, ſoviel ich weiß.“

Godleva blickte ihn bebend an. „Nein, mein Vater. Ich thue es auch jetzt nicht. Das Handſchreiben war gefälſcht — von jenem Schurken. Er hat es mir lachend geſtanden. — Aber warum zwingen Sie mich, Ihnen dieſen Schmerz zu bereiten?“

Der Freiherr erhob ſich mühſam. „Das will ich dir ſagen, Godleva. Da es ſo iſt, ſo ſind wir gegen die Republik Helfershelfer einer fremden Macht geweſen, — wir haben unwiſſentlich Handlangerdienſte für ein Kabinett beſorgt, das um kein Haar beſſer iſt und beſſeres will, als die Pariſer Bande, wenn auch ſein Oberherr eine Krone trägt und ſich den römiſchen Kaiſer deutſcher Nation ſchimpfen läßt. Es iſt unmenſchlich, wenn uns die Republik martert: aber ſie hat ein politiſches Recht dazu. Wir ſind keine Märtyrer. Aber wir ſind auch zu keinem Lehnseid mehr verpflichtet. Unſer ehemaliger Herr hat ihn ſelber gebrochen. Wir haben ihm vor einem Jahre einen Brief geſandt, durch Vermittlung des Geheimrats von Munch, worin wir auf alle dieſe Dinge Bezug nahmen und das gefälſchte Schreiben wörtlich zitierten. Er hat uns auf demſelben Wege geantwortet. Dies Handſchreiben iſt echt. Er belobt unſre Handlung und deutet mit keinem Worte an, daß er ſie nicht befohlen habe. Damit macht er ſich ſelber zum Verräter. Ich begreife ihn als Menſchen. Kränklich und geiſtesträge wie er iſt, will er ſein Leben in Frieden zu Ende genießen und nicht auf die Apanagen verzichten, die ihm die kaiſerlichen Miniſter gewähren, ſo lange er fügſam iſt. Aber als Fürſten verachte ich ihn. Ich bin fertig mit ihm und mit dem Syſtem; — und wenn ich noch einmal von vorn anfangen könnte, ſo würde ich lernen, die Menſchen beſſer zu achten nach dem, was ſie ſind, und nicht nach dem, was ſie vertreten. — Sieh mich nicht ſo betroffen an, mein Kind. Zur Madame Egalité bekehrt ſich darum dein Vater nicht. Es giebt einen Unterſchied, und es giebt einen Adel. Aber ſein Wahlſpruch muß lauten: Noblesse oblige! Und am allermeiſten gilt der Spruch für den oberſten Adel, für den Fürſten. Wenn der Fürſt Felonie übt an ſeinem Vaſallen, — wenn er es weiß, daß man uns wider unſer Wiſſen auf ſeinen Namen mißbraucht für eine fremde Macht, und dazu ſchweigt ... dann iſt er ſeines Adels ledig, und ich werfe den Lehnsbrief ins Feuer!“ Er ſchlenkerte mit der Linken heftig nach dem Kaminfeuer hin. Godleva blickte ihm erſchreckt in die zornigen Augen. „Sie haben recht,“ ſtammelte ſie. „Aber mir iſt es furchtbar, daß Sie recht haben. Denn wie müſſen Sie darunter leiden!“

Der Freiherr faßte mühſam lächelnd ihre Hand. „Das lernt ſich im Alter von ſelbſt, Godleva. Nur — daß du mit mir leiden mußt, das ſchmerzt mich ſehr. Und ich kann doch nicht einmal wünſchen, daß es anders wäre. Denn ich möchte mir dein Weſen und Verhältnis zu mir nicht anders denken. Wir müſſen nun ſchon weiter als gute Kameraden unſer Schickſal zuſammen tragen, — die letzten unſres Geſchlechtes, — gleichviel ob ſie uns im deutſchen Walde enden laſſen, aus dem das

Geſchlecht ausging, oder übers Weltmeer ſchleppen in das Land, wo der Pfeffer wächſt. Aber dann darf ich vor dir auch kein Geheimnis haben, weder eignes noch fremdes. Darum mußte ich dir das vorhin ſagen, und nun noch ein andres, älteres —"

Drunten in den Schloßhof ſprengte ein kleiner Reitertrupp mit einem Wagen. Godleva trat ans Fenſter. Sie taumelte zurück. „Roland!" rief ſie. „Es iſt nicht möglich!"

Sie wollte zur Thüre eilen, aber die Füße verſagten ihr. Kraftlos, immer die Augen ſtarr zur Thür gewandt, ſank ſie auf einen Seſſel. Ihr Vater ſtand neben ihr, ihre Wange leiſe und hilflos ſtreichelnd, ſelber im Innerſten erſchüttert und doch willens, es nicht merken zu laſſen. „Herein!" rief er, noch ehe der Finger deſſen, der draußen raſchen Schrittes die Galerie heran kam, angepocht hatte. „Sie leben?" rief er ihm fragend, mit zitternder Stimme entgegen.

Der Oberſt Martin verbeugte ſich, ſehr höflich und erzwungen. „Ich habe ſchon im Vorbeigehen erfahren, daß man mich hier zu früh totgeſagt hat. Ich bin zum zweitenmal davon gekommen, — ungefähr an derſelben Stelle, und diesmal beſſer als das erſte Mal ... Diesmal iſt der Mörder auf dem Platz geblieben," ſetzte er halblaut, mit einem Zucken des tiefſten Widerwillens um die Lippen, hinzu. Er beſann ſich und blickte den Freiherrn achtungsvoll an, ohne ſcheinbar Godlevas Blick zu gewahren: „Ich bitte ſehr um Verzeihung, daß ich zu ſo unpaſſender Stunde ſtöre ... Ich habe Euerer Exeellenz mitzuteilen, daß Ihre Haft zu Ende iſt ... Sie war es rechtlich ſchon, als ſie eben begonnen ... Der General Bonaparte, der ſeit dem 11. November als Erſter Konſul an der Spitze der Republik ſteht, hat das Geiſelgeſetz aufgehoben. Leider habe ich ſelbſt beides erſt in dieſer Nacht erfahren. Der Leutnant Latour, der mich auf ſeinen Wunſch begleitet hat, wird das Vergnügen haben, Sie auch diesmal bei Ihrer Überſiedlung zu unterſtützen."

Der Freiherr von Roll verbarg ſeine Empfindungen hinter einem höfiſchem Lächeln: „Sie verpflichten mich zu doppeltem Dank, indem ſie mir dieſe angenehme Neuigkeit perſönlich überbringen ... Der Herr Leeanal wird es Ihnen wenig Dank wiſſen, daß Sie ..."

„Der Bürger Leeanal iſt durch Konſulardekret vom 11. November in die Acht erklärt," unterbrach ihn der Oberſt. „Es war leider meine erſte Aufgabe unter der neuen Regierung, es ihm pflichtgemäß mitteilen zu laſſen."

„Ah! Ihr General Bonaparte macht raſche Arbeit ... Sie werden unter ſeiner Monarchie, wenn ich den Ausdruck ſchon gebrauchen darf, zu thun bekommen ... Vielleicht muß ich leider ſchon jetzt Ihren angenehmen Beſuch als Abſchiedsviſite auffaſſen."

Die rote Spur auf der Stirn des Oberſten färbte ſich drohend. „Es entſpricht allerdings meinen Wünſchen," ſagte er ſchroff, „recht bald ein Kommando vor dem Feinde zu bekommen und dieſe Gegend hier nicht wiederzuſehen ... Inzwiſchen dürfen Exeellenz ſicher ſein, daß ich mich nicht aufdrängen werde. Ich bitte nur um Erlaubnis, Ihrer Tochter dieſes Manuſkript zurückzugeben, das ich in der Brieftaſche des ehemaligen Marquis von Croiſy gefunden habe."

Godleva trat haſtig vor. „Dieſe Blätter habe ich geſchrieben. Meinen Vater trifft keine Schuld."

Digitized by Google

Der Freiherr hob abwehrend die Hand. „Sie werden meiner Tochter dieſe Unwahrheit verzeihen. Dieſe Blätter habe ich diktiert. Ich allein trage die Verantwortung — eine Verantwortung, die in den Augen Ihrer Gerichte nicht geringer dadurch werden wird, daß ich ſelber das Opfer eines Betrugs war, der mich glauben ließ, auf Befehl und im Dienſte meines Fürſten zu handeln."

Der Oberſt blickte verwundert von einem zum andern. „Mein Gott," ſagte er, „was ſoll das alles? Hält man mich denn im Ernſt für ſo ſchlecht, daß ich den erſten Tag eines beſſern Regiments im Lande mit einer unnützen Denunziation und Verfolgung feiern ſollte? Dieſe Aufſätze und Mitteilungen" — er lächelte flüchtig — „habe ich ja ſchon vor drei Wochen gedruckt geleſen. Es iſt nicht meine Schuld, daß andre Leute es zweckmäßig fanden, ſie für gefährlicher zu halten als ich. Nun entdecke ich das Manuſkript . . . daß die Verfaſſerin oder die Verfaſſer mehr Mitbetrogene als Mitſchuldige waren, mußte ich nach meiner perſönlichen Kenntnis von vornherein annehmen, auch wenn es mir nicht durch andre Notizen in jener Briefta ſche bewieſen würde . . . was iſt natürlicher, als daß ich dieſe Papiere einfach aus der Welt ſchaffe? Ich hätte ſie ins Feuer geworfen, — aber ich hielt es für zweckmäßiger, Sie wiſſen zu laſſen, daß jemand anders ſie zu ſeinen Zwecken verwahrt hatte, damit Sie gewarnt wären und nicht etwa durch weitere Verbindungen mit Leuten dieſer Art — der eine iſt ja jetzt unſchädlich — in gutem Glauben Unglück über das Land — und über ſich brächten."

Godleva blickte geſenkten Hauptes zu Boden. Ihr Vater ſah dem Oberſt ins Geſicht: „Glauben Sie damit im Sinne Ihrer Regierung zu handeln?"

„Im Sinne deſſen, der ſie jetzt leitet, gewiß, ſo wie ich ihn zu kennen glaube."

„Möchte die Zukunft Ihnen Wort halten."

„Ich hoffe es. — Aber darauf kommt es hier ja nicht an," ſagte der Oberſt. „In einem Falle, der ſo ſelbſtverſtändlich liegt, braucht doch wohl Ehre und Menſchlichkeit nicht erſt oben anzufragen. — Freilich nach dem, was Sie mir zuzutrauen ſcheinen, muß ich mich auch im eignen Intereſſe freuen, daß ich mich nicht mit der einfachen Mitteilung begnügte, ich hätte dieſe Dinge da gefunden und beſeitigt." Er lächelte bitter. „Die Sache iſt ja nun wohl erledigt, — und ich darf Sie nicht länger beläſtigen." Er verneigte ſich kurz gegen Godleva und den Freiherrn und wandte ſich zum Gehen.

„Noch einen Augenblick, bitte," ſagte der Freiherr. „Sie wiſſen wohl ſchon, daß mein Nachbar mit ſeiner Tochter vergangene Nacht auf die Nachricht, daß Sie ermordet ſeien und die Behörden uns deportieren würden, entflohen iſt."

Der Oberſt ſah ihn fragend an. „Ja — ich bedauere das. Aber warum erwähnen Sie es?"

„Er und ſeine Tochter, die ſich mit der meinigen ſehr angefreundet hat, waren ſo freundlich, auch uns die Mittel zur Flucht aus dem Machtbereich der Republik anzubieten. Meine Tochter, der ich die Entſcheidung anheimſtellte, hat es abgelehnt. Ich wünſche, daß ſie Ihnen den Grund angiebt, der ſie vor allem beſtimmte."

Godleva fuhr errötend auf. Sie ſchüttelte das Haupt.

„So will ich es ſtatt ihrer thun," fuhr der Freiherr fort. „Unſre Flucht wäre nur möglich geweſen dank der milden Form, welche Sie gegen Wunſch und Willen

andrer Leute unſrer Haſt gegeben hatten. Deshalb lehnte meine Tochter es ab, zu fliehen."

„Die Baroneſſe war ja ſchon ſo freundlich mir mitzuteilen, daß ſie eher von den Wölfen Hilfe annehmen würde als von mir."

Godleva hatte abgewandt, die Hand auf die Seſſellehne geſtützt geſtanden. Bei dem bitteren Wort des Oberſten blickte ſie ſchmerzlich-flehend zu ihm hin. Er ſchien es nicht zu bemerken.

„Es ſcheint, auch Sie haben das Gedächtnis für empfangene Beleidigungen, das man unſerm Hauſe nachſagt," bemerkte der Freiherr ruhig. „Erlauben Sie mir zu ſagen, daß Sie den Entſchluß meiner Tochter nicht ganz richtig deuten. Meine Tochter — wie wir alle hier im Schloß — glaubte Sie nicht mehr unter den Lebenden. Sie ſah voraus, daß unſre Flucht bei den freundlichen Beziehungen, in denen Sie einmal zu uns geſtanden haben, den Feinden des Oberſten Martin Stoſſ zu Verdächtigungen gegen ſeine militäriſche Ehrenhaftigkeit geben würde, — Verdächtigungen, die der Tote ſelber nicht mehr abwehren konnte. Dies war für ſie — ich füge hinzu: auch für mich — entſcheidend. Ich ſchuldete Ihnen dieſe Mitteilung, nachdem Sie vorhin angedeutet haben, daß wir Ihre Ehre und Menſchlichkeit zu gering einſchätzten."

Der Oberſt blickte betreten vor ſich zur Erde.

„Als Sie vorhin kamen," fuhr der Freiherr langſam fort, „war ich eben im Begriff, meiner Tochter eine andre Mitteilung zu machen. Es iſt das beſte, wenn Sie auch das hören. Mir fällt es ſehr ſchwer, denn ich habe wiſſentlich noch nie die mir auferlegte Diskretion gegen einen Kavalier verletzt und thue es jetzt gegen einen Toten, — gegen meinen nächſten Blutsverwandten. Aber es muß ſein, damit es ganz klar zwiſchen uns ſei und Sie ſich völlig frei fühlen von einer Verpflichtung gegen mich. Was mein Haus Ihnen vordem etwa Freundliches erwieſen hat, war nur ſehr gering gegen das, was es Ihnen, ſowie ich *jetzt* denke, ſchuldete, — nach göttlichem Recht, wenn auch nicht nach geſchriebenem. Ich habe keine dokumentariſchen Beweiſe für das, was ich Ihnen ſagen werde, aber es iſt wahr, denn es iſt das Geſtändnis eines Sterbenden, mir allein als Geheimnis anvertraut: Ihre Mutter war eine walloniſche Förſterstochter aus der Nähe von Malmédy, mit Namen Marguerite Villon. Als ſie mit Ihnen im Gehölz an der Fronerei zuſammenbrach, war ſie dicht am Ziele ihrer verzweifelten Wanderung nach dem Manne, der ſie berückt und verlaſſen hatte, und der ihre furchtbare Anklage nur noch aus dem Antlitz der Toten leſen ſollte. Dieſer Mann war —" der Freiherr ſtockte, dann ſagte er leiſer, mit zitternder Stimme: „der als Komtur des Deutſchen Ordens verſtorbene Freiherr Roland von Roll."

Der Oberſt ſank ſtöhnend gegen die Thür und deckte die Augen mit der Hand wie vor einem Blitzſtrahl. Godleva blickte entſetzt von ihm zu ihrem Vater zurück. Der nickte traurig. „Es iſt ſo, Godleva," ſagte er leiſe. „Du und er, ihr ſeid Bruderskinder, — verwandt — und geſchieden durch das heiße, trotzige Blut unſres ſündigen Geſchlechts. Wir können kränken, aber keine Kränkung vergeſſen."

„O nicht geſchieden!" rief Godleva erhobenen Hauptes. Ihre Augen leuchteten wunderbar, das Morgenlicht umwob roſig ihre Geſtalt. Sie trat zu dem Oberſt und

faßte ſeine Hand: „Komm zu dir, Roland!“ flehte ſie. „Sei wie du biſt, großherzig und edel. Vergieb, was an dir geſündigt worden iſt. Vergieb auch mir, wenn du kannſt. Mein Herz kennt den alten Wappenſpruch jetzt beſſer — ſeit es dich als einen Toten betrauern zu müſſen wähnte. Es weiß nichts mehr davon, daß du mich einmal gekränkt haſt. Es weiß nur, was du mir vielmal Gutes gethan haſt. Das kann es nie vergeſſen und muß dir danken, ſo lang es ſchlägt!“

„Godleva!“ Faſt verzweifelnd klang's von ſeinen Lippen, und faſt erſchrocken ſtarrte er in das geliebte Antlitz. Sie aber ſchlang die ſchönen Arme um ſeinen Nacken und ſchaute ihm in die Augen, erglühend vor Scham und Wonne. „Ich hab' dich lieb wie in jener Stunde, — und tauſendmal mehr!“ Da legte er den Arm um ſie und küßte ſie auf Mund und Stirn. Sie ließ es willig geſchehen, dann entwand ſie ſich ihm. Der Oberſt blickte fragend nach dem Freiherrn hin. Der verbarg ſeine Rührung unter einem kurzen Lachen. „Die dienſtliche Meldung iſt unnötig, mein Lieber, — ich bin ja nun ſchon genügend unterrichtet.“ Godleva umarmte und küßte ihn. „O mein Vater!“ Er nickte ihr freundlich zu, reichte dem Oberſt ſeine Linke und blickte ihm lange, liebevoll ins Geſicht: „Ich habe Sie lange lieber gehabt, als Sie ahnten und als ich's mir zugeſtehen mochte, mein Sohn. Nun hat es der blonde Trotzkopf da doch ins reine gebracht. Möchtet ihr beide lebenslang ſo glücklich miteinander ſein, wie ihr mich in dieſer Stunde macht.“

Er nickte den Liebenden freundlich zu und wollte das Zimmer verlaſſen. In dieſem Moment brach durch die Galerie ein ſo entſetzliches Kindergeſchrei heran, daß ſie alle drei erſchrocken zuſammenfuhren. Numa und Pompilia ſtürzten herein. Ohne alle ſonſtige Artigkeit und Naſchpolitik klammerten ſie ſich an Godlevas Kleid und erhoben aufs neue ihr Wehgebrüll, aus dem an menſchlichen Sprachſchätzen einſtweilen nur der Name „Tante Judith“ herauszuerkennen war.

Aber hinter ihnen her trat der Gefreite und bisherige Schloßkommandant. Auch er ſchien, und zwar mit abergläubiſchem Grauſen, nur eine der anweſenden Perſonen zu erblicken, vor der er dann vorſchriftsmäßig ſtrammſtand: „Mein Oberſt,“ ſtotterte er, „— ich habe mit dem Huſar Dubais die Verfolgung der —“

„Sie können ſich das jetzt ſparen,“ ſagte der Oberſt. „Die Haft iſt aufgehoben.“

„Ja, mein Oberſt. Das hat mir der Leutnant Latour ſoeben mitgeteilt. — Aber . . . wir haben den Wagen der Flüchtigen gefunden. Eine halbe Stunde von hier, auf der Straße nach Meckenheim, an einem Kreuzweg.“

„Was haben Sie gefunden?“

„Den Wagen. Leer und umgeſtürzt. Davor das Pferd, angefreſſen, — das heißt, mehr aufgefreſſen.“

„Die Wölfe!“ rief Godleva erblaſſend. Der Gefreite, der das Wort hier ſchon gelernt hatte, fuhr in ſeinem franzöſiſchen Bericht fort, als hätte ſein Vorgeſetzter es gerufen: „Ja, mein Oberſt. Die Wölfe ſind dabei geweſen. Der Huſar Dubais, der aus Lothringen iſt und dieſe Art Tiere perſönlich kennt, zeigte mir ihre Fährte und auch in der Ferne einen, der krank war; er lief kaum weg. Aber die Pferde wurden ſcheu. Ich hielt es für das beſte, umzukehren und die Bauern aufzubieten.“

Der Oberſt wandte ſich zu ſeinem Oheim. „An jenem Kreuzweg, etwa hundert Schritt von der Straße, ſtand vor ſieben Jahren eine kleine Schutzhütte?“

Digitized by Google

Der Freiherr nickte. „Steht noch da. Arg verfallen — aber gegen dieſe Feinde doch noch leidlich ſturmfeſt. Wenn ſie ſich bis zu der Hütte retten konnten —“

Der Gefreite hatte wieder ein Wort aufgefangen. „Pardon, mon colonel, — ûté, c'est cabane, n'est-ce pas? Zwanzig Schritt davor ſaß der kranke Wolf, im Gebüſch. Aber die Pferde wollten nicht heran.“

Der Oberſt unterdrückte nur halb ein militäriſches Kraftwort. Godleva beruhigte die Kinder, die wieder loszubrüllen drohten, und ſchob ſie hinaus.

„Wie viel Leute haben Sie?“ fragte der Freiherr den Oberſt.

„Vier Karabiner, — ſechs, wenn Sie dem Leutnant und mir mit zwei Büchſen aushelfen können. — Aber das graue Geſindel nimmt ja überhaupt bei Tage den Kampf gar nicht an.“ Er wandte ſich wieder zu dem Gefreiten: „Ich laſſe den Leutnant bitten, ſofort alle Mann aufſitzen zu laſſen und mit meinem Wagen im Schloßhof zu halten. — Kannſt du uns etwas Stärkendes für alle Fälle mitgeben, Godleva?“

Godleva faßte ſeine Hand. „Ja. — Aber nimm mich mit, bitte.“ Und faſt ohne ſeine Bejahung abzuwarten, wandte ſie ſich auf franzöſiſch an den Gefreiten: „Schicken Sie einen Mann vorauf nach unſerm Hauſe, — der Hausmeiſter Jakob ſoll ſofort anſpannen und auf uns warten. Er ſoll viel warme Decken und dergleichen in den Wagen packen und die beiden Büchſen meines Vaters, meine und ſeine eigne ſchußbereit halten. — Die könnt ihr haben, du und der Leutnant. Bis zu unſerm Hauſe kann ich in der Kutſche fahren.“

„Sie hören, was meine Braut befiehlt,“ ſagte der Oberſt, „— na, was haben Sie denn?“

Der Gefreite ſchluckte krampfhaft. „Verzeihung, mein Oberſt, — bis vorhin waren Sie ermordet, dann wieder ſpringlebendig, und jetzt mit einem Engel verlobt, — c'est plus fort que moi!“

Der Oberſt lachte trotz aller Sorge. Er griff in die Taſche — „Da, zu Ihrer Stärkung, — aber erſt nachher!“ und winkte ab. — — — — — — — —

— —

Hundert Schritt von der Landſtraße und zwanzig Schritt abſeits von der andern, an der die Schutzhütte ſtand, lag etwas, das der Huſar Dubais unbeſchadet ſeiner heimatlichen Sachkenntnis wohl als „krank“ anſprechen konnte. Es war aber nur überſatt; — ſo ſatt und vollgefreſſen, daß es an einem neben ihm liegenden Stück Pferdefleiſch einſtweilen nur träge leckte. Unfern von ihm unter den verſchneiten Haſeln und Birken, die ſpärlich aus dem unfruchtbaren Waldheideboden aufragten, lagerten noch vier oder fünf gleich träge graue Geſellen. Zuweilen hob einer den häßlichen langſchnauzigen Kopf und äugte aus den tückiſchen ſchiefſtehenden Sehern nach der Schutzhütte hin, und wenn in dem kleinen glasloſen Fenſter, das dort über Mannshöhe angebracht war, wieder ein angſtbleiches ſchönes Menſchenantlitz unter ſchwarzen Flechten herausſpähte, erſchraken ſie nicht; ſie leckten nur mit der langen Blutzunge über die Naſe.

Drinnen in der Hütte war es ſtill geworden. Der jüdiſche Kutſcher ſchlief auf ein paar Reiſigbündeln neben dem Feuer, an dem ſie ſich gegen Morgen aus Schnee

Digitized by Google

und Branntwein in der blechernen Reiſeflaſche eine Art Frühtrunk gebraut hatten. Der Bürger Manaſſe ſaß jenſeits der Feuerſtätte, auf einem mit der Pferdedecke überbreiteten Holzklotz, in ſeinen Mantel gehüllt, die Hände im Schoß und den Blick auf den Boden geheftet. Er „dachte“; darin wünſchte er ſelbſt hier und jetzt nicht geſtört zu werden. Es kam aber immer nur dasſelbe trübſelige Denkergebnis heraus. Alles hatte er zuvor weiſe in Rechnung gezogen, nur eben nicht dies, daß der Wagen ein Rad verlor, das Pferd darüber ſtürzte und ein Bein brach. Und dann die Wölfe. Man hatte die rettende Hütte eben erreicht und die Thür verrammelt, als ſchon von der Landſtraße her ihr Geheul aufklang, — und dann der entſetzliche Todesſchrei des Pferdes. Nun lagerten ſie draußen, und die Menſchen ſaßen drinnen, mit einer einzigen doppelläufigen Flinte des Kutſchers und der unſicheren Hoffnung auf Befreiung von den Wölfen des Waldes — durch die Wölfe der Republik.

Judith ſaß auf einem Reiſigbündel neben ihrem Ausguckpoſten, einem Holzblock unter dem Fenſterchen. Jetzt klang von der Landſtraße her in langgezogenen Tönen ein tieriſcher Laut, verwandt dem Wolfsgeheul und doch verſchieden von ihm wie das Gute vom Böſen. Judith ſtieg auf ihren Block. „Vater,“ rief ſie, „die Wölfe laufen weg. Ein Hund — noch einer — Godlevas Hunde — jetzt haben ſie einen.“ Ein ſcheußliches, kurzes Aufheulen bekräftigte den Bericht. „Vater,“ rief Judith wieder, „die Huſaren kommen — auch von der andern Seite —“

„Der Ewige hat uns gegeben in ihre Hände,“ murmelte der Bürger Manaſſe ſchwermütig.

„Es iſt ein kleiner Wagen dabei, mit einer Frau neben dem Kutſcher,“ rief Judith immer erregter. „Es iſt Godleva! Da — jetzt ſchießt ſie!“

Draußen knallte es. Der Bürger Manaſſe blickte ſeine Tochter maßlos verwundert, faſt ängſtlich an. Der jüdiſche Kutſcher fuhr auf und ergriff vorſichtig ſeine Flinte.

„Sie hat ihn getroffen — es war der große, gerade hier gegenüber, der mich immer ſo ſcheußlich anguckte ... Da iſt ein Huſar mit einer Jagdbüchſe — er legt an —“

Es knallte, und Judith ſchrie auf: „Vater, es iſt der Oberſt!“

„Gott ſei mir gnädig, nu iſt die Judith geworden verrückt!“ ſeufzte der Bürger Manaſſe.

„Er iſt es — ſie kommen —“ Judith ſprang von ihrem Block und lief zitternd zur Thür hin. Die morſche Thür krachte unter kraftvolleren Stößen als von Wolfsklauen zuſammen. Ein Strom froſtfriſcher Morgenluft ergoß ſich in den modrig-dumpfen Raum, und auf der Schwelle ſtand vom Morgenlicht umfloſſen Godleva neben Roland.

„Sie leben?“ rief Judith.

Der Oberſt ſchüttelte ihr lachend die Hand. „Es iſt mein Schickſal, daß mich heute allewelt hier draußen als Geſpenſt anſpricht. Ich lebe aber wirklich und habe mich zum Beweiſe deſſen vor einer Stunde mit der Baroneſſe Godleva verlobt.

Judith fuhr zuſammen und blickte zu Boden. Dann trat ſie auf Godleva zu und umarmte und küßte ſie inbrünſtig.

Digitized by Google

„Nu," ſagte der Bürger Manaſſe etwas unſicher, „da kann man ja in einem gratulieren und für freundliche Rettung danken." Der Oberſt drückte ihm die Hand: „Unſer Rettungskonto werde ich wohl ſchwerlich je begleichen. Aber auf den nächtlichen Ausflug konnten Sie verzichten. Geſtatten Sie, daß ich Ihnen zur Rückreiſe zur Stadt meinen Wagen zur Verfügung ſtelle. Das Geiſelgeſetz iſt aufgehoben, — durch den General Bonaparte, der jetzt die Republik leitet."

„Was? Leitet er wirklich?"

„So wirklich wie nur denkbar."

Der Bürger Manaſſe faltete die Hände und blickte nach oben: „Gott, was für ein ſchöner Morgen!"

XV.

Als die Veilchen blühten und die Buchfinken ſangen, an einem beſonders milden erſten Apriltag des Jahres 1800, war in der weiland kurkölniſchen Reſidenzſtadt früh am Morgen ein aufgeregtes Leben und Laufen. Der Brigade-General Roland Martin war noch einmal in Bonn eingekehrt, um „ſein" Huſarenregiment perſönlich zum Sammelplatz in Koblenz und von dort vereint mit dem andern Regiment der Brigade weiter zu führen, — weit weg an die Ufer des Genfer Sees, wo ſich die „italieniſche Armee" des Erſten Konſuls ſammelte. Denn es war wieder, oder noch immer Krieg. Die *eine* große Sehnſucht nach dem Weltfrieden hatte der „Morgen des neuen Jahrhunderts" nicht erfüllt. Aber es war wunderlich, wie anders ſich die friedlichen Bürger jetzt ſogar darein fügten. Denn der Krieg hatte jetzt einen Kriegsherrn, — nicht eine vielköpfige, untereinander hadernde und nur in der Habgier einige Klique von Schwätzern und Strebern, vielmehr eine beſtimmte, große Perſönlichkeit. Und dieſer kriegsgewaltige, eben erſt dreißigjährige Herrſcher hatte in knapp vier Monaten auch in den nichtmilitäriſchen Dingen erſtaunlich Wandel geſchaffen. *Noch* hielt er ſich in gutem Sinne über den Parteien und verſuchte ſie in der einzigen Weiſe zu „verſöhnen", bei der für die Allgemeinheit etwas herauskommt, nämlich indem er ſcharfen Blickes aus allen Parteien die fähigen Köpfe und geſchickten Hände zu der einen großen Partei der ehrlichen Arbeit vereinte. Was die Revolutionsflut an Einrichtungen und Menſchen *Gutes* hinterlaſſen hatte, ſollte jetzt wirken. Auch die Bürger Bonns empfanden es an ihrem Teile vielfältig. Der General Jourdan hatte ſich, ſobald ſein politiſcher Schnupfen durch einige Wochen Stubenpflege ausgeheilt war, anſtatt auf den Weg nach Cayenne an die Spitze eines Armeekorps begeben dürfen; aber ſein jakobiniſcher Parteigenoſſe Lecanal blieb vergraben — gleichfalls nicht in Cayenne, aber in der machtloſen Verächtlichkeit geſtürzter Demagogen, denen eine weiſe Regierung ſogar den billigen Schein einigen Märtyrtums verſagt. An ſeiner Stelle war ein tüchtiger Verwaltungsbeamter jetzt daran, inmitten aller Kriegsrüſtungen von Koblenz aus die Geſchäfte der vier „neuen Departements" am Rhein zu regeln. Das Schulweſen begann ſich zu ordnen; zur Pflege des Rechtes wurden tüchtige Männer eingeſetzt, die ſich in dem Wuſt alter und junger Verordnungen nach beſtem Gewiſſen zurechtfinden mochten, bis das neue bürgerliche Geſetzbuch, das gleiche Recht

für alle, fertig war, an dem in Paris die Elite praktischer Juristen unter dem Vorsitz des Ersten Konsuls arbeitete. Handel und Gewerbe trugen leichter die eine große Last der Staatssteuern, seit sie sich besser gegen die unzähligen, unvorhersehbaren Quälereien kleiner und großer Blutsauger geschützt fühlten, und vor allem: es lief wieder mehr wirkliches Geld um, statt der Assignaten und Mandate, die man zuletzt im Ramsch nach dem Gewicht haben konnte, das Pfund für einen Thaler. Es war lehrreich, wie viel leichter sich auch in der politischen Kleinwelt der ehemaligen Residenzstadt die Leute der verschiedensten „Prinzipien" vertrugen, seit sie wieder etwas im Beutel oder Aussicht hatten, es durch ehrliche Arbeit zu verdienen. Sie empfanden sich darum nicht als Franzosen, — so wenig wie sie unter den Kurfürsten ein deutsches Nationalgefühl gekannt hatten. Das war ja überhaupt seit Jahrhunderten im römischen Reiche deutscher Nation trotz aller herkömmlichen Reichstagsphrasen von „teutscher Libertät", trotz allem Bardengebrüll von „Söhnen Teuts" und dergleichen gründlichst verkümmert und lebte einstweilen nur noch unpolitisch in Kopf und Herz einsamer Dichter und Denker, wo es goldene Träume von einer neuen deutschen Geistesblüte und teilweise auch herrliche Werke zur Verwirklichung solcher Träume reifte. „Kurfürstlich" oder „republikanisch" waren die Leute in Bonn fünf Jahre gewesen; jetzt waren sie vereint „bonapartistisch". Sogar die Baronin mit dem Puderturm auf dem Kopf hatte nichts mehr gegen die neue Weltordnung einzuwenden, seit ihr die neuen Gerichte eine kleine Entschädigung für ungerecht konfiszierte Liegenschaften zugebilligt und in bar, ausreichend für unzählige Tassen Kaffee, ausgezahlt hatten; und während sie nun im Wagen des Geheimrats von Munch mit ihm, der Nichte und dem Domherrn nach der Koblenzer Landstraße hinausfuhr, sagte sie gnädig: „Er hat effektiv etwas Kavaliermäßiges, dieser General Martin, und ich gönne ihm unsre gute Godleva. Schade, daß unsre Excellenz von Roll selig die Hochzeit nicht mehr erlebt hat."

Dem Freiherrn von Roll hatte ein Schlagfluß am 1. Dezember schmerzlos das neue Beiwort verschafft, welches die fromme Dame seinem Namen anhängte. Drei Monate später hatte der neue „Maire" der Stadt, Bürger Eichel, die Eheschließung Rolands und Godlevas vorschriftsmäßig nach dem neuen Civilstandsgesetz beglaubigt. Der Sturmschritt, mit dem das „neue Jahrhundert" in die Welt trat, duldete kein „Trauerjahr" und auch kein allzu langes Rasten in idyllischen „Flitterwochen". Seit einigen Tagen war die Generalin Martin schon unterwegs von Paris nach Genf, um dort ihr „Heim" einzurichten und nach kurzer Wiedervereinigung wer weiß wie lange als Strohwitwe zu bewohnen, — in einem Landhaus, das ihr der Erste Konsul auf das Fürwort von „Madame" überwiesen hatte. „Madame", — in diesem Worte klang der ganze plötzliche Wandel der Zeiten seit dem „20. Brumaire des Jahres VIII" auf. Vor der Revolution war es der Titel der Gattin von „Monsieur", dem ältesten Bruder des regierenden Königs gewesen; und jetzt führte ihn — offiziös, fast offiziell — die Gattin des regierenden Konsuls. Noch nicht „Sa Majesté", aber doch beinah. Die Häutung zur Monarchie versprach sich sehr schnell und schmerzlos zu vollziehen. Einstweilen hieß das Ding noch Republik, der „neue" Kalender galt noch und zeigte heut auf den „13. Germinal", der Freiheitsbaum auf dem Bonner Markte stand noch, völlig kahl und nadellos, und von den Kirchtürmen klangen die Glocken noch

Digitized by Google

zu republikanischen Festen, — aber auch wieder zum Gottesdienst der Konfessionen, denen sie „wieder" gehörten.

Diesmal war es ein Abschiedsläuten und sehr beweglich wiederhallend in vielen Herzen; — die „Martinshusaren" hatten es sichtlich verstanden, auch im Anknüpfen zartester Verhältnisse das Vorbild ihres ersten Kommandeurs zu befolgen. Es gab unter der Volksmenge vor dem Koblenzer Thor erstaunlich viel Scheideseenen und hübsche Bürgermädchen und Mägde, die sich in großer Rührung die Augen mit dem Tuche trockneten, — auch wohl einmal in der Zerstreutheit mit dem Paket, das eine letzte schmackhafte Liebesgabe umschloß. Aber die weibliche Wehmut stieg auch in „prominentere" Kreise. Auch die Bürgerin Judith führte ihr Thränentüchlein heute nicht umsonst im Gürtel.

Sie stand auf dem Platz vor dem „alten Zoll", der für die Behörden und deren Angehörigen reserviert war, — der Bürger Manasse hatte nichts dagegen einzuwenden, daß er jetzt auch, unter dem Vorsitz seines Geschäftsfreundes Eichel, die Gemeinderatsschärpe trug. Neben ihr stand der junge Levi aus Wien, der die Zeichen der Zeit und die winterliche Waffenruhe wahrgenommen hatte, um nach Abwickelung seiner Wiener Geschäfte in das heimische Haus zurückzukehren. Ein durchaus annehmbarer junger Geschäftsmann war's, der die Modetracht eines „vernünftigen Liberalen von Stande" mit Kniehosen, gestreifter Weste, blauem Leibrock und Cylinderhut mit vielem Anstand trug und sich in jeder Beziehung zu benehmen wußte. Klug blickend und lebhaft gestikulierend redete er Vergleichungen seiner Wiener Truppenschau-Erfahrungen mit der heutigen. „Es sind tüchtige und starke Leute, die kaiserlichen Kürassiere, aber alles so steif und eingeschnürt, und man sieht es ihnen am Gesicht an, daß der Stock noch bei ihnen regiert. Und die Offiziere! So sehr viel alte Herren dabei, mit dem goldknöpfigen Rohrstock in der Hand, gepudert und gichtbrüchig. Hier ist in allem ein andrer Schick. Es ist alles jugendlicher." Der junge Levi war noch sehr für das jugendliche. Aber auch der Bürger Schmitz neben ihm nickte beifällig: „Vorige Woche ist ja das andre Regiment von der Brigade hier durchgekommen, die Karabinier. Schöne Leute, alles was wahr ist, in blauen Waffenröcken und Stahlhelmen mit langen Roßschweifen dran. Aber unsre netten kleinen Husaren sind mir doch noch lieber. Schade, daß sie nach dem Krieg nicht wieder hierher kommen. Nun haben wir künftig nur noch das Infanterie-Bataillon hier, und das Bezirkskommando nach der neuen Manier, was Ihr zu leiten habt. Ihr bleibt jetzt der erste, Oberstleutnant." Der Oberstleutnant Hahnebein nickte gemütlich. In dem Militärstaate des neuen Kriegsherrn war auch Verwendung für Offiziere seinesgleichen, — unblutige Bureauposten mit regelmäßiger Arbeit, pünktlich ausgezahlter Gage und stillen Abendschoppen. So etwas hatte er sich eigentlich schon lange gewünscht, und er hatte es nun.

Der Bürger Manasse blinzelte nach dem Gitterthor des Alten Zolls hinaus, wo zwei große Nationalflaggen im Frühlingswinde flatterten. Die eine trug im Mittelfelde das Schlagwort der Republik: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit." Auf der andern stand: „Ehrlichkeit, Thätigkeit, Sicherheit." — „Das ist Euer Einfall, Bürger Eichel," sagte er. „Man kann nichts dagegen sagen. Wenn der Erste Konsul uns will wahr machen diese Worte, werden sich die drei andern verstehen von selber."

Digitized by Google

„Ich meine immer," ſagte der Bürger Schmitz nachdenklich, „wenn er uns jetzt durch einen letzten tüchtigen Krieg den Frieden ſchaffte, der Bonaparte, und dann ſtürbe — ich will es gewiß nicht wünſchen, aber ich meine immer, das wäre das größte Glück für ihn. Dann könnten ſich unſre Kindeskinder keinen ſchöneren Engel im Himmel denken. Wer weiß, wie er ſich ſpäter hält."

Auf dieſe ausnehmend philoſophiſche Betrachtung des Kollegen Schmitz konnte der Bürger Manaſſe nur noch mit einem ernſthaften Nicken antworten, denn die Schwadronen ſtanden jetzt parademäßig, durch die Zuſchauermenge ging ein Ruck nach links, dem Thore zu, und dann ein großes Hochrufen. Der General Martin kam durch das Thor geritten, im Schritt an der Spitze des Stabes. Er trug ſtatt der neuen, ſchon etwas philiſterhaft-höfiſchen Generalsuniform kraft beſonderer Verleihung die Tracht „ſeiner" Huſaren. An der Magiſtratstribüne machte er Halt und verabſchiedete ſich freundlich-kurz von jedem; zuletzt von Judith. Sie reichte ihm weinend die Hand. „Grüßen Sie Godleva . . . Und bitte, nehmen Sie ihr dies mit. Ich habe es geſtern ſelbſt geholt . . . ein Reislein Immerſchön aus dem Wald bei Herzogsfreude. Numa und Pompilia laſſen grüßen. — Gott ſchütze Sie!"

Er lächelte ihr dankbar zu. Dann ſprengte er zu dem Regiment . . . Schmetternder Parademarſch; ein Grüßen, kurz wie ein Kommando, von vielhundertſtimmigem Chor erwidert; und wieder Kommandorufe . . . . langſam ſchwenkten die Geſchwader in die Landſtraße ein, eine bunte, im Frühlingsſonnenſchein ſchillernde Rieſenſchlange. Die Regimentsmuſik ſpielte die Marſeillaiſe, in einem ſeltſam verlangſamten, feierlichen Tempo, wie es die Etikette beim Auszug auf immer aus einer Garniſon vorſchrieb. Wunderſam, erſchütternd und hinreißend, klang die eherne Hymne durch das Geläut der Glocken und die Abſchiedsrufe der Menge hin. Der General Martin ritt an der Spitze des Regiments neben dem neuen Oberſt, ſtumm dankend, die Hand an der Schläfe, und auf dem ernſten Antlitz das ſtille, gefaßte Lächeln, das in trübſten Wintertagen die Herzen der Unterdrückten erquickt und befriedet hatte. Die Bürger längs der Straße ſchwenkten die Hüte, die Mädchen und Frauen ließen ihre Tüchlein flattern und warfen den Reitern Veilchen und Frühlingsreiſer zu. So ſind ſie hinausgezogen aus der kleinen Stadt in die wilde Welt, — in den erſten Krieg eines „neuen Jahrhunderts".

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Für die Reisezeit!

Land und Leute * Monographien zur Erdkunde:

Thüringen von **A. Trybel.** Mit 145 Abbildungen und Kartenskizzen. Preis M. 3.—

Norwegen von **Sophus Ruge.** Mit 115 Abbildungen und einer farbigen Karte. Preis M. 3.—

Tirol von **Max Haushofer.** Mit 200 Abbildungen und einer farbigen Karte. Preis M. 4.—

Schweiz von **J. C. Heer.** Mit 181 Abbildungen, einer Buntтafel und einer farbigen Karte. Preis M. 4.—

Oberbayern, München und bayerisches Hochland von **Max Haushofer.** Mit 102 Abbildungen und einer farbigen Karte. Preis M. 3.—

Deutsche Ostseeküste von **Georg Wegner.** Mit 150 Abbildungen und einer farbigen Karte. Preis M. 4.—

Deutsche Nordseeküste, Friesische Inseln und Helgoland von **H. Haas.** Mit 166 Abbildungen und einer farbigen Karte. Preis M. 4.—

Der Harz von **Fr. Günther.** Mit 115 Abbildungen und einer farbigen Karte. Preis M. 3.—

Am Rhein. Die Rheinlande von Frankfurt bis Düsseldorf und die Thäler des rheinischen Schiefergebirges von **H. Kerp.** Mit 182 Abbildungen und einer farbigen Karte. Preis M. 4.—

Lübeck, die Freie und Hanse-Stadt von **Adolf Holm.** Mit 122 Abbildungen. Preis M. 4.—

In diesen Bänden wird auf geographischer Grundlage eine Beschreibung von Landschaft und Volk gegeben, wie sich beide heute unserem Auge darstellen, unter Berücksichtigung des historisch Gewordenen und des heutigen Kulturzustandes. Bürgen die Namen der Verfasser dafür, daß die Bände sowohl wissenschaftlich auf der Höhe der Zeit stehen, als auch anregend und fesselnd geschrieben sind, so kann hinsichtlich der Ausstattung gesagt werden, daß kaum jemals ähnlich schön und reich illustrierte Werke dem Liebhaber für einen so mäßigen Preis geboten worden sind, da die Bilder das Beste darbieten, was augenblicklich an photographischen Naturaufnahmen dieser bevorzugten Gegenden vorhanden ist.

Die Bände sollen sowohl auf die Reise vorbereiten, als auch eine liebe Erinnerung an froh verlebte Reisetage sein.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Fortuna- und Adler-Musik-Werke

Neue Spieldosen mit auswechselbaren Notenscheiben.

Bringen Freude in jedes Haus. Reizende Musik. Solide Arbeit.

Die „Zither-Imitation" verleiht der Musik angenehme Abwechslung, dieselbe kann beliebig an- und abgestellt werden.

Fortuna-(Adler) Spieldose No. 210, zum Drehen, 83 Stahlzungen M. 10,00
Jede Note . . „ 0,35

NEUHEIT! Fortuna-(Adler) Salon-Spieldose No. 280, selbstspielend, 108 Stahlzungen, unerreicht an Tonfülle und Ausstattung . . M. 225,00
Dieselbe mit Zither-Imitation . . . . „ 235,00
Jede Note . . . . . „ 2,00

Fortuna-(Adler) Spieldose No. 220, selbstspielend, 83 Stahlzungen M. 24,00
Jede Note . . „ 0,35

Fortuna-(Adler) Spieldose No. 225, selbstspielend, 40 Stahlzungen M. 30,00
Jede Note . . „ 0,50

Fortuna-(Adler) Spieldose No. 255, selbstspielend, 77 Stahlzungen M. 105,00
Dieselbe mit Zither-Imitation „ 113,25
Jede Note . . . . . „ 1,50

Fortuna-(Adler) Cubicel-Spieldose No. 265, selbstspielend, 90 Stahlzungen, mit Marquetterie-Einlage . M. 155,00
Dieselbe mit Zither-Imitation „ 165,00
Jede Note . . . . . „ 1,60

Neuheit! Fortuna-(Adler) Spieldose No. 230, selbstspielend, 61 Stahlzungen . . . . M. 50,00
Jede Note . . . . . „ 0,90

Adler-Automat No. 350.

Fortuna-(Adler-) Musik-Automaten: — Noten p. Stück

No. 330 108 Stahlzung	M. 200,00	M. 2,00
No. 350. 118 Stahlzung	„ 240,00	„ 2,25
do. m. Zither-Imitation	„ 251,50	„ 2,25
Unterschrank dazu	„ 60,00	
No. 360. 149 Stahlzung.	„ 260,00	„ 3,50
do. mit Zither-Imit.	„ 274,00	„ 3,50

Schön. Unterschrank dazu M 62,60

Fortuna-(Adler) Spieldose No. 245, selbstspiel., 50 Stahlzungen, Nussbaum-Schatulle mit Marquetterie M. 80,00
Dieselbe mit Zither-Imitat. „ 93,00
Jede Note . . . . . „ 1,20

Gratis werden versandt:

- Preisliste No. 1 über alle Saiten- und Blasinstrumente und deren Bestandteile.
- Preisliste No. 2 über mechan. Musikwerke, mechanische u. elektrische Pianos, Orchestrions, Harmonikas, Mundharmonikas, Concertinos, Bandonions, Phonographen etc.
- Preisliste No. 3 über Harmoniums und Pianos
- Preisliste No. 4 über Aeolian-Orgeln und Pianolas.
- Preisliste No. 5 über Harfen von Lyon and Healy.
- Preisliste Nr. 6 über Fortuna- und Adler-Spieldosen u. Automaten.
- Preisliste No. 7 über Musikalien.

Die „Fortuna- u. Adler-Musikwerke" sind auch für den Export besonders geeignet.

Jul. Heinr. Zimmermann * Leipzig.

Geschäftshäuser in St. Petersburg, Moskau, London. Vertreter für den Uebersee-Export: Deurer & Kaufmann, Hamburg.

Stanford University Libraries
3 6105 124 418 307

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.